

Haruki Murakami

Kafka am Strand

scanned 2005/V1
corrected by ditab

KAFKA AM STRAND ist der ungewöhnlichste Entwicklungs- und Liebesroman, den wir bisher von Japans Kultautor lesen konnten: zeitlos und ortlos, voller Märchen und Mythen, zwischen Traum und Wirklichkeit – und dabei voller Weisheit.

ISBN: 3-8321-7866-X
Original: UMIBE NO KAFUKA
AUS DEM JAPANISCHEN VON URSULA GRÄFE
Verlag: DUMONT
Erscheinungsjahr: 1. AUFLAGE 2004

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

»Als mein fünfzehnter Geburtstag gekommen war, ging ich von zu Hause fort, um in einer fernen, fremden Stadt in einem Winkel einer kleinen Bibliothek zu leben. Wenn ich alles der Reihe nach erzähle, brauche ich dafür wahrscheinlich eine Woche. Wenn ich stattdessen zunächst nur die wichtigen Punkte aufführe, dauert es ungefähr genauso lange. Das klingt vielleicht wie der Beginn eines Märchens. Aber es ist kein Märchen. In keinem Sinne.«

Kafka Tamura erzählt das und seine Reise führt in Wirklichkeit aus der realen Welt hinaus in sein eigenes inneres, entlang an den Ufern des Bewusstseins. Eine schicksalhafte Prophezeiung, der Geschichte von Ödipus gleich, lenkt Kafkas labyrinthischen weg. ›Kafka am Strand‹ heißt das Bild an der Wand von Saeki, der rätselhaften Leiterin jener kleinen Bibliothek. Und ›Kafka am Strand‹ heißt auch der Song aus der Zeit, als Saeki noch Pianistin war und einen jungen Mann leidenschaftlich liebte, sie waren ein Paar wie Romeo und Julia. Die Wege des Erzählers Kafka kreuzen sich auf geheimnisvolle Weise mit den ihren und denen eines alten Mannes, der die Sprache der Katzen versteht und Spuren folgt, die in eine andere Welt weisen.

KAFKA AM STRAND ist der grandiose neue Roman von Haruki Murakami. Seit seinem Erscheinen ist KAFKA AM STRAND ein Bestseller, der erstmals außerhalb von Japan übersetzt erscheint.

Autor



HARUKI MURAKAMI, 1949 in Kyoto geboren, lebte über längere Zeit in den USA und in Europa und ist der gefeierte und mit höchsten japanischen Literaturpreisen ausgezeichnete Autor zahlreicher Romane und Erzählungen. Er hat die Werke von Raymond Chandler, John Irving, Truman Capote und Raymond Carver ins Japanische übersetzt.

Der Junge namens Krähe

»An Geld bist du jetzt auch irgendwie gekommen, ja?«, sagt der Junge namens Krähe in seiner üblichen, etwas schwerfälligen Sprechweise, als wäre er gerade aus dem Tiefschlaf erwacht und als funktionierten seine Sprechmuskeln noch nicht richtig. Aber das ist reine Attitüde, in Wirklichkeit ist er hellwach. Wie immer.

Ich nicke.

»Wie viel ungefähr?«

Ich überschlage die Summe noch einmal im Kopf.

»Ungefähr 400000 in bar. Außerdem kann ich noch ein bisschen mit der Karte vom Bankkonto ziehen. Natürlich wird das nicht ewig reichen, *aber für den Anfang* geht's doch, oder?«

»Nicht schlecht«, sagt Krähe. »*Für den Anfang* ...«

Ich nicke.

»Aber das ist doch nicht das Geld, das dir der Weihnachtsmann letztes Jahr gebracht hat, oder?«

»Nein«, sage ich.

Krähe verzieht ironisch die Lippen und sieht sich um. »Es stammt aus irgendjemandes Schublade hier – könnte das sein?«

Ich gebe keine Antwort. Natürlich weiß er ganz genau, woher das Geld kommt. Er braucht gar nicht so drumherum zu reden. Das tut er nur, um mich aufzuziehen.

»Schon gut«, sagt Krähe. »Du brauchst ja Geld. Dringend. Irgendwie musstest du es ja in die Finger bekommen. Leihen, erschwindeln, stehlen … egal wie. Es gehört doch sowieso deinem Vater. *Für den Anfang* wirst du schon zurechtkommen. Aber was gedenkst du zu tun, wenn die 400000 aufgebraucht sind? Geld wächst nicht von alleine im Portemonnaie nach wie

Pilze im Wald. Du musst essen und irgendwo schlafen. Irgendwann ist es dann alle.«

»Das überlege ich mir, wenn es so weit ist«, sage ich.

»*Das überlege ich mir, wenn es so weit ist*«, äfft Krähe mich nach und breitet die Handflächen aus, wie um das Gewicht meiner Worte zu ermessen.

Ich nicke.

»Zum Beispiel Arbeit suchen oder was?«

»Vielleicht.«

Krähe schüttelt den Kopf. »Dazu musst du das Leben erst mal besser kennen. Wie soll denn ein fünfzehnjähriger Junge in einer fremden Gegend einen Job finden? Du hast ja nicht mal die Schule abgeschlossen. Wer wird so jemanden schon einstellen?«

Ich erröte ein bisschen. Ich werde immer gleich rot.

»Ist ja schon gut«, sagt Krähe. »Außerdem bringt die ganze Schwarzseherei nichts, wenn man noch nicht mal angefangen hat. Du hast dich entschieden, jetzt musst du deinen Entschluss in die Tat umsetzen. Schließlich ist es dein Leben. Konkret bleibt dir nichts anderes übrig, als das zu tun, was du vorhast.«

Genau, immerhin ist *das* mein Leben.

»Aber vor allem musst du jetzt stark werden.«

»Ich gebe mir Mühe.«

»Stimmt«, sagt Krähe. »In den letzten Jahren bist du ganz schön kräftig geworden. Das kann ich nicht leugnen.«

Ich nicke.

»Allerdings bist du erst fünfzehn«, sagt Krähe. »Dein Leben hat, gelinde ausgedrückt, gerade erst begonnen. Die Welt ist voll von Dingen, denen du noch nie begegnet bist. Von denen du überhaupt noch keine Vorstellung hast.«

Wie üblich sitzen wir nebeneinander auf dem alten Ledersofa im Arbeitszimmer meines Vaters. Krähe schätzt diesen Raum

sehr. Er liebt die kleinen Gegenstände, die es hier gibt. Gerade spielt er mit einem gläsernen Briefbeschwerer, der die Form einer Biene hat. Natürlich lässt er sich nicht blicken, wenn mein Vater zu Hause ist.

»Eins steht jedenfalls fest«, sage ich, »ich muss hier raus. Daran ist nicht zu rütteln.«

»Mag sein«, pflichtet Krähe mir bei. Er legt den Briefbeschwerer auf den Tisch und verschränkt die Hände hinter dem Kopf. »Aber das ist keine Lösung für alles. Ich will deinen Entschluss nicht ins Wanken bringen, aber ich weiß nicht, ob du dem Ganzen wirklich entkommen kannst, auch wenn du noch so weit fährst. Du solltest dir nicht allzu viel von der Entfernung versprechen.«

Ich denke über die Entfernung nach. Krähe drückt sich seufzend die Fingerkuppen auf beide Augenlider. Dann spricht er mich aus dem Dunkel seiner geschlossenen Augen an.

»Spielen wir unser Spiel?«

»Einverstanden.« Ich schließe ebenfalls die Augen und atme langsam und tief ein.

»Also gut, stell dir einen grausamen Sandsturm vor«, sagt er.

»Und vergiss alles andere.«

Wie geheißen, stelle ich mir einen tobenden Sandsturm vor. Und vergesse alles andere. Sogar mich selbst. Ich werde völlig leer. Sofort taucht er vor mir auf. Wie schon so oft erleben Krähe und ich so etwas gemeinsam auf dem alten Ledersofa im Arbeitszimmer meines Vaters.

Hin und wieder hat das Schicksal Ähnlichkeit mit einem örtlichen Sandsturm, der unablässig die Richtung wechselt, erklärt mir Krähe.

HIN UND WIEDER HAT DAS SCHICKSAL ÄHNLICHKEIT MIT EINEM ÖRTLICHEN SANDSTURM, DER UNABLÄSSIG DIE RICHTUNG WECHSELT.

SOBALD DU DEINE LAUFRICHTUNG ÄNDERST, UM IHM AUSZUWEICHEN, ÄNDERT AUCH DER STURM SEINE RICHTUNG, UM DIR ZU FOLGEN. WIEDER ÄNDERST DU DIE RICHTUNG. UND WIEDER SCHLÄGT DER STURM DEN GLEICHEN WEG EIN. DIES WIEDERHOLT SICH MAL FÜR MAL, UND ES IST, ALS TANZTEST DU IN DER DÄMMERUNG EINEN WILDEN TANZ MIT DEM TOTENGOTT. DIESER STURM IST JEDOCH KEIN BEZIEHUNGSLOSES ETWAS, DAS IRGENDWOHER AUS DER FERNE HERAUFZIEHT. EIGENTLICH BIST DER SANDSTURM DU SELBST. ETWAS IN DIR. ALSO BLEIBT DIR NICHTS ANDERES ÜBRIG, ALS DICH DAMIT ABZUFINDEN UND, SO GUT ES GEHT, EINEN FUSS VOR DEN ANDEREN ZU SETZEN, AUGEN UND OHREN FEST ZU VERSCHLIESSEN, DAMIT KEIN SAND EINDRINGT, UND DICH SCHRITT FÜR SCHRITT HERAUSZUARBEITEN. VIELLEICHT SCHEINT DIR AUF DIESEM WEG WEDER SONNE NOCH MOND, VIELLEICHT EXISTIERT KEINE RICHTUNG UND NICHT EINMAL DIE ZEIT. NUR WINZIGE, WEISSE SANDKÖRNER, WIE KNOCHENMEHL, WIRBELN BIS HOCH HINAUF IN DEN HIMMEL. SO SIEHT DER SANDSTURM AUS, DEN ICH MIR VORSTELLE.

Ich stelle mir diesen Sandsturm vor. Eine bleiche Windhose steigt in den Himmel wie ein dickes gerades Seil. Mit beiden Händen halte ich mir Augen und Ohren zu, damit die winzigen Sandkörner nicht in meinen Körper eindringen. Der Sandsturm rast auf mich zu, sodass ich den Luftdruck schon von weitem auf meiner Haut spüren kann. Schon droht er, mich zu verschlingen.

Nach einer Weile legt Krähe sacht seine Hand auf meine Schulter. Der Sandsturm verebbt, doch ich halte die Augen weiter geschlossen.

»Von nun an musst du der stärkste fünfzehnjährige Junge auf der Welt werden. Komme, was wolle. Eine andere Überlebenschance hast du nicht. Du musst begreifen, was Stärke wirklich bedeutet. Verstehst du?«

Ich antworte nicht. Am liebsten würde ich, seine Hand auf meiner Schulter, behaglich einschlafen. Ich spüre einen sanften

Flügelschlag an meinem Ohr.

»Von nun an wirst du zum stärksten Fünfzehnjährigen der Welt«, sagt Krähe mir noch einmal leise ins Ohr, während ich schon in den Schlaf hinübergleite. Doch seine Worte sind mir wie mit dunkelblauen Zeichen ins Herz tätowiert.

NATÜRLICH KOMMST DU DURCH. DURCH DIESEN TOBENDEN SANDSTURM. DIESEN METAPHYSISCHEN, SYMBOLISCHEN SANDSTURM. DOCH AUCH WENN ER METAPHYSISCH UND SYMBOLISCH IST, WIRD ER DIR WIE MIT TAUSEND RASIERKLINGEN DAS FLEISCH AUFSCHLITZEN. DAS BLUT VIELER MENSCHEN WIRD FLIESSEN, AUCH DEIN EIGENES. WARMES, ROTES BLUT. DU WIRST DIESES BLUT MIT BEIDEN HÄNDEN AUFFANGEN. ES IST DEIN BLUT UND DAS DER VIELEN.

UND WENN DER SANDSTURM VORÜBER IST, WIRST DU KAUM BEGREIFEN KÖNNEN, WIE DU IHN DURCHQUERT UND ÜBERLEBT HAST. DU WIRST AUCH NICHT SICHER SEIN, OB ER WIRKLICH VORÜBER IST. NUR EINS IST SICHER. DERJENIGE, DER AUS DEM SANDSTURM KOMMT, IST NICHT MEHR DERJENIGE, DER DURCH IHN HINDURCHGEGANGEN IST. DARIN LIEGT DER SINN EINES SANDSTURMS.

Als mein fünfzehnter Geburtstag gekommen war, ging ich von zu Hause fort, um in einer fernen, fremden Stadt in einem Winkel einer kleinen Bibliothek zu leben.

Um alles der Reihe nach zu erzählen, brauche ich wahrscheinlich eine Woche. Auch nur die wichtigsten Punkte aufzuführen, würde ungefähr genauso lange dauern.

ALS MEIN FÜNFZEHNTER GEBURTSTAG GEKOMMEN WAR, GING ICH VON ZU HAUSE FORT, UM IN EINER FERNEN, FREMDEN STADT IN EINEM WINKEL EINER KLEINEN BIBLIOTHEK ZU LEBEN.

Das klingt vielleicht wie der Beginn eines Märchens. Aber es ist kein Märchen. In keinem Sinne.

1

Als ich fortgehe, nehme ich nicht nur ohne zu fragen Geld aus dem Arbeitszimmer meines Vaters, sondern auch ein kleines goldenes Feuerzeug (dessen Design und Gewicht mir gefallen) und ein Klappmesser mit einer scharfen Schneide. Es dient zum Häuten von Wild und liegt gut und schwer in der Hand. Die Klinge ist zwölf Zentimeter lang. Vielleicht ein Souvenir von einer Auslandsreise. Außerdem nehme ich noch eine starke Taschenlampe aus der Schreibtischschublade. Und seine Sonnenbrille brauche ich, um mein Alter zu kaschieren. Eine dunkelblaue Rebo-Sonnenbrille.

Ich überlege, ob ich auch die geliebte Sea-Oyster-Rolex meines Vaters mitnehmen soll, entscheide mich aber am Ende dagegen. Die Schönheit der Uhr als Maschine verlockt mich, aber ein so kostspieliges Ding kann unnötige Aufmerksamkeit erregen. Vom praktischen Standpunkt genügt die Plastik-Casio mit Stoppuhr und Wecker, die ich ständig am Arm trage. Sie ist auch leichter zu bedienen. Ich lege die Rolex wieder in die Schublade zurück.

Außerdem nehme ich ein Kinderfoto von mir und meiner älteren Schwester mit, das sich ebenfalls in der Schreibtischschublade befindet. Wir beide stehen an einem Strand und lachen vergnügt. Meine Schwester schaut zur Seite, und die eine Hälfte ihres Gesichts liegt im Schatten. Deshalb erscheint es wie in der Mitte geteilt. Wie eine griechische Theatermaske, von der ich ein Bild in einem Schulbuch gesehen habe, trägt ihr Gesicht zwei Bedeutungen. Licht und Schatten. Hoffnung und Verzweiflung. Lachen und Trauer. Vertrauen und Einsamkeit. Ich hingegen blicke unbefangen direkt in die Kamera. Außer uns beiden ist an dem Strand niemand zu sehen. Wir haben Schwimmkleidung an, meine Schwester einen rot

geblümten Badeanzug und ich eine schäbige, blaue, ausgeleierte Badehose. Ich halte etwas in der Hand, das aussieht wie ein Plastikstock. Der weiße Schaum der Wellen umspült unsere Füße.

Wer wohl dieses Foto wo und wann aufgenommen hat? Warum mache ich ein so vergnügtes Gesicht? Warum hat mein Vater gerade dieses Foto aufbewahrt? Rätsel über Rätsel. Ich bin wahrscheinlich drei und meine Schwester ungefähr neun. Offensichtlich haben wir uns sehr gut verstanden. Ich habe nicht die geringste Erinnerung an einen Familienausflug ans Meer. *Überhaupt erinnere ich mich nicht daran, jemals irgendwohin gefahren zu sein.* Keinesfalls will ich meinem Vater die alte Fotografie lassen, also stecke ich sie in meine Brieftasche. Von meiner Mutter gibt es keine Aufnahmen. Wahrscheinlich hat mein Vater sie alle weggeworfen.

Nach kurzem Zögern beschließe ich, auch das Mobiltelefon mitzunehmen. Wahrscheinlich wird mein Vater, wenn er sein Fehlen bemerkt, den Vertrag mit der Telefongesellschaft sowieso gleich kündigen. Es wäre dann zu nichts mehr nütze. Dennoch packe ich es in meinen Rucksack. Das Ladegerät nehme ich auch mit. Immerhin ist das Zeug leicht. Wenn ich merke, dass das Handy tot ist, kann ich es immer noch fortwerfen.

Ich will nur das Allernotwendigste mitnehmen. Am schwierigsten ist die Kleiderfrage. Wie viel Unterwäsche werde ich brauchen? Wie viele Pullover? Hemden, Hosen, Handschuhe, Schal, Shorts, einen Mantel? Nachdem ich einmal angefangen habe, darüber nachzudenken, wird die Liste immer länger. Eins ist jedoch klar: Schleppe ich zu viel mit mir herum, wird man mir den Ausreißer gleich ansehen. So kann ich nicht in einer fremden Gegend herumlaufen, ohne sofort Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Dann werde ich von der Polizei aufgegriffen und postwendend nach Hause

zurückgeschickt. Oder ich falle irgendwelchen Finsterlingen in die Hände.

Lieber nicht in eine kalte Gegend fahren, ist meine nächste Schlussfolgerung. Ganz einfach. Also begebe ich mich eben in wärmere Gefilde.

Dann brauche ich auch keinen Mantel. Handschuhe auch nicht. Wenn ich mich nicht vor Kälte schützen muss, reduziert sich die Menge der notwendigen Kleidungsstücke um die Hälfte. Ich wähle möglichst leichte, dünne Sachen, die sich problemlos waschen lassen und schnell trocknen, und stopfe sie klein gefaltet in den Rucksack. Außer den Sachen zum Anziehen nehme ich meinen Drei-Jahreszeiten-Schlafsack mit, den ich so fest zusammenrolle, dass keine Luft mehr darin ist, einen einfachen Waschbeutel, ein Regencape, Heft und Kugelschreiber, einen Mini-Discman von Sony, mit dem man aufnehmen kann, zehn CDs (Musik brauche ich unbedingt) und einen Extrasatz aufladbare Batterien. Auf einen Campingkocher verzichte ich. Zu schwer und zu sperrig. Lebensmittel kann ich im Supermarkt kaufen. Es dauert eine Weile, bis die Liste der Dinge, die ich mitnehmen werde, auf eine annehmbare Länge geschrumpft ist. Ein ums andere Mal schreibe ich Dinge dazu, bloß um sie wieder zu streichen.

Mein fünfzehnter Geburtstag erscheint mir als ein passender Zeitpunkt für meine Flucht. Davor ist es zu früh, danach vielleicht zu spät.

In den zwei Jahren, die ich bis jetzt auf der Mittelschule bin, habe ich intensiv für diesen Tag trainiert. Seit der Grundschule bin ich in einem Judo-Verein, den ich auch als Mittelschüler weiter besuche. An den sportlichen Aktivitäten in meiner Schule nehme ich allerdings nicht teil. Wenn ich Zeit habe, drehe ich einsame Runden auf dem Sportplatz, schwimme oder treibe Kraftsport an den Geräten im kommunalen Turnverein. Die

jungen Trainer dort zeigen mir, wie man richtig dehnt und an den Geräten arbeitet. Wie kann ich die Leistung aller meiner Muskeln gleichmäßig steigern? Welche Muskeln benutze ich im täglichen Leben und welche kann ich nur durch Kraftsport aufbauen? Was ist die korrekte Haltung auf den Bänken? Glücklicherweise bin ich von Natur aus groß, und dank meines täglichen Trainings habe ich breite Schultern und einen muskulösen Brustkorb entwickelt.

Fremde würden mich mittlerweile wahrscheinlich auf mindestens siebzehn schätzen. Mit der äußeren Erscheinung eines Fünfzehnjährigen bekäme ich garantiert überall Probleme.

Außer mit den Trainern im Sportverein und der Haushaltshilfe, die jeden zweiten Tag zu uns kommt und ein paar beiläufige Worte mit mir wechselt, sowie bei ein paar unvermeidlichen Gesprächen in der Schule rede ich mit fast niemandem. Meinen Vater bekomme ich seit eh und je nur selten zu Gesicht. Obwohl wir in einem Haus leben, haben wir einen sehr unterschiedlichen Lebensrhythmus. Mein Vater ist fast den ganzen Tag in seinem Atelier. Unnötig zu erwähnen, dass ich stets darauf bedacht bin, ihm so wenig wie möglich zu begegnen.

Die Schule, auf die ich gehe, ist eine Privatschule, die zum Großteil von Kindern aus besseren oder zumindest wohlhabenden Familien besucht wird. Solange man keinen allzu großen Unsinn fabriziert, kann man sie bis zum Abitur besuchen. Alle dort haben gerade Zähne, sind adrett gekleidet und reden langweiliges Zeug. Natürlich bin ich in meiner Klasse bei keinem beliebt. Um mich herum habe ich eine hohe Mauer gezogen, hinter der ich mich verschanze. Anderen verweigere ich jeden Zutritt. So einen mag natürlich niemand. Meine Mitschüler meiden mich und betrachten mich mit Argwohn. Oder sie finden mich unangenehm oder fürchten sich vielleicht sogar ab und zu vor mir. Aber eigentlich bin ich fast dankbar, wenn niemand mich beachtet. Denn das, was ich allein tun muss, türmt sich vor mir auf wie ein Berg. Meine Freizeit

verbringe ich in der Schulbibliothek, wo ich ein Buch nach dem anderen verschlinge.

Dem Unterricht hingegen folge ich mit großem Eifer, denn das hat mir Krähe besonders ans Herz gelegt.

WAHRSCHEINLICH BIST DU DER ANSICHT, DASS DAS WISSEN UND DIE FÄHIGKEITEN, DIE AN DER MITTELSCHULE GELEHRT WERDEN, DIR FÜR DEIN GEGENWÄRTIGES LEBEN NICHTS NÜTZEN. UND DASS DIE MEISTEN DEINER LEHRER VOLLTROTTEL SIND. KANN ICH VERSTEHEN. DU HAST SOGAR RECHT, ABER: DU WIRST VON ZU HAUSE FORTGEHEN. DESHALB SOLLTEST DU, SOLANGE SICH DIR NOCH DIE GELEGENHEIT BIETET, SICHERHEITSHALBER SO VIEL STOFF ABSPEICHERN, WIE DU KANNST, OB ES DIR NUN GEFÄLLT ODER NICHT. WIE LÖSCHPAPIER AUFSAUGEN. WAS DU DAVON BEHÄLTST UND WAS DU VERWIRFST, KANNST DU SPÄTER IMMER NOCH ENTSCHEIDEN.

Ich folge seinem Rat. (In der Regel pflege ich Krähes Ratschlägen zu gehorchen.) Ich konzentriere mich, spitze die Ohren, und mein Gehirn saugt wie ein Schwamm alles auf, was im Unterricht gesagt wird. Dadurch gelingt es mir, in der kurzen Zeit der Schulstunden alles zu begreifen, sodass meine Leistungen in den Klassenarbeiten stets zu den besten gehören, obwohl ich außerhalb der Schule so gut wie nie lerne.

Meine Muskeln werden hart wie Stahl, und ich werde immer wortkarger. Ich versuche, mein Mienenspiel beherrschen zu lernen, damit meine Lehrer und Mitschüler mir keine meiner Gefühlsregungen und Gedanken vom Gesicht ablesen können. Bald werde ich die unbarmherzige, grausame Welt der Erwachsenen betreten und dort ganz auf mich gestellt überleben müssen. Deshalb muss ich zäher und stärker werden als alle anderen.

Im Spiegel sehe ich, dass meine Augen kalt glänzen wie die einer Eidechse und dass mein Gesichtsausdruck immer

versteinerter und unnahbarer wird. Auch wenn ich darüber nachdenke, kann ich mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal gelacht habe. Oder gelächelt. Nicht einmal für mich selbst.

Doch nicht immer gelingt es mir, meine stumme Isolation zu verteidigen. Der hohe Schutzwall, der mich umgibt, kommt leicht zum Einsturz. Das geschieht nicht oft, aber doch hin und wieder. Unerwartet fällt die Mauer, sodass ich der Welt nackt gegenüberstehe. In solchen Fällen überkommt mich Verwirrung. *Grauenhafte* Verwirrung. Und dazu kommt noch die Prophezeiung. Ständig lauert sie in mir wie ein dunkles, trübes Gewässer.

STÄNDIG LAUERT DIE PROPHEZEIUNG WIE EIN DUNKLES, TRÜBES GEWÄSSER.

NOCH LAUERT SIE HEIMLICH AN IRGENDEINER UNBEKANNTEN STELLE. ABER WENN DIE ZEIT KOMMT, WIRD SIE LAUTLOS ÜBERFLIESSEN, DEINE ZELLEN EINE NACH DER ANDEREN KALT DURCHDRINGEN, UND DU WIRST IN DEM GEFÜHL, GLEICH IN DIESER GRAUSAMEN FLUT ZU ERTRINKEN, NACH LUFT RINGEN. AN EINEM LUFTSCHACHT AN DER DECKE WIRST DU KLEBEN UND IN PANIK NACH DER FRISCHEN LUFT IM FREIEN SCHNAPPEN. ABER DIE LUFT, DIE DU EINSAUGST, IST HEISS UND TROCKEN UND VERBRENNT DIR DIE KEHLE MIT IHRER HITZE. MIT VEREINTEN KRÄFTEN FALLEN DIE EXTREME WASSER UND TROCKENHEIT, KÄLTE UND HITZE GLEICHZEITIG ÜBER DICH HER.

AUF DER GANZEN WEITEN WELT FINDET SICH NIRGENDS EIN ORT, DER DIR ZUFLUCHT BIETEN KANN – OBWOHL SCHON DAS KLEINSTE ECKCHEN GENÜGEN WÜRDE. SUCHST DU DIE STIMME DER PROPHEZEIUNG, HERRSCHT NUR TIEFES SCHWEIGEN. DOCH KAUM SUCHST DU DAS SCHWEIGEN, DRÖHNT SIE UNABLÄSSIG. ALS HÄTTE JEMAND AUF EINEN GEHEIMEN, IN DEINEM KOPF VERSTECKTEN KNOPF GEDRÜCKT.

DEIN HERZ GLEICHT EINEM GROSSEN, VON LANGEM REGEN ANGESCHWOLLENEN FLUSS. ALLE ORIENTIERUNGSPUNKTE SIND RESTLOS IN SEINEN FLUTEN VERSCHWUNDEN, VIELLEICHT SCHON AN IRGENDEINEN

DUNKLEN ORT DAVONGESCHWEMMT. IMMERFORT PRASSELT DER REGEN AUF DEN FLUSS. UND SOOFT DU IN DEN NACHRICHTEN EINE ÜBERFLUTETE LANDSCHAFT SIEHST, DENKST DU: JA, GENAUSO SIEHT ES IN MEINEM HERZEN AUS.

Bevor ich von zu Hause fortlaufe, wasche ich mir Gesicht und Hände mit Seife. Ich schneide mir die Nägel, säubere mir die Ohren und putze mir die Zähne. Ich nehme mir Zeit für eine möglichst gründliche Reinigung. Sauberkeit ist manchmal wichtiger als alles andere. Anschließend betrachte ich mein Gesicht aufmerksam im Badezimmerspiegel. Das Gesicht, das mein Vater und meine Mutter – wenngleich ich nicht die geringste Erinnerung an meine Mutter habe – mir vererbt haben. Ich kann jeden Ausdruck daraus verbannen, das Leuchten in meinen Augen abtöten, Muskeln aufbauen, soviel ich will, das Gesicht selbst kann ich nicht verändern. Sosehr ich es mir auch wünsche, die dunklen, langen Brauen mit der tiefen Kerbe dazwischen, die ich von meinem Vater habe, kann ich nicht loswerden. Wenn ich wollte, könnte ich meinen Vater töten (mit der Kraft, die ich inzwischen besitze, wäre das keine Schwierigkeit) und die Mutter aus meinem Gedächtnis streichen, aber ihre Gene in mir kann ich nicht löschen. So wenig wie ich mich selbst aus mir vertreiben kann.

Und dann ist da noch die Prophezeiung. *Wie* ein innerer Mechanismus ist sie mir einprogrammiert.

MIR EINPROGRAMMIERT WIE EIN MECHANISMUS.

Ich mache das Licht aus und verlasse das Badezimmer. Im Haus herrscht eine schwere, drückende Stille. Sie besteht aus dem Flüstern von Menschen, die nicht existieren, dem Atem von Menschen, die nicht leben. Ich sehe mich um, bleibe stehen und hole tief Luft. Die Zeiger der Uhr stehen auf kurz nach drei Uhr nachmittags. Sie wirken schrecklich kalt und distanziert. Unparteiisch zwar, aber eben doch nicht auf meiner Seite.

Allmählich wird es Zeit, diesen Ort hinter mir zu lassen. Ich schultere meinen kleinen Rucksack. Obwohl ich ihn immer wieder probeweise aufgesetzt habe, fühlt er sich auf einmal viel schwerer an als vorher.

Als Reiseziel habe ich Shikoku gewählt. Nicht, dass es einen bestimmten Grund für mich gibt, nach Shikoku zu fahren. Aber als ich den Atlas aufschlage, habe ich irgendwie das Gefühl, dass ich mich dorthin wenden sollte. Je öfter ich darauf schaue, umso mehr zieht die Gegend mich an. Shikoku liegt viel südlicher als Tokyo, ist von Hondo durch das Meer getrennt und hat ein mildes Klima. Ich war noch nie auf Shikoku und habe dort weder Bekannte noch Verwandte. Schon deshalb wird es unmöglich sein, mich dort aufzuspüren, selbst wenn jemand sich tatsächlich auf die Suche nach mir begeben sollte (womit ich ohnehin nicht rechne).

Am Schalter kaufe ich mir eine Fahrkarte für einen reservierten Platz und steige in den Nachtbus – die billigste Möglichkeit, nach Takamatsu zu kommen. Das Ticket kostet etwas über 10000 Yen. Niemand nimmt von mir Notiz. Keiner fragt nach meinem Alter oder schaut sich mein Gesicht an. Mit dienstlicher Miene kontrolliert der Fahrer mein Ticket, mehr nicht.

Der Bus ist nur zu etwa einem Drittel besetzt. Da die Mehrzahl der Passagiere wie ich allein unterwegs ist, herrscht im Bus eine etwas unnatürliche Stille. Die Reise nach Takamatsu ist ziemlich weit. Dem Fahrplan zufolge dauert sie ungefähr zehn Stunden. Ankunft ist in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages. Aber Zeit spielt sowieso keine Rolle für mich. Zeit habe ich jetzt, soviel ich will. Als der Bus kurz nach acht Uhr abfährt, lehne ich mich in meinen Sitz zurück und schlafe auf der Stelle ein, als habe man mir die Batterie herausgenommen.

Vor Mitternacht beginnt es plötzlich stark zu regnen. Von Zeit zu Zeit wache ich auf und schaue zwischen den billigen

Vorhängen hindurch auf die nächtliche Schnellstraße. Der heftig gegen die Scheiben prasselnde Regen lässt das Licht der Straßenlaternen verschwimmen, die sich in regelmäßiger Abfolge am Rand entlangziehen, soweit das Auge reicht. Ein neues Licht wird eingeholt, wird schon im nächsten Augenblick zum alten Licht, um dann unwiderruflich auf der Strecke zu bleiben. Ehe ich mich versehe, ist es zwölf Uhr vorbei. Automatisch, wie von hinten angeschoben, ist mein fünfzehnter Geburtstag da.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, sagt Krähe.

»Danke.«

Wie ein Schatten verfolgt mich die Prophezeiung. Nachdem ich mich vergewissert habe, dass meine Mauer nicht eingestürzt ist, ziehe ich den Vorhang zu und schlafe weiter.

2

Bei folgendem Dokument handelt es sich um eine vom amerikanischen Verteidigungsministerium als »streng geheim« eingestufte Verschlusssache, die 1986 gemäß dem Informationsgesetz der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Die Akte ist im amerikanischen Staatsarchiv (NARA) in Washington einsehbar.

Die hier dokumentierten Untersuchungen wurden zwischen März und April 1946 vom Heeresnachrichtendienst unter der Leitung von Mayor James P. Warren durchgeführt. Leutnant Robert O'Connell und Feldwebel Harold Katayama nahmen in der Präfektur Yamanashi Nachforschungen vor Ort vor. Sämtliche Befragungen oblagen Robert O'Connell; die Übersetzungen fertigte Feldwebel Katayama an. Zuständig für die Niederschrift der Dokumente war der Gemeine William Cohn.

Die Interviews wurden über einen Zeitraum von zwölf Tagen im Konferenzsaal des Rathauses von ** in der Präfektur Yamanashi durchgeführt. Eine Lehrerin der Volksschule von **, ein ortsansässiger Arzt, zwei dort stationierte Polizeibeamte und sechs Schüler antworteten getrennt auf O'Connells Fragen.

Die beigefügten Karten im Maßstab 1:10000 und 1: 2000 wurden vom Amt für Kartographie des Innenministeriums erstellt.

Bericht des amerikanischen Informationsministeriums (MIS)
Datum: 12. Mai 1946

Titel: RICEBOWL HILL INCIDENT, 1944: Report
Archivnummer: PTYX-722-8936745-42213-WWN

Befragung von Frau Setsuko Okamochi (26), zum Zeitpunkt des Vorfalls Lehrerin der vierten Klasse an der Volksschule von **. Es wurde eine Tonbandaufnahme gemacht. Das zu diesem Protokoll gehörige Zusatzmaterial verfügt über die Nummern PTYX-722-SQ-118 bis 122.

Bemerkungen von Leutnant Robert O'Connell: »Setsuko Okamochi ist eine zierliche Frau mit angenehmen Gesichtszügen. Ihre Antworten zeichnen sich durch Intelligenz und Verantwortungsbewusstsein aus und sind präzise und wahrheitsgetreu. Offenbar hat sie durch das Erlebnis einen erheblichen Schock davongetragen, dessen Nachwirkungen noch andauern. Beim Rekapitulieren des Vorfalls wurde eine nervöse Anspannung erkennbar, durch die ihre Sprechweise sich verlangsamte.«

Ich glaube, es geschah kurz nach zehn Uhr am Vormittag. Hoch am Himmel blitzte etwas Silbriges, etwas hellglänzendes Silbriges. Ja, es handelte sich zweifellos um eine Lichtreflexion auf Metall. Das Glänzen hielt verhältnismäßig lange an und bewegte sich langsam von Ost nach West über den Himmel. Ich tippte auf eine B-29. Es war genau über uns, und wir mussten gerade nach oben schauen. Der Himmel war sehr hell, und das Licht blendete, so dass ich nur diesen Duralumin-ähnlichen, silbernen Glanz erkennen konnte. Jedenfalls war es so hoch, dass keine Form erkennbar war. Und dass wir von dort oben auch nicht gesehen werden konnten. Deshalb hatten wir auch keine Angst, und ich machte mir keine Sorgen, dass plötzlich eine Bombe vom Himmel fallen würde. *Was* hätte ein Bombenangriff mitten in den Bergen denn auch bewirken sollen? Ich überlegte, ob das Flugzeug vielleicht zur Bombardierung einer größeren Stadt unterwegs war oder sich bereits auf dem Rückflug von einem Angriff befand. Nicht besonders beunruhigt setzten wir daher unseren Weg fort.

Eigentlich hatte uns die seltsame Schönheit dieses Lichts sogar gefallen.

Armeedokumenten zufolge überflog zu diesem Zeitpunkt, nämlich am 7. November 1944 gegen zehn Uhr vormittags, kein amerikanischer Bomber oder überhaupt ein Flugzeug die Region.

Aber alle sechzehn Kinder, die bei mir waren, und ich haben es deutlich gesehen und hielten es für eine B-29. Wir hatten schon viele B-29-Formationen zu Gesicht bekommen, und ein Flugzeug, das so hoch flog, kann nur eine B-29 gewesen sein. In der Präfektur gab es zwar eine kleine Fliegerbasis, und wir hatten auch manchmal japanische Flugzeuge gesehen, aber sie waren alle klein und hätten nie eine solche Höhe erreichen können. Dieser Aluminium-Glanz, der sich von dem anderer Metalle unterscheidet, war außerdem typisch für die B-29. Was mich nur ein bisschen wunderte, war, dass es sich nicht um ein Geschwader, sondern nur um eine einzelne Maschine handelte.

Sie stammen aus dieser Gegend?

Nein. Ich bin in der Präfektur Hiroshima geboren. Nach meiner Hochzeit Showa 16 [1931] kam ich hierher, weil mein Mann an der hiesigen Mittelschule als Musiklehrer beschäftigt war. Aber Showa 18 wurde er eingezogen und ist im Juni Showa 20 im Kampf um Luzon gefallen. Er bewachte ein Munitionsdepot in einem Vorort von Manila, das von den Amerikanern bombardiert wurde und in Brand geriet. Dabei ist er umgekommen, habe ich gehört. Kinder hatten wir keine.

Wie viele Schüler nahmen damals an dem Ausflug teil?

Insgesamt sechzehn. Außer zweien, die krank waren, die ganze Klasse. Acht Jungen und acht Mädchen. Fünf von ihnen waren aus Tokyo evakuiert.

Morgens gegen neun waren wir mit Thermosflaschen und Proviant von der Schule zu unserem »Freiluftunterricht« aufgebrochen. Zumindest nannte man es damals Freiluftunterricht, aber eigentlich war damit kein besonderer Unterricht verbunden. Hauptziel war es, in den Wäldern Pilze oder essbare Kräuter zu suchen. Dank der vielen Landwirtschaft in unserer Gegend waren Nahrungsmittel nicht ganz so knapp, aber doch keinesfalls reichlich vorhanden. Die Zwangsabgaben waren ziemlich hoch, und der größere Teil der Einwohner war chronisch unterernährt.

So wurden auch die Kinder dazu angehalten, nach Essbarem zu suchen. In den damaligen Notzeiten kam der normale Unterricht zugunsten solcher Ausflüge öfter zu kurz, denn in der Umgebung der Schule gab es Natur und für den »Freiluftunterricht« geeignete Plätze in Hülle und Fülle. So gesehen hatten wir noch Glück. In den Städten mussten alle hungern. Zu der Zeit war der Nachschub aus Taiwan und vom Festland völlig zusammengebrochen, und in den städtischen Regionen herrschte kritischer Nahrungs- und Brennstoffmangel.

In der Klasse waren also fünf Kinder, die man aus Tokyo evakuiert hatte. Vertrugen sie sich mit den einheimischen Kindern?

In meiner Klasse lief es im großen und ganzen gut. Natürlich ist es ein großer Unterschied, ob man auf dem Land oder mitten in Tokyo aufwächst. Die Kinder unterschieden sich der Sprache und auch der Kleidung nach. Während die Mehrzahl der einheimischen Kinder aus armen Bauernfamilien stammten, waren die Eltern der meisten Kinder aus Tokyo Angestellte oder

Beamte. Daher kann man eigentlich nicht sagen, dass sie sich richtig verstanden.

Besonders zu Anfang herrschte eine gespannte Atmosphäre zwischen den beiden Gruppen. Nicht mal, dass sie sich stritten oder gegenseitig ärgerten, sie konnten nur so gar nichts miteinander anfangen. Also blieben die einheimischen Kinder unter sich und die Kinder aus Tokyo auch. Aber nach etwa zwei Monaten hatten sie sich aneinander gewöhnt. Wenn Kinder einmal ins Spiel vertieft sind, verschwinden die Barrieren von Kultur und Herkunft ganz automatisch.

Bitte beschreiben Sie möglichst ausführlich den Ort, an den Sie die Kinder an jenem Tag führten.

Es ist ein kleiner Berg, auf den wir häufiger Ausflüge unternahmen. Er hat eine runde Form, wie eine umgedrehte Reisschale, und wir nennen ihn deshalb im allgemeinen den Reisschalenberg. Er ist nicht besonders steil, so dass jeder ihn leicht besteigen kann. Von der Schule muss man ein Stück nach Westen gehen. Mit Kindern braucht man etwa zwei Stunden bis zur Kuppe. Unterwegs sammelten wir im Wald Pilze und hielten ein einfaches Picknick ab. Den Kindern machte dieser »Freiluftunterricht« ohnehin mehr Spaß als der reguläre Unterricht im Klassenzimmer.

Das glänzende flugzeugähnliche Ding hoch am Himmel rief uns zwar den Krieg wieder ins Gedächtnis, aber nur kurz, denn insgesamt waren wir sehr guter Stimmung und vergnügt. Kein Wölkchen stand am Himmel, kein Lüftchen wehte, es war ruhig. Außer Vogelgezwitscher war nichts zu hören. Inmitten dieser Ruhe erschien mir der Krieg unendlich fern, als hätte er gar nichts mit uns zu tun. Singend wanderten wir den Bergpfad hinauf. Ab und zu ahmten wir die Vogelstimmen nach. Abgesehen davon, dass noch Krieg herrschte, war es ein

herrlicher, man könnte sagen, vollkommener Morgen.

Bald nachdem Sie das flugzeugähnliche Gebilde gesehen hatten, betraten Sie alle den Wald, nicht wahr?

Ja. Als wir in den Wald kamen, waren etwa fünf Minuten vergangen, glaube ich, seit wir das Flugzeug gesehen hatten. Wir verließen den Bergpfad und schlugen einen Weg ein, der sich am Hang hinauf durch den Wald zieht. Ein Stück geht es ziemlich steil bergauf. Nach zehn Minuten Anstieg öffnet sich der Wald zu einer großen Lichtung. Sie ist hübsch plan, wie ein Tisch. Wenn man in den Wald kommt, wird es plötzlich sehr still, das Licht der Sonne wird abgehalten, und die Luft ist kühl. Doch auf der Lichtung wird es wieder hell, und sie liegt wie ein kleiner Marktplatz da. Wenn ich mit meiner Klasse auf den Reisschalenberg stieg, suchten wir häufig diese Lichtung auf. Aus irgendeinem Grund vermittelt sie ein beruhigendes und anheimelndes Gefühl.

Auf dem »Platz« angekommen machten wir Rast, legten unser Gepäck ab und machten uns in Dreier- oder Vierergrüppchen ans Pilzesammeln. Ich hatte es zur Regel gemacht, dass niemand sich außer Sichtweite entfernen durfte. Ich sammelte die Kinder um mich und schärfte ihnen die Regel nochmals ein. Auch wenn sie sich im Wald gut auskannten, konnten sie sich doch verlaufen. Immerhin waren es kleine Kinder. Ins Pilzesammeln vertieft, konnten sie eine Regel leicht vergessen. Deshalb zählte ich, während ich selber Pilze suchte, immer wieder nach, ob noch alle da waren.

Wir waren etwa seit zehn Minuten dabei, auf der Lichtung nach Pilzen zu suchen, als die Kinder nacheinander ohnmächtig wurden.

Als ich die ersten drei am Boden liegen sah, vermutete ich zunächst, sie hätten giftige Pilze gegessen. In dieser Gegend

wachsen viele lebensgefährliche Giftpilze. Die einheimischen Kinder können sie zwar unterscheiden, aber Verwechslungsmöglichkeiten bestehen doch. Aus diesem Grund hatte ich ihnen strengstens eingeschärft, nichts in den Mund zu nehmen, bis wir wieder in der Schule waren und ein Fachmann die Pilze sortiert hatte. Aber vielleicht hatten das nicht alle Kinder mitbekommen.

Ich eilte an die Seite der Kinder und hob sie der Reihe nach auf. Ihre Körper waren schlaff wie Gummi, der in der Sonne weich geworden ist. Alle Kraft schien aus ihnen gewichen, es war, als hielte ich leere Hülsen im Arm. Ihr Atem ging jedoch regelmäßig. Ich fühlte ihren Puls, und auch der war normal. Fieber hatten sie auch keins. Ihre Mienen waren friedlich, sie sahen nicht aus, als ob sie litten. Anscheinend waren sie weder von Bienen gestochen noch von Schlangen gebissen worden. Sie waren nur bewusstlos.

Das Seltsamste allerdings waren ihre Augen. Zwar lagen die Kinder reglos da, wie in einem Koma vielleicht, aber ihre Augen waren nicht geschlossen. Sie waren ganz normal geöffnet und schienen irgend etwas zu beobachten. Hin und wieder blinzelten sie sogar. Damit war auch ausgeschlossen, dass sie schliefen. Ihre Augäpfel bewegten sich langsam und ruhig von rechts nach links, als ob sie irgendeine ferne Szenerie von einem Ende zum anderen betrachteten. In ihrem Blick lag Erkennen. Doch in Wirklichkeit schienen sie nichts wahrzunehmen, zumindest nichts, was sich direkt vor ihren Augen abspielte, denn als ich mit meiner Hand davor herumwedelte, zeigten sie keine Reaktion.

Alle drei Kinder, die ich hoch hob, zeigten die gleichen Symptome. Sie waren ohne Bewusstsein und bewegten ihre offenen Augen langsam hin und her. Ein unheimlicher Anblick.

Welche Kinder wurden als erste bewusstlos?

Alle drei waren Mädchen. Drei Freundinnen. Ich rief sie laut beim Namen und schlug ihnen der Reihe nach auf die Wangen. Ziemlich fest. Doch sie reagierten nicht. Offenbar spürten sie nichts. Meine Handfläche fühlte sich sehr sonderbar an, als hätte ich auf etwas Hartes, Lebloses und Leeres geschlagen.

Ich beschloss, ein Kind zur Schule rennen zu lassen, denn allein hätte ich es niemals geschafft, drei Kinder den Berg hinunterzutragen. Also stand ich auf, um mich nach dem schnellsten Jungen in der Klasse umzuschauen. Dabei entdeckte ich, dass alle anderen Kinder ebenfalls ohnmächtig geworden waren. Ausnahmslos alle sechzehn lagen bewusstlos am Boden. Ich war die einzige, die noch stand und bei Bewusstsein war. Es war wie … auf einem Schlachtfeld.

Haben Sie zu diesem Zeitpunkt etwas Außergewöhnliches am Ort des Geschehens bemerkt? Beispielsweise einen Geruch, ein Geräusch oder ein Licht?

(Überlegt eine Weile.) Nein, wie ich schon sagte, die Umgebung war sehr ruhig, geradezu der Inbegriff von Ruhe und Frieden. Ich habe weder ein Geräusch, ein Licht oder einen Geruch oder sonst etwas Ungewöhnliches bemerkt. Abgesehen davon, dass meine gesamte Schulklasse das Bewusstsein verloren hatte. Mir war, als wäre ich der einzige Mensch auf der Welt, der noch auf beiden Beinen stand. Ich verspürte schreckliche Einsamkeit, eine Einsamkeit, die ich mit nichts vergleichen kann. Ich fühlte mich, als wollte ich mich, ohne an etwas zu denken, in Luft auflösen.

Aber als Lehrerin hatte ich natürlich die Verantwortung. Also riss ich mich sogleich wieder zusammen und rannte, mich fast überschlagend, den Hang hinunter, um Hilfe zu holen.

3

Als ich aufwache, dämmert es bereits. Ich ziehe den Vorhang beiseite und betrachte die Landschaft. Der Regen hat vollständig aufgehört, aber wohl erst vor kurzem, denn alles, was vor dem Fenster zu sehen ist, ist dunkel vor Nässe und trieft. Am östlichen Himmel schweben deutlich umrissene Wolken, jede mit einem Rand aus Licht gesäumt. Die Farbe des Lichts wirkt bedrohlich, zugleich aber auch heiter, ein Eindruck, der je nach Blickwinkel ständig wechselt.

Mit gleichmäßiger Geschwindigkeit fährt der Bus die Autobahn entlang. Das Sirren der Reifen, das an meine Ohren dringt, wird weder lauter noch leiser. Auch die Drehzahl des Motors ändert sich nicht. Wie ein Mühlstein schleift das monotone Geräusch Zeit und Bewusstsein auf eine glatte Ebene herunter. Die anderen Fahrgäste haben ihre Vorhänge geschlossen und schlafen zusammengekauert auf ihren Sitzen. Der Fahrer und ich scheinen als Einzige wach zu sein. Gleichmütig bewegen wir uns auf unser Ziel zu.

Als ich Durst bekomme, nehme ich aus der Seitentasche des Rucksacks meine Flasche und trinke von dem lauwarmen Mineralwasser. Aus derselben Tasche hole ich eine Packung Kräcker und esse ein paar. In meinem Mund breitet sich der vertraute trockene Geschmack der Kräcker aus. Meine Armbanduhr zeigt 4:32. Zur Sicherheit überprüfe ich auch Datum und Wochentag. Die Zahlen sagen mir, dass seit meinem Aufbruch von zu Hause ungefähr dreizehn Stunden vergangen sind, aber die Zeit scheint sich weder vor noch zurück zu bewegen. Ich habe immer noch Geburtstag. Ich befinde mich mitten am ersten Tag meines neuen Lebens. Ich schließe die Augen, öffne sie wieder und vergewissere mich noch einmal, ob Zeit und Datum auf meiner Uhr stimmen. Dann schalte ich die

Leselampe ein und beginne in meinem Taschenbuch zu lesen.

Gegen fünf verlässt der Bus unvermittelt die Autobahn und hält auf dem großen Parkplatz einer Raststätte an. Das Zischen der pneumatischen Tür ist zu hören, und sie öffnet sich. Im Bus geht das Licht an, und der Fahrer macht eine kurze Durchsage. »Guten Morgen, verehrte Fahrgäste. In einer Stunde erreichen wir planmäßig den Bahnhof Takamatsu. Zuvor machen wir an dieser Raststätte eine Pause von etwa zwanzig Minuten. Abfahrt ist um fünf Uhr dreißig. Bitte finden Sie sich bis dahin wieder im Bus ein.«

Bei der Durchsage sind fast alle Passagiere aufgewacht, stehen wortlos auf, gähnen und klettern mit erschöpften Gesichtern aus dem Bus. Vor unserer Ankunft in Takamatsu wollen sich die meisten wohl noch etwas zurechtmachen. Ich steige ebenfalls aus, atme ein paar Mal tief durch, strecke mich und mache an der frischen Morgenluft ein paar einfache Dehnübungen. In der Toilette wasche ich mir das Gesicht. Wo sind wir hier überhaupt? Ich gehe ins Freie, um einen Blick auf die Umgebung zu werfen. Es ist die merkmallose, typische Landschaft am Rande einer Autobahn. Dennoch – aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein – kommen die Form der Hügel und die Farbschattierungen der Bäume mir irgendwie anders vor als in Tokyo.

Als ich in der Cafeteria von dem heißen grünen Tee trinke, der dort kostenlos ausgeschenkt wird, setzt sich eine junge Frau auf den Plastikstuhl neben mir. In ihrer rechten Hand hält sie einen Pappbecher mit Kaffee, den sie gerade an einem Automaten gezogen hat. Weißer Dampf steigt davon auf. In ihrer linken Hand hat sie eine kleine Schachtel mit einem Sandwich, das sie anscheinend ebenfalls am Automaten gekauft hat.

Ihr Gesicht ist, offen gesagt, ziemlich originell. Auch bei wohlwollendster Betrachtung kann man es nicht als hübsch bezeichnen. Die Stirn ist breit, die Nase klein und knubbelig, die Wangen sind voller Sommersprossen. Ihre Ohren laufen spitz

nach oben zu. Zumindest ist es ein auffälliges Gesicht. Kühn gestaltet, könnte man sagen. Der Gesamteindruck ist jedoch keineswegs negativ. Auch wenn die Person selbst mit ihrer Erscheinung vielleicht nicht völlig zufrieden ist, wirkt sie doch entspannt und mit sich im Reinen. Das ist doch wohl das Wichtigste. Das Kindliche ihres Aussehens wirkt beruhigend auf das Gegenüber. Zumindest *auf mich.* Sie ist nicht groß, aber schlank und geschmeidig. Ihr Busen ist verhältnismäßig groß. Außerdem hat sie hübsche Beine.

An beiden Ohrläppchen hängen Ohrringe aus dünnem Metall, die hin und wieder aufblitzen wie Aluminium. Ihr schulterlanges Haar ist braun (fast rot) gefärbt, und sie trägt ein breit gestreiftes, langärmliges T-Shirt mit Bootsausschnitt. Über ihrer Schulter hängt ein kleiner Lederrucksack, und um den Hals hat sie sich einen leichten Sommerpullover geschlungen. Cremefarbener Minirock und keine Strümpfe. Sie scheint sich gerade im Waschraum das Gesicht gewaschen zu haben, denn auf ihrer breiten Stirn kleben wie dünne Wurzeln noch ein paar Haarsträhnen. Das macht sie mir irgendwie sympathisch.

»Du bist auch aus dem Bus, oder?«, fragt sie mich. Ihre Stimme klingt leicht heiser.

»Ja.«

Sie runzelt die Stirn und nimmt einen Schluck Kaffee. »Wie alt bist du?«

»Siebzehn«, lüge ich.

»Oberstufe, oder?«

Ich nicke.

»Wohin fährst du?«

»Nach Takamatsu.«

»Wie ich«, sagt sie. »Hin und zurück?«

»Nur hin«, antworte ich.

»Ich auch. Ich habe dort eine Freundin, aber eine sehr gute.

Und du?«

»Verwandte.«

Sie nickt, als sei damit alles geklärt, und stellt keine Fragen mehr.

»Ich habe einen jüngeren Bruder in deinem Alter«, sagt sie, als sei ihr das eben erst eingefallen. »Aber aus bestimmten Gründen habe ich ihn schon länger nicht gesehen … Weißt du, wem du ähnlich siehst? Diesem Typ, wie heißt er noch? Total ähnlich.«

»*Diesem Typ?*«

»Ja, *diesem Sänger* in dieser Band. Seit ich dich vorhin das erste Mal im Bus gesehen habe, zerbreche ich mir darüber den Kopf, aber der Name fällt mir echt nicht ein. Sense. Das gibt's ja manchmal. Man versucht sich zu erinnern, aber es geht nicht. Hat dir noch niemand gesagt, dass du irgendwem ähnlich siehst?«

Ich schüttele den Kopf. So etwas hat noch nie jemand zu mir gesagt. Sie nimmt mich noch einmal mit zusammengekniffenen Augen ins Visier.

»Wem denn nur?«, frage ich.

»Einem aus dem Fernsehen.«

»Aus dem Fernsehen?«

»Ja, aus dem Fernsehen.« Sie beißt in ihr Schinken-Sandwich und kaut ausdruckslos darauf herum. Dann trinkt sie wieder von ihrem Kaffee. »Ein Junge, der in irgend so einer Band singt. Nichts zu machen. Nicht mal der Name von der Band fällt mir ein. Er ist groß und dünn und spricht Kansai-Dialekt. Kommst du nicht drauf?«

»Keine Ahnung. Außerdem sehe ich nicht fern.«

Sie sieht mich mit ungläubig gerunzelter Stirn an. »Du siehst nicht fern? Überhaupt nie?«

Wortlos schüttele ich den Kopf. Oder sollte ich lieber nicken? Ich nicke.

»Reden tust du auch nicht gerade viel. Und wenn du was sagst, dann höchstens einmal eine Zeile. Ist das bei dir immer so?«

Ich erröte. Natürlich bin ich von Natur aus wortkarg, aber ein weiterer Grund für meine Schweigsamkeit ist mein Stimmbruch. Normalerweise spreche ich mit einigermaßen tiefer Stimme, aber manchmal kippt sie plötzlich um. Darum achte ich darauf, möglichst nicht zu lange am Stück zu reden.

»Ist ja auch egal«, fährt sie fort. »Jedenfalls siehst du diesem Jungen, der Kansai-Dialekt spricht und in dieser Band singt, echt ähnlich. Auch wenn du natürlich keinen Kansai-Dialekt sprichst. Nur, irgendwie … ist die Ausstrahlung sehr ähnlich. Ein ziemlich sympathischer Typ. Das ist alles.«

Ihr Lächeln verschiebt sich ein bisschen. Es verschwindet kurz, um sogleich wieder zurückzukehren. Ich bin immer noch ziemlich rot.

»Wenn du eine andere Frisur hättest, würdest du ihm noch ähnlicher sehen. Mit Gel könntest du deine Haare aufstellen. Wenn es ginge, würde ich es gleich hier machen. Das würde dir bestimmt gut stehen. Ich bin nämlich Friseuse.«

Ich nicke. Und trinke von meinem Tee. In der Cafeteria ist es sehr still. Nicht einmal Musik gibt es. Man hört auch niemanden sprechen.

»Redest du nicht gern?«, fragt sie mich, die Wange mit ernster Miene in die Hand gestützt.

Ich schüttele den Kopf. »Nein, das kann man nicht sagen.«

»Falle ich dir auf die Nerven?«

Wieder schüttele ich den Kopf.

Sie packt das zweite Sandwich aus. Es ist mit Erdbeermarmelade bestrichen. Sie macht ein fassungsloses Gesicht und zieht die Brauen zusammen.

»Kannst du das für mich essen? Erdbeermarmelade hasse ich wie nichts auf der Welt. Schon als Kind.«

Ich nehme es an, obwohl ich Erdbeermarmelade selber nicht mag. Wortlos esse ich. Sie behält mich über den Tisch hinweg bis zum Schluss im Auge, wie um sicherzugehen, dass ich es auch ordentlich aufesse.

»Ich habe eine Bitte«, sagt sie.

»Was denn?«

»Darf ich bis Takamatsu neben dir sitzen? Wenn ich allein sitze, kann ich mich nicht entspannen. Die ganze Zeit habe ich Angst, irgendein komischer Typ setzt sich neben mich. Deshalb konnte ich nicht richtig schlafen. Als ich die Fahrkarte gekauft habe, habe ich um einen Einzelsitz gebeten, aber als ich dann eingestiegen bin, war es doch ein Doppelsitz. Ich würde gern noch ein bisschen schlafen, bevor wir in Takamatsu sind, und du siehst wirklich nicht wie ein komischer Typ aus. Macht's dir was aus?«

»Nein«, sage ich.

»Danke«, sagt sie. »›Auf Reisen ein Gefährte …‹, so heißt es doch, oder?«

Ich nicke. Es war mir peinlich, wieder nur zu nicken, aber was hätte ich schon sagen sollen?

»Was kommt noch mal danach?«

»Danach?«

»Nach ›auf Reisen ein Gefährte‹. Da kommt doch noch was, oder? Ich weiß aber nicht mehr was. Ich war schon immer schwach in Japanisch.«

»Im Leben Mitgefühl«, sage ich.

»Auf Reisen ein Gefährte, im Leben Mitgefühl«, wiederholt sie, wie um sicherzugehen. Als hätte sie es sich am liebsten aufgeschrieben, wenn sie nur Papier und Bleistift gehabt hätte. »Was heißt das eigentlich? Mit schlichten Worten gesagt.«

Ich überlege. Es dauert eine ganze Weile. Doch sie wartet geduldig ab.

»Ich glaube, es heißt, dass auch zufällige Begegnungen wichtig für die Gefühle eines Menschen sind. Mit schlichten Worten gesagt«, sage ich.

Sie denkt einen Moment nach. Kurz darauf legt sie beide Hände langsam und sacht über dem Tisch aneinander. »Das stimmt auf jeden Fall. Zufällige Begegnungen sind wichtig für die Gefühle der Menschen. Finde ich auch.«

Ich sehe auf meine Uhr. Es ist schon halb sechs. »Sollten wir nicht lieber allmählich zurückgehen?«

»Ja, stimmt. Gehen wir«, sagt sie, macht aber keine Anstalten aufzustehen.

»Wo sind wir hier überhaupt?«, frage ich.

»Ja, wo eigentlich?«, sagt sie. Sie reckt den Hals und sieht sich um. Ihre Ohrringe schaukeln wie reife Früchte.

»Ich weiß auch nicht. Von der Zeit her könnten wir in der Gegend von Kurashiki sein, aber eigentlich ist es doch egal, wo wir sind. An irgendeiner Autobahnraststätte eben, schließlich sind wir nur auf der Durchreise. Von hier nach da.« Sie hält ihre beiden Zeigefinger in die Luft. Der Abstand dazwischen beträgt etwa dreißig Zentimeter.

»Was bedeutet schon ein Ortsname? Toiletten und Essen. Neonlicht und Plastikstühle. Schlechter Kaffee. Sandwichs mit Erdbeermarmelade. Mehr nicht. Was zählt, ist doch, woher wir kommen und wohin wir gehen. Stimmt’s nicht?«

Ich nicke. Ich nicke. ICH NICKE.

Als wir zum Bus kommen, sitzen alle schon auf ihren Plätzen, und der Bus wartet abfahrbereit. Der Fahrer ist ein junger Mann mit einem strengen Gesicht. Statt wie ein Busfahrer sieht er eher aus wie ein Schleusenwärter. Er wirft uns einen missbilligenden Blick zu, weil wir uns verspätet haben, sagt aber nichts. »Tschuldigung«, sagt sie und lächelt ihm unschuldig zu. Der

Fahrer streckt die Hände aus, greift ans Lenkrad und schließt mit erneutem Pressluftzischen die Tür. Das Mädchen holt einen kleinen Koffer und zieht auf den Sitz neben mir um. Es ist ein billiger Koffer aus einem Discountladen, ziemlich schwer für seine Größe. Ich nehme ihn ihr ab und verstaue ihn im Gepäcknetz über uns. Sie bedankt sich, lässt sich auf den Sitz fallen und schläft auf der Stelle ein. Der Bus fährt ab. Ich nehme mein Buch aus der Tasche und fange an zu lesen.

Sie schläft ganz fest, und gleich nach einer Kurve landet ihr Kopf auf meiner Schulter. Und bleibt dort. Er ist nicht besonders schwer. Sie atmet bei geschlossenem Mund ruhig durch die Nase. Ihr Atem trifft direkt auf meinen Schulterknochen. Wenn ich nach unten schaue, kann ich am Rand ihres Bootsausschnitts den Träger ihres BHs sehen. Ein schmaler cremefarbener Träger. Ich stelle mir die daran anschließende Unterwäsche aus zartem Stoff und die weiche Brust darunter vor. Ich stelle mir eine harte rosa Brustwarze zwischen meinen Fingern vor. Nicht, dass ich mir das vorstellen will. Aber ich kann nicht anders. Und natürlich bekomme ich eine Erektion. Wie nur ein Teil meines Körpers so hart werden kann?

Gleichzeitig keimen Zweifel in mir auf, ob sie nicht zufällig meine ältere Schwester sein könnte. Sie muss ungefähr im gleichen Alter sein. Ihre eigentümlichen Gesichtszüge sind allerdings ganz anders als die meiner Schwester auf dem Foto. Doch ein Foto kann auch täuschen. Je nachdem kann ein Gesicht völlig anders aussehen als in Wirklichkeit. Immerhin besitzt sie einen Bruder in meinem Alter, den sie lange nicht gesehen hat. Es wäre gar nicht so seltsam, wenn ich dieser Bruder wäre.

Ich schaue auf ihre Brust. Langsam heben und senken sich die runden Hügel beim Atmen wie wogende Wellen und erwecken in mir das Bild eines weiten Ozeans, auf den gleichmäßig sanfter Regen fällt. Ich bin ein einsamer Seemann auf Deck, und sie sind das Meer. Der Himmel ist einheitlich grau und verschmilzt in der Ferne vor mir mit dem Meer, das ebenfalls

grau ist. Es ist schwer, Meer und Himmel zu unterscheiden. Auch der Seemann ist schwer vom Meer zu unterscheiden. Und schwer ist es auch, die äußere Wirklichkeit von den Regungen des Herzens zu unterscheiden.

Sie trägt zwei Ringe an den Fingern. Keinen Ehe- oder Verlobungsring, billigen Schmuck, wie er in Geschäften für junge Leute verkauft wird. Ihre Finger sind schmal, aber gerade und lang, sie wirken stark. Die kurzen Nägel sind gepflegt und hellrosa lackiert. Ihre Hände ruhen leicht auf den Knien, die unter ihrem Minirock hervorsehen. Gern würde ich ihre Finger berühren. Natürlich tue ich es nicht. Im Schlaf sieht sie aus wie ein kleines Mädchen. Wie Pilze schauen ihre spitzen Ohren zwischen den Haaren hervor. Sie wirken seltsam verletzlich.

Ich klappe mein Buch zu und betrachte eine Weile die Landschaft vor dem Fenster. Unversehens schlafe ich wieder ein.

4

Bericht des amerikanischen Informationsministeriums (MIS) Datum: 12. Mai 1946

Titel: RICE BOWL INCIDENT, 1944: Report Archivnummer: PTYX-722-8936745-422-16-WWN

Befragung des zur Zeit des Vorfalls in ** praktizierenden Arztes Shigekazu Nakazawa (51). Tonbandaufnahme. Das dieses Protokoll betreffende Zusatzmaterial hat die Nummern PTYX-722-SQ-162 bis 183.

Bemerkungen von Leutnant Robert O'Connell:

»Mit seiner kräftigen Statur und seinem gebräunten Gesicht wirkt Dr. Nakazawa eher wie ein Gutsverwalter als wie ein Arzt. Seine Haltung ist gelassen, aber er spricht energisch und knapp. Offenbar ein Mann, der sagt, was er denkt. Hinter seiner Brille blitzen scharfe Augen. Sein Erinnerungsvermögen scheint präzise.«

Ja, am 7. November 1944 gegen u Uhr vormittags rief mich der Rektor der hiesigen Volksschule an und bat mich zu kommen. Da ich schon sehr lange als Schularzt fungierte, setzte er sich mit mir als erstem in Verbindung. Er wirkte schrecklich aufgeregt.

Eine ganze Schulklasse sei beim Pilzesammeln ohnmächtig geworden, berichtete er mir. Anscheinend richtiggehend bewusstlos. Nur die begleitende Lehrerin sei noch bei Bewusstsein, sie sei, um Hilfe zu holen, allein den Hügel

hinuntergerannt und eben erst in der Schule angekommen. Da sie aber völlig außer sich sei, werde er aus ihren Erklärungen nicht ganz klug. Eins stehe jedoch anscheinend fest: Auf dem Berg lägen sechzehn Kinder.

Zuerst vermutete ich, dass die Kinder giftige Pilze gegessen hatten und unter einer Nervenlähmung litten. Das wäre sehr schlimm gewesen. Pilzgift kann je nach Spezies eine sehr unterschiedliche Wirkung hervorrufen, und dementsprechend sind auch die Gegenmittel verschieden. Mehr als den Kindern den Magen auszupumpen und zu spülen, hätten wir zu dem Zeitpunkt nicht tun können. Doch bei einem starken Gift und einem fortgeschrittenen Verdauungsprozess wäre nichts mehr zu machen gewesen. In dieser Gegend kommen jedes Jahr mehrere Menschen durch Pilzvergiftungen ums Leben.

Also packte ich erst einmal Medikamente für den Notfall in meine Tasche, stieg sofort auf mein Rad und raste zur Schule. Zwei Polizeibeamte, die von der Schule verständigt worden waren, trafen ebenfalls ein. Falls die Kinder nicht wieder zu sich kämen, müssten wir sie in den Ort transportieren, und dazu würden wir Hilfe brauchen. Da jedoch die meisten jungen Männer eingezogen waren, fuhren die beiden Polizisten, ein älterer Lehrer, der Konrektor, der Rektor, der Hausmeister, die verantwortliche junge Lehrerin und ich zum Berg hinauf. Dazu trieben wir so viele Fahrräder wie möglich auf und machten uns jeweils zu zweit auf einem auf den Weg.

Gegen wieviel Uhr kamen Sie an der betreffenden Stelle im Wald an?

Da ich damals auf die Uhr geschaut habe, erinnere ich mich genau. Es war 11.55 Uhr. Wir waren so weit wie möglich mit den Rädern gefahren und dann den Pfad am Hang hinaufgerannt.

Als wir ankamen, hatten ein paar Kinder das Bewusstsein schon halbwegs zurückerlangt und sich aufgerichtet. Wie viele ungefähr? Etwa drei oder vier. Sie waren zwar wach, aber noch nicht so richtig bei sich. Sie richteten sich nur mühsam auf und krochen auf allen vieren herum. Die übrigen lagen noch. Doch auch einige von ihnen kamen allmählich wieder zu sich. Dabei wanden sie sich langsam wie große Würmer auf dem Boden. Die ganze Szene bot einen gespenstischen Anblick. In der hellen Herbstsonne, die den seltsam ebenen Platz beschien, wirkte er wie mit einer Schablone ausgeschnitten. In der Mitte und am Rand lagen sechzehn Kinder in verschiedenen Stellungen. Einige bewegten sich, andere lagen ganz still. Das Ganze erinnerte an ein avantgardistisches Theaterstück. Ich vergaß sogar meine ärztliche Pflicht und stand mit angehaltenem Atem wie angewurzelt da. Aber nicht nur ich. Alle, die dabei waren, schienen für einen Augenblick mehr oder weniger gelähmt zu sein. Es hört sich vielleicht eigenartig an, aber ich hatte fast das Gefühl, aus Versehen Zeuge eines Geschehens zu werden, das nicht für die Augen gewöhnlicher Menschen bestimmt war. Da Krieg herrschte, mussten auch wir Landärzte jederzeit für Notfälle gerüstet sein. Was auch geschah, als guter Japaner hatte ich mich zusammenzureißen und meine Pflicht zu erfüllen. Aber diese Szene ließ mir buchstäblich das Blut in den Adern gefrieren.

Binnen kurzem fasste ich mich jedoch wieder und hob eins der ohnmächtigen Kinder hoch. Es war ein Mädchen. Ihr Körper war völlig kraftlos, ihre Gliedmaßen schlenkerten wie die einer Stoffpuppe. Ihr Atem ging regelmäßig, aber sie war nicht bei Bewusstsein, obwohl ihre Augen ganz normal geöffnet waren und sich ihr Blick hin und her bewegte, als beobachte sie etwas. Ich nahm eine kleine Lampe aus der Tasche und leuchtete in ihre Pupillen. Nichts geschah. Ohne auf das Licht zu reagieren, bewegten sich die Augen unvermindert weiter, als verfolgten sie etwas. Seltsam. Ich hob mehrere Kinder auf, doch alle zeigten

die gleichen Reaktionen.

Dann fühlte ich ihren Puls und maß ihre Temperatur. Ich weiß noch, dass der Pulsschlag bei 50 bis 55 und die Körpertemperatur bei allen unter 36 lag. Vielleicht bei 35,5. Ja, bei Kindern in diesem Alter geht der Puls ziemlich langsam, und die Temperatur ist ungefähr ein Grad niedriger als bei Erwachsenen. Ich roch an ihrem Atem, aber es war kein ungewöhnlicher Geruch festzustellen. Hals und Zunge wiesen ebenfalls keine anomalen Veränderungen auf.

Für mich war auf den ersten Blick ersichtlich, dass keine Vergiftungssymptome vorlagen. Keines der Kinder übergab sich, keins hatte Durchfall oder Schmerzen. Hätten sie etwas Unbekömmliches zu sich genommen, wäre bei der Zeit, die bereits verstrichen war, auf jeden Fall mindestens eines dieser drei Symptome aufgetreten. Als klar war, dass es sich nicht um eine Vergiftung handelte, fiel mir zunächst ein Stein vom Herzen. Allerdings hatten wir noch immer nicht die geringste Ahnung, was passiert sein konnte.

Die Symptome hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit denen bei einem Sonnenstich. Im Sommer kommt es öfter vor, dass Kinder infolge eines Sonnenstichs ohnmächtig werden. Es passiert auch, dass eins umfällt und die anderen darum herum plötzlich ebenfalls umfallen wie die Fliegen, als hätten sie sich angesteckt. Allerdings hatten wir November. Außerdem waren sie mitten in der Kühle des Waldes. Wären es ein oder zwei Kinder gewesen, hätte ich diese Möglichkeit eventuell noch in Betracht gezogen, aber dass alle sechzehn Kinder einen Sonnenstich erlitten hatten, konnte ich mir einfach nicht vorstellen.

Als nächste Möglichkeit fiel mir Gas ein. Giftgas, vielleicht ein Nervengas. Ein natürliches Phänomen oder etwas von Menschen Gemachtes …? Wo allerdings in diesem abgelegenen Wald Gas herkommen sollte, war mir ein Rätsel. Angenommen jedoch, es war wirklich Giftgas, musste es für ein solches

Phänomen eine rationale Erklärung geben. Alle hatten die gleiche Luft geatmet und waren ohnmächtig geworden. Dass die verantwortliche Lehrerin als einzige nicht betroffen war, ließ darauf schließen, dass die Konzentration zumindest für den Körper eines Erwachsenen zu schwach gewesen war.

Allerdings war ich völlig ratlos, wie ich sie behandeln sollte, denn als Landarzt besaß ich keinerlei Fachkenntnisse, was Giftgase anging. Ich war mit meiner Weisheit am Ende.

Telefonisch den Rat eines Experten einzuholen, war mitten im Gebirge unmöglich, und in der Tat zeigten ja bereits einige der Kinder Anzeichen dafür, dass sie nach einer gewissen Zeit von selbst wieder zu sich kommen würden. Das war zwar eine optimistische Einschätzung, aber tatsächlich blieb uns ja auch nichts anderes übrig, als sie einfach eine Weile in Ruhe dort liegen zu lassen und ihren Zustand zu beobachten.

Haben Sie an der Luft dort irgend etwas Seltsames bemerkt?

Diese Frage habe ich mir auch gestellt. Daher inhalierte ich mehrmals konzentriert, um vielleicht doch einen ungewöhnlichen Geruch auszumachen. Aber es war nur ganz normale Waldluft. Es roch nach Bäumen. Richtig erfrischend. Auch an den Gräsern und Blumen war nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Keine Veränderungen in Form oder Farbe.

Ich habe jeden einzelnen Pilz untersucht, den die Kinder, bevor sie bewusstlos geworden waren, gesammelt hatten. Es waren nicht besonders viele, wahrscheinlich hatten sie gerade erst begonnen. Alles ganz gewöhnliche, essbare Pilze. Ich bin schon lange Arzt in der Gegend und kenne die Pilzarten dort ziemlich genau. Natürlich nahm ich sie sicherheitshalber mit, um sie später noch von einem Experten untersuchen zu lassen. Doch soweit ich sehen konnte, waren es alles gewöhnliche, ungiftige Pilze.

Wiesen die bewusstlosen Kinder außer den sich hin- und herbewegenden Augen noch andere ungewöhnliche Symptome oder Reaktionen auf, zum Beispiel, was die Größe der Pupillen, Farbe der Augäpfel oder Frequenz der Lidschläge usw. betraf?

Nein. Außer, dass die Pupillen wie Suchscheinwerfer von rechts nach links schweiften, war nichts Ungewöhnliches festzustellen. Alles funktionierte normal. Die Kinder sahen irgend etwas. Genauer gesagt, sie sahen nicht das, was wir sahen. Es schien, als sähen sie etwas, das für uns unsichtbar war. Oder nein, der Eindruck war weniger der, dass sie etwas sahen, als der, dass sie etwas »beobachteten«. Ihre Gesichter waren ausdruckslos und wirkten insgesamt extrem ruhig. Von Schmerzen oder Angst war nicht das geringste zu bemerken, was natürlich zu meiner Entscheidung beitrug, sie einfach dort liegen zu lassen und zu beobachten. Wenn sie vorläufig keine Schmerzen hatten, konnte es wohl nichts schaden, eine Zeitlang abzuwarten.

Haben Sie dort mit jemandem über die Gas-Theorie gesprochen?

Ja. Aber keiner hatte davon mehr Ahnung als ich. Hat man je gehört, dass jemand im Gebirge Giftgas einatmet? Der Konrektor war es, glaube ich, der die Frage aufwarf, ob es nicht die Amerikaner gewesen sein könnten. Ob sie vielleicht eine Giftgasbombe abgeworfen hätten? Daraufhin berichtete die Lehrerin, sie hätten, bevor sie in den Wald gegangen seien, einen Flugkörper am Himmel gesehen, einer B-29 ähnlich, der direkt über den Berg hinweggeflogen sei. Alle waren einhellig der Meinung, dass es das möglicherweise gewesen sein könnte. Vielleicht eine neue Giftgas-Bombe. Gerüchte über eine neuartige Bombe, die die Amerikaner entwickelt hätten,

kursierten bereits in unserer Gegend. Natürlich verstand niemand, warum man so eine Bombe ausgerechnet in einer derart abgelegenen Gegend abwerfen sollte. Aber schließlich kommen auf der Welt ja auch Irrtümer vor. Was geschehen war, lag außerhalb unseres Ermessens.

Später kamen die Kinder also allmählich von allein wieder zu sich, nicht wahr?

Genau. Zu unserer unendlichen Erleichterung. Anfangs wälzten sie sich etwas herum und richteten sich dann unsicher auf. Keines von ihnen klagte dabei über Schmerzen. Das Aufwachen ging völlig problemlos vor sich, wie nach einem natürlichen tiefen Schlaf. Zugleich normalisierten sich nach und nach die Bewegungen ihrer Augen. Wenn ich in ihre Pupillen leuchtete, zeigten sie wieder völlig unauffällige Reaktionen. Bis sie jedoch wieder sprachen, dauerte es noch eine Weile. Sie wirkten einfach sehr verschlafen.

Wir nahmen uns jedes Kind einzeln vor, um es zu fragen, was denn nun eigentlich los gewesen sei. Doch alle starrten uns nur verdutzt an, als würden sie zu etwas befragt, mit dem sie nichts zu tun hatten. Die Kinder konnten sich gut daran erinnern, wie sie auf den Berg gekommen waren und angefangen hatten, Pilze zu sammeln. Aber was danach passiert war, war wie aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Ihnen war nicht einmal bewusst, dass Zeit vergangen war. Sie hatten Pilze gesammelt, dann war der Vorhang gefallen, und im nächsten Augenblick fanden sie sich von Erwachsenen umringt auf dem Boden liegend wieder. Da sie unsere ernsten Gesichter und unsere Aufregung nicht verstanden, verschreckten wir die Kinder mit unserer Anwesenheit eher.

Leider befand sich unter ihnen ein Junge, der das Bewusstsein nicht zurückerlangte. Er gehörte zu den aus Tokyo evakuierten

Kindern und hieß Satoru Nakata. Ich erinnere mich noch genau an den Namen. Ein zierliches, blasses Kind. Er war der einzige, der einfach nicht wieder zu sich kam. Er blieb weiter liegen und bewegte die Augen hin und her, bis wir ihn huckepack den Hang hinuntertrugen. Die anderen Kinder liefen selbst hinunter, als sei nichts geschehen.

Blieben außer bei Nakata auch bei anderen Kindern Symptome zurück?

Nein. Es war durchaus nichts Auffälliges mehr festzustellen. Weder klagten sie über Schmerzen noch über Übelkeit. Als wir wieder in der Schule waren, rief ich alle der Reihe nach in das Sanitätszimmer, maß Fieber, hörte sie mit dem Stethoskop ab, prüfte ihre Sehstärke und untersuchte alles, was ich vorläufig untersuchen konnte. Ich ließ sie einfache Rechenaufgaben lösen und mit geschlossenen Augen auf einem Bein stehen. Doch alle ihre Körperfunktionen waren normal. Sie waren anscheinend nicht einmal besonders erschöpft. Appetit hatten sie auch. Da sie nicht zu Mittag gegessen hatten, klagten alle über Hunger und vertilgten die Reisklöße, die verteilt wurden, bis zum letzten Körnchen.

Da mir der Vorfall keine Ruhe ließ, schaute ich ein paar Tage später wieder in der Schule vorbei, um mir die betroffenen Kinder noch einmal anzusehen. Ich rief einige ins Sanitätszimmer und führte ein einfaches Gespräch mit ihnen. Aber es war absolut nichts Ungewöhnliches festzustellen. Die sonderbare Erfahrung, zwei Stunden bewusstlos im Wald gelegen zu haben, hatte bei den Kindern weder seelische noch körperliche Spuren hinterlassen. Ja, sie schienen sich nicht einmal daran zu erinnern, dass etwas vorgefallen war. Die Kinder waren in ihren Alltag zurückgekehrt und führten ihr gewohntes Leben. Sie hatten Unterricht, sangen und rannten bei

schönem Wetter in den Pausen auf dem Schulhof umher. Nur die verantwortliche Lehrerin schien einen erheblichen Schock davongetragen zu haben.

Der Junge mit Namen Nakata wurde, nachdem er auch in der Nacht das Bewusstsein nicht zurückerlangt hatte, am folgenden Tag nach Kofu in die Universitätsklinik gebracht. Von dort wurde er umgehend in ein Militärhospital verlegt und ist nicht wieder in unseren Ort zurückgekehrt. Was aus dem Jungen geworden ist, haben wir nie erfahren.

Die Zeitungen berichteten nicht über den Vorfall. Vielleicht hatten die Behörden es verboten, um eine Panik bei der Bevölkerung zu verhindern. Wegen des Krieges war die Armee überaus nervös, was Gerüchte anging. Die Kriegslage war schlecht. Auch aus dem Süden wurden unentwegt Rückzüge und Verluste gemeldet, während die amerikanische Armee mit zunehmender Heftigkeit die Städte bombardierte. Daher befürchtete man, dass sich in der Zivilbevölkerung Kriegsgegnerschaft und Kriegsmüdigkeit ausbreiten würden. Nach einigen Tagen wurden wir von unserer Polizei strikt angewiesen, jede unbefugte Erörterung des Vorfalls zu verhindern.

Zumindest hinterließ die Sache einen bitteren Nachgeschmack. Ehrlich gesagt, sie lag mir ziemlich auf der Seele.

5

Als der Bus die riesige Brücke über die Inlandsee überquert, schlafe ich tief und fest. Eigentlich habe ich mich darauf gefreut, die Brücke, die ich nur von der Karte kenne, mit eigenen Augen zu sehen.

Jemand rüttelt mich leicht an der Schulter, um mich zu wecken.

»Wir sind da«, sagt sie.

Ich strecke mich auf dem Sitz, reibe mir die Augen und sehe aus dem Fenster. Wirklich, der Bus steht auf so etwas wie einem Bahnhofsvorplatz. Das Licht des neuen Morgens erfüllt die Umgebung. Ein blendendes, aber irgendwie heiteres Licht. Es kommt mir etwas anders vor als das Licht in Tokyo. Ich schaue auf die Uhr. 6 Uhr 32.

»Uff, das war eine lange Fahrt«, sagt sie mit erschöpfter Stimme.

»Mein Hintern ist Matsch, und der Nacken tut mir auch weh. Nie wieder nehme ich einen Nachtbus. Auch wenn's ein bisschen teurer ist, nächstes Mal fliege ich. Turbulenzen und Entführung hin oder her, ich fliege auf alle Fälle.«

Ich hole ihren Koffer und meinen Rucksack aus dem Gepäcknetz.

»Wie heißt du eigentlich«, erkundige ich mich.

»Wie ich heiße?«

»Ja.«

»Sakura«, sagt sie. »Und du?«

»Kafka Tamura.«

»Kafka Tamura«, wiederholt Sakura. »Seltsamer Name. Immerhin leicht zu merken.«

Ich nicke. Ein anderer Mensch zu werden ist nicht einfach. Aber einen anderen Namen bekommt man ganz leicht.

Nachdem sie ausgestiegen ist, stellt sie ihren Koffer ab, setzt sich darauf, nimmt aus dem kleinen Rucksack über ihrer Schulter ein Notizbuch und schreibt eilig mit Kugelschreiber etwas hinein. Sie reißt die Seite heraus und reicht sie mir. Darauf steht eine Telefonnummer.

»Das ist meine Handynummer«, erklärt sie mit gerunzelter Stirn.

»Ich wohne erst mal bei meiner Freundin, aber wenn du dich mit mir treffen willst, kannst du hier anrufen. Wir können ja mal zusammen essen. Ruf mich einfach an. ›Zwei Ärmel berühren sich‹ … So heißt es doch, oder?«

»›Am Rande des Schicksals‹«, ergänze ich.

»Ja, das«, sagt sie. »Was bedeutet das?«

»Alles ist Bestimmung aus einem früheren Leben – auch Belangloses geschieht auf dieser Welt nicht durch Zufall.«

Auf ihrem gelben Koffer sitzend, das Notizbuch in der Hand, denkt sie darüber nach. »Sehr philosophisch. Vielleicht gar keine schlechte Art zu denken, obwohl Wiedergeburt so nach New Age klingt. Also, Kafka Tamura, merk dir eins. Ich gebe nicht jedem so einfach meine Handynummer. Verstehst du, was ich damit sagen will?«

Danke, sage ich, falte den Zettel mit ihrer Nummer und stecke ihn in die Tasche meiner Windjacke. Dann überlege ich es mir anders und schiebe ihn in meine Brieftasche.

»Wie lange bleibst du in Takamatsu?«, fragt Sakura. Das wisse ich noch nicht. Vielleicht würden sich meine Pläne bald ändern.

Sie sieht mir direkt ins Gesicht und nickt kurz, wie um »in Ordnung« zu sagen. Dann steigt sie in ein Taxi, winkt mir noch rasch zu und fährt davon. Ich bin wieder allein. Sie heißt Sakura;

meine Schwester hat einen anderen Namen. Aber einen Namen kann man leicht ändern. Besonders, wenn man sich verstecken will.

Sicherheitshalber habe ich mir vorher ein Zimmer in einem Businesshotel in Takamatsu reserviert. Das YMCA in Tokyo hat mir dieses Hotel empfohlen. Über das YMCA zahlt man einen besonders günstigen Tarif, der aber nur für drei Tage gilt. Danach muss man den üblichen Preis bezahlen.

Um meine Ausgaben zu reduzieren, könnte ich auf einer Bank im Bahnhof schlafen. Es ist nicht kalt, sodass ich mit meinem Schlafsack auch in einem Park nächtigen kann. Wenn mich aber die Polizei erwischt, muss ich bestimmt meinen Ausweis vorzeigen. Solche Begegnungen will ich vermeiden, und daher habe ich für die ersten drei Nächte ein Hotel reserviert. Über das, was danach kommt, kann ich mir später noch den Kopf zerbrechen.

Ich gehe in ein Udon-Lokal am Bahnhof, das mir zufällig ins Auge fällt, um mich zu stärken. In Tokyo geboren und aufgewachsen, habe ich bisher nur selten Udon-Nudeln gegessen, und diese hier sind außerdem ganz anders als die, die ich bisher gegessen habe. Fest und frisch, und auch die Brühe duftet köstlich. Außerdem kosten sie verblüffend wenig. Weil sie mir so gut schmecken, nehme ich noch eine Portion, sodass ich mich hinterher so satt und wohl fühle wie schon lange nicht mehr. Anschließend setze ich mich auf eine Bank auf dem Bahnhofsvorplatz und schaue in den Himmel, der sich wieder aufgeklart hat. Ich fühle mich frei. Hier bin ich, allein und frei wie die am Himmel ziehenden Wolken.

Ich will mir die Zeit bis zum Abend in einer Bibliothek vertreiben. Daher habe ich mich schon vorsorglich nach den Bibliotheken in Takamatsu erkundigt. Seit meiner Kindheit halte

ich mich regelmäßig in Bibliotheken auf, denn die Orte, an denen ein Kind sich aufhalten kann, wenn es nicht nach Hause will, sind begrenzt. Da Cafes und Kinos ausscheiden, bleibt nur die öffentliche Bücherei. Sie kostet keinen Eintritt, und keiner stößt sich daran, wenn ein Kind sie allein besucht. Man setzt sich einfach auf einen Stuhl und liest, was einem gefällt. Auf dem Heimweg von der Schule pflegte ich immer in der Stadtteilbibliothek Halt zu machen. Auch in den Ferien habe ich dort viel Zeit verbracht und nach und nach alles durchgeschmökert, was mir an Erzählungen, Romanen, Biografien und Geschichtsbüchern in die Hände fiel. Nachdem ich die meisten Bücher für Kinder gelesen hatte, wechselte ich zu den allgemeinen Regalen über und las nun Bücher für Erwachsene. Selbst die, die ich nicht verstand, las ich bis zur letzten Seite durch. Wenn ich keine Lust mehr hatte, setzte ich mich in eine der Kabinen mit Kopfhörern und hörte Musik. Da ich so gut wie keine Ahnung von Musik hatte, hörte ich mir einfach von rechts der Reihe nach jede einzelne Platte an. So machte ich zufällig die Bekanntschaft von Duke Ellington, Led Zeppelin und den Beatles.

Die Bücherei war mein zweites Zuhause, wahrscheinlich sogar mein wahres Zuhause. Durch meine täglichen Besuche kannte ich vom Sehen sämtliche Bibliothekarinnen. Mit der Zeit merkten sie sich meinen Namen, begrüßten mich und sagten oft ein paar freundliche Worte zu mir. (Da ich so grauenhaft schüchtern war, brachte ich freilich nur selten eine Antwort zustande.)

Am Stadtrand von Takamatsu liegt eine Privatbibliothek, die früher zum Haus einer alten, wohlhabenden Familie gehört hat. Sie besitzt eine Sammlung seltener Bücher, und die Villa und der Garten gelten ebenfalls als sehenswert. Ich habe einmal ein Bild dieser Bibliothek in der Zeitschrift »Die Sonne« gesehen. Es ist ein altes Haus im japanischen Stil mit einem eleganten, salonähnlichen Lesesaal, in dem man auf bequemen Sesseln

sitzen und lesen kann. Das Bild zog mich ungewöhnlich stark an, und so habe ich mir fest vorgenommen, die Villa bei Gelegenheit zu besuchen. Sie heißt Komura-Gedächtnisbibliothek.

Als ich mich im Fremdenverkehrsamt am Bahnhof nach dem Weg zur Komura-Gedächtnisbibliothek erkundige, händigt mir die freundliche Dame mittleren Alters am Schalter einen Stadtplan für Touristen aus, markiert die Bibliothek mit einem Kreuz und erklärt mir, welche Bahn ich nehmen muss. Die Fahrt dauere nicht mehr als zwanzig Minuten. Ich bedanke mich und frage noch nach den Abfahrtszeiten. Die Bahn fährt alle zwanzig Minuten. Da ich bis zur nächsten noch etwas Zeit habe, kaufe ich mir im Bahnhof eine einfache Lunchbox.

Die kurze Straßenbahn, die nur aus zwei Waggons besteht, durchquert die belebte Einkaufsstraße, an der die Gebäude dicht an dicht stehen, lässt ein Viertel mit kleinen Geschäften und Wohnhäusern hinter sich und fährt an Fabriken und Lagerhäusern, an Parks und Apartmentblocks vorbei. Das Gesicht an die Scheibe gepresst, betrachte ich fasziniert die unbekannte Umgebung. Alles ist neu für mich, der ich bisher außer Tokyo kaum eine andere Stadt zu Gesicht bekommen habe. Der Morgen geht zu Ende, und die Bahn ist leer, doch an einer Haltestelle gegenüber drängen sich sommerlich gekleidete Mittel- und Oberschüler mit ihren Schultaschen. Offenbar sind sie auf dem Weg zur Schule. Im Gegensatz zu mir. Als Einziger fahre ich in die entgegengesetzte Richtung. Ich befinde mich auf einer anderen Schiene als sie. Da schnürt mir auf einmal etwas die Kehle ab, als würde die Luft um mich herum plötzlich dünner. Habe ich wirklich das Richtige getan? Bei diesem Gedanken fühle ich mich entsetzlich verloren und muss mich zwingen, nicht mehr zu ihnen hinüberzusehen.

Nach einer kurzen Strecke am Meer entlang führen die Schienen ins Landesinnere, wo es hoch gewachsene Maisfelder und Spaliertrauben gibt und Mandarinenplantagen sich die

Hänge hinaufziehen. Hier und da blinken Wasserreservoire, in denen sich das Morgenlicht spiegelt. Ein kühler Bach schlängelt sich durch die Ebene, deren freie Flächen von grünen Sommergräsern bedeckt sind. Hunde wachen an den Schienen und behalten die vorbeifahrende Bahn im Auge. Beim Anblick dieser Landschaft dringen wieder warme und heitere Empfindungen in mein Herz ein. Alles ist gut, beruhige ich mich, nachdem ich tief durchgeatmet habe. Ich muss einfach nur vorwärtsgehen.

Von der Haltestelle aus gehe ich, wie man es mir beschrieben hat, an einer Reihe traditioneller Häuser entlang in Richtung Norden. Zu beiden Seiten der Straße fügt sich endlos eine Hauseinfriedung an die andere. Zum ersten Mal im Leben sehe ich so viele Arten davon – schwarze Holzzäune, weiße Mauern, Mauern aus Granit und Mauern, auf denen Pflanzen wachsen. Es ist still, und kein Mensch ist zu sehen. Auch Autos fahren nur selten vorbei. In der Luft liegt der leichte Geruch des Meeres, das ganz in der Nähe sein muss. Ich lausche, aber ich höre kein Rauschen. Ein Stück weiter weg ist wohl eine Baustelle, denn von dort ertönt wie Bienengesumm das leise Brummen einer Maschine. Der Weg von der Haltestelle zur Bibliothek ist mit kleinen Wegweisern ausgeschildert, sodass ich ihn nicht verfehlen kann.

Vor dem imposanten Tor der Komura-Gedächtnisbibliothek stehen zwei hübsche Pflaumenbäume. Vom Tor folge ich einem gewundenen Kiesweg durch einen gepflegten, mit Bäumen bestandenen Garten, in dem nicht ein Blatt auf der Erde liegt. Kiefern, Magnolien, Ginster und Azaleen wachsen dort, und überall zwischen den Pflanzen stehen alte große Steinlaternen. Es gibt auch einen kleinen Teich. Schließlich gelange ich zum Eingang, der von erlesenem Geschmack zeugt. Einen Moment lang bleibe ich an der offenen Tür stehen, unentschlossen, ob ich eintreten soll. Diese Bibliothek unterscheidet sich von allen anderen, die ich kenne. Aber da ich nun einmal hier bin, wäre es

dumm, nicht hineinzugehen. Gleich hinter dem Eingang befindet sich die Theke. Dort sitzt ein junger Mann, der das Gepäck in Verwahrung nimmt. Ich setze meinen Rucksack ab und entledige mich meiner Sonnenbrille und Mütze.

»Sie sind zum ersten Mal hier?«, fragt er mit ruhiger, gelassener Stimme. Er hat eine – wie soll ich sagen – hohe, aber doch weiche und nicht im Geringsten schrille Stimme.

Ich nicke, denn vor lauter Aufregung kann ich nicht sprechen. Auf diese Frage war ich nicht gefasst.

Einen gespitzten Bleistift zwischen den Fingern, mustert er kurz und interessiert mein Gesicht. Der gelbe Bleistift hat ein Radiergummi am einen Ende. Der junge Mann hat feine, regelmäßige Gesichtszüge. Schön wäre wahrscheinlich die treffendere Beschreibung für ihn als gut aussehend. Er trägt ein weißes durchgeknöpftes Baumwollhemd mit langen Ärmeln und olivgrüne Chinos, beides vollkommen faltenlos. Seine Haare sind ziemlich lang und fallen ihm in die Stirn, wenn er den Kopf neigt, sodass er sie sich immer wieder zurückstreicht. Seine bis zu den Ellbogen aufgekrempelten Ärmel geben den Blick auf schmale weiße Handgelenke frei. Die Brille mit dem dünnen, leichten Rahmen steht ihm ausgezeichnet. An seiner Brust ist ein kleines Plastikschild mit dem Namen Oshima befestigt. Er unterscheidet sich von allen Bibliotheksangestellten, die ich bisher kenne.

»Diese Bibliothek ist eine Freihandbibliothek. Die Bücher, die Sie lesen möchten, können Sie in den Lesesaal mitnehmen. Für wertvolle Bücher, die ein bestimmtes rotes Siegel tragen, müssen Sie eine Bestellkarte ausfüllen. Hier links im Archiv sind die Karteikästen und die Computerdatei, die Sie frei benutzen dürfen, wann immer Sie sie brauchen. Die Bücher können nicht ausgeliehen werden. Zeitschriften und Zeitungen haben wir nicht. Fotografieren sowie Kopieren ist nicht gestattet. Speisen und Getränke sind im Garten zu verzehren. Die Bibliothek schließt um fünf.«

Er legt den Bleistift auf den Tisch.

»Sind Sie Oberschüler?«, fügt er noch hinzu.

Ich hole einmal tief Luft und sage Ja.

»Unsere Bibliothek unterscheidet sich ein wenig von anderen«, sagt er. »Denn sie ist auf eine besondere Gattung von Büchern spezialisiert, nämlich auf die alten Werke von Tanka- und Haiku-Dichtern. Natürlich haben wir bis zu einem gewissen Grad auch Bücher zu allgemeinen Themen, aber die meisten unserer Leser, die von weiter weg mit dem Zug anreisen, sind auf der Suche nach Literatur zu diesem Thema. Niemand kommt hierher, um Stephen King zu lesen, und darum sind auch Besucher Ihres Alters höchst selten. Immerhin besuchen uns hin und wieder Doktoranden. Beschäftigen Sie sich mit Tanka oder Haiku?«

»Nein«, antworte ich.

»Das dachte ich mir schon.«

»Darf ich trotzdem reinkommen?«, frage ich schüchtern und bemühe mich sehr, meine Stimme nicht kippen zu lassen.

»Natürlich«, sagt er mit einem Lächeln und legt beide Hände auf den Tisch. »Immerhin sind wir eine Bibliothek, und jeder, der lesen möchte, ist willkommen. Ich darf es hier ja nicht so laut sagen, aber ich interessiere mich selbst nicht übermäßig für Tanka oder Haiku.«

»Ein beeindruckendes Gebäude«, sage ich.

Er nickt. »Die Familie Komura besaß schon in der Edo-Zeit eine große Sake-Brauerei, und der Letzte von ihnen war ein in ganz Japan bekannter Büchersammler. Was man so einen Büchernarren nennt. Sein Vater, also der vorletzte Komura, war selbst Dichter. Daher machten auch viele Literaten, wenn sie nach Shikoku kamen, hier Station – Wakayama Bokusui, Ishikawa Takuboku oder Shiga Naoya. Einige fühlten sich so wohl, dass sie länger blieben. Die Komuras sind eine jener

traditionsbewussten Familien, die für Kunst und Literatur großzügig Geld ausgeben. In solchen Familien bringt gewöhnlich irgendwann eine Generation das Vermögen durch, aber glücklicherweise war das bei den Komuras nicht so. Steckenpferd blieb Steckenpferd, und der Familienbetrieb wurde deswegen nicht vernachlässigt.«

»Also sind sie reich«, sage ich.

»Sehr.« Er kräuselt leicht die Lippen. »Nicht mehr ganz so reich wie vor dem Krieg, aber es genügt noch. Deshalb können sie auch diese prachtvolle Bibliothek unterhalten. Natürlich dient die Stiftung auch dazu, die Erbschaftssteuer zu verringern, aber das steht auf einem anderen Blatt. Übrigens, wenn Sie sich für die Geschichte des Gebäudes interessieren, können Sie heute um zwei an einer kleinen Führung teilnehmen. Sie findet einmal wöchentlich dienstags statt, und zufällig ist heute Dienstag. Im ersten Stock gibt es eine seltene Antiquitätensammlung, und da das Haus auch architektonisch hochinteressant ist, kann es nicht schaden, es sich einmal anzusehen.«

Ich bedanke mich.

»Bitte schön«, sagt er und lächelt. Dann nimmt er seinen Bleistift wieder in die Hand und klopft mit der Radiergummiseite auf den Tisch. Ganz leicht, wie um mir Mut zu machen.

»Machen Sie die Führung?«

Oshima lächelt. »Ich bin nur die Hilfskraft. Die verantwortliche Dame hier heißt Saeki. Im Grunde ist sie die Chefin. Sie gehört einem Zweig der Familie Komura an und macht die Führungen. Sie ist reizend und wird Ihnen bestimmt gefallen.«

Ich betrete den weitläufigen hohen Bibliotheksraum und schlendere auf der Suche nach einem Buch, das mein Interesse weckt, zwischen den Regalen umher. An der Decke verlaufen

mehrere eindrucksvolle dicke Balken. Die Strahlen der ersten Sommersonne scheinen durch die Fenster. Sie sind geöffnet, sodass man die Vögel im Garten zwitschern hört. In den Regalen stehen, wie Oshima gesagt hat, meist Bücher, die mit Tanka- und Haiku-Dichtern zu tun haben – Anthologien, literaturwissenschaftliche Werke und Biografien. Auch zahlreiche Werke über die lokale Geschichte von Shikoku sind darunter.

In den Regalen weiter zur Mitte stehen Bücher zur allgemeinen Geistesgeschichte, Gesamtausgaben der japanischen Literatur und der Weltliteratur, gesammelte Werke einzelner Autoren, Klassiker, Philosophie, Musik, Kunst allgemein, Drama, Gesellschaftswissenschaften, Geschichte, Biografien, Geografie … Den Seiten der meisten Bücher entströmt, wenn ich sie aufschlage, der Geruch vergangener Zeiten, der eigentümliche Duft profunden Wissens und starker Gefühle, die lange ungestört zwischen den Buchdeckeln geschlummert haben. Diesen Geruch atme ich tief ein, lasse meinen Blick über die Seiten schweifen und stelle das Buch dann zurück ins Regal.

Schließlich wähle ich aus einer schönen mehrbändigen Burton-Ausgabe der *Märchen aus 1001 Nacht* einen Band aus und nehme ihn mit in den Lesesaal. Lange schon habe ich mir gewünscht, einmal darin zu lesen. Da die Bibliothek gerade erst geöffnet hat, habe ich den eleganten Lesesaal ganz für mich. Er sieht genauso aus wie auf dem Foto in der Zeitschrift. Die Decke ist hoch, der Raum weit und luftig, aber er strahlt auch Wärme aus. Durch die geöffneten Fenster weht hin und wieder eine Brise. Lautlos bauschen sich die weißen Vorhänge, wenn der Wind den Geruch des Meeres hereinträgt. Die Bequemlichkeit der Sessel lässt nichts zu wünschen übrig. In einer Ecke des Raumes steht ein altes Klavier, das in mir das Gefühl erweckt, zu Gast im Haus eines vertrauten Menschen zu sein.

Ich setze mich in einen der Sessel, und als ich mich umschaue, spüre ich, dass dieser Raum der Ort ist, nach dem ich so lange gesucht habe. *Genau* diesen Platz, diesen versteckten Winkel der Welt, habe ich gesucht. Bisher hat er nur in meiner geheimen Fantasie existiert, und ich kann es noch kaum fassen, dass es ihn tatsächlich gibt. Als ich die Augen schließe und einatme, lässt er sich in mir nieder wie eine sanfte Wolke. Ein wunderbares Gefühl. Langsam streiche ich mit der Handfläche über den cremefarbenen Bezug des Sessels. Ich stehe auf, gehe zum Klavier hinüber, öffne den Deckel und lege meine Finger sacht auf die leicht gelbliche Klaviatur. Ich schließe den Deckel und laufe auf dem alten Teppich mit Weintraubenmuster umher, drehe an den altmodischen Griffen zum Öffnen und Schließen der Fenster, knipse eine Stehlampe an und aus und betrachte der Reihe nach die Bilder an den Wänden. Schließlich setze ich mich wieder in den Sessel und konzentriere mich ganz auf meine Lektüre.

Um die Mittagszeit hole ich Mineralwasser und Proviant aus meinem Rucksack, setze mich auf die Veranda zum Garten und verzehre mein Mittagessen. Allerlei Vögel huschen von Baum zu Baum, lassen sich am Teich nieder, trinken und putzen sich. Einige Arten habe ich noch nie gesehen. Als ein großer brauner Kater auftaucht, fliegen die Vögel hastig auf, obwohl der Kater ihnen keine Beachtung schenkt. Ihm scheint der Sinn einzig nach einem faulen Sonnenbad auf den Steinen zu stehen.

»Hast du heute schulfrei?«, fragt Oshima mich, als ich meinen Rucksack wieder abgebe, um in den Lesesaal zurückzukehren.

»Nein, eigentlich nicht, aber ich habe mir selbst ein bisschen freigegeben.« Ich bediene mich einer vorsichtigen Wortwahl.

»Schulverweigerung«, sagt er.

»Vielleicht.«

Oshima schaut mich interessiert an. »Vielleicht?«

»Eigentlich weigere ich mich nicht, ich habe nur beschlossen,

nicht mehr hinzugehen«, sage ich.

»Du hast also in aller Ruhe und spontan aufgehört zur Schule zu gehen?«

Ich nicke bloß. Was sollte ich auch antworten?

»Nach Aristophanes in Platons *Gastmahl* gab es früher drei Geschlechter von Menschen«, sagt Oshima. »Kennst du die Geschichte?«

»Nein.«

»In alter Zeit gab es nicht nur ein mannmännliches und ein weibweibliches Geschlecht, sondern auch ein mannweibliches. Alle Menschen bestanden aus jeweils zwei Teilen. Und alle lebten unbekümmert und zufrieden. Dann freilich nahmen die Götter ein Messer und schnitten sie in zwei Hälften. Säuberlich wie Früchte. Seitdem gibt es Frauen und Männer auf der Welt, und die Menschen irren ständig auf der Suche nach ihrer anderen Hälfte durchs Leben.«

»Warum haben die Götter das getan?«

»Die Menschen in zwei Hälften geteilt? Weiß ich auch nicht. Was die Götter tun, ist meistens unverständlich. Sie sind launisch und haben – wie soll man sagen – eine Neigung zum Idealismus. Vielleicht sollte es eine Strafe sein, so wie bei Adam und Eva in der Bibel, als sie aus dem Paradies verjagt wurden.«

»Wegen der Erbsünde«, sage ich.

»Genau. Die Erbsünde«, sagt Oshima.

Er klemmt sich den langen Bleistift zwischen Mittel- und Zeigefinger und lässt ihn langsam hin- und herschwingen. »Ich wollte damit nur sagen, dass es schwer für einen Menschen ist, ganz allein zu leben.«

Ich gehe in den Lesesaal zurück und lese weiter in der »Geschichte von Abu El-Hasan dem Schalk«, aber so richtig kann ich mich nicht mehr darauf konzentrieren. Männlich, mannweiblich und weiblich?

Um zwei unterbreche ich meine Lektüre, stehe auf und nehme an der Führung durch das Gebäude teil. Frau Saeki, die die Führung macht, ist eine schlanke Dame von etwa Mitte fünfzig. Für ihre Generation ist sie wohl eher groß. Sie trägt ein blaues Kleid mit kurzen Ärmeln und darüber eine dünne cremefarbene Strickjacke. Sie hält sich sehr gerade. Ihre Haare sind lang und lose im Nacken zusammengebunden. Sie hat ein vornehmes, intelligentes Gesicht. Und schöne Augen. Um ihre Mundwinkel spielt wie ein ständiger Schatten ein leichtes Lächeln. Ich kann es nicht gut beschreiben, aber es wirkt irgendwie vollkommen und erinnert mich an ein sonniges Plätzchen, wie es nur an einem verborgenen Ort entsteht. Im Garten unseres Hauses in Nogata gibt es ein solches sonniges Plätzchen. Schon als Kind habe ich diesen Fleck geliebt.

Sie macht auf mich einen sehr starken, aber auch wehmütig-vertrauten Eindruck. Wie schön, denke ich, wenn sie meine Mutter wäre. Das denke ich immer, wenn ich eine gut aussehende (oder sympathische) Frau mittleren Alters sehe. Wie schön, wenn sie meine Mutter wäre. Selbstverständlich geht die Wahrscheinlichkeit, dass Frau Saeki meine Mutter ist, gegen null. Aber theoretisch besteht zumindest eine winzige Chance, da ich ja nicht weiß, wie meine Mutter aussieht, und nicht einmal ihren Namen kenne. Also gibt es keinerlei Grund, dass Frau Saeki nicht meine Mutter *sein könnte.*

Außer mir nimmt noch ein Ehepaar in mittleren Jahren aus Osaka an der Führung teil. Die Frau ist klein und stämmig und trägt eine dicke Brille. Der Mann ist mager, und seine Frisur macht den Eindruck, als habe er versucht, das struppige Haar mit einer Drahtbürste zu bändigen, allerdings vergeblich. Seine Augen sind schmal, und er hat eine breite Stirn. Er erinnert mich an diese Statuen aus der Südsee, die unablässig auf den Horizont starren. Für die Konversation ist in erster Linie seine Frau zuständig, während er sich auf zustimmende Laute beschränkt.

Ansonsten nickt er, zeigt sich beeindruckt oder brummt hin und wieder ein paar unverständliche Wortfetzen. Die Kleidung der beiden – wasserabweisende Westen mit unzähligen Taschen, robuste Bergschuhe und Wanderhüte – scheint eher für eine Bergbesteigung geeignet als für den Besuch einer Bibliothek. Vermutlich ist das nicht ihre übliche Garderobe, sondern eine Art Reise-Outfit. Sie scheinen recht nette Leute zu sein. Ich wünsche sie mir nicht unbedingt als Eltern, aber durch ihre Anwesenheit bin ich nicht allein und fühle mich nicht so unsicher.

Als Erstes erklärt Frau Saeki, wie die Komura-Gedächtnisbibliothek entstanden ist, was inhaltlich in etwa dem entspricht, was Oshima mir schon erzählt hat. Die Bibliothek wurde mit dem Ziel gegründet, die von verschiedenen Generationen der Familie gesammelten Werke – Primär- sowie Sekundärliteratur – und Kalligrafien der Allgemeinheit zugänglich zu machen und damit einen Beitrag zur Förderung der regionalen Kultur zu leisten. Mit dem Vermögen der Familie Komura wurde eine Stiftung ins Leben gerufen, die die Verwaltung der Bibliothek übernahm. Gelegentlich finden in ihr auch öffentliche Veranstaltungen wie Vorträge und Hauskonzerte statt. Das Gebäude war ursprünglich Anfang der Meiji-Zeit als Bibliothek und separates Gästehaus konzipiert worden, wurde in der Taisho-Zeit jedoch vergrößert und umgestaltet. Man fügte ein Stockwerk hinzu und gestaltete die Wohnräume für die Künstler komfortabler. Von der Taisho-Zeit bis in die Anfänge der Showa-Zeit hatten sich zahlreiche Berühmtheiten im Hause Komura aufgehalten. Zum Dank für die erwiesene Gastfreundschaft hatten Dichter und Schriftsteller Tanka, Haiku und Kalligrafien und die Maler Bilder zurückgelassen. »Im Ausstellungsraum im ersten Stock ist ein bedeutendes Stück kostbaren kulturellen Erbes zu besichtigen«, erklärt Frau Saeki. »In der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg waren es nicht die Provinzregierungen, sondern in der

Hauptsache reiche Familien wie die Komuras, die aus Liebhaberei wertvolle regionale Kulturgüter zusammentrugen. Im Grunde hatten sie die Rolle von Kulturmäzenen inne. Die Präfektur Kagawa hat eine große Zahl ausgezeichneter Dichter hervorgebracht, nicht zuletzt auch deswegen, weil mehrere Generationen der Familie Komura seit der Meiji-Zeit ihr Herzblut in die Gründung und Erhaltung anspruchsvoller künstlerischer Zirkel haben fließen lassen. Über die Entstehung dieser hochinteressanten kulturellen Zirkel und ihre Entwicklung werden bis heute zahlreiche Studien und Essays veröffentlicht. Diese Schriften werden im Lesesaal aufbewahrt. Wenn Sie möchten, können Sie sie sich anschauen. Die letzten Generationen der Familie Komura verfügten über tiefes literarisches Verständnis und einen ausgezeichneten Kennerblick. Vielleicht liegt ihnen das im Blut. Sie vermochten Originale von Fälschungen zu unterscheiden, förderten wirklich nur exzellente, authentische Kunst und konnten auf diese Weise das anspruchsvolle Niveau der Sammlung halten. Aber wie Sie wissen, ist niemand auf dieser Welt vollkommen. Leider trog ihr Blick sie bisweilen, und es gab hervorragende Dichter, die nicht die Behandlung genossen, die ihnen zugestanden hätte. So scheint zum Beispiel leider alles, was in Beziehung zu dem Haiku-Dichter Taneda Santoka stand, auf dem Abfall gelandet zu sein. Dem Gästebuch zufolge hat Santoka mehrmals hier gewohnt und auch Gedichte und Schriften hinterlassen, aber für den Hausherrn war er nichts als ein ›großmäuliger Bettelmönch‹. Er nahm Taneda Santoka nicht für voll und warf die meisten seiner Werke fort.«

»Was für eine Verschwendung«, sagt die Frau aus Osaka ehrlich betrübt. »Santokas Werke wären heute bestimmt sehr wertvoll, wenn sie noch erhalten wären.«

Frau Saeki lächelt freundlich. »Vielleicht lag es daran, dass Santoka damals noch völlig unbekannt war. Im Nachhinein weiß man immer alles besser.«

»Wie wahr, wie wahr«, pflichtet der Ehemann ihr bei.

Dann führt Frau Saeki uns durch das Erdgeschoss, in dem sich die Bibliothek, der Lesesaal und das Depot für wertvolle Schriften befinden.

»Der damalige Hausherr hat beim Bau der Bibliothek den verfeinerten Stil eines Literaten-Teehauses von Kyoto vermieden und einen rustikaleren gewählt. Doch wie Sie sehen, ist die Ausstattung der Innenräume im Gegensatz zur robusten Bodenständigkeit des Gebäudes raffiniert und luxuriös. Die elegante Schnitzerei der durchbrochenen Oberlichter an den Türen hat wohl kaum ihresgleichen. An dem Bau haben alle führenden Meister von Shikoku mitgewirkt.«

Wir steigen nun gemeinsam durch das hohe Treppenhaus in den ersten Stock hinauf. Das Ebenholzgeländer ist so blank poliert, dass die leiseste Berührung mit den Fingern Abdrücke hinterlassen würde. In die Vorderfenster am Treppenabsatz ist mit Buntglas das Bild eines Hirsches eingesetzt, der den Hals nach einer Traube reckt. Im ersten Stock liegen zwei Gästezimmer und ein großer Saal, der früher wahrscheinlich mit Tatami ausgelegt war und in dem man Bankette und Zusammenkünfte abhielt. Jetzt ist der Boden aus Holz, und zahlreiche Schrift- und Bildrollen zieren die Wände. In der Mitte steht eine große Glasvitrine mit geschichtsträchtigen Erinnerungsstücken. Das eine Gästezimmer ist im westlichen Stil, das andere im japanischen gehalten. Das westlich eingerichtete Zimmer mit einem großen Schreibtisch und einem Drehstuhl sieht aus, als werde es heute noch benutzt. Vom Fenster hinter dem Schreibtisch sieht man eine Reihe von Kiefern und dazwischen ein bisschen vom Horizont.

Das Ehepaar aus Osaka liest laut die Erklärungen vor, während es sich die einzelnen Exponate anschaut. Wie um seine Frau zu ermutigen, stimmt der Mann jeder ihrer Bemerkungen zu. Zwischen den beiden scheint es keinerlei Meinungsverschiedenheiten zu geben. Da mich die

Ausstellungsstücke nicht sehr interessieren, schaue ich mir die Bauweise genauer an. Als ich gerade das westliche Zimmer in Augenschein nehme, gesellt Frau Saeki sich zu mir.

»Wenn Sie wollen, können Sie sich ruhig auf den Drehstuhl setzen«, sagt sie. »Hier haben schon Shiga Naoya und Tanizaki Junichiro gesessen. Natürlich war es damals nicht derselbe Stuhl.«

Ich setze mich und lege sacht beide Hände auf den Schreibtisch.

»Wie sieht's aus? Bekommen Sie Lust, etwas zu schreiben?«

Ich erröte ein wenig und schüttele den Kopf. Frau Saeki lacht und geht zu dem Ehepaar im Nebenzimmer. Von dem Drehstuhl aus sehe ich ihr nach, verfolge die Bewegungen ihres Körpers beim Gehen. Sie sind von großer natürlicher Eleganz. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber es ist etwas *Besonderes* daran. Mit dem Rücken scheint ihre Gestalt mir etwas mitzuteilen, etwas, wofür es keine Worte gibt. Etwas, das sich nicht von vorne übermitteln lässt. Aber was dieses Etwas ist, weiß ich nicht. Es gibt so vieles, das ich nicht weiß.

Ich bleibe auf dem Stuhl sitzen und sehe mich im Raum um. An der Wand hängt ein Ölgemälde von der hiesigen Küstenlandschaft. Der Stil ist altmodisch, aber die Farben wirken frisch. Auf dem Schreibtisch stehen ein großer Aschenbecher und eine Lampe mit grünem Schirm. Als ich den Schalter betätige, leuchtet sie auf, wie es sich gehört. An der Wand gegenüber hängt eine alte schwarze Uhr. Sie wirkt antik, geht aber richtig. Die Dielen sind stellenweise ausgetreten und knarren leise, wenn man darauf tritt.

Am Ende der Führung bedankt sich das Ehepaar aus Osaka bei Frau Saeki und macht sich auf den Rückweg. Die beiden gehören einem Tanka-Kreis in Kansai an. Bei der Frau ist dies leicht vorstellbar, aber welche Art von Gedichten der Mann

wohl schreibt? Aus Zustimmung und Nicken kann man doch keine Gedichte machen. Ob dazu nicht mehr Eigeninitiative nötig ist? Und woher nimmt er wohl den Stoff für seine Gedichte?

Ich gehe in den Lesesaal zurück, um mich wieder meinem Buch zu widmen. Im Laufe des Nachmittags kommen mehrere Leute. Die meisten tragen Lesebrillen, und dadurch sehen sie sich alle irgendwie ähnlich. Die Zeit verstreicht nun sehr langsam. Alle sind in ihre Lektüre vertieft. Niemand spricht. Einige sitzen an den Pulten in der Mitte und machen sich Notizen, schweigend und ohne ihre Haltung zu verändern. Wie ich auch.

Um fünf beende ich meine Lektüre, stelle das Buch ins Regal zurück und verlasse die Bibliothek.

»Wann öffnen Sie morgen?«, erkundige ich mich noch.

»Um elf. Montags haben wir geschlossen«, sagt Oshima.

»Kommst du morgen wieder?«

»Ja, wenn es nicht stört.«

Oshima kneift die Augen zusammen und sieht mich an. »Natürlich nicht. Eine Bibliothek ist dazu da, dass Leute in ihr lesen. Also komm bitte wieder. Übrigens, trägst du immer so viel Gepäck mit dir rum? Sieht schwer aus. Was hast du denn da drin – Krügerrand-Goldmünzen?«

Ich werde rot.

»Schon gut, schon gut. Es interessiert mich ja gar nicht ernstlich.«

Oshima tippt sich mit dem Radiergummi an seinem Bleistift gegen die rechte Schläfe. »Also dann, bis morgen.«

»Auf Wiedersehen«, sage ich. Anstelle der Hand hebt er den Bleistift.

Ich fahre mit der Tram zum Bahnhof zurück, wo ich in einem billigen Lokal ein Menü aus panierter Hühnchenbrust und Salat

bestelle. Ich lasse mir noch eine zweite Portion Reis geben und trinke nach dem Essen eine warme Milch. Für den Fall, dass ich nachts Hunger bekomme, kaufe ich mir im Supermarkt zwei Reisklöße und eine Flasche Mineralwasser. Anschließend suche ich das Hotel auf, in dem ich übernachten werde. Ich gehe nicht schneller als nötig, aber auch nicht langsamer, sondern ganz normal wie die anderen Passanten auch, um keine überflüssige Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Das Hotel ist sehr groß, ein typisches zweitklassiges Business-Hotel. An der Rezeption trage ich Namen, Adresse und Alter ins Gästebuch ein und bezahle eine Nacht im Voraus. Ich bin ein wenig aufgeregt. Aber niemand mustert mich argwöhnisch oder zetert: »Ich sehe doch, dass du lügst. In Wirklichkeit bist du erst fünfzehn und von zu Hause abgehauen.« Alles verläuft reibungslos und sachlich.

Mit einem bedrohlich rappelnden Aufzug fahre ich in den fünften Stock. In dem länglichen, schmalen Zimmer gibt es ein liebloses Bett mit einem harten Kissen, einen winzigen Schreibtisch, einen kleinen Fernseher und verblichene Vorhänge. Das Bad hat gerade mal die Größe eines Wandschranks, weder Shampoo noch Spülung liegen bereit. Die Aussicht besteht aus der Mauer eines gegenüberliegenden Gebäudes. Andererseits sollte ich dankbar sein, dass ich ein Dach über dem Kopf und fließend warmes Wasser habe. Nachdem ich meinen Rucksack auf dem Boden abgestellt habe, setze ich mich auf den einzigen Stuhl und mache mich mit dem Zimmer vertraut.

Ich bin frei. Ich schließe die Augen und denke eine Weile über diesen Umstand nach. Aber noch bin ich nicht imstande, wirklich zu begreifen, was es bedeutet, frei zu sein. Im Augenblick begreife ich nur, dass ich völlig allein bin. Allein in einem unbekannten Land, wie ein einsamer Entdecker ohne Kompass und Karten. Ist das Freisein? Nicht einmal das weiß ich. Ich gebe es auf, darüber nachzugrübeln.

Lange sitze ich in der Badewanne. Anschließend putze ich mir über dem Waschbecken gründlich die Zähne. Eine Zeit lang lese ich noch im Bett. Als ich zu müde werde, schaue ich mir die Nachrichten im Fernsehen an. Verglichen mit meinen heutigen Erlebnissen sind sie enttäuschend und langweilig, sodass ich den Fernseher bald ausschalte und unter die Bettdecke krieche. Es ist schon nach zehn. Leicht fällt mir das Einschlafen jedoch nicht. Ein ganzer Tag in einer neuen Welt und auch noch mein fünfzehnter Geburtstag, von dem ich den größten Teil in dieser wundersamen, faszinierenden Bibliothek verbracht habe. Dazu habe ich verschiedene Menschen kennen gelernt. Sakura. Und Oshima und Frau Saeki. Zum Glück gab es keine bedrohlichen Begegnungen. Vielleicht ist das ein gutes Omen.

Ich denke an mein Zuhause in Nogata und an meinen Vater. Was er wohl empfunden hat, als er entdeckte, dass ich nicht mehr da bin? Erleichterung, meines Anblicks enthoben zu sein? Oder Verwirrung? Oder im Grunde gar nichts? Vielleicht hat er ja auch noch gar nicht gemerkt, dass ich fort bin.

Plötzlich fällt mir ein, dass ich ja sein Handy habe. Ich nehme es aus dem Rucksack, schalte es ein und wähle versuchsweise unsere Nummer in Tokyo. Sofort ertönt das Rufzeichen. Selbst über die Entfernung von siebenhundert Kilometern ist der Ton so deutlich, als würde ich vom Nebenzimmer aus anrufen. Seine unerwartete Schärfe erschreckt mich. Ich lasse es nur zweimal klingeln, dann unterbreche ich die Verbindung. Mein Herz klopft heftig und will sich gar nicht mehr beruhigen. Das Telefon funktioniert. Mein Vater hat den Vertrag für die Nummer also nicht gekündigt. Wahrscheinlich hat er noch nicht bemerkt, dass das Telefon aus seiner Schreibtischschublade verschwunden ist. Ich packe es wieder in den Rucksack, schalte die Nachttischlampe aus und schließe die Augen. Ich schlafe traumlos. Überhaupt habe ich schon lange nicht mehr geträumt.

6

»Guten Tag«, sagte der alte Mann.

Die Katze, ein betagter, großer schwarzer Kater, hob kurz den Kopf und erwiderte den Gruß leise und schwerfällig.

»Schönes Wetter heute, was?«

»Mmm«, machte der Kater.

»Kein Wölkchen am Himmel.«

»… noch nicht.«

»Meinen Sie, das Wetter hält nicht?«

»Gegen Abend wird es schlechter, das hab ich im Gefühl«, sagte der schwarze Kater und streckte träge ein Bein von sich. Er nahm den Mann nochmals forschend in Augenschein.

Der Mann lächelte dem Kater freundlich zu.

Für einen Augenblick war der Kater verdutzt. »Aha, Sie können sprechen …«, sagte er dann gleichmütig.

»Ja«, erwiderte der alte Mann etwas verlegen und nahm respektvoll seine abgetragene Baumwollmütze vom Kopf. »Nicht dass Nakata immer und mit jeder Katze sprechen kann, aber wenn alles gut läuft, kann er sich einigermaßen unterhalten.«

»Hmm«, kommentierte der Kater knapp.

»Dürfte Nakata sich wohl einen Augenblick hierher setzen? Er ist ein bisschen müde.«

Der schwarze Kater richtete sich langsam auf, seine langen Barthaare zuckten. Er gähnte ausgiebig, als wolle er dabei sein Kinn aushängen.

»Bitte, bitte, setzen Sie sich, wohin Sie mögen. Da hat niemand etwas dagegen.«

»Besten Dank«, sagte der Mann und setzte sich neben den Kater.

»Uff, Nakata ist seit heute Morgen um sechs auf den Beinen.«

»Aha, Sie sind also Herr Nakata, ja?«

»Ja, der Name ist Nakata. Und Sie, Herr Kater, wie ist Ihr werter Name?«

»Hab ich vergessen«, sagte der schwarze Kater. »Nicht dass ich keinen gehabt hätte, aber gebraucht hab ich ihn nie. Also hab ich ihn mit der Zeit vergessen.«

»Ja, was man nicht braucht, ist gleich vergessen. Nakata geht's genauso«, sagte der Mann und kratzte sich am Kopf. »Übrigens gehören Sie doch sicher jemandem, nicht wahr?«

»Früher hatte ich in der Tat einen Herrn, aber jetzt nicht mehr. Ein paar Leute aus der Nachbarschaft geben mir hin und wieder zu fressen. Aber gehören tu ich keinem …«

Nakata nickte und schwieg eine Weile. »Dürfte Nakata Sie vielleicht Otsuka nennen?«, fragte er dann.

»Otsuka?« Der Kater sah ihn verblüfft an. »Was soll das? Wieso wollen Sie mich Otsuka nennen?«

»Ach, das hat nichts zu bedeuten. Ist Nakata gerade nur so eingefallen. Ohne Namen kann er sich nicht erinnern, also sucht er sich einfach die passenden Namen. Es ist praktischer mit Namen. Ein Dummkopf wie Nakata kann sich alles besser merken, wenn es heißt: Am Nachmittag von dem und dem Tag in dem und dem Monat hat Nakata auf dem leeren Bauplatz in ** den Kater Otsuka kennen gelernt.«

»Hm«, machte der schwarze Kater. »Versteh ich nicht. Katzen brauchen so was nicht. Uns reicht der Geruch und das Aussehen oder so. Das ist weniger umständlich, was?«

»Stimmt, das leuchtet ein. Aber wissen Sie, Herr Otsuka, Menschen sind da anders. Sie müssen sich unbedingt solche Sachen wie das Datum und den Namen merken.«

Der Kater schnaubte. »Wie umständlich!«

»Genau. Zu viel zu behalten. Das ist so unpraktisch. Wenn Nakata bestimmen könnte, würde er sich bloß den Namen von dem Herrn Gouverneur und die Busnummern merken. Stört es Sie, wenn Nakata Sie Otsuka nennt? Sind Sie vielleicht beleidigt?«

»Ich bin nicht gerade begeistert … aber auch nicht beleidigt. Eigentlich ist mir das schnurz. Also, nennen Sie mich Otsuka, wenn Sie wollen. Obwohl ich das Gefühl habe, dass ich nicht Otsuka bin.«

»Darüber ist Nakata sehr froh. Vielen, vielen Dank, Herr Otsuka.«

»Selbst wenn man berücksichtigt, dass Sie ein Mensch sind, kommt mir Ihre Art zu reden ein bisschen sonderbar vor«, sagte Otsuka.

»Ja, das sagen alle. Aber Nakata kann nur so sprechen. Es kommt immer so raus. Weil er schwach im Kopf ist. Früher war er nicht so, aber als Kind hatte er einen Unfall, und danach ist er dumm geworden. Nakata kann nicht schreiben und auch keine Bücher und Zeitungen lesen.«

»Ich bin nicht stolz darauf, aber ich kann auch nicht schreiben«, sagte der Kater und leckte sich ein paar Mal die Innenseite seiner rechten Pfote. »Ich bin ganz normal im Kopf, trotzdem macht mir das nichts aus.«

»In der Katzenwelt ist es ja auch so üblich«, sagte Nakata. »Aber wer in der Menschenwelt nicht schreiben kann, ist dumm. Wer keine Bücher und Zeitungen lesen kann, ist dumm. Das steht fest. Noch dazu wo Nakatas Vater – er ist längst gestorben – ein erstklassiger Universitätsprofessor war. Fachmann für Finanzen. Außerdem hat Nakata zwei jüngere Brüder, und beide sind intelligent. Der eine ist Abteilungsleiter bei Itochu, der andere arbeitet im Ministerium für Handel und Industrie. Beide wohnen in großen Häusern und essen Aal. Nur Nakata ist

dumm.«

»Sie können immerhin die Katzensprache.«

»Ja«, sagte Nakata.

»Außer Ihnen kann bestimmt kein Mensch mit Katzen reden.«

»Das ist normal.«

»Da kann man doch nicht sagen, dass Sie dumm sind.«

»Doch, nein, doch – mit so was kennt Nakata sich nicht aus. Aber alle sagen, dass er dumm ist, also kann das nur heißen, dass er wirklich dumm ist. Weil er die Namen von den Haltestellen nicht lesen kann, kann er keine Fahrkarte kaufen und nicht Bahn fahren. Aber Nakata kann Bus fahren, mit seinem Behindertenausweis.«

»Aha«, sagte Otsuka unbeeindruckt.

»Wer nicht lesen und schreiben kann, findet keine Arbeit.«

»Und wovon leben Sie dann?«

»Von der Unterstützung.«

»Unterstützung?«

»Das Geld, das der Herr Gouverneur Nakata schenkt. Nakata wohnt in einem kleinen Zimmer in einem Wohnblock in Nogata und bekommt dreimal am Tag zu essen.«

»Kein übles Leben … könnte ich mir auch vorstellen.«

»Wie Sie sagen, nicht übel«, sagte Nakata. »Vor Regen und Wind geschützt, kann Nakata sorgenfrei leben. Und manchmal – wie jetzt – bekommt er den Auftrag, eine Katze zu suchen. Dafür ist Nakata dankbar. Aber das hält er vor dem Herrn Gouverneur geheim. Deshalb sagen Sie bitte keinem etwas davon. Wenn Nakata Extrageld verdient, kriegt er vielleicht weniger Unterstützung. Und so kann er ab und zu mal Aal essen. Nakata isst gern Aal.«

»Ich esse auch gern Aal. Obwohl es lange her ist, dass ich welchen gegessen habe, und nicht mehr genau weiß, wie er

geschmeckt hat.«

»Ja, Aal ist was Besonderes. Anders als anderes Essen. Auf der Welt gibt es viele gute Sachen, aber – soviel Nakata weiß – nichts Besseres als Aal.«

Auf der Straße vor dem Bauplatz führte ein junger Mann einen großen Labrador mit einem roten Halstuch vorbei. Der Hund warf einen Seitenblick auf Otsuka, ging jedoch anstandslos weiter. Otsuka und Nakata schwiegen einen Moment und warteten, bis Herr und Hund vorübergegangen waren.

»Sie suchen also Katzen?«, fragte Otsuka schließlich.

»Ja, Katzen, von denen niemand weiß, wo sie sind. Und weil Nakata ein bisschen Katzensprache kann, sammelt er überall Spuren, die helfen, die verschwundenen Katzen zu finden. Nakata ist Katzensuchexperte geworden, und viele wollen jetzt, dass er ihre Katze sucht, wenn sie weggelaufen ist. In letzter Zeit war Nakata fast jeden Tag auf Katzensuche. Aber er mag nicht weit fortgehen. Er sucht nur in Nakano. Sonst verläuft er sich selber.«

»Sie sind also jetzt auch auf der Suche nach einer Katze?«

»Ja, genau. Nakata sucht eine einjährige weiß-schwarz-braun gefleckte Katze. Sie heißt Goma. Hier ist ein Foto von ihr.« Nakata holte ein Farbfoto aus der Stofftasche über seiner Schulter und zeigte es Otsuka.

»Das ist sie. Sie trägt ein braunes Flohhalsband.«

Otsuka reckte den Hals, um sich das Foto anzusehen. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nö, nie gesehen. Ich kenne so gut wie alle Katzen in dieser Gegend, aber die da nicht. Nie gesehen … und nie gehört.«

»Aha.«

»Suchen Sie sie schon lange?«

»Mal überlegen … eins, zwei, drei – heute sind es drei Tage.«

Otsuka dachte nach. »Sie wissen es wahrscheinlich«, sagte er

dann, »aber wir Katzen sind Gewohnheitstiere, die am liebsten ein geregeltes Leben führen und größere Veränderungen meiden, wenn nichts Außergewöhnliches vorliegt. Etwas Außergewöhnliches könnte der Sexualtrieb sein oder ein Unfall – meist ist es eins von beiden.«

»Ja, daran hat Nakata auch schon gedacht.«

»Der Sexualtrieb lässt nach einer Weile nach, und die Katze kommt zurück. Wissen Sie, was Sexualtrieb ist?«

»Ja, Nakata hat zwar keine Erfahrung damit, aber er versteht ungefähr, was das ist. Es hat mit dem Pimmel zu tun, stimmt's?«

»Genau. Mit dem Pimmel.« Otsuka nickte brav. »Aber wenn die Katze einen Unfall hatte, kann sie schwerlich zurückkommen.«

»Ja, genau.«

»Andererseits kommt es auch vor, dass eine läufige Katze zu weit wegläuft und nicht mehr zurückfindet.«

»Wenn Nakata einmal aus Nakano draußen ist, findet er den Rückweg auch nicht mehr.«

»Mir ist das auch schon ein paar Mal passiert. Allerdings als ich noch sehr jung war.« Otsuka kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Wenn man nicht mehr nach Hause findet, gerät man in Panik. Es wird einem schwarz vor Augen, und man weiß überhaupt nichts mehr. Grässlich ist das. Dieser Sexualtrieb ist eine echte Plage. Aber in solchen Zeiten kann man an nichts anderes denken. Weder an vorher noch an nachher. Das ist … eben der Sexualtrieb. Wie hieß noch mal die verschwundene Katze?«

»Goma.«

»Ich würde Ihnen gern helfen, Goma zu finden. Eine einjährige Katze, die bei einer Familie ein behütetes Leben geführt hat, weiß ja nichts von der Welt. Sie kann nicht kämpfen und findet wahrscheinlich auch nichts zu fressen. Sie tut mir

leid. Leider habe ich sie nicht gesehen. Wahrscheinlich müssen Sie woanders suchen.«

»Ja, Sie haben Recht. Nakata muss es mal woanders versuchen. Entschuldigen Sie die Störung bei Ihrem Mittagsschlaf. Nakata kommt wieder vorbei, und wenn Sie inzwischen Goma gesehen haben, sagen Sie ihm bitte unbedingt Bescheid. Vielen Dank schon mal.«

»Nein, nein, Sie haben mich ganz und gar nicht gestört. Ich fand unser Gespräch ausnehmend interessant. Schauen Sie doch bitte bald wieder vorbei … Bei schönem Wetter bin ich oft auf dem Grundstück hier. Wenn es regnet, bin ich an dem Schrein unterhalb der Treppe da drüben.«

»In Ordnung, vielen Dank. Es war Nakata eine große Freude, sich mit Herrn Otsuka unterhalten zu dürfen. Er kann zwar die Katzensprache, aber nicht mit jeder Katze versteht er sich so gut. Manche Katzen sind misstrauisch, sagen nichts und verschwinden einfach, wenn Nakata sie anspricht. Auch wenn er bloß Guten Tag sagen wollte …«

»Kann sein. Nicht nur die Menschen sind verschieden, Katzen auch.«

»Genau. Das hat Nakata sich auch schon gedacht. Auf der Welt gibt es so viele Menschen und Katzen.«

Otsuka streckte sich und sah in den Himmel hinauf. Die Nachmittagssonne tauchte den Bauplatz in goldgelbes Licht. Ein bisschen sah es auch nach Regen aus. Wie er es vorausgesehen hatte.

»Sie sagten doch, dass Sie als Kind einen Unfall hatten und deshalb nicht besonders hell im Kopf sind?«

»Ja, genau. Nakata war damals neun.«

»Was war das für ein Unfall?«

»Es war – Nakata kann sich überhaupt nicht daran erinnern. Es wird erzählt, es war so etwas wie ein Fieber, für das keiner den

Grund wusste. Nakata soll drei Wochen lang bewusstlos gewesen sein. Die ganzen drei Wochen hat Nakata im Krankenhaus im Bett gelegen und am Tropf gehangen. Als Nakata wieder zu sich kam, hatte er alles vergessen, was bis dahin gewesen war. Vater, Mutter, Lesen, Rechnen, seine Adresse, sogar seinen eigenen Namen hatte Nakata vergessen. Wie wenn jemand den Stöpsel aus der Badewanne zieht, ist aus seinem Kopf restlos alles ausgelaufen. Vor dem Unfall soll Nakata gut in der Schule gewesen sein. Aber irgendwann fiel er um, und als er wieder aufwachte, war er dumm. Mutter ist schon lange tot, aber sie hat deshalb viel geweint. Sie musste weinen, weil Nakata so dumm geworden war. Vater hat nicht geweint, aber er war immer böse.«

»Aber stattdessen haben Sie die Katzensprache gelernt.«

»Ja, genau.«

»Aha.«

»Außerdem ist Nakata kerngesund und war noch nie krank. Keine Zahnschmerzen, keine Brille.«

»Soweit ich sehen kann, sind Sie auch nicht dumm.«

»Wirklich?«, sagte Nakata verdutzt. »Aber Herr Otsuka, Nakata ist schon über sechzig. Über sechzig! Und er ist daran gewöhnt, dumm zu sein. Alle sind daran gewöhnt. Auch ohne Straßenbahn zu fahren, kann man leben. Vater ist tot und kann mich nicht mehr schlagen. Mutter ist tot und weint nicht mehr. Wenn jetzt plötzlich einer zu Nakata sagt: ›Du bist nicht dumm‹, dann ist das ein Problem für Nakata. Wenn er jetzt doch nicht dumm ist, bekommt er vielleicht keine Unterstützung mehr vom Herrn Gouverneur und kann nicht mehr mit dem Sonderausweis Bus fahren. Was soll Nakata antworten, wenn Herr Gouverneur schimpft, weil er gar nicht dumm ist? Am besten ist, Nakata bleibt weiter dumm.«

»Was ich sagen will, ist, dass Dummsein nicht Ihr Problem ist«, sagte Otsuka mit ernstem Gesicht.

»Ach, wirklich?«

»Ihr Problem, meine ich wenigstens, besteht darin, dass … Ihr Schatten irgendwie schwach ist, oder? Das ist mir gleich aufgefallen, als ich Sie sah. Der Schatten, den Sie auf den Boden werfen, ist nur halb so dicht wie bei normalen Menschen.«

»Ja.«

»Wissen Sie, ich bin so jemandem schon mal begegnet.«

Nakata starrte Otsuka mit offenem Mund an. »Sie meinen, Sie haben schon einmal einen Menschen gesehen, der wie Nakata ist?«

»Ja, deshalb war ich auch gar nicht so überrascht, als Sie mich angesprochen haben.«

»Wann ist das gewesen?«

»Vor sehr langer Zeit, als ich noch ganz jung war. Aber an das Gesicht, den Namen, den Ort und die Zeit erinnere ich mich nicht mehr. Wie gesagt, wir Katzen haben für solche Dinge kein Gedächtnis.«

»Ja.«

»Aber es schien, als wäre der Schatten dieser Person zur Hälfte verloren gegangen. Er war ebenso dünn wie bei Ihnen.«

»Aha.«

»Statt verirrte Katzen zu suchen, sollten Sie sich lieber ernsthaft auf die Suche nach der anderen Hälfte Ihres Schattens machen.«

Nakata zupfte nervös an der Krempe seiner Baumwollmütze herum. »Ehrlich gesagt, hat Nakata es schon geahnt. Dass sein Schatten zu schwach ist. Andere haben nichts gemerkt, aber er weiß es.«

»Wenn das so ist«, sagte die Katze.

»Aber Nakata ist schon alt und wird sowieso bald sterben. Mutter ist schon gestorben, und Vater auch. Ob einer klug ist

oder dumm, ob er schreiben kann oder nicht, ob er einen anständigen Schatten hat oder nicht, sterben tun doch alle. Dann werden sie verbrannt. Sie werden zu Asche und kommen in ein Grab am Krähenberg. Der Krähenberg ist in Setagaya. Aber wenn die Leute im Grab am Krähenberg sind, denken sie wahrscheinlich nichts mehr. Und wer nicht denkt, ist auch nicht verwirrt. Deshalb reicht es doch für Nakata, so wie es ist. Solange Nakata noch lebt, möchte er in Nakano bleiben. Nach dem Tod kann er ruhig auf den Krähenberg kommen. Das schadet nichts.«

»Wie Sie darüber denken, ist natürlich Ihre Sache«, sagte Otsuka und leckte sich wieder die Pfote. »Aber Sie sollten die Angelegenheit mal aus der Sicht des Schattens überdenken. Vielleicht fühlt er sich klein. Also, wenn ich der Schatten wäre, würde ich nicht … halbiert sein wollen.«

»Ja«, sagte Nakata. »Das stimmt. Das könnte sein. Darüber hat Nakata noch nie nachgedacht. Er geht nach Hause und überlegt in Ruhe.«

»Überlegen ist gut.«

Nachdem die beiden eine Weile geschwiegen hatten, stand Nakata ruhig auf, bürstete sich gründlich die Grashalme von der Hose und setzte seine abgetragene Mütze wieder auf. Er rückte sie mehrmals zurecht, bis die Krempe den gewohnten Winkel hatte. Dann hängte er sich den Stoffbeutel über die Schulter. »Herzlichen Dank. Ihre Meinung war für Nakata von großem Wert. Bitte bleiben Sie gesund und passen Sie auf sich auf.«

»Sie auch.«

Als Nakata fort war, legte Otsuka sich wieder ins Gras und schloss die Augen. Bis Wolken aufzogen und der Regen kam, war noch Zeit. Ohne an etwas zu denken, fiel Otsuka sogleich in einen kurzen Schlummer.

7

Um Viertel nach sieben nehme ich im Speisesaal neben dem Foyer ein Frühstück aus heißer Milch, Toast, Eiern und Speck zu mir. Das im Preis inbegriffene Hotelfrühstück genügt mir nicht. Im Nu habe ich alles verputzt und trotzdem das Gefühl, fast nichts im Magen zu haben. Instinktiv schaue ich mich um, aber es sieht nicht so aus, als könne ich noch mehr Toast bekommen. Ich seufze.

»Da kann man nichts machen«, sagt Krähe.

Erst jetzt bemerke ich, dass er mir gegenüber am Tisch sitzt.

»Du bist nicht mehr in der Position, einfach essen zu können, was dir schmeckt. Immerhin bist du von zu Hause abgehauen. Diese Tatsache solltest du dir mal in den Kopf hämmern. Bis jetzt konntest du einfach aus dem Bett hüpfen und dir den Bauch voll schlagen. Damit ist es jetzt vorbei. Du musst mit dem vorliebnehmen, was du kriegst. Bestimmt hast du schon gehört, dass der Magen seine Größe der ihm zugeführten Nahrungsmenge anpasst. Das kannst du jetzt mal im Selbstversuch testen. Allerdings wird es ein Weilchen dauern. Kannst du das ertragen?«

»Kann ich.«

»Also dann«, sagt Krähe. »Immerhin bist du der stärkste Fünfzehnjährige der Welt.«

Ich nicke.

»Dann hör auf, die ganze Zeit auf deinen leeren Teller zu glotzen. Schreite zur nächsten Tat.«

Gehorsam stehe ich auf und schreite zur nächsten Tat.

Die besteht darin, dass ich an der Rezeption die Verhandlungen über meinen Zimmerpreis aufnehme. Ich sei Oberschüler aus Tokyo und wolle hier meine Abschlussarbeit

vorbereiten, entsprechend dem System in der Oberstufe meiner Schule. Dafür müsse ich in der Komura-Gedächtnisbibliothek Material sammeln. Das Material, das ich zu untersuchen hätte, sei aber wesentlich umfangreicher, als ich vermutet hätte, sodass ich auf jeden Fall eine Woche in Takamatsu bleiben müsse. Mein Budget sei jedoch begrenzt. Ob ich daher die besondere YMCA-Ermäßigung eventuell auch für mehr als nur die drei vorgesehenen Tage erhalten könne? Ich würde jeden Tag im Voraus bezahlen, um keine Umstände zu machen.

Mit der Miene eines wohlerzogenen Jungen, der ratlos vor einem Problem steht, umreiße ich der jungen Frau, die den Frühdienst an der Rezeption hat, meine (angebliche) Lage. Ich trage ein sauberes, weißes Polohemd von Ralph Lauren, cremefarbene Chinos, ebenfalls von Ralph Lauren, und neue Topsider-Turnschuhe. Weiße Zähne, der Duft von Seife und Shampoo. Höfliche Ausdrucksweise. Wenn ich mir Mühe gebe, schaffe ich es, auf Erwachsene einen günstigen Eindruck zu machen.

Schweigend lauscht sie meiner Geschichte, schmunzelt und nickt. Sie ist zierlich, trägt eine grüne Uniformjacke über ihrer weißen Bluse und wirkt ein bisschen müde, erledigt aber ihren morgendlichen Dienst korrekt. Wahrscheinlich ist sie im gleichen Alter wie meine Schwester.

Sie verstehe mein Problem, sagt sie, könne aber Derartiges nicht entscheiden und müsse wegen des Preises den Manager fragen. Um die Mittagszeit werde sie mir jedoch Bescheid geben. Sie spricht in dienstlichem Ton (aber ich merke, dass sie mir gewogen ist). Dann notiert sie meinen Namen und meine Zimmernummer. Ich habe keine Ahnung, ob ich mit dem Verhandeln durchkomme. Vielleicht geht der Schuss auch nach hinten los, und der Manager will meinen Schülerausweis sehen. Oder er versucht, bei mir zu Hause anzurufen (natürlich habe ich eine erfundene Telefonnummer ins Gästebuch eingetragen). Aber bei meinem knappen Budget ist eine mögliche Ersparnis

das Risiko wert.

Aus den Gelben Seiten, die im Foyer bereitliegen, suche ich die Nummer eines öffentlichen Sportstudios heraus und erkundige mich nach der Ausstattung des Fitnessraums dort. Eigentlich ist alles vorhanden, was ich brauche. Die Tagesgebühr beträgt 600 Yen. Nachdem ich mir die Adresse und eine Beschreibung des Weges vom Bahnhof aus habe geben lassen, bedanke ich mich und lege auf.

Ich hole meinen Rucksack aus dem Zimmer und mache mich auf den Weg. Vielleicht wäre es sicherer, mein Gepäck dort zu lassen und mein Geld im Hotelsafe zu deponieren, aber ich will alles möglichst ständig bei der Hand haben. Inzwischen empfinde ich den Rucksack beinahe wie einen Körperteil.

An der Haltestelle vor dem Bahnhof steige ich in einen Bus und fahre zum Sportstudio. Natürlich bin ich aufgeregt, und mein Gesicht wirkt wahrscheinlich wie versteinert. Ein Junge in meinem Alter, der um diese Tageszeit allein in ein Sportstudio geht, erregt eventuell Argwohn. Immerhin bin ich in einer fremden Stadt und weiß noch nicht, wie oder was die Menschen hier denken. Aber niemand achtet auf mich. Im Gegenteil, ich habe fast das Gefühl, unsichtbar geworden zu sein. Wortlos entrichte ich am Eingang die Gebühr und nehme den Schlüssel zum Spind in Empfang. Im Umkleideraum ziehe ich Shorts und ein leichtes T-Shirt an. Während ich ein paar Dehnübungen zur Lockerung mache, entspanne ich mich allmählich und erlange meine Fassung zurück. Ich bin wieder bei mir. Die Konturen meines Ichs schieben sich übereinander und rasten mit einem leisen Klicken ein. So. Ich bin an meinem gewohnten Platz.

Ich beginne mit einem Zirkeltraining. Während ich auf meinem Mini-Discman eine CD von Prince höre, drehe ich eine volle Stunde lang an sieben Geräten die Runde. In einem Provinzsportstudio habe ich eher altmodische Geräte erwartet, aber zu meinem Erstaunen ist hier alles auf dem neusten Stand. Der Geruch von brandneuem Stahl liegt noch in der Luft. Die

erste Runde absolviere ich mit geringerer Belastung, die zweite dann mit größerer. Wie gewohnt reiße ich eine nach der anderen runter. Die für meinen Körper geeigneten Gewichte und die Anzahl der Übungen habe ich im Kopf. Bald bricht mir am ganzen Körper der Schweiß aus, sodass ich mehrmals aus meiner Wasserflasche trinken muss und an der Zitrone lutsche, die ich mir unterwegs gekauft habe.

Als ich meine Runden beendet habe, nehme ich eine heiße Dusche, seife mich ab und wasche mir die Haare. Meinen Penis, dessen Vorhaut sich schält, säubere ich möglichst gründlich. Die Achselhöhlen, die Hoden und den Anus reinige ich ebenfalls sehr aufmerksam. Ich gehe auf die Waage und stelle mich dann nackt vor den Spiegel, um meine Muskeln zu begutachten. Meine durchgeschwitzten Shorts und das T-Shirt wasche ich am Waschbecken, wringe sie gut aus und packe sie in eine Plastiktüte.

Nach dem Verlassen des Sportstudios fahre ich mit dem Bus zum Bahnhof zurück, gehe wieder in das Nudellokal vom Tag zuvor und esse heiße Udon. Ich lasse mir Zeit und schaue beim Essen aus dem Fenster. Vor dem Bahnhof herrscht reges Kommen und Gehen. Menschen in verschiedenster Kleidung wuseln mit ihrem Gepäck durcheinander. Anscheinend hat jeder ein Ziel und ist irgendwohin unterwegs. Ich starre diese Menschen an. Auf einmal muss ich daran denken, was in hundert Jahren sein wird.

In hundert Jahren werden all diese Leute (ich eingeschlossen) von der Erde verschwunden und zu Asche oder Staub geworden sein. Bei diesem Gedanken wird mir seltsam zumute. Offenbar ist alles flüchtiger Schein. Und wird von einem Windstoß zerstreut. Ich breite meine Hände aus und starre sie an. Wozu plage ich mich eigentlich so? Worum kämpfe ich so verzweifelt?

Ich schüttele den Kopf und höre auf, nach draußen zu schauen, höre auf, daran zu denken, was in hundert Jahren sein wird. Ich

versuche an die Gegenwart zu denken. An die Bücher, die ich in der Bibliothek lesen, und an die Geräte, an denen ich im Sportstudio trainieren werde.

Zu viele Gedanken an die Zukunft zu verschwenden führt zu nichts.

»Na also«, sagt Krähe. »Du bist doch der stärkste Fünfzehnjährige auf der Welt.«

Im selben Geschäft wie am Tag zuvor kaufe ich mir eine Lunchbox und steige dann in die Bahn. Gegen halb zwölf komme ich in der Komura-Gedächtnisbibliothek an. Wieder sitzt Oshima an der Theke und liest in einem dicken Buch, das aufgeschlagen vor ihm liegt. Er trägt ein blaues, bis zum Hals zugeknöpftes Hemd von Leon, weiße Jeans und weiße Tennisschuhe. Neben ihm liegt (wahrscheinlich) derselbe gelbe Bleistift wie gestern. Die Haare fallen ihm ins Gesicht. Bei meinem Eintreten schaut er auf, lächelt und nimmt meinen Rucksack in Verwahrung.

»Du gehst noch nicht wieder zur Schule?«

»Nein«, antworte ich ehrlich.

»Eine Bibliothek ist an sich keine schlechte Alternative.« Oshima dreht sich um und schaut auf die Uhr hinter sich, um sich dann wieder den Seiten seines Buches zuzuwenden.

Ich gehe in den Lesesaal und lese weiter in Burtons *Märchen aus 1001 Nacht.* Wie meistens, wenn ich erst einmal sitze und ein Buch aufgeschlagen habe, kann ich nicht mehr aufhören. Ich habe die *Märchen aus 1001 Nacht* schon früher einmal in der Bücherei in einer Bearbeitung für Kinder gelesen, doch da die Geschichten in der authentischen Fassung lang und die vielen Details der Episoden kompliziert sind, habe ich nicht den Eindruck, das Gleiche noch einmal zu lesen. Sie faszinieren mich ungemein. Es gibt unanständige Geschichten, voller Gewalt und Erotik, und auch viele, die ich nicht verstehe. Aber

eine ungebändigte Lebenskraft erfüllt sie (wie der Geist die Wunderlampe), die mich in ihren Bann schlägt und nicht mehr loslässt. Diese vor über tausend Jahren geschriebenen fantastischen Geschichten sind lebendiger und fesselnder als die unzähligen gesichtslosen Menschen, die vor dem Bahnhof herumwimmeln. Wie kann das nur sein? Es ist mir ein Rätsel.

Um eins gehe ich wieder in den Garten, setze mich auf die Veranda und verzehre meine mitgebrachte Lunchbox. Als ich sie etwa zur Hälfte aufgegessen habe, kommt Oshima, um mir zu sagen, dass ich am Telefon verlangt werde.

»Am Telefon?«, entfährt es mir erschrocken. »Ich?«

»Ja, wenn dein Name Kafka Tamura ist.«

Mit rotem Kopf stehe ich auf und nehme das schnurlose Telefon, das er mir entgegenhält.

Es ist das Mädchen von der Rezeption im Hotel. Vielleicht will sie überprüfen, ob ich wirklich den ganzen Tag in der Komura-Gedächtnisbibliothek arbeite. Ihre Stimme klingt, als sei sie erleichtert, dass ich nicht gelogen habe. Sie habe mit dem Manager über meine Angelegenheit gesprochen, und er habe gesagt, zwar sei bisher ein solcher Fall noch nicht vorgekommen, aber da ich noch jung sei und für die Umstände nichts könne, dürfe ich noch eine Weile zum ermäßigten YMCA-Zimmerpreis im Hotel übernachten. Augenblicklich sei ohnehin nicht viel Betrieb, da könne man flexibel sein. Schließlich handele es sich ja um eine sehr renommierte Bibliothek, und ich solle mir ruhig die Zeit nehmen, gründlich zu forschen, richtet sie mir aus.

Erleichtert bedanke ich mich. Ich habe wegen meiner Lüge ein etwas schlechtes Gewissen, aber was soll ich tun? Um zu überleben, muss man wohl einiges in Kauf nehmen. Ich lege auf und gebe Oshima den Apparat zurück.

»Schon als sie nach einem Oberschüler gefragt hat, der jeden Tag hierher kommt, dachte ich mir, dass das nur du sein

kannst«, sagt er.

»Ich habe vorsichtshalber gleich gesagt, dass du hier unermüdlich von morgens bis abends liest. Stimmt ja auch, oder?«

»Danke«, sage ich.

»Kafka Tamura?«

»Ja.«

»Seltsamer Name.«

»Aber so heiße ich«, beharre ich.

»Bestimmt hast du schon einiges von Franz Kafka gelesen, oder?«

Ich nicke. »*Das Schloss, Das Urteil* und *Die Verwandlung* und dann die Geschichte mit der komischen Exekutionsmaschine.«

»*In der Strafkolonie*«, sagt Oshima. »Die gefällt mir am besten. Auf der Welt gibt es eine Menge Schriftsteller, aber keiner schreibt Geschichten wie Kafka.«

»Von den kürzeren Erzählungen gefällt mir die auch am besten.«

»Wirklich?«

Ich nicke.

»Warum denn?«

Darüber muss ich erst eine ganze Weile nachdenken.

»Statt zu versuchen, unsere Lebenssituation zu erklären, erklärt Kafka bloß die mechanische Funktionsweise dieser komplizierten Maschine. Also …« Ich denke wieder nach. »Auf diese Weise kann er unsere Situation präziser erklären als jeder andere. Er schildert nicht die Situation, sondern die Einzelteile einer Maschine.«

»Aha«, sagt Oshima. Dann legt er mir die Hand auf die Schulter. In dieser Geste spüre ich etwas von spontaner Sympathie.

»Hm, Kafka wäre mit deiner Deutung sicher einverstanden.«

Er nimmt das Telefon und geht ins Haus zurück. Ich bleibe allein auf der Veranda sitzen, esse mein Mittagessen zu Ende, trinke Mineralwasser und beobachte die Vögel im Garten. Wahrscheinlich sind es dieselben, die ich schon gestern gesehen habe. Der Himmel ist von einer leichten Wolkenschicht überzogen, sodass keine Bläue zu sehen ist.

Meine Deutung von Kafkas Erzählung hat Oshima offenbar überzeugt. Mehr oder weniger. Aber was ich wirklich sagen wollte, konnte ich nicht vermitteln. Was ich über Kafkas Erzählung gesagt habe, war keine Verallgemeinerung, sondern eine konkrete Äußerung zu einer sehr konkreten Sache. In meiner Realität existiert diese komplizierte Strafmaschine mit dem unfassbaren Ziel *tatsächlich.* Sie ist keine Metapher oder Allegorie. Aber wie könnte ich das Oshima oder überhaupt jemandem erklären und verständlich machen?

Ich gehe in den Lesesaal zurück, setze mich aufs Sofa und tauche wieder in die Welt der *Märchen aus 1001 Nacht* ein. Wie beim Fade-out auf der Leinwand versinkt die Welt um mich herum allmählich, und ich betrete ganz allein das Reich zwischen den Seiten. Dieses Gefühl liebe ich mehr als jedes andere.

Als ich um fünf die Bibliothek verlasse, liest Oshima hinter der Theke noch im selben Buch. Noch immer hat sein Hemd keine einzige Falte. Wie üblich hängen ihm ein paar Haarsträhnen in die Stirn. Die Zeiger der elektrischen Wanduhr hinter ihm gleiten geräuschlos vorwärts. In Oshimas Nähe spielt sich alles leise und sauber ab. Man kann sich überhaupt nicht vorstellen, dass er schwitzt oder Schluckauf bekommt. Er blickt auf und reicht mir meinen Rucksack. Beim Heben verzieht er das Gesicht, als wäre er schwer.

»Kommst du mit der Bahn aus der Stadt hierher?«

Ich nicke.

»Wenn du vorhast, jeden Tag zu kommen, kannst du das hier bestimmt gut gebrauchen.« Er überreicht mir ein Blatt im halben Schreibpapierformat, eine Kopie des Fahrplans für die Bahn, die zwischen Bahnhof und Komura-Gedächtnisbibliothek verkehrt.

»Danke.« Ich nehme das Blatt entgegen.

»Hör mal, Kafka Tamura. Ich weiß nicht, woher du kommst und was du machst, aber du kannst nicht für alle Ewigkeit im Hotel wohnen«, setzt Oshima vorsichtig an, während er die Spitze des Bleistifts mit einem Finger seiner linken Hand prüft. Die Mine ist über jeden Zweifel erhaben und vollkommen spitz.

Ich schweige.

»Ich will mich nicht in deine Angelegenheit mischen. Nur – ein Kind in deinem Alter, allein in einer fremden Umgebung, das ist nicht ganz unproblematisch.«

Ich nicke.

»Hast du weitere Pläne? Oder hast du vor, für immer hier zu bleiben?«

»Ich weiß noch nicht, aber eine Weile will ich schon noch hier bleiben. Ich wüsste auch nicht, wohin ich sonst gehen sollte«, gebe ich zu.

Ich spüre, dass ich Oshima gegenüber bis zu einem gewissen Grad ehrlich sein kann. Zumindest scheint er meinen Standpunkt zu respektieren. Er predigt nicht oder drängt mir eine vernünftige Meinung auf. Dennoch ziehe ich es vor, niemandem mehr zu erzählen als nötig. Ohnehin bin ich nicht gewöhnt, anderen etwas anzuvertrauen oder meine Gefühle zu erklären.

»Fürs Erste kommst du allein zurecht, oder?«

Ich nicke kurz.

»Viel Glück«, sagt er.

Von Kleinigkeiten abgesehen läuft mein Leben sieben Tage lang annähernd gleich ab. (Nur am Montag, als die Komura-

Bibliothek geschlossen hat, besuche ich stattdessen die große Stadtbücherei.) Um halb sieben weckt mich der Radiowecker, und ich nehme im Speisesaal mein eher symbolisches Frühstück ein. Wenn die junge Frau mit dem kastanienbraunen Haar Frühdienst hat, hebe ich die Hand zu einem Gruß, den sie nickend und lächelnd erwidert. Sie scheint mich zu mögen. Ich mag sie auch. Möglicherweise ist sie ja meine ältere Schwester.

Nach ein paar einfachen Dehnübungen auf meinem Zimmer fahre ich, sobald es Zeit ist, ins Sportstudio, um mein Zirkeltraining zu absolvieren. Immer die gleiche Anzahl der Übungen, immer mit der gleichen Belastung. Nie weniger und nie mehr. Anschließend dusche ich, wobei ich darauf achte, mich bis in den letzten Winkel zu säubern. Ich steige auf die Waage und vergewissere mich, dass sich nichts verändert hat. Bevor es Mittag wird, fahre ich mit der Straßenbahn zur Komura-Gedächtnisbibliothek. Wenn ich meinen Rucksack abgebe und wieder abhole, unterhalte ich mich kurz mit Oshima. Mein Mittagessen verzehre ich auf der Veranda, danach lese ich wieder. (Als ich die *Märchen aus 1001 Nacht zu* Ende gelesen habe, nehme ich mir Natsume Sosekis gesammelte Werke vor, denn davon habe ich viele noch nicht gelesen.) Um fünf verlasse ich die Bibliothek. So verbringe ich den Großteil meiner Tage zwischen Sportstudio und Bibliothek. Niemand nimmt auch nur die geringste Notiz von mir, wahrscheinlich weil man Kinder, die die Schule schwänzen, an solchen Orten in der Regel nicht vermutet. Zu Abend esse ich in einem Lokal am Bahnhof. Ich versuche, möglichst viel Gemüse zu mir zu nehmen. Manchmal kaufe ich mir in einem Obst- und Gemüseladen etwas und schäle es mit dem Messer aus dem Arbeitszimmer meines Vaters. Gurken und Sellerie wasche ich am Waschbecken in meinem Zimmer und knabbere sie mit Mayonnaise. Aus dem Supermarkt hole ich mir Milch und Cornflakes.

Wenn ich abends im Hotel bin, setze ich mich an den Schreibtisch und führe Tagebuch, höre Radio mit meinem

Discman, lese noch ein bisschen und lege mich um elf schlafen. Hin und wieder masturbiere ich auch vor dem Einschlafen und denke dabei an das Mädchen an der Rezeption, während ich die Möglichkeit, dass sie meine ältere Schwester ist, vorübergehend aus meinem Kopf verbanne. Ich sehe kaum fern und lese auch kaum Zeitung.

Es ist der Abend des achten Tages, als mein geregeltes, konzentrisches, bescheidenes Leben zerbricht (was natürlich früher oder später kommen musste).

8

Bericht des amerikanischen Informationsministeriums (MIS)
Datum: 12. Mai 1946
Titel: RICEBOWL HILL INCIDENT, 1944:
Report Archivnummer: PTYX-722-8936745-422I6-WWN

Das etwa dreistündige Gespräch mit Professor Tsukayama Shigenori (52), Abteilung Psychiatrie der medizinischen Fakultät der Kaiserlichen Universität Tokyo, fand unter der Leitung des Obersten Kommandeurs der Alliierten im Hauptquartier statt. Das das Protokoll betreffende Zusatzmaterial hat die Nummern PTYX-722-SQ-267 bis 291. (Anmerkung: Die Dokumente Nr. 271 sowie 278 sind allerdings verlorengegangen.)

Bemerkungen von Leutnant Robert O'Connell:

»Professor Tsukayama verfügt über eine außerordentlich souveräne Haltung und ist einer der führenden japanischen Wissenschaftler und Experten mit zahlreichen ausgezeichneten Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Psychiatrie. Anders als viele seiner Landsleute drückt er sich niemals vage aus und trennt scharf zwischen Fakten und Vermutungen. Aufgrund eines Aufenthaltes als Austauschprofessor an der Universität Stanford vor dem Krieg spricht er recht fließend Englisch. Offenbar genießt er das Vertrauen und die Sympathie vieler Menschen.«

Mitte November 1944 erhielten wir von der Armee den dringenden Befehl, die betreffenden Kinder schnellstmöglich zu

untersuchen. Eine solche Aufforderung seitens der Streitkräfte war durchaus ungewöhnlich. Wie Sie wissen, verfügte das Militär innerhalb seiner eigenen Strukturen über eine recht große medizinische Abteilung und regelte fast alle derartigen Angelegenheiten intern, da man naturgemäß um absolute Geheimhaltung bemüht war. Außer in Fällen, in denen die speziellen Kenntnisse und Fähigkeiten von Fachwissenschaftlern und -ärzten erforderlich waren, wurden keine Zivilisten hinzugezogen.

Als man mit dieser Geschichte auf uns zukam, mutmaßten wir also selbstverständlich gleich einen »Spezialfall«. Offen gesagt war ich nicht gerade erbaut davon, im Auftrag des Militärs zu arbeiten, denn meist ging es den Herren nicht um wissenschaftliche Fakten, sondern um Schlussfolgerungen, die mit ihrer Gesinnung übereinstimmten, oder um einen rein praktischen Nutzen. Ein wissenschaftliches Vorgehen stand in der Regel nicht zu erwarten. Während des Krieges war es indes nicht möglich, dem Militär die Zusammenarbeit zu verweigern. Wir konnten nur schweigend gehorchen.

Zur Zeit der amerikanischen Luftangriffe schafften wir es gerade so, unsere Forschungen am Institut auf kleinster Flamme fortzusetzen. Die meisten Studenten und wissenschaftlichen Mitarbeiter waren eingezogen, und die Universität war so gut wie leer. Für die Studenten am Institut für Psychiatrie gab es keine Rückstellung von der Front.

Auf den besagten Befehl hin unterbrachen wir unsere laufenden Forschungen bis auf weiteres und fuhren überstürzt mit der Eisenbahn nach ** in der Präfektur Yamanashi. Wir waren zu dritt. Ich, ein weiterer Kollege vom Institut für Psychiatrie und ein Hirnchirurg, der schon seit längerem an unseren Projekten beteiligt war.

Als Erstes erhielten wir die strenge Anweisung, nichts nach Außen dringen zu lassen, da es sich um militärische Geheiminformationen handele. Sodann schilderte man uns den

Vorfall, der sich Anfang des Monats zugetragen hatte. Sechzehn Kinder waren bei einem Ausflug in die Berge ohnmächtig geworden, und fünfzehn von ihnen hatten danach problemlos das Bewusstsein zurückerlangt, ohne dass sie sich jedoch erinnern konnten, was geschehen war. Nur ein Junge war nicht wieder zu sich gekommen und lag im Militärkrankenhaus in Tokyo.

Der Militärarzt, der die Kinder unmittelbar nach dem Vorfall untersucht und seither unter Beobachtung hatte, informierte uns ausführlich über den Verlauf aus medizinischer Sicht. Er hieß Toyama und war Major. Nun gibt es unter den Militärärzten – eher als bei Zivilisten – nicht wenige, die wie Beamte dazu neigen, in erster Linie an ihre eigene Karriere zu denken, doch glücklicherweise gehörte Dr. Toyama nicht zu diesem Typus. Er war ein vernünftiger Mann und überdies ein ausgezeichneter Arzt. Uns Außenstehenden gegenüber verhielt er sich weder arrogant noch feindselig. Er klärte uns objektiv und vorbehaltlos über die notwendigen Fakten auf und gewährte uns Einblick in alle Krankenakten. Offensichtlich war er ausschließlich an einer echten Klärung des Vorfalls interessiert. Er war uns äußerst sympathisch.

Die wichtigste Erkenntnis, die wir aus dem Material des Militärarztes gewannen, war der Umstand, dass bei den Kindern *aus medizinischer Sicht* keine Nachwirkungen zurückgeblieben waren. Bei keiner der verschiedenen Untersuchungen, die direkt nach dem Vorfall bis zum aktuellen Zeitpunkt stattgefunden hatten, wurden – innerliche oder äußerliche – Anomalien festgestellt. Der Zustand der Kinder war der gleiche wie vor dem Unfall. An sich führten sie ein sehr gesundes Leben. Ausführliche Untersuchungen ergaben, dass einige von ihnen Parasiten hatten, was jedoch nicht besonders erwähnenswert war. Symptome wie Kopfschmerzen, Übelkeit, Schmerzen, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, Durchfall oder Alpträume waren nicht aufgetreten.

Aus dem Gedächtnis der Kinder war jegliche Erinnerung an ihre zweistündige Bewusstlosigkeit verschwunden. Dies war bei ihnen allen so. Sie wussten nicht einmal mehr, dass sie umgefallen waren. Anstatt als Gedächtnisverlust würde ich dieses Phänomen eher als eine Art Gedächtnisausfall bezeichnen. Es handelt sich dabei nicht um einen wissenschaftlichen Begriff, und ich verwende ihn auch nur mit Vorbehalt. Zwischen einem »Verlust« und einem »Ausfall« besteht ein großer Unterschied. Ich will es mit einem einfachen Beispiel erklären. Stellen Sie sich einen Güterzug vor. Aus einem Waggon fällt die Fracht heraus. Dies würde dem »Ausfall« entsprechen. Wäre jedoch der ganze Waggon mitsamt seinem Inhalt verloren gegangen, läge ein »Verlust« vor.

Außerdem erörterten wir die Möglichkeit, dass die Kinder ein giftiges Gas eingeatmet haben könnten. Militärarzt Dr. Toyama unterrichtete uns davon, dass auch er diese Möglichkeit natürlich in Betracht gezogen und eigens Militärexperten hinzugezogen habe. Aber inzwischen betrachte man diese Möglichkeit – realistisch gesehen – als wenig wahrscheinlich. Diese Untersuchungen fielen jedoch unter das Militärgeheimnis, und es dürfe nichts davon nach außen dringen … Seiner Aussage nach führte die Armee tatsächlich geheime Forschungen zur Entwicklung von chemischen Waffen, Giftgasen und biologischen Waffen durch. Diese würden jedoch in der Hauptsache von Spezialeinheiten auf dem chinesischen Festland vorgenommen und nicht in Japan selbst, da die Gefahren in einem so dichtbevölkerten Land einfach zu groß seien. Ob solche Waffen in Japan lagerten, könne er uns nicht eindeutig sagen. Versichern könne er uns jedoch, dass es zumindest in der Präfektur Yamanashi keine gebe.

Der Militärarzt behauptete also, Spezialwaffen wie Giftgas würden in Yamanashi nicht gelagert?

Ja. Seine Aussage war eindeutig und klang glaubwürdig. Ferner kamen wir zu dem Schluss, dass die Wahrscheinlichkeit eines Giftgasabwurfs durch eine amerikanische B-29 ebenfalls sehr gering war. Selbst wenn die Amerikaner eine derartige Waffe entwickelt und beschlossen hätten, sie einzusetzen, hätten sie das doch bestimmt über einer Großstadt getan, um eine größtmögliche Wirkung zu erzielen. Bei einem Abwurf über einem so abgelegenen Berg hätten sie ja nicht einmal das Resultat überprüfen können. Außerdem wäre ein Giftgas, durch das ein paar Kinder zwei Stunden lang ohnmächtig werden und das sonst keinerlei Spuren hinterlässt, wohl kaum militärisch relevant gewesen.

Überdies war unseres Wissens weder ein von Menschen hergestelltes noch ein natürliches Giftgas bekannt, das keinerlei körperliche Nachwirkungen hinterlässt. Bei Kindern, die ja im Vergleich zu Erwachsenen über geringere Abwehrkräfte verfügen, hätte sich zumindest irgendeine Auswirkung auf Augen und Schleimhäute feststellen lassen müssen. Die Aufnahme eines Giftes über die Nahrung ließ sich aus den gleichen Gründen ausschließen.

Demnach kam nur ein psychisches oder ein neurologisches Problem in Betracht. Falls die Bewusstlosigkeit auf derartige Faktoren zurückzuführen war, war es natürlich praktisch unmöglich, den Fall mit Hilfe der inneren oder äußeren Medizin zu erforschen. Solche Spuren sind unsichtbar und lassen sich nicht in Zahlenwerten ausdrücken. Damit war uns natürlich klar, warum das Militär uns hinzugezogen hatte.

Wir befragten alle betroffenen Kinder sowie die verantwortliche Lehrerin und den später herbeigerufenen Arzt. Auch Dr. Toyama war bei diesen Gesprächen anwesend, aus denen sich jedoch kaum neue Anhaltspunkte ergaben. Im Grunde bestätigten sie nur, was der Militärarzt uns bereits dargelegt hatte. Die Kinder hatten keinerlei Erinnerung an den Vorfall. Sie

hatten sehr hoch am Himmel so etwas wie ein glänzendes Flugzeug gesehen, waren anschließend den »Reisschalenberg« hinaufgestiegen und hatten begonnen, im Wald Pilze zu suchen. Damit riss ihre Erinnerung ab. Als nächstes erinnerten sie sich, wie sie, umringt von ihrer aufgeregten Lehrerin und den Polizisten, auf dem Boden lagen. Ihnen war nicht schlecht, und es tat ihnen auch nichts weh. Sie fühlten sich nicht einmal unwohl, nur ein wenig benommen im Kopf, wie wenn man morgens aufwacht. Mehr nicht. Alle Kinder machten die gleichen Angaben.

Nachdem wir die Befragung beendet hatten, zogen wir natürlich auch die Möglichkeit einer Gruppenhypnose in Betracht. Die Symptome, die die Lehrer und der Schularzt während der Bewusstlosigkeit der Kinder beobachtet hatten, ließen diese Hypothese keineswegs abwegig erscheinen. Regelmäßige Bewegung der Augäpfel, Verminderung von Atmung, Herzschlag und Temperatur, Gedächtnislücken. Alles war einigermaßen stimmig. Dass die Lehrerin als einzige nicht das Bewusstsein verloren hatte, war möglicherweise darauf zurückzuführen, dass der Auslöser der Hypnose aus irgendeinem Grund bei Erwachsenen nicht zur Wirkung kam.

Was dieser Auslöser hätte sein können, ließ sich nicht definieren. Im allgemeinen geht man davon aus, dass für eine Gruppenhypnose zwei Faktoren ausschlaggebend sind: erstens die starke Homogenität einer Gruppe unter ganz bestimmten, eingeschränkten Bedingungen und zweitens ein direkter Auslöser, dem alle Mitglieder der Gruppe gleichzeitig ausgesetzt sein müssen. In diesem Fall hätte es zum Beispiel das Aufblitzen des flugzeugähnlichen Gegenstands sein können, den die Kinder sahen, bevor sie in den Wald gingen – etwas, das alle gleichzeitig wahrgenommen hatten. Kurz darauf hatten die Ohnmachten eingesetzt. Das ist natürlich rein hypothetisch, und auch jeder andere, nicht erkennbare Auslöser käme in Frage. Jedenfalls wies ich Dr. Toyama mit der Einschränkung, dass es

sich um eine reine Hypothese handele, auf die Möglichkeit einer solchen Gruppenhypnose hin. Meine beiden Kollegen stimmten mir im großen und ganzen zu. Zufällig hatte die Sache, wenn auch nicht direkt, mit unserem Forschungsthema zu tun.

»Das hört sich sehr vernünftig an«, sagte Dr. Toyama, nach einigem Nachdenken. »Dieser Bereich befindet sich außerhalb meines Fachgebiets, aber ich halte diese Möglichkeit für sehr einleuchtend. Eins verstehe ich jedoch nicht. Was hat die Hypnose aufgehoben? Es muss ja ein ›Gegenmittel‹ gegeben haben.«

Ich musste ehrlich zugeben, dass ich es nicht wusste und auf diese Frage wieder nur mit einer Theorie antworten konnte. Meine Vermutung war, dass ein Mechanismus in Kraft getreten war, der die Hypnose nach einer bestimmten Zeit automatisch beendet hatte. Im Grunde ist unser körpereigenes Abwehrsystem nämlich sehr stark. Auch wenn es zeitweise unter Kontrolle von außen gerät, läutet nach einer gewissen Zeit so etwas wie eine Alarmglocke, und es wird ein Notprogramm aktiviert, um den Fremdkörper – in diesem Fall die Hypnosewirkung –, der die Selbsterhaltungsfunktionen blockiert, zu entprogrammieren und auszuschalten.

Da uns an Ort und Stelle kein Material zur Verfügung stand, konnte ich leider keine präzisen Daten nennen, aber ich erzählte Dr. Toyama, dass bisher einige ähnlich »rätselhafte« Fälle aus dem Ausland berichtet worden seien, für die man keine logische Erklärung gefunden hatte. Mehrere Kinder hatten gleichzeitig das Bewusstsein verloren und waren nach einer gewissen Zeit wieder aufgewacht. Auch sie hatten keine Erinnerung an das Geschehene.

Der uns vorliegende Fall war also kein Einzelfall. 1930 hat sich in England in einem kleinen Ort in Devonshire ein ähnlich seltsames Ereignis abgespielt. Dreißig Mittelschüler, die hintereinander eine Landstraße entlanggingen, waren genauso plötzlich und grundlos ohnmächtig geworden. Nach einer

gewissen Zeit waren alle unbeschadet wieder aufgewacht und so, als wäre nichts geschehen, auf den eigenen Beinen zur Schule zurückgekehrt. Ein Arzt hatte sie alle umgehend untersucht, aber nichts medizinisch Auffälliges feststellen können. Keins der Kinder konnte sich an irgend etwas erinnern.

Auch aus Australien wurde gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein ähnlicher Vorfall gemeldet. In den Außenbezirken von Adelaide verloren etwa fünfzehn Mädchen im Backfischalter bei einem Ausflug ihrer Privatschule das Bewusstsein und wachten nach einer Weile fast gleichzeitig wieder auf. Sie wiesen keinerlei Symptome eines Sonnenstichs auf, und die ganze Sache blieb ein Rätsel. Ohnehin sei es kein besonders heißer Tag gewesen. An einen Sonnenstich hatte man vermutlich hauptsächlich in Ermangelung anderer Erklärungen gedacht.

Die Vorfälle weisen folgende Gemeinsamkeiten auf: Eine Gruppe von Jungen oder Mädchen befindet sich außerhalb ihrer Schule. Alle verlieren gleichzeitig das Bewusstsein und kommen nahezu gleichzeitig wieder zu sich. Es gibt keine Nachwirkungen. Soweit die Übereinstimmungen. Einige der zufällig anwesenden Erwachsenen verlieren wie die Kinder das Bewusstsein, andere wiederum nicht.

Es sind noch weitere ähnliche Fälle bekannt, doch diese beiden gelten als wissenschaftlich am besten dokumentiert. Unser Vorfall in der Präfektur Yamanashi wies hingegen eine auffällige Abweichung auf: Ein Junge erwachte nicht aus der Hypnose bzw. der Bewusstlosigkeit. Dementsprechend vermuteten wir, dass der Schlüssel zur Klärung des Vorfalls in der Reaktion dieses Jungen lag. Nach Beendigung unserer Untersuchungen vor Ort kehrten wir nach Tokyo zurück und suchten das Militärhospital auf, in dem der Junge lag.

Das beharrliche Interesse der Armee an diesem Vorfall stand

vermutlich in Zusammenhang mit der Möglichkeit, dass es sich doch um eine chemische Waffe handelte, nicht wahr?

Ja, so habe ich das auch verstanden. Eine präzisere Antwort würden Sie freilich von Dr. Toyama direkt erhalten.

Major Toyama ist im März 1945 im Dienst bei einem Bombenangriff gefallen.

Ach? Das tut mir sehr leid. Im Krieg sind viele tüchtige Menschen ums Leben gekommen.

Am Ende gelangte das Militär indes doch nicht zu dem Schluss, dass der Vorfall von einer »chemischen Waffe« ausgelöst worden war. Andererseits war es jedoch für den Fortgang des Krieges unerheblich, wenn die Ursache letztlich ungeklärt blieb. Nicht wahr?

Ja, so sehe ich es auch. Das Militär schloss die Untersuchung des Vorfalls bald ab. Dass der bewusstlose Junge namens Nakata weiter im Armeekrankenhaus bleiben konnte, war nur dem persönlichen Interesse Major Toyamas an dem Fall zu verdanken sowie dem Umstand, dass er damals eine gewisse Befehlsgewalt in dem Krankenhaus innehatte. So war es uns möglich, das Militärkrankenhaus weiter täglich zu besuchen oder abwechselnd dort zu übernachten, um den Zustand des bewusstlosen Jungen aus verschiedenen Blickwinkeln zu beobachten.

Seine Körperfunktionen waren völlig zufriedenstellend. Er wurde intravenös ernährt und urinierte regelmäßig. Wenn abends das Licht im Zimmer ausgeschaltet wurde, schloss er die Augen und schlief; am Morgen öffnete er sie wieder. Er war eindeutig nicht bei Bewusstsein, schien aber ansonsten keine

Probleme zu haben und bei guter Gesundheit zu sein. Auch im Tiefschlaf schien er nicht zu träumen. Wenn Menschen träumen, bewegen sich als Reaktion auf das Geträumte ihre Augäpfel, und ihre Mimik verändert sich. Das Bewusstsein reagiert auf die Erlebnisse im Traum, so dass die Anzahl der Herzschläge sich erhöht. Diese Anzeichen waren jedoch bei Nakata nicht auszumachen. Herzfrequenz, Atmung, Körpertemperatur bewegten sich zwar ein wenig unter den Normalwerten, waren aber erstaunlich stabil.

Es klingt vielleicht seltsam, aber es schien, als hätte der Junge seinen Körper als leere Hülle zurückgelassen und dessen Versorgung während seiner Abwesenheit durch eine Senkung der lebenswichtigen Funktionen gewährleistet. Alles wurde soweit aufrechterhalten, derweil er selbst irgendwo anders hingegangen war, um etwas anderes zu machen. Dabei kommt mir ein Begriff wie temporäre Metempsychose in den Sinn. Der Körper bleibt zurück, während die Seele auf Wanderschaft geht. Ist Ihnen diese Vorstellung geläufig? So etwas kommt in japanischen Märchen häufig vor. Eine Seele verlässt zeitweise den Körper und begibt sich auf eine weite Reise an einen Ort, an dem sie etwas Wichtiges zu erledigen hat. Danach kehrt sie wieder in den ursprünglichen Leib zurück. In der *Geschichte vom Prinzen Genji* tritt ein solcher »lebendiger Geist« auf. Das ist etwas Ähnliches. Nicht nur die Geister von Toten verlassen den Körper, auch die von Lebenden können das tun – wenn der Wille dazu übermächtig wird. Vielleicht ist eine solche Vorstellung von der Seele in Japan seit alters her verbreitet und gilt als ganz natürlich? Selbstverständlich ist es völlig ausgeschlossen, so etwas medizinisch nachzuweisen. Ja, ich wage sogar kaum, eine solche Vermutung zu äußern.

Realiter waren wir natürlich in erster Linie bestrebt, den Jungen aus seinem Zustand zu erwecken. Ihn ins Bewusstsein zurückzuholen. Wir experimentierten verzweifelt, um die Hypnose (durch irgendein Gegenmittel) aufzuheben. Dabei

probierten wir alles Erdenkliche aus. Wir holten die Eltern und ließen sie laut seinen Namen rufen. Über Tage. Keine Reaktion. Wir versuchten es mit allen Kniffen und Suggestionstechniken, die bei Hypnose angewendet werden. Wir klatschten vor seiner Nase in die Hände. Wir spielten ihm die Musik vor, die er gerne hörte, lasen ihm aus Schulbüchern vor, hielten ihm seine Lieblingsspeisen vor die Nase. Wir holten die Katze der Familie, an der der Junge offenbar sehr hing. Wir rissen uns beide Beine aus, um ihn in die reale Welt zurückzurufen, aber der Erfolg blieb buchstäblich gleich Null.

Doch zwei Wochen, nachdem wir mit unseren Versuchen begonnen hatten – praktisch jedes Mittel hatten wir angewandt, wir waren mit unserer Weisheit am Ende und hatten alle Hoffnung aufgegeben –, da wachte der Junge plötzlich auf. Er kam zu sich, ohne dass wir es uns als Verdienst anrechnen konnten. Sang- und klanglos, ohne jede Vorankündigung wachte er auf. So als sei der festgesetzte Zeitpunkt gekommen.

War an diesem Tag etwas geschehen, das vom normalen Tagesablauf abwich?

Nichts Erwähnenswertes. Alles hatte seinen gewohnten Verlauf genommen. Gegen zehn Uhr vormittags hatte die Krankenschwester sich allerdings beim Blutabnehmen verschluckt, und es war Blut auf das Bettzeug gespritzt. Keine besonders große Menge, aber die Laken wurden sofort gewechselt. Das war das einzige. Etwa eine halbe Stunde später wachte der Junge auf. Er setzte sich ganz plötzlich im Bett auf, streckte sich und schaute sich um. Er war wieder bei Bewusstsein, und sein Gesundheitszustand war aus medizinischer Sicht einwandfrei. Bald stellte sich jedoch heraus, dass ihm jegliche Erinnerung abhanden gekommen war. Er wusste nicht einmal mehr seinen Namen. Er konnte sich weder an seine Adresse noch an seine Schule oder an seine Eltern erinnern. Lesen konnte er auch nicht mehr. Er wusste nicht, dass

Japan auf der Erde liegt. Er verstand nicht, was Japan und was die Erde ist. Sein Kopf war buchstäblich leer, er war als unbeschriebenes weißes Blatt in sein Leben zurückgekehrt.

9

Als ich wieder zu mir komme, liege ich in einem dichten Dickicht wie ein Baumstamm auf der feuchten Erde. Tiefe Dunkelheit umgibt mich; ich kann nichts sehen.

Den Kopf im stachligen Gestrüpp hole ich Luft. Es riecht nach den nächtlichen Ausdünstungen von Pflanzen. Und nach Erde. Ein leichter Geruch nach Hundekot mischt sich darunter. Durch die Äste der Bäume sehe ich den Nachthimmel, der, obwohl weder Mond noch Sterne scheinen, auf wundersame Weise hell ist. Wie eine Leinwand reflektiert die Wolkenschicht das Licht auf der Erde und wirft es zurück. Die Sirene eines Krankenwagens ertönt, kommt langsam näher und entfernt sich dann wieder. Als ich lausche, vernehme ich leise den Ton von Reifen fahrender Autos. Offenbar befinde ich mich noch in einem Teil der Stadt.

Angestrengt bemühe ich mich, meine Person irgendwie wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen. Dazu muss ich erst einmal die Fragmente meines Ichs einsammeln, als würde ich eins nach dem anderen die verstreuten Teile eines Puzzles zusammensuchen. Mir ist, als erlebte ich so etwas nicht zum ersten Mal. Ich kenne das Gefühl von früher. Wann ist das nur gewesen? Ich durchforsche mein Gedächtnis. Doch auf der Stelle reißt der brüchige Faden. Ich schließe eine Weile die Augen.

Zeit vergeht. Plötzlich fällt mir mein Rucksack ein, und leichte Panik überfällt mich. Mein Rucksack … Wo ist mein Rucksack? In ihm ist *alles,* was ich momentan besitze. Ich darf ihn nicht verlieren. Doch in dieser Dunkelheit kann ich nichts erkennen. Obwohl ich versuche aufzustehen, fehlt mir die Kraft, mich hochzuhieven.

Mühsam hebe ich den linken Arm (warum nur ist er so

schwer?), halte mir die Uhr vors Gesicht und lese die Digitalanzeige: 11.26. Elf Uhr sechsundzwanzig in der Nacht. 28. Mai. Vor meinem inneren Auge taucht die Seite meines Tagebuchs auf. 28. Mai … Gut, es ist noch derselbe Tag. Ich habe nicht tagelang bewusstlos hier gelegen; es können höchstens ein paar Stunden gewesen sein. Ungefähr vier vielleicht.

Der 28. Mai – ein Tag, an dem ich das Gleiche getan habe wie immer. Nichts Besonderes ist vorgefallen. Ich bin ins Sportstudio gegangen und anschließend in die Komura-Bibliothek. Ich habe die gleichen Übungen wie immer gemacht und auf demselben Sessel in den gesammelten Werken von Soseki gelesen. Abends habe ich am Bahnhof gegessen. Fisch. Ein Fischmenü. Und zwei Portionen Reis. Misosuppe und Salat. Und dann … an das, was danach geschehen ist, kann ich mich nicht erinnern.

In meiner linken Schulter verspüre ich einen stechenden Schmerz. Mit dem Körperbewusstsein ist auch mein Schmerzempfinden zurückgekehrt. Der Schmerz fühlt sich an, als wäre ich heftig gegen etwas geprallt. Ich streiche mit der rechten Hand über die Stelle unter meinem Hemd. Es gibt da offenbar keine Wunde und auch keine Schwellung. Ob ich einen Unfall gehabt habe? Meine Kleidung ist jedoch nicht zerrissen, und außer meiner linken Schulter tut mir nichts weh. Vielleicht nur ein Bluterguss.

Vorsichtig bewege ich im Dickicht meinen Körper und taste die Umgebung ab. Aber meine Hände berühren nur hartes, krüppliges Gestrüpp, das an die Herzen gepeinigter Tiere erinnert. Mein Rucksack ist nicht da. Ich wühle in meinen Hosentaschen. Die Brieftasche ist noch da. Darin ist etwas Bargeld, die Key-Card vom Hotel und eine Telefonkarte. Auch mein kleines Portemonnaie, mein Taschentuch und mein Kugelschreiber sind da. Soweit ich feststellen kann, habe ich nichts verloren. Ich habe meine cremefarbenen Chinos an, ein

weißes T-Shirt mit V-Ausschnitt und darüber ein langes schmales Jeanshemd. Dazu dunkelblaue Topsider. Meine Mütze fehlt, eine Baseballkappe mit dem Logo der New York Yankees. Beim Verlassen des Hotels hatte ich sie noch auf. Jetzt nicht mehr. Sie muss irgendwo heruntergefallen sein. Oder ich habe sie liegen lassen. Egal, solche Kappen gibt es überall zu kaufen.

Schließlich entdecke ich meinen Rucksack. Er lehnt am Stamm einer Kiefer. Warum ich mein Gepäck wohl dort abgestellt habe und dann eigens ins Dickicht gekrochen bin, um dort umzufallen? *Wo bin ich überhaupt?* Mein Gedächtnis ist wie eingefroren. Aber das Wichtigste ist, dass ich den Rucksack gefunden habe. Ich suche die kleine Taschenlampe heraus und überprüfe oberflächlich seinen Inhalt. Anscheinend habe ich wirklich nichts verloren. Das Täschchen mit dem Bargeld ist auch an seinem Platz. Erleichtert seufze ich auf.

Den Rucksack über der Schulter, bahne ich mir einen Weg durchs Dickicht, bis ich an eine offene Stelle gelange. Ich entdecke einen schmalen Pfad. Nachdem ich ihm im Schein meiner Taschenlampe ein Stück gefolgt bin, sehe ich Licht und komme zu einer Art Schrein. Das Wäldchen, in dem ich ohnmächtig gelegen habe, befindet sich auf der Rückseite der Haupthalle.

Es ist ein ziemlich großer Schrein, doch auf seinem Hof steht nur eine Lampe und wirft ihr kaltes Licht auf die Haupthalle, den Opferstock und das Gestell mit den Votivtäfelchen. Mein Schatten wirkt auf dem Kies eigenartig lang. Auf einer Tafel entdecke ich den Namen des Schreins und merke ihn mir. Es ist niemand zu sehen. Ich gehe weiter und komme zu einer Toilette. Sie ist einigermaßen sauber, sodass ich den Rucksack absetze und mir am Wasserhahn das Gesicht wasche. Dann erst betrachte ich mich in dem trüben Spiegel über dem Waschbecken. Ich bin zwar auf einiges gefasst, aber dass ich so furchtbar aussehe … Meine Wangen sind bleich, und an meinem Hals klebt Schlamm. Die Haare stehen mir in alle Richtungen zu

Berge.

Irgendetwas Schwarzes klebt in Brusthöhe auf meinem weißen T-Shirt. Dieses Etwas hat die Form eines Schmetterlings mit ausgebreiteten Flügeln. Zuerst will ich es mit der Hand abbürsten. Aber es geht nicht. Es fühlt sich seltsam klebrig an. Um mich zu beruhigen, lege ich absichtlich langsam das Jeanshemd ab und ziehe mir dann das T-Shirt über den Kopf. Im flackernden Neonlicht sehe ich, dass es mit dunkelrotem Blut getränkt ist. Das Blut ist noch frisch und nicht getrocknet. Es ist ziemlich viel. Ich halte mir das Hemd vors Gesicht, um daran zu riechen. Auch das Jeanshemd, das ich über dem T-Shirt getragen habe, ist mit Blut bespritzt, aber nicht sehr. Außerdem fallen auf dem dunkelblauen Untergrund die Blutflecke nicht so auf. Im Gegensatz zu dem Blut auf dem weißen T-Shirt, das erschreckend frisch und lebendig wirkt.

Ich versuche es im Waschbecken auszuwaschen. Das Blut mischt sich mit Wasser und färbt das weiße Porzellanbecken hellrot. Doch sosehr ich auch reibe und schrubbe, der Blutfleck bleibt, will einfach nicht verschwinden. Ich schicke mich an, das Hemd in den Mülleimer neben dem Becken zu werfen, überlege es mir dann aber anders. Es ist besser, es irgendwo anders wegzuwerfen. Ich wringe das Hemd kräftig aus, stecke es in meine Plastiktüte für Wäsche und packe sie in den Rucksack. Ich mache meine Haare nass, um sie zu glätten. Dann hole ich die Seife aus meinem Waschbeutel und wasche mir die noch etwas zitternden Hände. Ich reinige sie mir lange und gründlich bis in alle Zwischenräume. Bis unter die Nägel ist das Blut gedrungen. Mit einem feuchten Handtuch reibe ich mir dort, wo es durch das Hemd gesickert ist, seine Spuren von der nackten Brust. Schließlich ziehe ich das Hemd wieder an, knöpfe es bis zum Hals zu und stecke es in die Hose. Um keine Blicke auf mich zu ziehen, muss ich mich zumindest einigermaßen anständig wieder herrichten.

Aber ich habe Angst. Meine Zähne klappern unablässig.

Sosehr ich auch versuche, das Klappern unter Kontrolle zu bringen, es gelingt mir nicht. Als ich meine zitternden Hände ausstrecke und betrachte, kommen sie mir gar nicht wie meine Hände vor. Eher wie zwei unabhängige Lebewesen. Außerdem brennen meine Handflächen fürchterlich. Als hätte ich einen heißen Eisenstab umklammert.

Beide Hände auf den Rand des Waschbeckens gestützt, presse ich mein Gesicht gegen den Spiegel. Am liebsten würde ich in Tränen ausbrechen. Aber auch wenn ich weine, wird niemand mir zu Hilfe kommen. Niemand –

DU MEINE GÜTE, WO KOMMT DENN DAS VIELE BLUT HER? WAS HAST DU GEMACHT? ABER DU ERINNERST DICH JA AN NICHTS. ES SIEHT NICHT SO AUS, ALS HÄTTEST DU DICH VERLETZT. AUSSER IN DER LINKEN SCHULTER HAST DU KEINE NENNENSWERTEN SCHMERZEN. DAS HEISST, DAS BLUT AN DIR IST NICHT DEIN EIGENES. ALSO IST DAS BLUT EINES ANDEREN MENSCHEN GEFLOSSEN.

HIER KANNST DU JEDENFALLS NICHT EWIG BLEIBEN. WENN DICH EINE POLIZEISTREIFE ERWISCHT, BIST DU DRAN. SO VOLLER BLUT, WIE DU BIST. ANDERERSEITS WÜRDE ICH MIR'S AUCH GUT ÜBERLEGEN, OB ICH DIREKT INS HOTEL ZURÜCKGINGE. MÖGLICHERWEISE WARTET DORT SCHON JEMAND AUF DEINE RÜCKKEHR. VORSICHT IST BESSER ALS NACHSICHT. VIELLEICHT BIST DU, OHNE ES ZU WISSEN, IN EIN VERBRECHEN VERWICKELT. ODER BIST SOGAR SELBST DER VERBRECHER.

ZUM GLÜCK HAST DU DEIN GANZES GEPÄCK BEI DIR. GUT, DASS DU ZUR SICHERHEIT DEN SCHWEREN RUCKSACK MIT DEINER GANZEN HABE ÜBERALL MIT DIR HERUMSCHLEPPST. DAS HAST DU RICHTIG GEMACHT. ALSO MACH DIR NICHT SO GROSSE SORGEN UND HAB NICHT SOLCHE ANGST. BIS JETZT HAST DU DOCH ALLES GUT HINGEKRIEGT. SCHLIESSLICH BIST DU DER STÄRKSTE FÜNFZEHNJÄHRIGE AUF DER WELT. HAB SELBSTVERTRAUEN. ATME TIEF DURCH UND KONZENTRIERE DICH AUF DAS WESENTLICHE. DANN WIRST DU SCHON ZURECHTKOMMEN. ALLERDINGS MUSST DU SEHR VORSICHTIG SEIN. IRGENDWO IST BLUT GEFLOSSEN. ECHTES BLUT. UND EINE GANZE MENGE DAVON. VIELLEICHT SUCHT SCHON

JEMAND ERNSTHAFT NACH DIR.

MACH DICH AUF DIE SOCKEN. FÜR DICH GIBT ES NUR EINS.

NUR EINEN ORT, AN DEN DU GEHEN SOLLTEST. DU WEISST DOCH, WO DAS IST.

Ich hole tief Luft und reguliere meine Atmung, schultere meinen Rucksack und verlasse die Toilette. Der Kies knirscht unter meinen Schritten, während ich durch das Neonlicht schreite. Im Gehen lasse ich meinen Kopf angestrengt arbeiten. Ich drücke Knöpfe, kurbele und wälze Gedanken, aber mir fällt nichts ein. Die Batterie, die den Motor antreibt, ist furchtbar schwach. Ich brauche einen warmen, sicheren Ort. Ich muss eine Weile Zuflucht finden und mich erholen. Aber wo nur? Als Erstes fällt mir die Bibliothek ein. Die Komura-Bibliothek. Aber die öffnet erst um elf Uhr vormittags. Bis dahin ist es noch lange. Irgendwo muss ich diese Zeit verbringen.

Außer der Komura-Bibliothek gibt es nur noch einen anderen Ort. Ich setze mich an einen nicht einsehbaren Platz, nehme das Handy aus dem Rucksack und überzeuge mich, dass es noch funktioniert. Dann hole ich aus meiner Brieftasche den Zettel mit Sakuras Handynummer und gebe sie ein. Meine Finger sind noch unsicher, und erst nachdem ich mich mehrmals verwählt habe, gelingt es mir, die lange Nummer fehlerfrei zu drücken. Zum Glück ist keine Mailbox eingeschaltet. Nach zwölfmaligem Klingeln hebt Sakura ab. Ich sage meinen Namen.

»Kafka Tamura«, sagt sie schlecht gelaunt. »Weißt du, wie spät es ist? Mitten in der Nacht.«

»Entschuldige, ich weiß«, krächze ich und merke, dass meine Stimme entsetzlich steif klingt. »Aber ich weiß nicht, was ich machen soll. Es ist dringend. Du bist die Einzige, die mir helfen kann.«

Am anderen Ende herrscht Schweigen. Sie scheint die Schwere der Sachlage an meinem Tonfall zu ermessen.

»Ist es was Ernstes?«

»Ich weiß auch nicht genau – ich glaube. Hilf mir nur dieses eine Mal. Ich mache dir auch so wenig Umstände wie möglich.«

Sie überlegt kurz. Nicht dass sie unentschlossen ist. Sie denkt nur nach. »Wo bist du jetzt?«

Ich nenne ihr den Namen des Schreins. Sie kennt ihn nicht.

»Aber er ist in Takamatsu?«

»Ich bin nicht ganz sicher, aber ich vermute mal.«

»O Mann, du weißt nicht mal, wo du bist?«, sagt sie erstaunt.

»Das ist eine lange Geschichte.«

Sie seufzt. »Greif dir irgendwo in der Nähe ein Taxi und fahr bis zu dem Lawson an der Ecke **, zweiter Block. Dem Lawson-Supermarkt. Der hat ein Riesenschild, das kannst du nicht verfehlen. Hast du Geld fürs Taxi?«

»Ja.«

»Gut«, sagt sie und legt auf.

Ich verlasse den Schrein durch das Tor und gelange auf eine große Straße, wo ich Ausschau nach einem Taxi halte. Es kommt auch gleich eins und hält an. Ich frage den Fahrer, ob er den Lawson-Supermarkt an der Ecke **, zweiter Block kennt. Er kennt ihn. Ob es weit sei? Nein, nicht besonders. Es würde kaum mehr als 1000 Yen kosten.

Vor dem Lawson hält das Taxi, und ich bezahle mit noch immer zittrigen Fingern. Dann betrete ich mit dem Rucksack über der Schulter das Geschäft. Da ich viel schneller angekommen bin als erwartet, kann Sakura noch nicht da sein. Ich kaufe mir eine kleine Tüte Milch, wärme sie in der Mikrowelle auf und trinke sie langsam. Als mir die warme Milch durch die Kehle in den Magen rinnt, beruhige ich mich ein wenig. Beim Betreten des Ladens hat ein Angestellter, der wohl einen Ladendieb argwöhnt, einen wachsamen Blick auf

meinen Rucksack geworfen; ansonsten beachtet mich niemand. Ich tue, als würde ich mir eine Zeitschrift aussuchen, betrachte mich aber in der Glasscheibe vor dem Regal. Mein Haar ist noch zerzaust, aber die Blutflecken auf meinem Jeanshemd sind kaum zu sehen. Wahrscheinlich wirken sie nur wie gewöhnliche Flecken. Allmählich hört auch das Zittern auf.

Nach etwa zehn Minuten kommt Sakura. Es ist schon fast eins. Sie trägt ein einfaches graues Sweatshirt und ausgeblichene Blue Jeans. Das Haar hat sie im Nacken zusammengebunden, und auf dem Kopf hat sie eine dunkelblaue Mütze mit der Aufschrift »New Balance«. Als ich ihr Gesicht sehe, hören meine Zähne endlich auf zu klappern. Sie mustert mich, als würde sie ein Hundegebiss in Augenschein nehmen. Dann stößt sie einen Seufzer aus und klopft mir zweimal auf den Hintern. »Komm«, sagt sie.

Ihre Wohnung liegt etwa zwei Straßen von Lawson entfernt in einem billigen, einstöckigen Wohnblock. Sie steigt die Treppe hinauf, holt den Schlüssel aus der Tasche und schließt die grün beschichtete Tür auf. Die Wohnung hat zwei Zimmer, eine kleine Küche und ein Bad. Die Wände sind dünn, und der Boden knarrt aufdringlich. Am Tag knallt wahrscheinlich die heiße Nachmittagssonne hinein. Irgendwo hört man eine Toilettenspülung rauschen und ein Regal klappern. Zumindest gibt es Anzeichen menschlichen Lebens. Geschirr im Spülstein, leere PET-Flaschen, aufgeschlagene Zeitschriften, schon etwas verblühte Tulpen in einem Blumentopf, ein mit Tesa an den Kühlschrank geklebter Einkaufszettel, Strümpfe über einer Stuhllehne, auf dem Tisch eine Zeitung, die Seite mit dem Fernsehprogramm aufgeschlagen, ein langes schmales Päckchen Virginia Slims und ein Aschenbecher mit ein paar Kippen. Seltsamerweise lässt dieser Anblick mich aufatmen.

»Das ist die Wohnung von meiner Freundin«, erklärt Sakura. »Sie hat mit mir in einem Friseursalon in Tokyo gearbeitet, aber letztes Jahr ist sie aus irgendwelchen Gründen nach Takamatsu

zurückgegangen. Aber weil sie für einen Monat in Indien ist, hat sich mich gebeten, in der Zeit auf ihre Wohnung aufzupassen. Außerdem vertrete ich sie auch an ihrer Arbeitsstelle. Als Friseuse. Ab und zu ist es eine nette Abwechslung, aus Tokyo wegzukommen, finde ich. Sie steht auf New Age, und wer weiß, ob sie überhaupt nach einem Monat aus Indien zurückkommt.«

Sie fordert mich auf, mich an den Tisch zu setzen. Dann nimmt sie eine Dose Pepsi aus dem Kühlschrank und reicht sie mir. Kein Glas. Ich trinke normalerweise keine Cola. Zu süß und schlecht für die Zähne. Aber da ich großen Durst habe, leere ich die ganze Dose.

»Hast du Hunger? Ich hab nur Fertignudeln im Becher, aber wenn du magst …«

Ich hätte keinen Hunger, sage ich.

»Du siehst voll gruslig aus. Weißt du das?«

Ich nicke.

»Also, was ist passiert?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Du weißt selber nicht, was war? Und wo du warst, aber es würde zu lange dauern, alles zu erklären«, fasst sie die Fakten zusammen.

»Jedenfalls steckst du in Schwierigkeiten. Stimmt's?«

»In großen«, sage ich. Ich überlege, wie ich ihr am besten vermitteln soll, dass ich wirklich in der Klemme sitze.

Eine Weile herrscht Schweigen. Die ganze Zeit über sieht sie mich mit gerunzelten Brauen an.

»Du hast gar keine Verwandten in Takamatsu, oder? In Wirklichkeit bist du von zu Hause abgehauen.«

Ich nicke.

»Als ich in deinem Alter war, bin ich auch mal durchgebrannt. Ich kenne das Gefühl. Deshalb habe ich dir auch beim Abschied

meine Handynummer gegeben. Ich dachte, das könnte nützlich sein.«

»Danke«, sage ich.

»Meine Eltern wohnten in Ichikawa, Präfektur Chiba. Ich kam überhaupt nicht mit ihnen aus, und die Schule hat mir auch gestunken. Also habe ich meinen Alten Geld geklaut und bin abgehauen. Ich war sechzehn. Bis Abashiri bin ich gekommen. Beim erstbesten Bauernhof habe ich nach Arbeit gefragt. Ich würde alles machen und schwer arbeiten. Für einen Platz zum Schlafen und Essen, Geld brauchte ich keins, habe ich gesagt. Die Bäuerin war sehr nett, hat mir Tee angeboten und mich gebeten, einen Moment zu warten. Und nachdem ich brav gewartet hatte, kam eine Polizeistreife und schickte mich postwendend nach Hause. Sie hatte mich gleich durchschaut. Damals ist mir etwas klargeworden. Im Grunde ist es überall das Gleiche. Um Arbeit zu finden, egal wo, musst du einen Beruf haben. Also bin ich von der Oberschule abgegangen, habe eine Fachschule besucht und bin Friseuse geworden.«

Sie lächelt breit.

»Ist doch eine gesunde Einstellung, findest du nicht?«

Da kann ich ihr nur beipflichten.

»Erzähl mir doch jetzt mal alles in Ruhe von Anfang an«, sagt sie, nimmt sich eine Virginia Slim aus dem Päckchen und zündet sie mit einem Streichholz an. »Heute Nacht kann ich sicher sowieso nicht schlafen, also würde ich gern deine Geschichte hören.«

Und ich erzähle von Anfang an. Die ganze Geschichte, seit ich von zu Hause fortgelaufen bin. Die Prophezeiung verschweige ich natürlich. Davon kann ich niemandem erzählen.

10

»Also, würde es Ihnen denn nun etwas ausmachen, wenn Nakata Sie Kawamura nennt?« Nakata stellte der braun gestreiften Katze noch einmal die gleiche Frage. Er sprach langsam, Wort für Wort, mit möglichst deutlicher Stimme.

Dieser Kater glaubte, Goma (ein Jahr alt, braun-weiß-schwarz gefleckt, weiblich) in der Nähe gesehen zu haben. Wobei er – aus Nakatas Sicht – eine recht seltsame Redeweise an den Tag legte. Doch anscheinend konnte der Kater auch seinerseits kaum verstehen, was Nakata sagte. Daher redeten sie die meiste Zeit aneinander vorbei, ohne dass ein Sinn dabei herauskam.

»Tut mir leid, aber Kopf hoch.«

»Verzeihen Sie, aber Nakata versteht nicht, was Sie meinen. Entschuldigen Sie vielmals, aber Nakata ist ein Dummkopf.«

»Zum Schluss, eine Makrele.«

»Möchten Sie vielleicht Makrele essen?«

»Nein, mir sind die Hände gebunden.«

Natürlich erwartete Nakata nicht, dass die Kommunikation mit einer Katze gleich reibungslos vonstatten ging. Bei einem Gespräch zwischen Mensch und Katze musste es zwangsläufig zu Verständigungsschwierigkeiten kommen. Überhaupt war Nakatas eigene Kommunikationsfähigkeit – ob es sich nun um Menschen oder Katzen handelte – an sich schon ein kleines Problem. Seine mühelose Unterhaltung mit Otsuka in der Woche zuvor war eher eine Ausnahme gewesen. Im Allgemeinen kam es öfter vor, dass schon der Austausch einfacher Nachrichten größere Mühe kostete. Im schlimmsten Fall war es, als schrieen sich die Gesprächspartner bei starkem Wind über einen Kanal hinweg etwas zu. Eben wie jetzt.

Von allen Katzenarten waren es besonders die braun

getigerten, mit denen er häufig nicht die gleiche Wellenlänge hatte – warum das so war, wusste Nakata nicht. Mit schwarzen Katzen kam er in der Regel gut zurecht. Am allerbesten hingegen konnte er sich mit Siamkatzen unterhalten, doch leider traf er auf seinen Streifzügen nur selten auf streunende Siamkatzen. Die wurden gewöhnlich gehätschelt und im Haus gehalten. Die Mehrzahl der Streuner war aus irgendeinem Grund braun getigert.

Jedenfalls verstand Nakata kaum ein Wort von dem, was dieser Kawamura sagte. Seine Aussprache war so undeutlich, dass Nakata die Bedeutung der einzelnen Worte nicht begriff. Es schien keinen Zusammenhang zwischen ihnen zu geben. Sie klangen auch nicht wie normale Sätze, sondern eher wie Rätsel. Nakata war jedoch ein sehr geduldiger Charakter, und Zeit hatte er auch genug. Also wiederholte er ein ums andere Mal das Gleiche und hörte zu, wie sein Gegenüber ebenfalls immer wieder das Gleiche sagte. Die beiden saßen auf einem Mäuerchen an einem kleinen Spielplatz inmitten einer Wohnsiedlung. Sie redeten bereits seit fast einer Stunde, aber das Gespräch kam nicht vom Fleck.

»›Kawamura‹ ist nur ein Name, mit dem Nakata Sie anreden möchte. Eine besondere Bedeutung hat das nicht. Nakata gibt den Katzen passende Namen, um sich besser an sie erinnern zu können. Ohne Sie damit belästigen zu wollen. Nakata würde Sie einfach nur gern Kawamura nennen.«

Kawamura wiederholte nuschelnd irgendetwas Unverständliches, aber da kein Ende absehbar war, ging Nakata tapfer zur nächsten Phase über und zeigte Kawamura noch einmal das Foto von Goma.

»Herr Kawamura, das ist Goma, die Katze, die Nakata sucht. Sie ist ein Jahr alt und braun-weiß-schwarz gefleckt. Sie hat in Nogata bei den Koizumis gelebt, ist aber vor kurzem verschwunden. Die Frau hat das Fenster geöffnet, und Goma ist mir nichts dir nichts davongelaufen. Also nochmals, haben Sie

diese Katze gesehen, Herr Kawamura?«

Kawamura schaute sich das Foto abermals an und nickte.

»Kawamura, wenn Makrele, dann gebunden, wenn gebunden, dann suchen.«

»Entschuldigen Sie, Nakata ist, wie gesagt, ziemlich dumm und versteht nicht, was Sie zu sagen belieben. Könnten Sie es noch einmal wiederholen?«

»Kawamura, wenn Makrele, dann gebunden, wenn gebunden, dann suchen.«

»Meinen Sie mit ›Makrele‹ den Fisch?«

»Gebunden Makrele, aber wenn gebunden, Kawamura.«

Nakata fuhr sich mit der Hand über die grauen Haarstoppeln und überlegte. Wie konnte er aus diesem Irrgarten von einem Gespräch über Makrelen herauskommen? Aber sosehr er sich auch den Kopf zerbrach, er konnte keinen Anhaltspunkt entdecken. Überhaupt war Nakata etwas schwach darin, in logischen Zusammenhängen zu denken. Währenddessen kratzte sich Kawamura unbeeindruckt und hingebungsvoll mit der Hinterpfote die Partie unter seinem Kinn.

Auf einmal ertönte hinter ihnen ein leises Lachen. Als Nakata sich umwandte, sah er auf der niedrigen Betonmauer vor dem angrenzenden Haus eine schöne schlanke Siamkatze, die mit zusammengekniffenen Augen zu ihnen herüberschaute.

»Entschuldigen Sie, sind Sie vielleicht Herr Nakata?«, fragte die Katze mit sanfter Stimme.

»Jawohl, Nakata der Name. Guten Tag.«

»Guten Tag«, sagte die Siamkatze.

»Leider ist es schon seit dem Morgen bewölkt, aber nach Regen sieht es nicht aus«, sagte Nakata.

»Hoffentlich gibt es keinen Regen, nicht wahr?«

Die Siamkatze war ein Weibchen, etwa in mittlerem Alter.

Ihren geraden Schwanz hatte sie stolz aufgerichtet, und um den Hals trug sie ein Halsband mit Namensschild. Sie hatte ein hübsches Gesicht und kein Gramm Fett zu viel am Körper.

»Bitte nennen Sie mich Mimi. Wie Mimi aus La Bohème. So heißt es auch in dem Lied – ›Mi chiamano Mimi‹.«

»Aha«, sagte Nakata.

»Das ist eine Oper von Puccini. Meine Menschen lieben Opern«, sagte Mimi mit einem liebenswürdigen Lächeln. »Ich würde es Ihnen gern vorsingen, aber unglücklicherweise bin ich darin nicht sehr gut.«

»Hocherfreut Sie kennen zu lernen, Fräulein Mimi.«

»Ganz meinerseits, Herr Nakata.«

»Wohnen Sie hier in der Nähe?«

»Ja, dort drüben, in dem einstöckigen Gebäude. Bei den Tanabes. Dort, wo der cremefarbene BMW in der Einfahrt steht.«

»Aha«, sagte Nakata. Er wusste nicht, was BMW bedeutete, aber er sah den cremefarbenen Wagen. Ob der BMW hieß?

»Wissen Sie, Herr Nakata«, sagte Mimi, »da ich eine – man nennt es wohl – unabhängige Katze mit einer eigenwilligen Persönlichkeit bin, mische ich mich ungern ungebeten in die Angelegenheiten anderer. Aber mit Verlaub, er hier – Sie nennen ihn Kawamura – ist nicht gerade ein großes Licht. Bedauerlicherweise ist er, als er noch klein war, von einem Kind aus der Nachbarschaft mit dem Fahrrad angefahren worden und mit dem Kopf hart auf eine Betonkante aufgeschlagen. Seither bringt er keinen logischen Satz mehr zustande. Deshalb glaube ich nicht, dass Sie etwas bei ihm erreichen, auch wenn Sie weiter so geduldig mit ihm reden. Ich beobachte Sie schon eine Weile und muss mich einfach einmischen, weil ich es nicht mehr mitansehen kann – so unhöflich das auch sein mag.«

»Nein, nein, bitte denken Sie das nicht. Nakata wäre Ihnen

überaus dankbar für Ihren Rat. Nakata ist ja genauso dumm wie Herr Kawamura und kommt ohne Hilfe von anderen im Leben nicht zurecht. Deshalb bekommt er ja auch jeden Monat die Unterstützung vom Herrn Gouverneur. Natürlich wäre Nakata auch für Ihre Meinung sehr dankbar, Fräulein Mimi.«

»Sie sind auf der Suche nach einer Katze, nicht wahr?«, sagte Mimi. »Ich habe nicht gelauscht, aber ich halte schon eine Weile hier Mittagsruhe und habe beim Dösen zufällig Ihr Gespräch mitgehört. Sie haben von Goma gesprochen, ja?«

»Jawohl.«

»Und Kawamura hat Goma gesehen?«

»Jawohl. So etwas hat er zuerst gesagt, aber was er danach sagen wollte, kann Nakata einfach nicht verstehen. Es ist so schwierig.«

»Wenn Sie erlauben, Herr Nakata, könnte ich zwischen Ihnen und ihm vermitteln. Wir sind doch beide Katzen, da versteht man sich leichter, und außerdem bin ich ein wenig an seine seltsame Art zu reden gewöhnt. Wie wäre es, wenn ich ihn befrage, alles zusammenfasse und Ihnen dann berichte?«

»Damit würden Sie Nakata wirklich helfen!«

Die Siamkatze nickte leicht und sprang leichtfüßig wie eine Balletteuse von der Mauer auf den Boden. Dann stolzierte sie langsam, den schwarzen Schwanz wie einen Fahnenmast in die Höhe gereckt, näher heran und setzte sich neben Kawamura, der sich sofort anschickte, ihr Hinterteil zu beschnuppern. Prompt fing er sich eine Ohrfeige ein, die ihn zum Rückzug veranlasste. Gleich versetzte Mimi ihm einen weiteren Klaps auf die Nase.

»Also, jetzt raus mit der Sprache, du Idiot. Du blöder Sack«, schrie sie Kawamura mit drohender Stimme an.

»Dem muss man als Erstes mal die Hölle heiß machen«, sagte Mimi erklärend, an Nakata gewandt. »Sonst lässt er sich gehen und faselt immer mehr ungereimtes Zeug. Er kann ja nichts

dafür, dass er so ist, und er tut mir auch leid, aber da kann man nichts machen.«

»Jawohl«, pflichtete Nakata ihr bei, obwohl er nichts begriff.

Sodann entspann sich zwischen den beiden Katzen ein rascher Dialog, dessen Inhalt Nakata nicht folgen konnte. Mimi fragte mit scharfer Stimme, und Kawamura antwortete eingeschüchtert. Wenn seine Antwort auf sich warten ließ, versetzte sie ihm gnadenlos einen Schlag mit der flachen Pfote. Sie war eine sehr tüchtige Siamkatze. Und gebildet. Nakata war schon allen möglichen Katzen begegnet und hatte sich mit ihnen unterhalten, aber eine, die Automarken kannte und Opern hörte, lernte er zum ersten Mal kennen. Bewundernd beobachtete er ihr zielstrebiges und rasches Vorgehen.

Als Mimi genug gehört zu haben schien, entließ sie Kawamura mit einem beiläufigen »Das reicht, du kannst gehen«, worauf er sich niedergedrückt davonschlich und Mimi zutraulich auf Nakatas Schoß sprang.

»Im Großen und Ganzen weiß ich jetzt Bescheid«, sagte sie.

»Vielen Dank«, sagte Nakata.

»Er, also Kawamura, hat die gefleckte Goma auf einem leeren, grasüberwachsenen Grundstück gesehen, das als Bauplatz geplant ist. Ein Makler hat dort das Ersatzteillager einer Automobilfirma aufgekauft und will Hochhäuser mit Luxusapartments hinbauen. Das Gelände ist zwar schon geräumt, aber der Widerstand der Anwohner ist groß, sodass ein komplizierter Rechtsstreit im Gange ist und mit dem Bau noch längst nicht begonnen werden kann. So etwas kommt in letzter Zeit öfter vor. Deshalb ist das Gras dort auch so hoch. Für gewöhnlich sind dort keine Menschen anzutreffen, und das Grundstück ist ein Tummelplatz für streunende Katzen geworden, mit denen ich kaum Umgang pflege. Ich habe Angst vor Flöhen und so weiter, deshalb meide ich den Ort. Wie Sie wissen, sind Flöhe überaus lästig, und wenn man sie einmal hat,

wird man sie nicht wieder los. Wie eine schlechte Angewohnheit, nicht wahr?«

»Jawohl«, antwortete Nakata.

»Die junge hübsche Katze mit dem Flohhalsband von Ihrem Foto soll sehr schüchtern sein und nicht viel sprechen. Allen war sofort klar, dass sie eine weltfremde Hauskatze ist, die nicht mehr zurückgefunden hat.«

»Wann war das?«

»Er hat sie zuletzt vor drei, vier Tagen gesehen. Er ist zu dumm, um präzise Zeitangaben zu machen. Immerhin wusste er, dass es am Tag nach dem Regen war, also wahrscheinlich am Montag, denn ich erinnere mich genau, dass es am Sonntag geregnet hat.«

»Ja. An welchem Tag, weiß Nakata nicht, aber geregnet hat es um die Zeit. Hat er sie danach nicht mehr gesehen?«

»Das war das letzte Mal. Die anderen Katzen haben die Gefleckte angeblich seither auch nicht mehr gesehen. Sie sind unzuverlässige Herumtreiber, aber ich habe ziemlich genau nachgefragt, sodass es insgesamt kaum Zweifel gibt.«

»Nakata ist Ihnen sehr zu Dank verpflichtet.«

»Aber nein, ich bitte Sie, das war doch ganz leicht. Ich ärgere mich immer, dass ich mit diesen ungebildeten Katzen in der Nachbarschaft keine gemeinsamen Gesprächsthemen finde. Deshalb erweitere ich gern meinen Horizont, indem ich hin und wieder wie jetzt gemütlich mit einem vernünftigen Menschen plaudere.«

»Oh«, sagte Nakata. »Übrigens versteht Nakata noch immer nicht, warum Herr Kawamura so eifrig von Makrele gesprochen hat. Meint er den Fisch Makrele?«

Mimi hob anmutig die linke Vorderpfote und kicherte, während sie die rosa Innenseite betrachtete.

»Er hat ein eingeschränktes Vokabular …«

»Vokabular?«

»Er kennt nicht viele Wörter«, verbesserte sich Mimi höflich.

»Makrele ist der Inbegriff von Köstlichkeit für ihn. Er hält Makrele für das hochwertigste aller Nahrungsmittel und kennt weder Brasse, Butt noch Seriola.«

Nakata räusperte sich. »Ehrlich gesagt, ich esse auch sehr gern Makrele. Aber natürlich mag ich auch Aal.«

»Für Aal habe ich auch eine Vorliebe. Natürlich bekommt man so etwas nicht jeden Tag.«

»Jawohl, ganz genau. Sie sagen es.«

Bei der Vorstellung von Aal verfielen die beiden eine Zeit lang in nachdenkliches Schweigen.

»Dann hat er noch etwas gesagt«, fuhr Mimi fort, als sei es ihr eben erst eingefallen. »Seit sich die Katzen aus der Nachbarschaft auf dem leeren Baugrund versammeln, treibt sich dort anscheinend ein finsterer Kerl herum, der Katzen fängt. Die anderen Katzen vermuten, dass er die kleine Goma mitgenommen hat. Er lockt seine Opfer mit einem Leckerbissen an, packt sie und steckt sie in einen großen Sack. Dabei stellt er sich so geschickt an, dass ihm unbedarfte, hungrige Katzen leicht in die Falle gehen. Sogar von den gewieften Streunern aus der Gegend soll er schon mehrere erwischt haben. Eine schlimme Geschichte. Für Katzen gibt es nichts Furchtbareres als in einen Sack gesteckt zu werden.«

»Ach«, sagte Nakata und strich sich ein ums andere Mal mit der flachen Hand über seinen stoppligen Graukopf. »Und was macht er mit den Katzen, die er gefangen hat?«

»Das weiß ich auch nicht. Früher soll man ja aus gefangenen Katzen Shamisen hergestellt haben, aber heute ist das kein so beliebtes Musikinstrument mehr, und außerdem verwendet man in letzter Zeit dafür hauptsächlich Plastik. In irgendeinem Teil der Welt soll es Menschen geben, die noch Katzen essen, doch

glücklicherweise gibt es diese Sitte in Japan nicht. Daher können wir diese beiden Möglichkeiten wohl ausschließen. Zu bedenken wäre noch, dass viele wissenschaftliche Experimente an Katzen durchgeführt werden. Man benutzt sie für alle möglichen Versuche. Ich habe eine Freundin, die man an der Universität von Tokyo bei einem psychologischen Experiment eingesetzt hat. Eine traurige Geschichte, aber sie ist zu lang, um sie jetzt zu erzählen. Außerdem gibt es noch perverse Menschen – obwohl das nicht so häufig vorkommt –, die einfach nur zum Vergnügen Katzen quälen. Sie fangen eine Katze und schneiden ihr zum Beispiel mit einer Schere den Schwanz ab.«

»Ach?«, sagte Nakata. »Warum denn?«

»Ohne Grund. Nur um der Katze wehzutun und sie zu quälen. Dann fühlen sie sich wohl. Solche perversen Menschen gibt es wirklich.«

Nakata dachte eine Weile darüber nach, aber er kam einfach nicht dahinter, was daran Spaß machen sollte, einer Katze mit der Schere den Schwanz abzuschneiden.

»Wäre es vielleicht möglich, dass so ein *perverser Mensch* Goma mitgenommen hat?«, fragte Nakata.

Mimi verzog das Gesicht, dass ihre langen weißen Schnurrhaare bebten.

»Tja, daran möchte ich gar nicht denken und es mir auch nicht vorstellen, obwohl man diese Möglichkeit nicht ausschließen kann. In meinem kurzen Leben habe ich schon schlimme Dinge gesehen, die über jede Vorstellungskraft hinausgehen. Die meisten meinen, wir Katzen aalen uns den lieben langen Tag in der Sonne, arbeiten nicht richtig und leben einfach so in den Tag hinein, aber ein Katzenleben ist durchaus nicht so idyllisch. Katzen sind schwache, schutzlose, bescheidene Wesen. Wir haben keinen Panzer wie die Schildkröten und keine Flügel wie die Vögel. Wir können uns nicht wie Maulwürfe in die Erde eingraben oder wie Chamäleons die Farbe wechseln. Die Welt

hat keine Ahnung, wie viele Katzen Tag für Tag gepeinigt werden und sinnlos sterben müssen. Ich hatte das Glück, zu der lieben Familie Tanabe zu kommen, werde von den Kindern gehätschelt und kann meine Tage ohne Mangel verbringen. Ja, und dennoch habe ich meine kleinen Sorgen. Deshalb weiß ich, dass das Leben für die streunenden Katzen voll großer Sorgen ist.«

»Sie sind sehr klug, Fräulein Mimi«, sagte Nakata bewundernd angesichts ihrer gewandten Rede.

»Nicht doch«, sagte die Siamkatze und kniff vor Verlegenheit die Augen zusammen. »Das kommt nur, weil ich zu Hause den ganzen Tag vor dem Fernseher liege. Dabei häuft man nur sinnloses Wissen an. Sehen Sie auch fern, Herr Nakata?«

»Nein, Nakata sieht nicht fern. Die Leute im Fernsehen reden immer so schnell, dass Nakata nicht mitkommt. Nakata ist nämlich dumm und kann nicht lesen, und wenn einer nicht lesen kann, kann er das Fernsehen auch nicht gut verstehen. Manchmal hört Nakata Radio, aber auch dabei wird er müde von dem schnellen Reden. Den meisten Spaß macht es ihm, sich unter freiem Himmel mit den Damen und Herren Katzen zu unterhalten.«

»Aha, ich verstehe«, sagte Mimi.

»Jawohl«, sagte Nakata.

»Hoffen wir, dass der kleinen Goma nichts passiert ist«, sagte Mimi.

»Nakata wird sich mal auf diesem Bauplatz umsehen.«

»Kawamura sagte, dieser Mann sei groß, trage einen komischen hohen Hut und hohe Lederstiefel. Und er läuft schnell. Man erkennt ihn sofort, weil er so merkwürdig aussieht. Wenn die Katzen auf dem Bauplatz ihn sehen, rennen sie in alle Richtungen davon wie Spinnenbabys. Aber Neuankömmlinge, die noch nicht Bescheid wissen …«

Nakata nahm die Informationen genau auf und speicherte sie in der wohlgehüteten Schublade für Dinge, die er nicht vergessen durfte. *Großer Mann, komischer hoher Hut und Lederstiefel.*

»Wenn ich Ihnen sonst irgendwie behilflich sein kann?«, sagte Mimi.

»Meinen aufrichtigsten Dank. Wenn Fräulein Mimi nicht so freundlich gewesen wäre, etwas zu sagen, wäre Nakata immer noch nicht weiter als bei der Sache mit der Makrele. Besten Dank.«

»Ich vermute«, sagte Mimi und sah mit besorgter Miene zu Nakata auf, »der Mann ist gefährlich. *Sehr* gefährlich. Gefährlicher, als Sie es sich vielleicht vorstellen können. Ich würde nicht mal in die Nähe dieses Geländes gehen. Aber Sie sind ein Mensch, und es ist Ihre Arbeit. Passen Sie bitte trotzdem sehr gut auf sich auf!«

»Vielen Dank. Nakata wird so gut wie möglich aufpassen.«

»Herr Nakata, dies ist eine äußerst gewalttätige Welt. Und niemand kann der Gewalt entkommen. Vergessen Sie das bitte nicht. Man kann sich nie genug in Acht nehmen. Das gilt für Katzen wie für Menschen.«

»Jawohl, Nakata wird es beherzigen«, sagte Nakata.

Dennoch vermochte er nicht zu begreifen, wo und wie diese Welt gewalttätig war. Es gab so vieles auf dieser Welt, das er nicht verstand, und dazu gehörte alles, was mit Gewalt zu tun hatte.

Nakata verabschiedete sich von Mimi und machte sich auf den Weg zu dem beschriebenen Baugelände. Es hatte die Größe eines kleinen Sportplatzes und war von einem hohen Bretterzaun umgeben. »Privatgrundstück. Unbefugten ist der Zutritt verboten« stand auf einem Schild (das Nakata natürlich

nicht lesen konnte), und am Eingang hing eine schwere Kette, aber von der Rückseite kam man durch eine Lücke im Zaun hinein. Jemand schien mit Gewalt ein Brett aus dem Zaun gebrochen zu haben.

Die Lagerhalle, die vorher dort gestanden hatte, war abgerissen worden, und danach hatten Gras und kindshohe Goldruten das noch nicht planierte Grundstück überwuchert, über dem nun unzählige Schmetterlinge taumelten. Durch den Regen waren die aufgeworfenen Erdhaufen hart geworden, sodass hie und da kleine Hügel entstanden waren. Überhaupt war es ein Platz so ganz nach Katzengeschmack. Menschen betraten das Gelände, auf dem es keinen Mangel an Verstecken für die zahllosen kleinen Lebewesen gab, so gut wie nie.

Von Kawamura war nichts zu sehen. Zwei magere, räudige Katzen streiften Nakata nur mit einem kalten Blick, als er sie mit einem liebenswürdigen »guten Tag« begrüßte, und verschwanden ohne Erwiderung im Gras. Klar. Wer wollte schon von einem Verrückten eingefangen werden und mit einer Schere den Schwanz abgeschnitten bekommen? Nakata wollte so einem auch nicht begegnen – auch wenn er natürlich keinen Schwanz hatte. Es konnte nicht schaden, auf der Hut zu sein.

Nakata stellte sich auf eine kleine Erhöhung und sah sich um. Niemand zu sehen. Ein weißer Schmetterling flog über dem Gras hin und her, als sei er auf der Suche nach etwas Bestimmtem. Nakata setzte sich an eine geeignete Stelle, nahm aus der Stofftasche, die über seiner Schulter hing, zwei Brötchen mit süßer Bohnenfüllung und verspeiste sie wie immer als Mittagessen. Dann trank er, die Augen halb geschlossen, in Ruhe seinen heißen Tee aus der Thermosflasche. Es herrschte nachmittägliche Stille. Alles ruhte in Harmonie und Frieden. Wer an einem solchen Ort lauern sollte, um Gräuel gegen Katzen zu schmieden, wollte Nakata einfach nicht in den Kopf.

Während er langsam auf seinem Bohnenmusbrötchen herumkaute, rieb er sich mit der Hand den grauen Stoppelkopf.

In Ermangelung einer Person, der er hätte erklären können, dass »Nakata dumm« sei, nickte er mehrmals kurz vor sich hin und aß dann schweigend weiter. Als er fertig war, faltete er das Zellophanpapier, in dem die Brötchen gewesen waren, klein zusammen und steckte es in seinen Beutel. Er schraubte den Deckel seiner Thermosflasche fest zu und packte auch sie in den Beutel. Der Himmel war von einer Wolkenschicht bedeckt, aber ihre Färbung ließ die Sonne dahinter erahnen.

Der Mann ist groß, trägt einen komischen hoben Hut und Lederstiefel.

Nakata versuchte sich den Mann im Geiste vorzustellen, aber er kam nicht dahinter, was ein komischer hoher Hut und Lederstiefel waren. So etwas hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Mimi zufolge hatte Kawamura gesagt, man erkenne ihn sofort, wenn man ihn sehe. Also blieb Nakata nichts anderes übrig, als zu warten, bis er den Mann vor sich hatte. Das war auf alle Fälle das Sicherste. Nakata stand auf und urinierte ins Gras. Lange und ausgiebig. Anschließend setzte er sich an eine möglichst unauffällige Stelle am Rand des Geländes ins Gras und verbrachte den Nachmittag damit, darauf zu warten, dass der merkwürdige Mann sich zeigte.

Das Warten war eine langwierige Angelegenheit. Er hatte keine Ahnung, ob der Mann irgendwann kommen würde. Vielleicht morgen oder in einer Stunde. Oder er würde überhaupt nicht mehr auftauchen. Auch diese Möglichkeit war gegeben. Aber Nakata war es gewöhnt, auf Undefinierbares zu warten und seine Zeit allein und unbeschäftigt zu verbringen. Zu warten bereitete ihm keinerlei Unbehagen.

So wie auch die Zeit für ihn kein besonderes Problem darstellte. Er besaß nicht einmal eine Uhr. Er passte sich einfach ihrem Fluss an. Morgens wurde es hell und abends dunkel. Wenn es dunkel wurde, ging er ins benachbarte öffentliche Bad, und danach legte er sich schlafen. War das Bad an einem Tag geschlossen, ging er einfach wieder nach Hause. Wenn es

Essenszeit wurde, bekam er von selber Hunger, und wenn der Tag kam, an dem er seine Unterstützung abholte (jemand sagte ihm freundlicherweise immer Bescheid, wenn er näherrückte), wusste er, dass ein Monat vergangen war. Am Tag danach ging er zu einem Friseur in der Nachbarschaft und ließ sich die Haare schneiden. Im Sommer erhielt er von der Gemeinde Aal und zu Neujahr Omochi – Klebreisküchlein.

Nakata entspannte sich, schaltete sein Denken ab und ging sozusagen auf Warteposition. Für ihn war das ein vollkommen natürlicher Akt, der seit seiner Kindheit ganz alltäglich für ihn war und über den er nicht nachdachte. Bald begann er wie ein Schmetterling am Rande seines Bewusstseins umherzuflattern. Jenseits des Randes tat sich ein tiefer Abgrund auf. Zuweilen blickte er über den Rand und flog über den schwindelnden Abgrund, der Nakata jedoch mit seiner Dunkelheit und Tiefe nicht schreckte. Warum sollte er auch? Diese licht- und bodenlose Welt, das drückende Schweigen und das Chaos waren längst alte Bekannte und mittlerweile ein Teil von ihm, das begriff Nakata sehr gut. In dieser Welt gab es keine Schrift, keine Wochentage, keinen furchteinflößenden Gouverneur, weder Opern noch BMWs. Keine Scheren und hohen Hüte. Andererseits gab es auch keine Aale und keine Brötchen mit Bohnenmus. Dort war *alles eins*. Statt in Teile gespalten zu sein. Daher musste man auch nicht eins gegen das andere austauschen, etwas herausnehmen oder hinzufügen. Es genügte, ohne komplizierte Überlegungen in das *Ganze* einzutauchen. Dafür war Nakata sehr dankbar.

Hin und wieder nickte er ein. Aber auch wenn er schlief, waren seine fünf Sinne mit scharfer Aufmerksamkeit auf das Gelände gerichtet. Hätte sich etwas geregt oder wäre jemand aufgetaucht, wäre Nakata sofort aufgewacht und in Aktion getreten. Graue Wolken bedeckten den Himmel wie ein glatter Teppich. Dennoch würde es vorläufig nicht anfangen zu regnen. Alle Katzen wussten das, und Nakata wusste es auch.

11

Bis ich zu Ende erzählt habe, vergeht eine ganze Weile. Sakura sitzt, den Kopf in die Hände gestützt, am Küchentisch und hört mir aufmerksam zu. Ich bin erst fünfzehn und noch in der Mittelstufe, habe meinem Vater Geld gestohlen und bin aus meinem Zuhause im Tokyoter Stadtteil Nakano davongelaufen. Ich wohne in einem Hotel in Takamatsu und gehe jeden Tag in die Bibliothek, um zu lesen. Plötzlich bin ich, ohne zu wissen, wie es dazu gekommen ist, blutbeschmiert auf dem Gelände eines Schreins aufgewacht. So viel erzähle ich ihr. Natürlich sage ich ihr auch manches nicht. Die entscheidenden Dinge bringe ich nicht so einfach über die Lippen.

»Deine Mutter ist also mit deiner Schwester fortgegangen, als du vier warst, und hat deinen Vater und dich verlassen.«

Ich hole das Strandfoto aus meiner Brieftasche und zeige es ihr.

»Das ist meine Schwester.« Nachdem Sakura es eine Weile betrachtet hat, gibt sie es mir wortlos zurück.

»Danach habe ich meine Schwester nie mehr gesehen«, sage ich.

»Meine Mutter auch nicht. Ich habe keine Verbindung zu ihnen; ich weiß nicht einmal, wo sie sind. Wie sie aussehen, weiß ich auch nicht mehr. Es gibt nur noch dieses eine Foto. Meine Erinnerung ist nur noch wie ein Hauch. Ich erinnere mich an ein Gefühl, aber an kein Gesicht.«

»Hm«, seufzt Sakura und sieht mich, den Kopf weiter in die Hände gestützt, forschend an. »Das ist ziemlich schlimm.«

»Wahrscheinlich.«

Sie schweigt und schaut mich weiter an.

»Und mit deinem Vater verstehst du dich nicht gut, oder?«,

fragt sie dann.

Nicht gut verstehen. Was soll ich darauf antworten? Wortlos schüttele ich den Kopf.

»Ja, klar, sonst wärst du wohl nicht von zu Hause abgehauen«, sagt Sakura. »Und das bist du ja. Heute hast du dann plötzlich das Bewusstsein oder das Gedächtnis verloren.«

»Stimmt.«

»Ist das vorher schon mal passiert?«

»Hin und wieder«, gebe ich zu. »Mein Kopf schaltet ab, als wäre eine Sicherung durchgeknallt. Als würde jemand einen Schalter in meinem Kopf drücken, und mein Körper bewegt sich, bevor ich denke. Derjenige, der da ist, bin ich, andererseits aber auch nicht.«

»Du verlierst die Kontrolle und wirst gewalttätig oder so?«

»Das ist auch schon ein paar Mal vorgekommen«, gestehe ich.

»Hast du jemanden verletzt?«

Ich nicke. »Zweimal. Aber nicht ernsthaft.«

Sie überlegt einen Moment.

»Meinst du, dass das, was diesmal passiert ist, das Gleiche war?«

Ich schüttele den Kopf. »So schlimm war es noch nie. Diesmal … hatte ich nicht die geringste Ahnung, dass ich überhaupt bewusstlos geworden bin. An das, was ich währenddessen getan habe, erinnere ich mich gar nicht. Ich weiß absolut nichts mehr. Das ist bis jetzt noch nie passiert.«

Sie nimmt das T-Shirt, das ich aus meinem Rucksack geholt habe, in Augenschein und inspiziert den Blutfleck, der beim Waschen nicht herausgegangen ist.

»Also – das Letzte, woran du dich erinnerst, ist das Abendessen. Du warst in einem Lokal am Bahnhof?«

Ich nicke.

»Danach weißt du nichts mehr. Du bist erst vier Stunden später im Gebüsch hinter dem Schrein wieder zu dir gekommen. Dein Hemd war voller Blut, und du hattest einen stechenden Schmerz in der linken Schulter.«

Wieder nicke ich. Sie holt irgendwoher einen Stadtplan, breitet ihn auf dem Tisch aus und schätzt die Entfernung zwischen dem Bahnhof und dem Schrein.

»Es ist nicht weit. Nicht zu weit zum Laufen. Warum bist du nur dorthin gegangen? Vom Bahnhof aus liegt der Schrein doch in einer ganz anderen Richtung als dein Hotel. Warst du vorher schon mal in der Gegend?«

»Noch nie.«

»Zieh mal dein Hemd aus«, sagt sie.

Als ich meinen Oberkörper entblöße, tritt sie hinter mich und drückt mit der Hand gegen meine linke Schulter. Ihre Fingerspitzen bohren sich in meine Schulter, sodass ich unwillkürlich aufstöhne. Sie hat Kraft.

»Tut das weh?«

»Ziemlich.«

»Du bist voll gegen etwas gerannt. Oder es hat dich was mit voller Wucht getroffen.«

»Ich kann mich an nichts erinnern.«

»Wenigstens scheint nichts gebrochen zu sein«, sagt sie und untersucht die schmerzende Stelle mehrmals auf verschiedene Weise. Trotz der Schmerzen tut der Druck ihrer Finger mir seltsamerweise gut. Als ich ihr das sage, lächelt sie.

»Ich habe ein besonderes Talent für Massage. Deshalb kann ich auch von meiner Arbeit als Kosmetikerin leben. Wenn du massieren kannst, wirst du überall genommen.«

Sie massiert meine Schulter noch eine Weile weiter. »Ich glaube nicht, dass es etwas Ernstes ist. Nach einer guten Nachtruhe lassen die Schmerzen bestimmt nach.«

Sie packt mein T-Shirt in eine Plastiktüte und wirft es in den Mülleimer. Nachdem sie mein Hemd kurz untersucht hat, legt sie es in die Waschmaschine im Bad. Nach einigem Kramen zieht sie aus einer Schublade der Kommode ein weißes T-Shirt hervor und reicht es mir. Es ist noch neu, mit einem Whale-Watching-Motiv von der Insel Maui.

»Das ist das größte von den Hemden hier drin. Es gehört mir nicht, aber das macht nichts. Sieht aus wie ein Mitbringsel von irgendjemandem. Zieh's erst mal an, auch wenn es dir vielleicht nicht so gefällt.«

Ich streife es mir über den Kopf. Es passt wie angegossen.

»Wenn du magst, kannst du es haben.«

Ich bedanke mich.

»Dein Gedächtnis hat also noch nie so lange ausgesetzt?«, fragt sie.

Nein. Ich schließe die Augen, spüre das neue weiche T-Shirt und atme seinen Geruch ein.

»Weißt du, Sakura, ich habe große Angst«, vertraue ich ihr offen an. »So große Angst, dass ich weder ein noch aus weiß. Vielleicht habe ich in den vier Stunden jemandem etwas angetan. Ich weiß doch gar nichts mehr. Und ich war voller Blut. Wenn ich nun wirklich ein Verbrechen begangen habe, muss ich doch, auch wenn ich nichts mehr davon weiß, die Verantwortung dafür übernehmen. Oder?«

»Ja, aber vielleicht war es nur Nasenbluten. Jemand geht geistesabwesend die Straße entlang, rennt gegen einen Strommast und kriegt Nasenbluten, und du hast dich um ihn gekümmert. Könnte doch sein. Ich kann deine Angst gut verstehen, aber versuch doch wenigstens bis morgen früh nicht an so etwas Schlimmes zu denken. Morgen früh, wenn die Zeitung gebracht wird und im Fernsehen die Nachrichten kommen, erfahren wir auf alle Fälle, ob hier in der Gegend irgendwas Gravierendes passiert ist. Dann können wir immer

noch in Ruhe überlegen. Blut fließt aus allen möglichen Gründen, und oft ist es gar nicht so schlimm, wie es aussieht. Als Frau bin ich daran gewöhnt, jeden Monat massenhaft Blut zu sehen. Verstehst du, was ich meine?«

Ich nicke und spüre, wie ich rot werde. Sie löffelt Nescafe in einen großen Becher und setzt in einer Kasserolle Wasser auf. Bis es kocht, raucht sie. Nach ein paar Zügen löscht sie die Zigarette mit Wasser. Ein Geruch von Menthol und Rauch liegt in der Luft.

»Aber eine persönliche Frage würde ich dir gern noch stellen. Darf ich?«

Ja, sage ich.

»Deine Schwester wurde adoptiert. Deine Eltern haben sie vor deiner Geburt bekommen, ja?«

Ja, sage ich. Warum meine Eltern ein Kind angenommen haben, weiß ich nicht. Ich bin erst danach auf die Welt gekommen. Vielleicht *unverhofft.*

»Du bist aber ganz sicher, dass du das leibliche Kind deines Vaters und deiner Mutter bist?«

»Soweit ich weiß, ja«, sage ich.

»Und trotzdem hat deine Mutter, als sie fortging, nicht dich, sondern deine Schwester mitgenommen, die nicht ihr leibliches Kind ist. Normalerweise würde eine Frau das nicht tun.«

Ich schweige.

»Warum sie das wohl getan hat?«

»Ich weiß nicht«, sage ich kopfschüttelnd. Diese Frage habe ich mir selbst schon zehntausendmal gestellt.

»Aber das hat dich natürlich verletzt.«

Bin ich verletzt? »Ich weiß nicht genau. Aber wenn ich einmal heirate, will ich keine Kinder. Weil ich nicht weiß, wie man mit seinen Kindern umgehen soll.«

»Bei mir ist es nicht so total kompliziert wie bei dir, aber ich habe eine Menge Unsinn gemacht, weil es mit meinen Eltern nicht gut gelaufen ist. Deshalb verstehe ich deine Gefühle sehr gut. Trotzdem solltest du keine übereilten Entscheidungen treffen. Denn auf dieser Welt ist nichts endgültig.«

Sie steht vor dem Gasherd und trinkt aus ihrem großen Becher dampfenden Nescafe. Auf dem Becher ist ein Bild von der Muminfamilie. Sie schweigt, und ich sage auch nichts.

»Hast du gar keine Verwandten, an die du dich wenden könntest?«, fragt sie mich kurze Zeit später.

»Nein. Die Eltern meines Vaters sind vor langer Zeit gestorben, und er hat weder Brüder noch Schwestern, weder Onkel noch Tanten.

Ob das der Wahrheit entspricht, habe ich nie versucht herauszufinden. Zumindest bin ich sicher, dass es keine engen Familienbindungen gibt. Von Verwandten mütterlicherseits ist ebenfalls nie die Rede gewesen. Ich kenne ja nicht einmal den Namen meiner Mutter. Wie kann ich da wissen, ob sie Verwandte hat?«

»Wenn man dich so hört, könnte man meinen, dein Vater wäre ein Außerirdischer, der ganz allein von einem fremden Planeten auf die Erde kam, Menschengestalt annahm, eine Erdfrau entführt und dich gezeugt hat. Um seine Nachkommenschaft zu vermehren. Deine Mutter hat die Wahrheit erfahren, Angst bekommen und ist geflohen. Wie in so einem gruseligen Science-Fiction-Film.«

Dazu fällt mir nichts ein, also schweige ich.

»War ja nur ein Witz«, sagt sie und verzieht den Mund zu einem breiten Lachen, um zu bekräftigen, dass es sich tatsächlich um einen Scherz gehandelt hat. »Also hast du auf der ganzen weiten Welt niemanden, auf den du zählen kannst, außer dir selbst.«

»So ist es wohl.«

Eine Weile trinkt sie, gegen die Spüle gelehnt, ihren Kaffee.

»Ich muss ein bisschen schlafen«, sagt Sakura, als sei ihr das gerade eingefallen. Es ist schon nach drei.

»Um halb acht muss ich aufstehen, da ist nicht mehr viel Zeit. Aber ein bisschen schlafen muss ich. Durchmachen und dann zur Arbeit gehen, das ist zu ätzend. Was ist mit dir?«

Wenn es ihr nichts ausmache, würde ich gerne in irgendeiner Ecke in meinem mitgebrachten Schlafsack schlafen, erkläre ich. Dann packe ich meinen zusammengerollten Schlafsack aus, breite ihn aus und schüttele ihn auf. Sie schaut mir beeindruckt zu. »Wie ein Pfadfinder«, sagt sie.

Sie löscht das Licht und geht zu Bett. Ich mache die Augen zu und versuche zu schlafen. Aber es geht nicht. Der Gedanke an das weiße T-Shirt mit dem Blutfleck lässt sich nicht vertreiben. Das brennende Gefühl auf meinen Handflächen ist noch nicht verschwunden. Ich öffne die Augen und starre an die Decke. Irgendwo knarrt der Boden, irgendwo rauscht Wasser, irgendwo heult eine Krankenwagensirene. Obwohl es sehr weit entfernt zu sein scheint, ist es in der nächtlichen Dunkelheit sonderbar deutlich zu hören.

»Du kannst nicht schlafen, oder?«, sagt ihre Stimme leise aus der Dunkelheit.

»Nein«, erwidere ich.

»Ich auch nicht. Wieso habe ich bloß den Kaffee getrunken? Ich habe mir gar nichts dabei gedacht.«

Sie knipst ihre Nachttischlampe an, sieht auf die Uhr und löscht das Licht wieder.

»Versteh mich nicht falsch«, sagt sie. »Aber wenn du willst, kannst du zu mir rüberkommen. Ich kann ja auch nicht einschlafen.«

Ich krieche aus meinem Schlafsack in ihr Bett. Ich habe

Boxershorts und das T-Shirt an, sie trägt einen hellrosa Pyjama.

»Weißt du, ich habe in Tokyo einen festen Freund. Ist kein besonders toller Typ oder so, aber wir sind irgendwie zusammen. Deshalb habe ich mit niemand anderem Sex. Damit nehm ich's ziemlich ernst. Altmodisch, was? Früher war ich nicht so, sondern ganz schön forsch, aber das hat sich geändert. Ich bin seriös geworden. Also komm nicht auf komische Gedanken. Wir sind wie kleiner Bruder und ältere Schwester. Verstehst du?«

Ich bejahe.

Sie legt mir den Arm um die Schulter und zieht mich an sich. Dann legte sie ihre Wange an meine und sagte: »Du Armer.«

Natürlich bekomme ich eine Erektion. Eine überaus harte. Und es lässt sich nicht vermeiden, dass ich damit Sakuras Oberschenkel berühre.

»Na, na«, sagt sie.

»Das ist keine böse Absicht«, entschuldige ich mich. »Ich kann nichts dafür.«

»Ich versteh schon«, sagt sie. »Ich weiß, wie lästig das ist. Ihr könnt das nicht kontrollieren.«

Ich nicke im Dunkeln.

Sie zögert einen Moment, streift mir dann jedoch die Boxershorts herunter und umfasst sanft meinen steinharten Penis. Als würde sie ihn untersuchen. Wie ein Arzt, wenn er den Puls fühlt. Ihre weiche Hand an meinem Penis fühlt sich an wie eine ideelle Berührung.

»Wie alt ist deine Schwester jetzt?«

»Einundzwanzig«, sage ich. »Sie ist sechs Jahre älter als ich.«

Sie denkt einen Moment darüber nach. »Würdest du sie gern sehen?«

»Vielleicht«, sage ich.

»Vielleicht?« Die Hand um meinen Penis packt ein bisschen fester zu. »Was soll das heißen? Würdest du sie gar nicht so gern sehen?«

»Ich wüsste doch gar nicht, was ich mit ihr reden soll, und vielleicht möchte sie mich gar nicht sehen. Genauso ist es mit meiner Mutter. Vielleicht hat gar niemand Lust, mich zu sehen. Und niemand sucht mich. Und überhaupt sind sie ja weggegangen.« *Ohne mich.*

Sakura schweigt. Der Druck ihrer Hand um meinen Penis wird bald schwächer, bald stärker. Dementsprechend entspannt er sich oder wird heiß und hart.

»Möchtest du kommen?«, fragt sie.

»Vielleicht«, sage ich.

»Vielleicht?«

»Sehr gern«, berichtige ich mich.

Sie stößt einen leichten Seufzer aus und beginnt ihre Hand langsam zu bewegen. Es ist ein tolles Gefühl. Sie bewegt die Hand nicht nur einfach auf und ab. Das Gefühl ergreift meinen ganzen Körper. Zärtlich berühren und streicheln ihre Finger alle möglichen Stellen an meinem Penis und meinen Hoden. Ich schließe die Augen und stöhne.

»Mich darfst du aber nicht anfassen. Und sag mir auf der Stelle Bescheid, wenn du kommst. Ich will keine Flecken auf dem Laken.«

»Ja«, sage ich.

»Wie findest du es? Mache ich es gut?«

»Sehr!«

»Wie gesagt, ich habe eine angeborene handwerkliche Begabung. Das hier hat nichts mit Sex zu tun. Wie soll ich sagen – ich verschaffe dir nur körperliche Erleichterung. Heute war ein langer Tag, und du bist sehr aufgewühlt. So kann man nicht einschlafen. Verstehst du?«

»Ja«, sage ich. »Ich habe eine Bitte.«

»Welche?«

»Wäre es dir recht, wenn ich mir dich nackt vorstelle?«

Sakura hält in ihren Handbewegungen inne und sieht mich an.

»Du stellst dir meinen nackten Körper vor, während ich das hier mache?«

»Ja, ich habe mir zwar vorhin vorgenommen, damit aufzuhören, aber ich kann's nicht.«

»Du kannst nicht?«

»Das kann man nicht abschalten wie einen Fernseher.«

Sie lacht amüsiert. »Versteh ich nicht. Sich etwas vorzustellen, nur so für sich und stillschweigend, tut doch keinem weh. Ich weiß doch eh nicht, was du denkst. Also musst du auch nicht extra meine Erlaubnis einholen.«

»Aber mich beschäftigt das. Ich finde, Vorstellungen sind etwas Wichtiges, und ich sollte dich fragen. Das hat nichts mit wissen oder nicht wissen zu tun.«

»Du bist sehr anständig«, sagt sie beeindruckt. »Aber von mir aus brauchst du nicht aufzuhören. Du kannst dir meinen nackten Körper vorstellen, soviel du magst. Meine Erlaubnis hast du.«

»Danke«, sage ich.

»Wie bin ich denn in deiner Fantasie? Hübsch?«

»Sehr!«, antworte ich.

Bald breitet sich ein gelöstes Gefühl in meinem Unterleib aus. Als ob gleich eine Flüssigkeit mit einem hohen spezifischen Gewicht herausspritzen wird. Als ich es ihr sage, nimmt sie ein Papiertaschentuch vom Nachttisch, um mein Sperma aufzufangen. Ich ejakuliere mehrmals heftig. Gleich darauf geht sie in die Küche, um das Taschentuch fortzuwerfen und sich die Hände zu waschen.

»Entschuldige«, sage ich.

»Kein Problem«, sagt sie und kommt ins Bett zurück. »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Das ist doch nur ein Körperteil, und man braucht gar nicht so viel Theater darum zu machen. War es denn ein bisschen angenehm?«

»Sehr!«

»Dann ist es ja gut.« Sie überlegt eine Weile. »Ich dachte gerade, dass es schön wäre, wenn ich wirklich deine Schwester wäre.«

»Das fände ich auch«, sage ich.

Sie streicht mir leicht übers Haar. »Ich möchte schlafen. Gehst du wieder in deinen Schlafsack? Wenn ich nicht allein bin, kann ich nicht gut einschlafen. Außerdem halte ich es nicht aus, wenn sich im Morgengrauen noch mal so ein hartes Ding an mich drückt.«

Ich krieche wieder in meinen Schlafsack und schließe die Augen. Nun kann ich einschlafen. Ich falle in einen sehr tiefen Schlaf. Vielleicht den tiefsten, seit ich von zu Hause fort bin. Ich habe das Gefühl, langsam in einem ruhigen großen Fahrstuhl bis auf den Grund der Erde zu fahren. Bald sind alle Lichter erloschen und alle Geräusche verstummt.

Als ich nach neun aufwache, ist Sakura schon zur Arbeit gegangen. Der Schmerz in meiner Schulter ist fast weg. Wie Sakura gesagt hat. Auf dem Küchentisch liegen eine gefaltete Morgenzeitung und eine Notiz. Und ein Wohnungsschlüssel.

Ich habe die Sieben-Uhr-Nachrichten von Anfang bis Ende angeschaut und die Zeitung bis zur letzten Zeile gelesen. Hier in der Gegend gab es keinen blutigen Zwischenfall. Das Blut bedeutet also wahrscheinlich nichts. Gut, was? Im Kühlschrank ist nichts Richtiges, aber nimm dir, was du magst. Du kannst alles benutzen. Wenn du willst, kannst du eine Weile hier

bleiben. Solltest du weggehen, leg bitte den Schlüssel unter die Fußmatte.

Ich nehme Milch aus dem Kühlschrank, und nachdem ich mich vergewissert habe, dass das Haltbarkeitsdatum nicht überschritten ist, esse ich Cornflakes. Danach brühe ich mir einen Beutel Darjeeling auf, breite die Zeitung aus und lese den Lokalteil. Es stimmt, es steht nichts von einem Gewaltverbrechen darin. Seufzend lege ich die Zeitung wieder zusammen. Vorläufig brauche ich wenigstens nicht vor der Polizei zu flüchten. Dennoch beschließe ich, nicht ins Hotel zurückzukehren. Ich muss vorsichtig sein, denn ich weiß immer noch nicht, was während der vier Stunden, an die ich mich nicht erinnern kann, passiert ist.

Ich rufe im Hotel an. Eine Männerstimme, an die ich mich nicht erinnere, ist am Apparat. Ich sage, ich müsse umständehalber plötzlich ausziehen. Ich bemühe mich, möglichst erwachsen zu klingen. Da das Zimmer im Voraus bezahlt sei, sollte es keine Probleme geben. Über die persönlichen Gegenstände, die ich zurückgelassen hätte, könne man nach Belieben verfügen. Er schaut im Computer nach und überzeugt sich, dass die Rechnung bezahlt ist. »Ist in Ordnung, Herr Tamura. Sie sind ausgecheckt«, sagt er. Die Karte, mit der das Zimmerschloss funktioniert, müsse ich nicht zurückzubringen. Ich bedanke mich und lege auf.

Dann gehe ich unter die Dusche. Im Bad sind Sakuras Unterwäsche und Strümpfe zum Trocknen aufgehängt. Bestrebt, diesen Anblick zu vermeiden, wasche ich mich wie immer lange und gründlich. Ich bemühe mich auch, möglichst nicht an die vergangene Nacht zu denken. Ich putze mir die Zähne und ziehe frische Unterwäsche an, rolle meinen Schlafsack zusammen und verstaue ihn im Rucksack.

Meine schmutzigen Sachen wasche ich in der Waschmaschine.

Da es keinen Trockner gibt, falte ich die nach dem Waschen noch feuchten Sachen zusammen und packe sie in eine Plastiktüte in den Rucksack. Ich kann sie in einem Waschsalon trocknen.

Ich spüle das ganze Geschirr, das sich im Küchenbecken türmt, trockne es kurz ab und stelle es ins Regal. Dann räume ich den Kühlschrank auf und werfe die Lebensmittel weg, die schlecht geworden sind. Es stinkt fürchterlich darin. Ein Brokkoli ist verschimmelt, das Verfallsdatum vom Tofu längst abgelaufen, und die Gurken sind wie aus Gummi. Ich tausche die Behälter gegen frische aus und wische die verklebten Soßenflaschen ab. Ich leere die Aschenbecher und stapele alte Zeitungen. Ich putze den Boden. Sakura mag eine Begabung für Massage haben, aber im Haushalt ist sie eine Null. Der Reihe nach bügele ich ihre unordentlich auf der Kommode liegenden Blusen und kaufe ein, denn ich habe Lust, am Abend ein Essen zu kochen. Um in Ruhe gelassen zu werden, habe ich zu Hause möglichst alle Hausarbeiten selbst erledigt, sodass diese Aufgaben mir keine Mühe bereiten. Aber vielleicht ist das, was ich bisher gemacht habe, zu viel?

Als ich fertig bin, setze ich mich an den Küchentisch und schaue mich um. Mir wird klar, dass ich nicht ewig hier bleiben kann. Solange ich hier bin, würde ich wohl pausenlos Erektionen und irgendwelche Fantasien haben. Es geht nicht, dass ich ihren kleinen schwarzen Höschen im Bad immer den Rücken zukehre. Dass ich ständig ihre Erlaubnis für meine Fantasien einhole. Und vor allem muss ich garantiert dauernd daran denken, was sie in der vergangenen Nacht für mich getan hat.

Ich hinterlasse Sakura einen Brief, den ich mit einem stumpfen Bleistift auf einen Block schreibe, der neben dem Telefon liegt.

Danke. Du hast mir sehr geholfen. Entschuldige, dass ich dich

mitten in der Nacht aus dem Bett geklingelt habe. Aber ich begehre dich zu sehr, um hier zu bleiben.

Nachdem ich bis hierher geschrieben habe, mache ich eine Pause, um zu überlegen, wie ich fortfahren soll. Dabei sehe ich mich noch einmal im Zimmer um.

Danke auch, dass ich hier schlafen durfte, und für das Angebot, eine Weile hier zu bleiben. Es wäre schön, wenn das ginge, aber ich kann dir nicht noch mehr Ungelegenheiten bereiten. Ich kann es nicht richtig erklären, aber dafür gibt es alle möglichen Gründe. Ich werde es schon irgendwie schaffen. Ich wäre sehr froh, wenn du etwas Zuneigung für mich übrig hättest, wenn ich wieder einmal in Not bin.

An dieser Stelle mache ich wieder eine Pause. Irgendwo nebenan schaltet jemand laut den Fernseher ein. Ein Morgenmagazin für Hausfrauen. Alle Mitwirkenden kreischen laut, und die Werbung steht dem in nichts nach. Während ich am Tisch sitze und den stumpfen Bleistift zwischen meinen Fingern drehe, sammele ich meine Gedanken.

Aber um ehrlich zu sein, bin ich nicht fähig, deine Freundlichkeit anzunehmen. Ich müsste ein viel besserer Mensch werden, aber das kann ich nicht. Ich weiß nicht, ob ich, wenn wir uns das nächste Mal sehen, besser geworden bin. Wie ich das machen soll, weiß ich nicht. Was du gestern Nacht getan hast, war wunderbar. Danke schön.

Ich lege den Brief unter einen Becher. Dann nehme ich meinen Rucksack und verlasse das Apartment. Den Schlüssel verstecke ich, wie abgemacht, unter der Fußmatte. Mitten auf der Treppe hält eine schwarz-weiß gefleckte Katze ihren Mittagsschlaf. Sie

ist wohl an Menschen gewöhnt und macht keine Anstalten aufzustehen, als ich die Treppe hinunterkomme. Ich setze mich neben den großen Kater und streichele ihn eine Weile. Wehmut ergreift mich. Die Augen des Katers werden schmal, und er fängt an zu schnurren. Lange sitzen wir so beisammen, und allmählich überkommt mich ein vertrautes, wohliges Gefühl. Bald darauf gehe ich und trete hinaus auf die Straße. Draußen fällt ein feiner Regen. Jetzt wo ich aus dem billigen Hotel ausgezogen bin und Sakuras Wohnung verlassen habe, gibt es nirgendwo einen Ort, an dem ich übernachten kann. Ich muss vor Sonnenuntergang ein Dach über dem Kopf haben, unter dem ich sicher schlafen kann. Wohin soll ich mich wenden? Erst einmal fahre ich mit der Bahn zur Komura-Bibliothek. Dann ergibt sich vielleicht etwas. Es gibt keinen Grund für diese Hoffnung, aber ich habe eine Vorahnung So nimmt mein Schicksal immer seltsamere Wendungen.

12

19. Oktober Showa 47 (1972)

*Sehr geehrter Herr, wahrscheinlich erstaunt es Sie, so plötzlich einen Brief von mir zu erhalten. Entschuldigen Sie, falls Sie dies als aufdringlich empfinden sollten. An meinen Namen werden Sie sich wohl nicht erinnern – ich war Lehrerin an der kleinen Grundschule in ** in der Präfektur Yamanashi – aber möglicherweise fällt er Ihnen wieder ein, wenn ich ihn nenne. Ein Jahr vor Kriegsende ist hier eine Gruppe von Schülern, mit denen ich einen Ausflug machte, ohnmächtig geworden. Kurz nach diesem Ereignis kamen Sie als Facharzt der Universität von Tokyo mit einigen Militärs in unseren Ort, um den Fall zu untersuchen, und ich hatte mehrmals Gelegenheit, Sie zu sehen und mit Ihnen zu sprechen.*

Seit damals habe ich mich, sooft ich Ihren werten Namen in Zeitungen und Zeitschriften las, mit großer Bewunderung an Sie und Ihre kompetente Art, sich auszudrücken und zu handeln, erinnert. Zudem habe ich einige Ihrer Arbeiten gelesen und bewundere die Tiefe Ihrer Einsicht und Ihre umfassende Kenntnis sehr. Ihre konsequente Weitsicht, dass das Dasein des einzelnen Menschen auf dieser Welt sehr einsam ist, wir aber im tiefsten Grund unseres Bewusstseins alle miteinander verbunden sind, hat mich völlig überzeugt. Im Laufe meines Lebens habe ich häufig selbst so empfunden.

Doch nun möchte ich zu meinem eigentlichen Anliegen kommen.

Seit damals habe ich immer im selben Ort an der Grundschule unterrichtet, bis mich vor einigen Jahren meine Gesundheit im Stich gelassen hat und ich länger im Städtischen Krankenhaus

von Kofu liegen musste. In dieser Zeit ließ ich mich pensionieren. Ein Jahr lang wurde ich immer wieder stationär und ambulant behandelt, doch schließlich erholte ich mich vollkommen, so dass ich ganz aus dem Krankenhaus entlassen werden konnte. Seither leite ich in unserem Ort eine kleine Nachhilfeschule. Mittlerweile sind die Kinder der Kinder, die ich einst unterrichtete, meine Nachhilfeschüler geworden. So banal es auch klingt, die Monate und Tage vergehen wie im Flug.

Im Krieg habe ich meinen geliebten Mann und meinen Vater verloren, und in den harten Zeiten danach ist auch meine Mutter gestorben. Während meiner kurzen Ehe habe ich keine Kinder bekommen und stehe seither völlig allein da. Ich kann nicht sagen, dass mein Leben besonders glücklich war, aber als Lehrerin hatte ich doch lange die Möglichkeit, Kinder im Klassenzimmer großzuziehen, und konnte so ein erfülltes Leben führen. Dafür bin ich dem Himmel dankbar. Ohne meinen Beruf als Lehrerin hätte ich das Leben vielleicht nicht ertragen.

Dass ich mich jetzt so unvermittelt an Sie wende, liegt daran, dass ich jenen Vorfall in den Bergen im Herbst Showa 19 niemals ganz vergessen konnte. Obwohl inzwischen achtundzwanzig Jahre vergangen sind, steht mir alles noch so deutlich vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Die Erinnerung will mich einfach nicht loslassen und begleitet mich ständig wie ein Schatten. Sie hat mir unzählige schlaflose Nächte bereitet und sucht mich selbst im Traum noch heim.

Manchmal ist mir sogar, als ob mein ganzes Leben vom Nachklang dieses Ereignisses beherrscht sei. Sooft ich einem der betroffenen Kinder begegne (sie sind inzwischen schon Mitte Dreißig, und die Hälfte von ihnen wohnt noch hier im Ort), frage ich mich, ob der Vorfall von ihnen oder von mir selbst herbeigeführt worden sein könnte. Da er der einzige seiner Art war, könnte doch etwas an unseren Körpern oder in uns ihn beeinflusst haben. Anders kann es doch gar nicht sein. Natürlich

habe ich keine Ahnung, welche konkrete Form ein solcher Einfluss gehabt haben oder wie groß er gewesen sein könnte.

Der Vorfall wurde damals, wie Sie wissen, auf Befehl des Militärs nicht öffentlich gemacht. Und die Untersuchungen durch die amerikanischen Besatzungstruppen nach dem Krieg wurden abermals unter Geheimhaltung durchgeführt. Offen gesagt, ich sehe im Grunde kaum einen Unterschied zwischen dem Vorgehen des japanischen und des amerikanischen Militärs. Auch nach dem Ende der amerikanischen Besatzung und der Aufhebung der Informationssperre erschienen darüber keine Artikel in Zeitungen und Zeitschriften. Es war einfach irgendein Vorfall, der sich vor vielen Jahren ereignet hatte. Schließlich war ja auch niemand dabei ums Leben gekommen.

Daher weiß ein Großteil der Menschen nicht einmal, dass sich ein solcher Vorfall überhaupt ereignet hat. Allerdings sind im Krieg so viele schreckliche Dinge geschehen, die uns nie zu Ohren kamen. Angesichts der Millionen von Menschen, die ihr Leben verloren haben, sind ein paar Kinder, die irgendwo im Gebirge ohnmächtig werden, natürlich von geringem Interesse. Selbst hier in der Gegend erinnern sich nicht viele an den Vorfall, und die, die sich erinnern, sind anscheinend wenig geneigt, darüber zu sprechen. Wir sind ein kleiner Ort, für die Betroffenen war es kein erfreuliches Ereignis, und darum möchten sie wahrscheinlich schlicht und einfach am liebsten nicht mehr daran rühren.

Die ganze Sache ist also fast völlig vergessen. So wie auch der große Krieg und das Schicksal der Menschen, das nicht ungeschehen gemacht werden kann, ferne Vergangenheit geworden sind. Das tägliche Leben beherrscht unser Denken und Fühlen, und viele wichtige Dinge sind wie erkaltete, alte Planeten aus unserem Bewusstsein verschwunden. Es gibt zu vieles, das wir im Alltag bedenken müssen, zu viel Neues zu erlernen und zu erinnern. Neue Formen, neues Wissen, neue Techniken, neue Worte … Doch zugleich gibt es Dinge, die man

nie vergessen kann, ganz gleich, wieviel Zeit vergeht und was inzwischen geschehen sein mag. Erinnerungen, die nicht verblassen, die ein festes Fundament im Inneren bilden. Der Vorfall damals im Wald war ein solches Schlüsselerlebnis für mich.

Vielleicht ist es inzwischen auch schon zu spät, um darüber zu sprechen. Doch eigentlich wollte ich mich Ihnen schon mein ganzes Leben lang anvertrauen.

Damals im Krieg stand alles unter strenger Kontrolle, so dass man nicht einfach frei sprechen konnte. Hinzu kam, dass, als ich Sie kennenlernte, ständig Militärs dabeisaßen und ich mich in dieser Atmosphäre nicht vorbehaltlos äußern konnte. Überdies kannte ich damals Sie und Ihre Arbeit noch nicht, und als alleinstehende junge Frau konnte ich mich nicht dazu entschließen, vor einem mir unbekannten Mann offen über intime Dinge zu sprechen. Also behielt ich viele Fakten für mich. Mit anderen Worten, ich habe meine offizielle Darstellung des Vorfalls teilweise vorsätzlich verändert. Während der Nachforschungen durch das amerikanische Militär nach dem Krieg blieb ich bei meiner Aussage und wiederholte aus Furcht und Scham die gleichen Lügen, was die Aufklärung dieses merkwürdigen Vorfalls vermutlich noch mehr kompliziert oder zumindest die Ergebnisse verzerrt hat. Nein, nicht vermutlich, sondern ganz bestimmt. Ich bedaure dies wirklich sehr, und es belastet schon lange mein Gewissen.

So kommt es, dass ich Ihnen diesen langen Brief schreibe. Vielleicht bereite ich Ihnen damit Ungelegenheiten, oder Sie fühlen sich von den Klagen einer alten Frau belästigt. In diesem Fall können Sie an dieser Stelle einfach aufhören zu lesen. Es ist nur, dass ich, solange ich noch kann, die Wahrheit über das Geschehene schriftlich bekennen und an die richtigen Hände übergeben möchte. Ich bin zwar von meiner Krankheit wieder einigermaßen genesen, aber sie könnte jederzeit wieder ausbrechen. Ich bitte Sie, mir dies zugute zu halten.

In der Nacht vor dem Ausflug mit den Kindern erschien mir im Traum mein Mann, der damals an der Front war. Es war ein sehr realistischer erotischer Traum. Zuweilen hat man Träume, die so lebendig sind, dass man sie kaum von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermag. Um einen solchen Traum handelte es sich.

Wir liebten uns mehrere Male auf einem Stein, der so flach wie ein Schneidebrett war. Ein hellgrauer, etwa zwei Tatami großer Felsen nahe einer Bergkuppe. Seine Oberfläche war glatt und feucht. Der Himmel war bedeckt, und es sah aus, als stünde ein heftiger Regenguss unmittelbar bevor. Kein Lüftchen regte sich. Die Sonne schien bald untergehen zu wollen, und die Vögel suchten ihre Nester auf. Ohne ein Wort zu sprechen, liebten wir uns unter diesem Himmel. Der Krieg hatte uns getrennt, als wir gerade frisch verheiratet waren, und mein Körper verlangte heftig nach dem meines Mannes.

Ich empfand unbeschreibliche körperliche Lust. Wir liebten uns in den verschiedensten Stellungen, und ich kam mehrere Male zum Höhepunkt. Im nachhinein erscheint mir das sehr seltsam, denn wir waren beide eher schüchterne Charaktere und hatten nie hemmungslos oder mehrmals körperlich verkehrt, ganz zu schweigen von derart heftigen Höhepunkten. Aber in diesem Traum streiften wir unsere Hemmungen ab und vereinigten uns wie Tiere.

Ich erwachte in der Dämmerung mit ganz eigenartigen Gefühlen. Mein Körper war schwer wie Blei, und in mir spürte ich noch das Geschlechtsteil meines Mannes. Mein Herz hämmerte, und ich keuchte. Meine Vagina war feucht wie nach einem Geschlechtsverkehr. Diese Empfindungen waren so deutlich und real, als hätten wir uns nicht nur im Traum, sondern in Wirklichkeit geliebt. Es ist mir peinlich, davon zu sprechen, aber ich masturbierte. Die Begierde, die ich damals empfand, war so stark, dass ich sie irgendwie stillen musste.

Später fuhr ich mit dem Fahrrad zur Schule und brach mit den Kindern zum »Reisschalenberg« auf. Auch unterwegs auf dem Bergpfad spürte ich noch Nachwirkungen des Geschlechtsverkehrs. Wenn ich die Augen schloss, spürte ich, wie mein Mann in mir ejakulierte. Ich spürte, dass an den Wänden meines Uterus die Samenflüssigkeit meines Mannes haftete. Bei diesem Gefühl verlor ich beinahe den Kopf, umklammerte in meiner Vorstellung den Rücken meines Mannes, spreizte die Beine, soweit es ging, und umschlang seine Schenkel. Während ich mit den Kindern den Berg hinaufstieg, fiel ich offenbar in eine Art von Trance. Vielleicht könnte man sie als Fortsetzung dieses sehr lebendigen Traumes bezeichnen.

Als wir oben angekommen und alle beim Pilzesammeln waren, setzte plötzlich – und zur Unzeit – meine Periode ein. Meine letzte Blutung lag erst zehn Tage zurück, und bis dahin war mein Zyklus immer vollkommen regelmäßiggewesen. Vielleicht hatte der erotische Traum in mir irgendwelche Körperfunktionen stimuliert, die verfrüht meine Periode ausgelöst hatten. Es kam so überraschend, dass ich nicht darauf vorbereitet war. Noch dazu war ich ja mitten im Wald.

Also wies ich die Kinder an, kurz Pause zu machen, und zog mich allein in den Wald zurück, um aus ein paar Handtüchern, die ich dabeihatte, eine notdürftige Binde herzustellen. Die Blutung war sehr stark, und ich war vollkommen durchgeweicht, aber ich nahm an, bis zur Rückkehr zur Schule würde es schon irgendwie gehen. Ich fühlte mich wie benommen und konnte nicht vernünftig denken. Wahrscheinlich hatte ich auch ein schlechtes Gewissen wegen dieses freizügigen Traumes. Noch dazu hatte ich masturbiert und in Gegenwart der Kinder sexuelle Phantasien gehabt. Trotz allem hielt ich ja sehr viel von Disziplin und Selbstbeherrschung.

Ich beschloss, die Kinder ihre Pilze sammeln zu lassen, den Ausflug möglichst rasch zu beenden und hinabzusteigen. Wenn wir wieder in der Schule wären, würde sich das Weitere schon

finden. Ich setzte mich hin und schaute den Kindern beim Pilzesammeln zu, indem ich sie dann und wann durchzählte und darauf achtete, dass keins aus meinem Blickfeld verschwand.

Nach einer Weile kam plötzlich einer von den Jungen auf mich zu. Er hielt etwas in der Hand. Der Junge hieß Nakata. Er war es auch, der nach dem Vorfall das Bewusstsein nicht wiedererlangte und längere Zeit im Krankenhaus lag. In der Hand hielt er eines meiner blutgetränkten Handtücher. Mir stockte der Atem. Ich konnte meinen Augen kaum trauen, denn ich hatte die Sachen ziemlich weit fort an einer Stelle versteckt, an die die Kinder erstens nicht gelangen würden, und wenn doch, hätten sie dort nichts gefunden. Das versteht sich ja von selbst, denn als Frau geniert man sich immer ein bisschen und setzt so etwas nicht den Blicken anderer aus. Wie der Junge das Handtuch hatte finden können, war mir ein Rätsel.

Ehe ich mich versah, schlug ich den kleinen Nakata. Ich packte ihn an der Schulter und ohrfeigte ihn mehrmals. Wahrscheinlich schrie ich ihn auch an. Ich war außer mir und hatte ganz gewiss die Kontrolle über mich verloren. Ich glaube, vor Scham war ich in eine Art von Schockzustand geraten. Bis dahin hatte ich noch nie ein Kind geschlagen. Aber die Person da war nicht ich.

Nun starrten mich alle Kinder an. Einige im Stehen, andere im Sitzen, aber alle sahen herüber. Vor ihren Augen sahen sie mich kreidebleich über dem am Boden liegenden kleinen Nakata stehen und daneben mein blutiges Handtuch. Für einige Augenblicke waren wir alle wie erstarrt. Keiner rührte sich, keiner sprach. Die Gesichter der Kinder waren ausdruckslos und wirkten wie Masken aus Bronze. Im Wald herrschte tiefes Schweigen. Sogar die Vögel waren verstummt. Diese Szene ist mir auch heute noch ganz frisch im Gedächtnis.

Wieviel Zeit verging, weiß ich nicht. Nicht viel, glaube ich. Mir kam es freilich wie eine Ewigkeit vor. Ich fühlte mich wie an den äußersten Rand der Welt gedrängt. Erst allmählich kam ich

wieder zu mir, und in die Landschaft um mich herum kehrten die Farben zurück. Hastig verbarg ich das blutige Tuch hinter mir und riss den am Boden liegenden Nakata in meine Arme. Ich drückte ihn fest an mich und entschuldigte mich von ganzem Herzen bei ihm.

»Das war sehr böse von mir, bitte verzeih mir.« Auch er schien sich in einem Schockzustand zu befinden. Sein Blick war leer, und meine Worte erreichten ihn nicht. Mit Nakata im Arm forderte ich die anderen Kinder auf, weiter Pilze zu sammeln, und sie gehorchten, als wäre nichts geschehen. Vermutlich verstanden sie gar nicht, was da eben passiert war. Das Ganze war zu seltsam und zu abrupt gewesen.

Eine Weile saß ich mit Nakata im Arm reglos da. Am liebsten wäre ich gestorben, irgendwohin verschwunden. In der Welt da draußen tobte noch immer dieser gewaltige, brutale Krieg, und mehr und mehr Menschen starben. Ich wusste nicht mehr, was wirklich und unwirklich war. Die Landschaft, die ich sah, die Farben, die Vogelstimmen, die ich hörte – war all das wirklich …? Und ich, allein im Wald, verwirrt, während das Blut aus meiner Gebärmutter strömte? Angst und Scham überkamen mich. Ich begann zu weinen. Nicht laut; ich weinte leise, ganz leise.

Von diesem Moment an verloren die Kinder der Reihe nach das Bewusstsein.

Gewiss verstehen Sie, dass ich diese Geschichte nicht offen vor den Angehörigen des Militärs erzählen konnte. Im Krieg lebten wir nach strengen »moralischen Prinzipien«. Also ließ ich in meinem Bericht aus, wie meine Periode begonnen, Nakata das blutige Tuch gefunden und ich ihn geschlagen hatte. Ich furchte, das hat Ihre Untersuchungen stark behindert. Dass ich heute so sprechen kann, bedeutet für mich eine Befreiung.

Das Seltsamste ist jedoch, dass sich keines der Kinder an irgend etwas erinnerte. Nicht einmal an das blutige Tuch oder

daran, dass ich den kleinen Nakata geschlagen hatte. Die Erinnerung daran war ihnen allen völlig abhanden gekommen. Dessen habe ich mich kurz nach dem Vorfall persönlich bei jedem einzelnen Kind vergewissert. Vielleicht hatte zu dem bewussten Zeitpunkt bereits eine Gruppenbewusstlosigkeit eingesetzt.

Ich bin mehrmals aufgefordert worden, meine Eindrücke als Klassenlehrerin des kleinen Nakata zu Papier zu bringen. Was nach dem Vorfall aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe lediglich gehört, dass man ihn ins Militärhospital nach Tokyo brachte, wo er nach längerer Bewusstlosigkeit irgendwann wieder erwachte. Dies hat mir nach dem Krieg ein amerikanischer Offizier mitgeteilt, ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen. Vermutlich sind Sie über die genauen Umstände ohnehin besser informiert ah ich.

Wie Sie wissen, gehörte Nakata zu den fünf evakuierten Kindern in der Klasse. Er war der aufgeweckteste von ihnen und zeigte die besten Leistungen. Er war hübsch und auch witzig. Dennoch war er vernünftig und nicht im mindesten vorlaut. Im Unterricht meldete er sich nur selten von sich aus, aber sooft ich ihn aufrief, antwortete er richtig, und wenn er nach seiner Meinung gefragt wurde, dann hatte er auch eine, die nicht dumm war. In allen Fächern bewies er eine rasche Auffassungsgabe. Fast in jeder Klasse gibt es einen solchen Schüler. Diese Kinder lernen schnell und wie von selbst, schaffen es auf hervorragende Schulen und finden später problemlos einen guten Platz in der Gesellschaft. Sie sind von Natur aus begabt.

Als Lehrerin machte ich mir um Nakata dennoch Gedanken. Immer wieder beobachtete ich eine gewisse Teilnahmslosigkeit an ihm. Er stellte sich den schwierigsten Aufgaben, aber wenn er sie gemeistert hatte, freute er sich kaum an seinem Erfolg. Er keuchte nicht vor Anstrengung und probierte auch nie

hartnäckig an etwas herum. Er seufzte nicht, und er lachte nicht – ah würde er nur tun, was getan werden musste. Er erledigte einfach routiniert, was ihm unterkam. So wie ein Fabrikarbeiter mit seinem Schraubenzieher bestimmte Schrauben an den Teilen anzieht, die ihm auf dem Fließband entgegenkommen.

Ich tippe auf ein durch familiäre Umstände verursachtes Problem, kann es aber nicht mit Bestimmtheit sagen, da ich seine Eltern in Tokyo nie kennengelernt habe. In meiner Laufbahn ah Lehrerin habe ich jedoch mehrere solcher Fälle erlebt. Die besondere Begabung dieser Kinder veranlasst die Erwachsenen in ihrem Umfeld, sie unablässig mit Ansprüchen zu überhäufen. Dabei geschieht es oft, dass den Kindern, die ständig der Erledigung irgendwelcher konkreter Aufgaben nachjagen, im Laufe der Zeit ihre Spontaneität und das Gefühl für ihre Leistung verlorengeht. Unter solchen Umständen verschließen die Kinder bald ihr Herz und beginnen, ihre natürlichen Gefühlsregungen zu verbergen. Diese verschlossenen Herzen wieder zu öffnen kostet viel Zeit und Mühe. Kinderherzen sind weich und leicht verformbar, und wenn eines erst einmal hart und verkrampft ist, lässt sich das nicht so leicht wieder rückgängig machen, in vielen Fällen überhaupt nicht mehr. Aber natürlich fallen diese Dinge in Ihr Fachgebiet, und jemand wie ich braucht Ihnen davon nichts zu erzählen.

Ein weiterer Punkt: Ich nahm an Nataka den Schatten von Gewalt wahr. Mehrmals spürte ich an einem Ausdruck oder einer Bewegung das Zeichen momentaner Angst, so etwas wie die reflexartige Reaktion auf eine über längere Zeit hinweg erfahrene Gewalt. Welches Ausmaß diese Gewalt hatte, entzieht sich meiner Kenntnis. Er war ein Kind mit viel Selbstbeherrschung und verbarg seine Furcht sehr geschickt vor mir. Doch manchmal konnte er ein leichtes Muskelzucken nicht kaschieren. Ich bin mir fast sicher, dass es in seiner Familie zu Gewalttätigkeiten gekommen ist. Kindern, die täglich damit zu

tun haben, merkt man das in aller Regel an.

Die Familien auf dem Land sind voller Gewalt. Fast alle Eltern sind Bauern und führen ein hartes Leben. Sie schuften von morgens bis abends, trinken Alkohol und beben im Streit eher die Hand, als dass sie den Mund aufmachen. Das ist kein Geheimnis. Die Kinder stecken die Schläge mehr oder weniger unbeeindruckt weg, und seelische Schäden bleiben bei ihnen auch nicht zurück. Nakatas Vater war jedoch Universitätsprofessor, und auch seine Mutter hat, soweit ich einem Brief entnehmen konnte, den ich von ihr erhalten habe, eine höhere Ausbildung genossen. Letztlich also eine städtische Elite-Familie. Die Gewalt, die dort ausgeübt wird, ist eine ganz andere als diejenige, die Landkinder in ihrem häuslichen Alltag erleben. Die Faktoren sind komplizierter und stärker nach innen gerichtet. Mit dieser Art von Gewalt müssen die Kinder meist ganz allein fertigwerden.

Deshalb war es auch so schlimm, dass ich damals im Wald, wenn auch spontan, Gewalt gegen Nakata angewendet habe, und ich bereue das zutiefst. Ich hätte das niemals tun dürfen. Durch die Evakuierung war Nakata zwangsläufig von seinem Elternhaus getrennt worden und in eine neue Umgebung gekommen, und so hätte sich ihm damals die Gelegenheit geboten, mir allmählich sein Herz zu öffnen.

Vielleicht habe ich ihm durch meine Gewalttätigkeit unwiderruflichen Schaden zugefügt. Ich habe mir so sehr gewünscht, meinen Fehler wieder gutmachen zu können, ganz gleich, wie lange es dauern würde, doch das ließen die Umstände danach nicht zu. Nakata kam nicht wieder zu sich und wurde nach Tokyo ins Krankenhaus geschickt. Seither habe ich ihn nicht gesehen. Mein Herz ist noch immer voller Reue. Niemals werde ich den Ausdruck seines Gesichts vergessen, ah ich ihn schlug. Noch immer sehe ich die tiefe Furcht und Resignation darin ganz deutlich vor mir.

Jetzt habe ich schon so viel geschrieben und möchte doch zum

Schluss noch eines berichten. Als mein Mann kurz vor Kriegsende auf den Philippinen fiel, war das eigentlich kein so großer Schock mehr für mich. Damals habe ich weder Verzweiflung noch Angst empfunden, nur tiefe Hilflosigkeit. Ich weinte nicht eine Träne, denn dass mein Mann sein junges Leben auf dem Schlachtfeld verlieren würde, hatte ich vorausgeahnt. Seit jenem heftigen erotischen Traum von meinem Mann, in dessen Folge meine Periode zur Unzeit einsetzte, seit ich Nakata im Wald wie außer mir geschlagen hatte und die Kinder mysteriöserweise in Ohnmacht gefallen waren, hatte ich mit diesem Schicksal gerechnet. Die Nachricht vom Tod meines Mannes war für mich nur noch die Bestätigung. Ein Teil meiner Seele ist in jenem Wald zurückgeblieben. ***Dieses*** *Erlebnis hat alle anderen Ereignisse meines Lebens übertroffen.*

Ich schließe nun, indem ich Ihnen weiterhin alles Gute für Ihre Forschungsarbeit wünsche. Passen Sie gut auf sich auf.

13

Während ich kurz nach Mittag auf den Garten blicke und mein mitgebrachtes Essen verzehre, gesellt Oshima sich zu mir. Heute bin ich der einzige Leser. Wie immer esse ich die billigste Lunchbox, die in den Läden am Bahnhof zu haben war. Wir unterhalten uns, und Oshima teilt seine Sandwiches mit mir.

»Heute habe ich eins für dich mitgemacht«, sagt er. »Nimm's mir nicht übel, aber es sieht immer so aus, als würdest du eigentlich gern noch mehr essen.«

»Ich mache meinen Magen klein«, erkläre ich.

»Absichtlich?«, fragt er interessiert.

Ich nicke.

»Aus wirtschaftlichen Gründen?«

Wieder nicke ich.

»Ich verstehe, was du vorhast, aber wenn man wie du im Wachstum ist, sollte man lieber reichlich essen. In dieser Zeit muss man in mehrerer Hinsicht für genügend Nahrung sorgen.«

Das Sandwich, das er mir anbietet, sieht appetitlich aus, und ich nehme es dankend an. Das weiche, mit Meerrettich und Butter bestrichene Weißbrot ist mit Räucherlachs, Wasserkresse und Salatblättern belegt. Die Brotkruste ist frisch und knusprig.

»Haben Sie das selbst gemacht?«

»Sonst macht es ja keiner für mich«, sagt er.

Er gießt sich schwarzen Kaffee aus einer Thermosflasche in seinen Becher und trinkt. Ich öffne meine mitgebrachte Milchtüte.

»Was liest du denn gerade so begeistert?«

»Die gesammelten Werke von Natsume Soseki«, sage ich. »Es gibt noch einiges von ihm, das ich nicht gelesen habe, und jetzt

habe ich die Gelegenheit dazu.«

»Soseki gefällt dir also so gut, dass du dir vorgenommen hast, sein ganzes Werk zu lesen«, sagt Oshima.

Ich nicke.

Von dem Becher in Oshimas Hand steigt weißer Dampf auf. Der Himmel ist noch immer von dunklen Wolken verhangen, aber es hat aufgehört zu regnen.

»Was hast du denn gelesen, seit du hier bist?«

»Gerade lese ich *Klatschmohn,* und davor war es *Der Bergmann.*«

»*Der Bergmann*«*,* sagt Oshima, als könne er sich schwach erinnern. »Das ist doch die Geschichte mit dem Studenten aus Tokyo, der eine Zeit lang in einem Bergwerk arbeitet, unter den Bergleuten lebt, harte Erfahrungen macht und wieder in die Welt draußen zurückkehrt, oder? Ein mittellanger Roman. Ich habe ihn früher einmal gelesen. Inhaltlich eigentlich nicht typisch für Soseki, der Stil ist auch ziemlich ungeschliffen. Im Allgemeinen gilt *Der Bergmann* als eines seiner weniger gelungenen Werke … Was findest du so interessant daran?«

Um meine bis dahin nur vagen Vorstellungen von diesem Werk irgendwie in Worte zu fassen, brauchte ich Krähes Hilfe. Er müsste wie immer von irgendwoher auftauchen, seine Flügel ausbreiten und die richtigen Worte für mich finden.

»Der Held ist ein junger Mann aus reichem Haus, aber wegen einer unglücklichen Liebe wird ihm alles zuwider, und er geht von zu Hause fort. Auf seiner ziellosen Wanderschaft macht ihm ein Fremder den Vorschlag, Bergmann zu werden, und er geht beinahe blindlings darauf ein. Er beginnt nun in einem Kupferbergwerk in Ashio zu arbeiten. Unter Tage erlebt er die unglaublichsten Dinge. Der weltfremde Junge kriecht in den tiefsten Niederungen der Gesellschaft herum.«

Ich trinke von meiner Milch und ringe weiter nach Worten.

Krähe lässt auf sich warten. Doch Oshima ist geduldig.

»Es ist für ihn eine Erfahrung auf Leben und Tod. Doch irgendwie entkommt er und kehrt in sein früheres Leben über der Erde zurück. Aber in dem Buch steht nichts darüber, ob der Held aus seiner Erfahrung etwas gelernt hat, ob er seine Lebensweise ändert, über sein Leben nachgrübelt oder Zweifel am Zustand der Gesellschaft hegt. Man hat nicht den Eindruck, dass er als Mensch gewachsen ist. Als ich das Buch fertig hatte, habe ich mich gefragt, was der Autor eigentlich damit sagen wollte. Diese Frage ist mir seltsamerweise geblieben. Ich kann es nicht so gut erklären.«

»Willst du sagen, dass *Der Bergmann* eine ganz andere Struktur hat als die so genannten modernen Bildungsromane wie *Sanshiro?*«

Ich nicke. »In solchen schwierigen Dingen kenne ich mich nicht aus, aber das könnte sein. *Sanshiro* entwickelt sich im Laufe der Geschichte. Er rennt gegen Mauern, denkt so gut er kann darüber nach und versucht sie irgendwie zu überwinden. Oder? Aber der Held in *Der Bergmann* ist ganz anders. Er starrt nur tatenlos auf das, was ihm begegnet, und nimmt es hin, wie es ist. Natürlich macht er sich gelegentlich Gedanken, aber keine ernsthaften. Stattdessen trauert er bloß wehmütig seiner unglücklichen Liebe nach. Zumindest hat es den Anschein, als käme seine Person von den Erfahrungen in der Tiefe unberührt wieder nach draußen. Eigentlich fällt er kein eigenständiges Urteil und keine Entscheidung. Er ist völlig passiv. Andererseits ist es ja wirklich nicht so leicht, aus eigener Kraft eine Wahl zu treffen.«

»Also identifizierst du dich bis zu einem gewissen Grad mit dem Helden aus *Der Bergmann?*«

Ich schüttele den Kopf. »Das nun wieder nicht. Auf die Idee bin ich gar nicht gekommen.«

»Aber mit irgendetwas identifizieren sich die Menschen im

Leben immer«, sagt Oshima. »Sie können gar nicht anders. Unwissentlich tust du das auch. Wie Goethe gesagt hat, ist die ganze Welt Metapher.«

Ich denke darüber nach.

Oshima nimmt einen Schluck Kaffee aus seinem Becher.

»Jedenfalls finde ich deine Deutung von *Der Bergmann* höchst interessant. Und als die Ansicht eines echten Ausreißers ist sie umso überzeugender. Ich werde den Roman noch mal lesen.«

Ich esse Oshimas Sandwich ganz auf. Dann drücke ich die leere Milchtüte zusammen und werfe sie in den Mülleimer.

»Herr Oshima, mich bedrückt etwas, und ich habe niemand anderen, den ich um Rat bitten könnte«, wage ich mich vor.

»Bitte, bitte«, sagt er und breitet die Hände aus.

»Es ist eine lange Geschichte, aber es läuft darauf hinaus, dass ich heute Nacht keinen Platz zum Schlafen habe. Einen Schlafsack habe ich dabei, ich brauche kein Bett und kein Bettzeug, nur ein Dach über dem Kopf. Wo, ist egal. Wüssten Sie da etwas?«

»Ich schätze, Hotels oder Gasthäuser sind keine Alternativen für dich?«

Ich schüttele den Kopf. »Aus finanziellen Gründen. Außerdem möchte ich möglichst nicht auffallen.«

»Besonders nicht dem Jugendamt, oder?«

»Vielleicht.«

Oshima denkt kurz nach. »Du könntest hier übernachten«, sagt er dann.

»*In der Bibliothek?*«

»Ja. Ein Dach hat sie ja immerhin, und leere Räume gibt es auch. In der Nacht benutzt sie keiner.«

»Aber darf man das denn?«

»Natürlich sind einige Vorbereitungen nötig. Aber möglich

wäre es schon. Zumindest nicht unmöglich. Ich glaube, ich kann da etwas für dich tun.«

»Wie denn?«

»Du liest gute Bücher und kannst selbständig denken. Äußerlich bist du auch in Ordnung, und du kannst auf eigenen Füßen stehen. Du führst ein geregeltes Leben und kannst deinen Magen absichtlich verkleinern. Du wirst meine Hilfskraft, und ich werde mit Frau Saeki aushandeln, dass du in einem der leeren Zimmer in der Bibliothek wohnen kannst.«

»Ich werde Ihre Hilfskraft?«

»Genau, das ist nicht besonders schwer. Du kannst mir beim Offnen und Schließen der Bibliothek helfen. Zum Saubermachen kommt regelmäßig eine Putzfrau, und der Computer wird auch von einem Experten bedient. Sonst gibt es fast nichts zu tun, und du kannst nach Herzenslust lesen. Nicht schlecht, oder?«, sagt Oshima.

»Natürlich ist das nicht schlecht, aber –«, hebe ich an, weiß aber nicht, was ich sagen soll. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Frau Saeki damit einverstanden ist. Immerhin bin ich ein wildfremder fünfzehnjähriger Junge, der von zu Hause abgehauen ist.«

»Frau Saeki ist, ja, wie soll ich sagen …«, setzt Oshima an, doch ausnahmsweise fehlen ihm die Worte. »Sie ist kein gewöhnlicher Mensch.«

»Was heißt das?«

»Einfach ausgedrückt, sie denkt nicht in konventionellen Kategorien.«

Ich nicke, habe aber eigentlich keine Ahnung, was *sie denkt nicht in konventionellen Kategorien* konkret bedeuten soll.

»Sie ist anders?«

Oshima schüttelt den Kopf. »Anders kann man eigentlich nicht sagen. *Ich* bin anders. Sie lässt sich einfach nicht mit gängigen

Maßstäben messen.«

Ich verstehe den Unterschied zwischen »nicht gewöhnlich« und »anders« nicht, habe aber das Gefühl, dass es besser wäre, nicht weiter zu fragen. Zumindest nicht jetzt.

Nach einer Pause sagt Oshima: »Aber es stimmt schon, es wäre unvernünftig, wenn du so unvermittelt ab heute Nacht hier schlafen würdest. Also bringe ich dich erst mal woanders unter. Bis ich alles geklärt habe, übernachtest du am besten zwei oder drei Tage dort. Macht dir das was aus? Es ist ein bisschen weiter weg.«

Es mache mir nichts aus, sage ich.

»Wir schließen um fünf«, sagt Oshima. »Dann räume ich auf, und gegen halb sechs können wir gehen. Ich bringe dich mit dem Auto hin. *Zurzeit* ist niemand dort, und ein Dach gibt es auch.«

»Danke.«

»Bedanken kannst du dich, wenn wir angekommen sind. Vielleicht ist es ganz anders, als du es dir vorstellst.«

Ich gehe in den Lesesaal zurück und lese *Klatschmohn* weiter. Ein sehr schneller Leser bin ich nie gewesen, eher der Typ, der Zeile für Zeile liest, um den Stil zu genießen. Dabei macht man zwischendurch auch einmal eine Pause. Kurz vor fünf habe ich den Roman ausgelesen, stelle ihn ins Regal zurück, setze mich auf einen Sessel und denke mit geschlossenen Augen an die vergangene Nacht. Und an Sakura. Und an ihre Wohnung. Und an das, was sie für mich getan hat. Vieles verändert sich und bewegt sich vorwärts.

Um halb sechs warte ich im Flur auf Oshima. Er führt mich zum Parkplatz hinter der Bibliothek, und ich setze mich auf den Beifahrersitz seines grünen Sportwagens – ein Mazda-Roadster. Das Verdeck ist offen. Der Kofferraum des schneidigen

Zweisitzers ist zu klein für meinen Rucksack, der deshalb mit einer Schnur an einem Gepäckträger festgebunden wird.

»Lass uns unterwegs irgendwo etwas essen, denn es wird eine ziemlich lange Fahrt«, sagt Oshima und dreht den Zündschlüssel, um den Motor anzulassen.

»Wohin fahren wir denn?«

»Nach Kochi«, sagt er. »Warst du da schon mal?«

Ich schüttele den Kopf. »Wie weit ist es denn?«

»Bis wir am Ziel sind, dauert es ungefähr zweieinhalb Stunden. Wir fahren über die Berge und dann nach Süden.«

»Macht es Ihnen nicht zu viele Umstände, mich so weit zu fahren?«

»Nein. Die Straße führt geradeaus, die Sonne geht noch nicht unter, und der Tank ist voll.«

Wir verlassen in der Dämmerung die Stadt und fahren zunächst auf einer Autobahn in Richtung Westen. Routiniert wechselt Oshima von einer Spur auf die andere und manövriert seinen Mazda zwischen den anderen Wagen hindurch. Zügig schaltet er hin und her. Dabei verändert der Motor nur leicht seine Geräusche. Wenn Oshima in einem niedrigen Gang das Gaspedal bis zum Boden durchdrückt, schnellt der Tacho jäh auf 140 km/h.

»Er hat eine spezielle Einstellung und beschleunigt gut. Nicht wie die normalen Roadster bei uns. Verstehst du etwas von Autos?«

Ich schüttele den Kopf. Von Autos habe ich keine Ahnung.

»Sie fahren gern, Herr Oshima, oder?«

»Gefährliche Sportarten hat mir der Arzt verboten. Also fahre ich stattdessen Auto. Zum Kompensieren.«

»Sind Sie denn krank?«

»Meine Krankheit hat einen langen Namen. Im normalen

Sprachgebrauch nennt man sie Bluterkrankheit«, sagt Oshima ungerührt.

»Weißt du, was das ist?«

»Ungefähr«, sage ich. »Wir haben das mal in Biologie durchgenommen. Wenn die Person anfängt zu bluten, hört es nicht mehr auf. Wegen bestimmter Gene gerinnt das Blut nicht.«

»Genau. Es gibt verschiedene Arten von Hämophilie. Meine kommt ziemlich selten vor. Sie beeinträchtigt mich nicht besonders, aber ich muss aufpassen, dass ich mich nicht verletze. Wenn ich blute, muss ich sofort ins Krankenhaus. Außerdem sind, wie du sicher weißt, die Blutkonserven, die sie in den Krankenhäusern auf der Welt haben, häufig problematisch. Aids zu kriegen und langsam zu sterben ist für mich keine Option. Deshalb habe ich wegen des Blutes in Takamatsu besondere Vorkehrungen getroffen. Aus diesem Grund mache ich auch keine Reisen. Abgesehen davon, dass ich manchmal in die Universitätsklinik nach Hiroshima fahre, verlasse ich die Stadt fast nie.

Aus Reisen und Sport mache ich mir sowieso nicht viel; das ist also nicht schlimm. Aber beim Kochen wird es ein bisschen schwierig. Es ist schon betrüblich, wenn man nicht bedenkenlos mit dem Messer hantieren kann.«

»Aber Autofahren ist doch auch ein gefährlicher Sport, oder?« sage ich.

»Die Art der Gefahr ist anders. Wenn ich fahre, fahre ich möglichst schnell. Wenn man bei hoher Geschwindigkeit einen Verkehrsunfall hat, bleibt es nicht bei einem Schnitt in den Finger. Und bei einer solchen Menge von Blut haben ein Bluter und ein Gesunder ungefähr die gleichen Überlebenschancen. Da braucht man sich über die Blutgerinnung keine Gedanken mehr zu machen und kann in aller Ruhe sorglos sterben.«

»Verstehe.«

Oshima lacht. »Keine Angst, so leicht passiert kein Unfall.

Wie du siehst, bin ich ein sehr vorsichtiger Typ, der nicht zu Unüberlegtheiten neigt. Außerdem ist der Wagen in einem Topzustand. Und wenn ich sterbe, möchte ich allein und unbehelligt sterben.«

»Es zählt wohl nicht zu Ihren Optionen, jemanden in Ihren Tod zu verwickeln?«

»Ganz recht.«

Wir essen an einer Raststätte zu Abend. Ich nehme Hühnchen mit Salat, er ein Curry aus Meeresfrüchten, ebenfalls mit Salat. Das Essen ist nichts Besonderes, aber zumindest wird man satt. Oshima zahlt, und wir fahren weiter. Inzwischen ist es dunkel geworden. Wenn er beschleunigt, schnellt die Nadel des Tachos jedes Mal dynamisch nach oben.

»Stört es dich, wenn ich Musik anmache?«, fragt Oshima.

»Nein.«

Er schaltet den CD-Spieler ein. Ein klassisches Klavierstück ertönt. Ich lausche der Musik eine Weile und versuche sie zu erkennen. Es ist weder Beethoven noch Schumann, aber irgendetwas aus dieser Zeit.

»Ist das Schubert?«, frage ich.

»Ja«, sagt er. Die Hände auf zehn nach zehn auf dem Lenkrad, wirft er mir einen Blick zu. »Magst du Schubert?«

»Nicht besonders.«

Oshima nickt. »Beim Autofahren höre ich öfters Schubert-Sonaten in voller Lautstärke. Was meinst du wohl, warum?«

Ich weiß es nicht.

»Weil es das Schwierigste auf der Welt ist, die Sonaten von Franz Schubert vollkommen zu spielen. Besonders die in D-Dur ist enorm schwierig. Es gibt Pianisten, die ein oder zwei Sätze davon annähernd perfekt spielen, aber vier Sätze hintereinander kriegt, soviel ich weiß, kein Einziger zufrieden stellend hin,

wenn man sie mit dem Anspruch auf eine gewisse Einheitlichkeit hört. Die verschiedensten namhaften Pianisten haben sich an die Interpretation gewagt, aber bei allen zeigen sich auffällige Mängel. *Bis jetzt* existiert nicht eine makellose Interpretation. Und warum wohl nicht? Was meinst du?«

»Ich weiß nicht.«

»Weil die Stücke selbst unvollkommen sind. Robert Schumann, der ein hervorragender Kenner von Schuberts Klavierstücken war, bemerkte, sie hätten eine ›himmlische Länge‹.«

»Aber wenn sie unvollkommen sind, warum haben sich dann so viele namhafte Pianisten damit auseinander gesetzt?«

»Gute Frage«, sagt Oshima. Er lässt eine Pause entstehen, und die Musik füllt das Schweigen. »Genau erklären kann ich das nicht. Nur eins kann ich sagen: Ein unvollkommenes Stück zieht die Menschen gerade durch seine Unvollkommenheit stark an – zumindest einen gewissen Typ von Mensch. Dich hat zum Beispiel *Der Bergmann* angezogen. Dieses Buch besitzt eine Anziehungskraft, die vollkommenere Werke wie *Kokoro* oder *Sanshiro* nicht besitzen. Du hast dieses Werk entdeckt. Oder das Werk hat dich gefunden. Mit Schuberts Sonate in D-Dur ist es das Gleiche. Sie berührt einen auf ganz einmalige Weise.«

»Aber um auf die erste Frage zurückzukommen – warum hören Sie denn die Schubert-Sonaten gerade beim Autofahren?«

»Die Sonaten von Schubert, besonders die in D-Dur, sind kaum Kunst zu nennen, wenn sie einfach so heruntergespielt werden. Sie sind zu idyllisch und langatmig und, wie schon Schumann bemerkt hat, auch technisch zu schlicht. Wenn man sie konventionell spielt, klingen sie nichtssagend und antiquiert und haben keinen Stil. Also wenden die Pianisten alle möglichen technischen Kniffe an. Zum Beispiel, sie spielen sie sehr artikuliert. Oder sie spielen *rubato,* das heißt, sie beschleunigen oder verzögern das Tempo. Und wenn sie das

nicht tun, spielen sie fast ohne Zäsuren. Aber wenn man nicht sehr gut aufpasst, können solche Kunstgriffe dem Werk auch die Würde nehmen, und auf einmal ist es gar nicht mehr Schuberts Musik. Ausnahmslos alle Pianisten, die Schuberts Sonate in D-Dur spielen, leiden unter diesem Widerspruch.«

Eine Weile lauscht Oshima der Musik; an einigen Stellen summt er mit. Dann fährt er fort.

»Ich höre Schubert beim Autofahren, eben weil er fast immer in irgendeiner Hinsicht unvollkommen interpretiert wird. Diese brillante, dichte Unvollkommenheit stimuliert das Bewusstsein und schärft die Sinne. Wenn man beim Autofahren vollkommene Musik in vollkommenen Interpretationen hört, möchte man einfach nur die Augen schließen und sterben. Aber wenn ich die Sonate in D-Dur höre, erkenne ich die Grenzen menschlichen Könnens und mir wird klar, dass sich Vollkommenheit nur in einem Wust von Unvollkommenheit manifestieren kann. Das spornt mich an. Verstehst du das?«

»Irgendwie schon.«

»Schlimm, was?«, sagt Oshima. »Bei diesem Thema gerate ich immer ganz außer mir.«

»Aber es gibt doch wohl ganz verschiedene Arten und Grade von Unvollkommenheit«, sage ich.

»Natürlich.«

»Nur zum Vergleich – wessen Interpretation der D-Dur-Sonate fanden Sie bisher am besten?«

»Schwierige Frage«, sagt er.

Er denkt nach. Dabei schaltet er herunter, wechselt auf die Überholspur, fährt zügig an einem großen Kühllaster vorbei, schaltet wieder und kehrt auf die Fahrspur zurück.

»Ich will dir keine Angst machen, aber ein grüner Roadster ist nachts auf der Autobahn kaum zu sehen, besonders vom Fahrersitz eines Lasters aus. Er ist flach, und die Farbe

verschmilzt mit der Dunkelheit. Wenn man nicht aufpasst, kann das sehr gefährlich werden. Besonders in einem Tunnel. Eigentlich sollte ein Sportwagen rot sein, Das ist auffälliger. Deshalb sind auch so viele Ferraris rot«, sagt er.

»Aber ich mag Grün. Auch wenn es gefährlicher ist. Grün ist die Farbe des Waldes. Und Rot die des Blutes.«

Er sieht auf seine Armbanduhr und singt wieder ein Stückchen mit.

»Gemeinhin gelten wohl die Interpretationen von Brendel und Ashkenazy als die besten, aber mir gefallen sie, offen gesagt, gar nicht so gut. Das heißt, sie berühren mich nicht. Schubert fordert mit seiner Musik meiner Meinung nach etwas heraus und scheitert daran. Darin besteht das Wesen der Romantik, und in diesem Sinne ist Schuberts Musik die Quintessenz der Romantik.«

Ich lausche der Sonate.

»Findest du die Musik langweilig?«

»Ziemlich«, sage ich ehrlich.

»Für Schubert braucht man Übung. Als ich seine Musik zum ersten Mal gehört habe, fand ich sie auch sterbenslangweilig. Das ist in deinem Alter ganz natürlich. Aber inzwischen habe ich gelernt, sie zu verstehen. Die aufregenden Dinge auf der Welt hat ein Mensch sehr schnell satt, und die Dinge, derer er nicht überdrüssig wird, sind meist langweilig. Zwar gibt es in meinem Leben langweilige Perioden, Überdruss jedoch empfinde ich nicht. Die meisten Menschen können beides nicht voneinander unterscheiden.«

»Als Sie sich vorhin als ›anders‹ bezeichnet haben, haben Sie da Ihre Krankheit gemeint?«

»Das auch«, sagt er. Dann sieht er mich an und lächelt. Es liegt etwas Diabolisches in diesem Lächeln. »Aber das ist nicht alles. Es gibt da noch etwas.«

Als Schuberts himmlisch lange Sonate zu Ende ist, hören wir keine Musik mehr. Oshima verfällt in Schweigen und hängt seinen Gedanken nach. Ich schaue geistesabwesend auf die Schilder. Nachdem wir an einer Kreuzung nach Süden abgebogen sind, erreichen wir das Gebirge, und ein langer Tunnel nach dem anderen tut sich vor uns auf. Oshima konzentriert sich aufs Überholen, denn auf dieser Strecke sind viele, sehr langsam fahrende große Lastwagen unterwegs. Eine ganze Reihe von ihnen lassen wir hinter uns. Sooft wir einen überholen, zischt es. Ein Ton, als reiße man aus etwas die Seele heraus. Von Zeit zu Zeit drehe ich mich um, um mich zu vergewissern, dass mein Rucksack noch auf dem Gepäckträger ist.

»Der Ort, zu dem wir fahren, liegt mitten im Gebirge, und man kann nicht gerade sagen, dass er zum Wohnen sehr komfortabel ist. Du wirst vielleicht, solange du dort bist, keinen Menschen zu Gesicht bekommen. Radio, Fernsehen und Telefon gibt es auch nicht«, erklärt mir Oshima. »Macht dir das etwas aus?«

Nein.

»Du bist es gewöhnt, allein zu sein«, sagt Oshima.

Ich nicke.

»Allerdings gibt es verschiedene Arten von Einsamkeit. Die dortige ist vielleicht von einer Art, wie du sie nicht erwartest.«

»Wieso?«

Oshima legt einen Finger an den Steg seiner Brille. »Ich kann es nicht sagen, das hängt von dir ab.«

Wir biegen von der Autobahn auf eine Landstraße ab. Ein Stück hinter der Ausfahrt kommen wir in einen kleinen Ort mit einem Supermarkt direkt an der Straße. Oshima hält an und kauft eine Tüte mit Lebensmitteln – Gemüse, Obst, Kräcker, Milch, Mineralwasser, Dosen, Abgepacktes, kaum etwas, das

man zubereiten muss, hauptsächlich Sachen, die man ohne viel Aufwand essen kann. Wieder bezahlt er. Als ich mein Geld hervorziehe, schüttelt er wortlos den Kopf.

Wir steigen wieder ein und fahren weiter. Die Tüte mit den Lebensmitteln nehme ich auf den Schoß, da der Kofferraum nicht ausreicht. Hinter dem Ort wird die Straße stockdunkel. Wir treffen auf keine menschlichen Behausungen mehr und auch kaum auf andere Wagen. Die Straße ist nun so schmal, dass ein entgegenkommender Wagen zum Problem würde. Doch Oshima rast, das Fernlicht eingeschaltet, mit fast unverminderter Geschwindigkeit weiter. Er tritt nur häufiger aufs Gas oder auf die Bremse und schaltet ständig zwischen dem zweiten und dritten Gang hin und her. Aus seinem Gesicht sind jede Regung und jeder Ausdruck verschwunden. Mit zusammengepressten Lippen konzentriert er sich, den Blick starr in die Dunkelheit gerichtet, ganz auf die Straße. Seine rechte Hand ruht auf dem Lenkrad, die linke auf dem kurzen Schaltknüppel.

Bald tut sich links neben der Straße ein steiler Abgrund auf. Unten scheint ein Gebirgsbach zu fließen. Die Kurven werden immer enger und der Asphalt immer rutschiger. Der hintere Teil des Wagens schlittert geräuschvoll, aber ich beschließe, nicht an die Gefahr zu denken. Hier einen Unfall zu haben gehört gewiss nicht zu den Optionen von Oshimas Leben.

Nach meiner Uhr ist es fast neun. Als ich das Fenster ein wenig öffne, weht ein kühler Luftzug hinein. Auch die Geräusche in der Umgebung sind anders. Wir befinden uns mitten in den Bergen und fahren immer weiter hinein. Endlich führt die Straße vom Abgrund fort (was mich doch ein bisschen erleichtert) und in den Wald. Unheimlich ragen hohe Bäume um uns in die Höhe. Die Scheinwerfer des Wagens gleiten über ihre dicken Stämme, als würden sie sie der Reihe nach ablecken. Der Asphalt ist längst zu Ende, und die Reifen knirschen über Kies, der mit einem trockenen Geräusch gegen den Wagen spritzt. Der Wagen tanzt wild über die raue Piste. Weder Mond noch Sterne

sind zu sehen. Manchmal prasselt feiner Regen gegen die Windschutzscheibe.

»Kommen Sie öfter hierher?«, frage ich.

»Früher, ja. Jetzt, wo ich arbeite, geht es nicht mehr so oft. Mein älterer Bruder ist Surfer und wohnt in Kochi an der Küste. Er hat dort einen Laden für Surfer-Zubehör und fertigt Surfbretter an. Ab und zu übernachtet er hier. Kannst du surfen?«

»Ich hab's noch nie probiert«, sage ich.

»Vielleicht kann mein Bruder es dir bei Gelegenheit beibringen. Er ist ziemlich gut«, sagt Oshima. »Das sieht man sofort, wenn man ihm begegnet. Er ist ganz anders als ich – groß, wortkarg, unliebenswürdig, gebräunt. Er trinkt gern Bier und kann Schubert nicht von Wagner unterscheiden. Trotzdem verstehen wir uns sehr gut.«

Wir fahren weiter die Bergpiste hinauf und durchqueren tiefe Wälder, bis wir endlich am Ziel sind. Oshima hält an, steigt bei laufendem Motor aus, öffnet den Riegel an einem Gittertor und stemmt es auf. Nachdem er wieder eingestiegen ist, fahren wir noch kurz einen gewundenen, schlechten Weg hinauf. Dann erreichen wir ein offenes Gelände, und der Weg endet. Oshima parkt, stößt einen langen Seufzer aus, streicht sich mit beiden Händen die Haare nach hinten und schaltet mit einer Drehung des Zündschlüssels den Motor ab. Er zieht die Handbremse an.

Als der Motor verstummt, entsteht eine drückende Stille. Nur der Kühlerventilator dreht sich, und der überhitzte Motor knackt in der kühlen Luft. Von der Kühlerhaube steigt leichter Dunst auf. Ganz aus der Nähe dringt das leise Plätschern eines Baches an mein Ohr. Hoch über unseren Köpfen erhebt sich hin und wieder das geheimnisvolle Rauschen des Windes. Ich öffne die Tür und steige aus. Kühle umfängt mich. Ich zippe meine Windjacke, die ich über dem T-Shirt trage, bis zum Hals zu.

Vor mir erkenne ich eine kleine Behausung, eine Art

Berghütte, aber im Dunkeln kann ich keine Einzelheiten ausmachen. Sie hebt sich nur als schwarzer Umriss vor dem Hintergrund des Waldes ab. Oshima lässt die Scheinwerfer an und geht langsam mit einer kleinen Taschenlampe in der Hand darauf zu, steigt die Stufen zur Veranda hinauf, zieht einen Schlüssel aus der Tasche und öffnet die Tür. In der Hütte reißt er ein Streichholz an und entzündet eine Lampe. Er tritt auf die Veranda und hält die Lampe hoch. »Willkommen in meinem Heim«, ruft er mir zu. Sein Anblick erinnert mich an die Illustration zu einem alten Märchen.

Ich steige die Stufen hinauf und betrete das Haus. Oshima zündet noch eine große Lampe an, die von der Decke hängt. Das Haus ist wie ein Kasten gebaut und besteht nur aus einem großen Zimmer. In einer Ecke steht ein kleines Bett. Außerdem gibt es einen Esstisch, zwei Holzstühle und ein altmodisches Sofa. Der Teppich ist schicksalsschwer verblichen. Es sieht aus, als habe man einfach die ausrangierten Möbel mehrerer Haushalte zusammengewürfelt. Das Bücherregal besteht aus Betonblöcken, auf die man dicke Bretter gelegt hat. Es ist voller Bücher, die wohl schon oft gelesen worden sind, denn die Buchrücken wirken alt und brüchig. Zur Aufbewahrung von Kleidung dient eine alte Kommode. Es gibt auch eine einfache Küche mit einer Arbeitsplatte, einem kleinen Gaskocher und einem Waschbecken ohne Wasserhahn. Stattdessen steht ein Wassereimer aus Aluminium bereit. Auf einem Regal stehen Töpfe und ein Kessel; eine Bratpfanne hängt an der Wand. In der Mitte des Raumes steht ein schwarzer gusseiserner Ofen.

»Ursprünglich gab es hier nur eine einfache Bretterbude. Mein Bruder hat die Hütte fast ganz allein gebaut. Er ist handwerklich sehr begabt. Ich war noch klein, aber ein bisschen habe ich auch mitgeholfen und Dinge erledigt, bei denen ich mich nicht verletzen konnte. Ich will nicht übertreiben, aber es ist ganz schön primitiv. Es gibt, wie gesagt, keinen Strom, kein fließendes Wasser und keine Toilette. Der einzige moderne

Komfort ist das Propangas.«

Nachdem Oshima den Kessel kurz mit Mineralwasser ausgespült hat, setzt er Wasser auf.

»Der Berg hat früher unserem Großvater gehört. Er war ein reicher Mann aus Kochi und besaß viele Ländereien und ein großes Vermögen. Als er vor rund zehn Jahren starb, hat er meinem Bruder und mir diesen Bergwald hinterlassen. Praktisch den ganzen Berg. Keiner von den anderen Verwandten wollte ihn, weil er so abgelegen und fast nichts wert ist. Um den Wald zu nutzen, müsste man eine Menge Arbeitskräfte einstellen, und das würde viel zu viel kosten.«

Ich ziehe den Vorhang ein Stückchen beiseite. Vor dem Fenster breitet sich wie eine Mauer nichts als tiefe Dunkelheit aus.

»Als ich so ziemlich genau in deinem Alter war«, sagt Oshima, während er ein paar Beutel Kamillentee in eine Kanne gibt, »bin ich oft hergekommen und war hier ganz allein. Ohne jemanden zu sehen oder mit jemandem zu sprechen. So halb hat mich mein Bruder dazu gezwungen. Für jemanden mit meiner Krankheit ist das sehr ungewöhnlich. An einem solchen Ort allein auf sich gestellt zu sein ist ziemlich gefährlich, aber darauf hat mein Bruder keine Rücksicht genommen.«

Oshima wartet, an die Küchentheke gelehnt, darauf, dass das Wasser kocht.

»Ich vermute, mein Bruder wollte mich abhärten, weil er glaubte, das sei notwendig für mich. Und es war wirklich gut. Das Leben hier war eine Erfahrung, die mir sehr viel bedeutet. Ich habe eine Menge Bücher gelesen und konnte in aller Ruhe nachdenken. Ehrlich gesagt, bin ich in dieser Zeit kaum zur Schule gegangen. Ich mochte die Schule nicht, und die Schule war auch nicht besonders scharf auf mich. Weil ich anders war als die anderen. Nur auf der Mittelschule hatten sie etwas Verständnis für mich, aber danach war ich ganz allein. Wie du

jetzt. Hab ich das schon mal erzählt?«

Ich schüttele den Kopf. »Sind Sie deshalb jetzt so nett zu mir?«

»Deshalb auch«, sagt er und macht eine kleine Pause. »Aber nicht nur deshalb.«

Oshima reicht mir eine Teetasse und trinkt selbst auch. Der Kamillentee beruhigt meine von der langen Fahrt gereizten Nerven.

Oshima sieht auf die Uhr. »Ich muss bald wieder los, deshalb gebe ich dir gleich mal einen groben Überblick. Ganz in der Nähe gibt es einen sauberen Bach, aus dem du dir Wasser holen kannst. Es kommt direkt aus der Quelle, also kannst du es so trinken. Es ist von besserer Qualität als das Mineralwasser, das man hier in der Gegend zu kaufen bekommt. Hinter der Hütte ist ein Stapel Feuerholz, mit dem du, wenn dir kalt ist, den Ofen anzünden kannst. Hier kann es ziemlich frisch werden. Ich habe sogar schon im August den Ofen angemacht. Du kannst darauf auch einfache Mahlzeiten kochen. Im Schuppen hinter dem Haus sind noch alle möglichen Gerätschaften und Werkzeuge. Dort kannst du dir suchen, was du sonst noch brauchst. In der Kommode sind Klamotten von meinem Bruder, da kannst du dich auch bedienen. Er sagt, jeder kann seine Sachen tragen. Er ist in solchen Dingen nicht besonders heikel.«

Die Arme in die Hüften gestützt, schaut Oshima sich in der Hütte um.

»Wie du siehst, wurde die Hütte nicht gerade zu romantischen Zwecken gebaut. Aber wenn man hier einfach nur wohnen will, ist sie nicht unpraktisch. Einen Rat muss ich dir noch geben. Es ist besser, du gehst nicht in den Wald. Er ist sehr, sehr tief, und es gibt keine richtigen Wege. Solltest du doch hineingehen, bleib in Sichtweite der Hütte. Sonst könntest du dich verirren, und wer sich einmal darin verirrt hat, hat Schwierigkeiten, wieder zurückzufinden. Ich habe das selbst schon erlebt. Es war

schrecklich. Damals bin ich einen halben Tag kreuz und quer durch den Wald geirrt, nur ein paar hundert Meter von hier entfernt. Wenn du meinst, in einem so schmalen Ländchen wie Japan könnte man sich nicht im Wald verlaufen, hast du dich getäuscht. Der Wald hört überhaupt nicht mehr auf, wenn du einmal drin bist.«

Ich präge mir seine Warnung ein.

»Solange kein Notfall besteht, versuchst du besser gar nicht erst, hier wegzukommen. Die nächste Siedlung ist zu weit. Du wartest, bis ich dich abhole. Ich komme wahrscheinlich in zwei oder drei Tagen. Bis dahin sind genug Lebensmittel da. Hast du übrigens ein Handy?«

»Ja.« Ich deute auf meinen Rucksack.

Er grinst.

»Tja, das brauchst du gar nicht erst auszupacken. Mobiltelefone funktionieren hier oben nicht. Die Wellen kommen nicht an. Radio kann man natürlich auch nicht hören. Das heißt, du bist völlig von der Welt abgeschlossen. Du musst die ganze Zeit lesen.«

Mir fällt plötzlich noch eine sehr bodenständige Frage ein. »Wo soll ich denn hingehen, wenn es keine Toilette gibt?«

Oshima breitet beide Arme aus. »Der ganze riesige, tiefe Wald gehört jetzt dir. Du kannst selbst entscheiden, wo die Toilette ist.«

14

Nakata verbrachte mehrere Tage auf dem eingezäunten Bauplatz. Nur einmal, als es vom Morgen an heftig regnete, blieb er zu Hause und machte kleinere Holzarbeiten, doch sonst saß er den ganzen Tag auf dem Gelände im Gras und wartete darauf, dass die verschwundene gefleckte Katze auftauchte oder der Mann mit der seltsamen Mütze. Freilich ohne Erfolg.

Wenn es dunkel wurde, ging er stets zu seinen Auftraggebern, um Bericht über den Verlauf der Suche am jeweiligen Tag zu erstatten: welche neuen Anhaltspunkte sich ergeben hatten, wo er gewesen war und was er dort gemacht hatte. In der Regel erhielt er dann von seinen Auftraggebern ein Honorar von 3000 Yen. Dieser Tagessatz war von niemandem festgelegt worden, aber seit sich Nakatas Ruf als »Katzensuchexperte« durch Mundpropaganda in der ganzen Gegend verbreitet hatte, hatte dieser Betrag sich automatisch durchgesetzt. Oft erhielt er nicht nur das Geld, sondern auch Naturalien wie Lebensmittel oder Kleidung. Spürte Nakata eine Katze tatsächlich wieder auf, erhielt er eine Erfolgsprämie von 10000 Yen.

Da er nicht immer Katzensuchaufträge hatte, besaß er kein geregeltes monatliches Einkommen, aber der ältere seiner jüngeren Brüder, der auch die Hinterlassenschaft der Eltern (keine besonders große Summe) für Nakata verwaltete, übernahm die Zahlung seiner Umlagen, und von der Stadt erhielt er eine Alters- und Behindertenrente. Diese Unterstützung ermöglichte ihm ein einigermaßen sorgenfreies Leben. Das Geld, das er mit der Katzensuche verdiente, konnte er nach seinem Gutdünken ausgeben. Für Nakata war es ziemlich viel (und eigentlich fiel ihm dafür kein anderer Verwendungszweck ein, als hin und wieder Aal zu essen). Was übrig blieb, versteckte er unter den Tatami. Als Analphabet ging

er nie auf eine Bank oder Post, wo er zumindest ein Formular mit seinem Namen und seiner Adresse hätte ausfüllen müssen.

Dass er die Katzensprache konnte, war Nakatas Geheimnis. Er wusste, dass er – außer den Katzen – der Einzige war, der das konnte. Hätte er anderen Menschen davon erzählt, hätte man ihn für verrückt erklärt. Es war zwar eine bekannte Tatsache, dass er dumm war, aber Dummsein und Verrücktsein sind ja zwei verschiedene Dinge.

Es kam vor, dass jemand vorbeiging, wenn er sich am Straßenrand gerade angeregt mit einer Katze unterhielt, aber das wurde von niemandem sonderlich beachtet. Es ist schließlich nicht ungewöhnlich, dass ältere Leute sich mit Tieren unterhalten wie mit Menschen. Gelegentlich machte ihm jemand ein Kompliment für seine Kenntnis der Gewohnheiten und Verhaltensweisen von Katzen: »Es ist ja fast, als könnten Sie mit ihnen sprechen.« Dann lächelte er nur und schwieg. Da Nakata sehr zuverlässig und höflich war und zudem immer lächelte, stand er bei den Hausfrauen der Nachbarschaft in gutem Ansehen. Seine adrette Erscheinung war ein weiterer Grund für diese Wertschätzung. Abgesehen davon, dass Nakata überaus gerne badete und wusch, schenkten ihm seine Auftraggeber auch häufig abgelegte, aber noch sehr gute Kleidung. Man konnte zwar nicht gerade sagen, dass Nakata der lachsrosa Golfanzug der Marke Jack Nicklaus besonders gut stand, aber das kümmerte ihn sehr wenig.

Stockend erstattete Nakata seiner Auftraggeberin Frau Koizumi in deren Flur genauen Bericht.

»Endlich hat Nakata eine Spur von Goma. Ein gewisser Kawamura soll vor einigen Tagen eine gefleckte Katze, die wie Goma aussah, auf dem unbebauten großen Grundstück mit dem Zaun, das nur zwei Straßen von hier entfernt liegt, gesehen haben. Alter, Farbe und Halsband stimmen mit denen von Goma

überein. Nakata beobachtet das Grundstück. Er hat Proviant dabei und sitzt von morgens bis abends dort. Nein, machen Sie sich bitte keine Gedanken. Nakata hat viel freie Zeit, und wenn es nicht stark regnet, ist das kein Problem. Aber wenn Sie keine weitere Beobachtung wünschen, sagen Sie es bitte. Dann hört Nakata sofort auf.«

Dass Kawamura kein Mensch, sondern ein braun gestreifter Kater war, verschwieg er tunlichst. Das hätte die Sache zu sehr kompliziert.

Frau Koizumi bedankte sich. Ihre beiden kleinen Töchter waren so furchtbar traurig, seit ihr geflecktes Kätzchen plötzlich verschwunden war, dass sie kaum noch etwas essen wollten. Sie brachte es einfach nicht übers Herz, ihnen zu sagen, dass Katzen eben ab und zu plötzlich verschwinden. Andererseits fehlte ihr die Zeit, selbst herumzulaufen und nach der Katze zu suchen. Daher war sie froh und dankbar, dass sie jemanden gefunden hatte, der für 3000 Yen pro Tag rund um die Uhr nach der Katze suchte. Der alte Mann hatte zwar eine sonderbare Art zu sprechen, stand aber als »Katzendetektiv« in hohem Ansehen. Außerdem sah er nicht wie ein schlechter Mensch aus, und das Talent, jemanden zu betrügen, traute man ihm auch nicht zu. Sie gab ihm sein Tageshonorar in einem Umschlag und füllte ihm etwas von dem Reisgericht und den Süßkartoffeln, die sie gerade gekocht hatte, in Tupper-Behälter ab.

Nakata nahm die Tupperware mit einer Verbeugung entgegen und bedankte sich, nachdem er kurz daran geschnuppert hatte.

»Vielen Dank. Nakata mag Süßkartoffeln.«

»Lassen Sie sie sich schmecken«, sagte Frau Koizumi.

Während der Woche, in der Nakata das Gelände beobachtete, begegnete er einer Menge Katzen. Auch der getigerte Kawamura kam mehrmals täglich vorbei, setzte sich zu ihm und sprach ihn zutraulich an. Nakata begrüßte ihn und redete über

das Wetter oder über seine Unterstützung von der Stadt. Doch das, was Kawamura sagte, blieb ihm weiter unverständlich.

»Erschrockene Ziegel auf Gehweg sind Problem«, sagte Kawamura. Er schien Nakata unbedingt etwas mitteilen zu wollen, aber der verstand ihn partout nicht. »Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte er offen.

Kawamura machte ein betrübtes Gesicht und sagte (vielleicht) das Gleiche noch einmal mit anderen Worten. »Schrei von gefesselten Dachziegeln.«

Doch es wurde nur immer unverständlicher.

Wenn doch nur Mimi hier wäre, dachte Nakata. Sie würde Kawamura ein paar Backpfeifen verpassen und ihn sicher verstehen. Dann würde sie für Nakata den Inhalt zusammenfassen und übersetzen. Sie war eine so kluge Katze. Aber Mimi war nicht da. Sie hatte beschlossen, den Platz zu meiden, denn sie verabscheute es, sich von anderen Katzen Flöhe einzufangen. Nachdem Kawamura eine Weile sein Kauderwelsch von sich gegeben hatte, machte er sich mit gut gelauntem Lächeln wieder davon. Auch andere Katzen kamen und gingen. Anfangs waren sie auf der Hut und beäugten Nakata misstrauisch aus der Ferne. Aber als ihnen klar wurde, dass er nur ruhig dort saß und nichts tat, hatten sie wohl beschlossen, sich nicht an ihm zu stören. Nakata sprach sie auf seine übliche liebenswürdige Art an. Er grüßte und stellte sich vor. Doch die meisten ignorierten ihn. Sie gaben nicht einmal eine Antwort und taten, als sähen und hörten sie nichts. Die Katzen vom Bauplatz vermochten sich ausgezeichnet zu *verstellen.* Nakata vermutete, dass sie bisher ziemlich schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht hatten. Aufdrängen wollte er sich ihnen jedenfalls nicht. Immerhin war er in der Gesellschaft der Katzen ein Außenstehender, und es stand ihm nicht zu, etwas zu fordern.

Ein schwarz-weißer Kater war jedoch neugierig und erwiderte

Nakatas arglosen Gruß.

»Oh, Sie können sprechen«, sagte der Schwarzweiße mit den ausgefransten Ohren ein bisschen verdutzt, nachdem er sich kurz umgesehen hatte. Er sprach unverblümt und schien einen aufrechten Charakter zu haben.

»Ja, ein bisschen«, sagte Nakata.

»Aber doch ziemlich gut«, sagte der Schwarzweiße.

»Nakata der Name«, stellte Nakata sich vor.

»Aha«, sagte der Schwarzweiße knapp.

»Dürfte Nakata Sie vielleicht Okawa nennen?«

»Nennen Sie mich, wie Sie wollen.«

»Also dann, Herr Okawa«, sagte Nakata. »Nehmen Sie doch zur Feier unserer Bekanntschaft ein paar getrocknete Sardinen.«

»Gern, getrocknete Sardinen sind meine Leibspeise.«

Nakata holte in Zellophan eingewickelte getrocknete Sardinen aus seinem Beutel und gab sie Okawa. Nakata hielt immer ein paar getrocknete Sardinen in seinem Beutel bereit. Okawa schmatzte mit sichtlichem Behagen. Nachdem er die Sardinen ganz verspeist hatte, putzte er sich.

»Ah, danke, sehr verbunden«, sagte Okawa. »Soll ich Ihnen vielleicht auch ein wenig das Fell lecken?«

»Nein, sehr freundlich, dass Sie es anbieten, aber im Augenblick ist es nicht nötig. Vielen Dank. Aber Nakata hätte eine andere Bitte. Er sucht eine Katze. Sie ist schwarz-weiß-braun gefleckt und heißt Goma.«

Nakata holte das Farbfoto von Goma aus seinem Beutel und zeigte es Okawa. »Sie soll hier auf dem Gelände gesehen worden sein. Deshalb sitzt Nakata schon ein paar Tage hier und wartet auf Goma. Haben Sie sie vielleicht gesehen?«

Okawa nahm das Foto genau in Augenschein, dann machte er ein ablehnendes, düsteres Gesicht. Er runzelte die Stirn und

blinzelte ein paar Mal.

»Ich bin Ihnen wegen der Sardinen zu Dank verpflichtet und will Sie nicht belügen. Aber reden Sie mit keinem darüber. Das wäre riskant.«

»Riskant?«, fragte Nakata verdutzt.

»Höchst gefährlich. Tödlich. Entschuldigen Sie, aber am besten vergessen Sie diese Katze. Und kommen möglichst nie mehr in die Nähe dieses Grundstücks. Das rate ich Ihnen von ganzem Herzen. Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht helfen kann, aber nehmen Sie diese Warnung zum Dank für die Sardinen.«

Mit diesen Worten stand Okawa auf, blickte sich um und verschwand im hohen Gras.

Mit einem Seufzer nahm Nakata seine Thermosflasche aus dem Beutel und trank langsam und bedächtig seinen heißen Tee. Gefährlich, hatte Okawa gesagt. Andererseits war ihm bisher an diesem Gelände nichts Gefährliches aufgefallen. Er suchte ja nur eine gefleckte Katze, die sich verlaufen hatte. Was sollte daran gefährlich sein? Ob die Gefahr vielleicht von dem Mann mit dem komischen Hut ausging, dem »Katzenfänger«, von dem Kawamura gesprochen hatte? Aber Nakata war ein Mensch und keine Katze. Aus welchem Grund sollte ein Mensch sich vor einem Katzenfänger fürchten?

Andererseits gab es so vieles auf der Welt, das sich Nakatas Vorstellungen entzog, und massenhaft Gründe für alles Mögliche, die er nicht verstand. Da gab er es lieber auf nachzudenken. Wenn er sein unzulängliches Gehirn überbeanspruchte, bekam er nur Kopfschmerzen. Nakata trank seinen Tee gewissenhaft aus, schraubte den Deckel der Thermoskanne zu und verstaute sie wieder im Beutel.

Nachdem Okawa im Gras verschwunden war, ließ sich längere Zeit keine Katze blicken. Nur die Schmetterlinge flatterten friedlich über der Wiese. Eine Schar Spatzen flog herbei,

zerstreute sich, fand wieder zusammen und flog davon. Nakata nickte mehrmals ein und schreckte wieder hoch. Die Zeit las er am Sonnenstand ab.

Es war gegen Abend, als der Hund auftauchte.

Ganz plötzlich stand er vor Nakata im Gras – riesig und lautlos. Von Nakatas Platz aus sah er eher wie ein Kalb als wie ein Hund aus. Ein großer schwarzer Hund. Hochbeinig mit kurzem Fell. Seine Muskeln waren wie aus Stahl und voll ausgebildet. Scharf wie Messerspitzen standen seine Ohren in die Höhe. Er trug kein Halsband. Nakata kannte sich mit Hunderassen nicht aus, aber selbst er erkannte auf den ersten Blick, dass es sich um einen aggressiven Hund handelte – zumindest um einen, der aggressiv werden konnte, wenn es verlangt wurde. Ein Hund, wie er zu militärischen Zwecken eingesetzt wird.

Sein Blick war bohrend und ausdruckslos, wie Lappen hingen die Lefzen von den Seiten seines Mauls, aus dem scharfe weiße Reißzähne hervorschauten. Blutspuren waren darauf zu erkennen. Bei genauerem Hinsehen klebten auch noch schleimige Fleischfetzen an seinen Lefzen. Wie eine Flamme leuchtete die tiefrote Zunge zwischen den Zähnen hervor. Der Hund starrte Nakata direkt ins Gesicht. Lange Zeit, lautlos, regungslos. Auch Nakata schwieg. Mit Hunden konnte er ja auch nicht sprechen. Die einzigen Tiere, mit denen er das konnte, waren Katzen. Kalt und leblos glänzten die Augen des Hundes, wie Glasperlen in morastigem Wasser.

Nakata atmete ruhig und verhalten. Er hatte keine Angst. Natürlich war ihm bewusst, dass er sich in Gefahr befand. Er konnte auch ungefähr abschätzen, dass ihm ein Wesen mit feindseligen und bedrohlichen Absichten (welchen, wusste er nicht) gegenüberstand. Aber er konnte nicht begreifen, dass unmittelbar Gefahr für ihn bestand. Der Tod war schon immer außerhalb seines Vorstellungsvermögens gewesen. Und Schmerzen kannte er bisher eigentlich nicht. Sich fiktive

Schmerzen auszumalen, dazu war er nicht imstande. Also fürchtete er sich auch nicht vor dem Hund, obwohl dieser so nah vor ihm stand. Ihm war nur ein wenig ungemütlich.

STEH AUF, sagte der Hund.

Nakata stockte der Atem. Der Hund redete! Doch in Wahrheit hatte der Hund gar nicht gesprochen. Sein Maul hatte sich nicht bewegt. Doch auf irgendeine Weise hatte er Nakata seine Botschaft übermittelt.

STEH AUF UND KOMM MIT, befahl der Hund.

Gehorsam erhob sich Nakata vom Boden. Er überlegte, ob er den Hund irgendwie begrüßen sollte, entschied sich aber dagegen. Selbst wenn der wirklich sprechen konnte, würde es nichts helfen. Außerdem verspürte Nakata nicht die geringste Lust, mit dem Hund zu reden oder ihm einen Namen zu geben. Auch in hundert Jahren würde dieser Hund nicht sein Freund werden.

Plötzlich kam Nakata der Gedanke, dass der Hund vielleicht etwas mit dem Gouverneur zu tun hatte. Vielleicht hatte der Gouverneur den Hund geschickt, um ihm die Unterstützung zu streichen, weil er dahinter gekommen war, dass Nakata für das Katzensuchen Honorar bekam. Es wäre nicht verwunderlich, wenn ein Gouverneur einen solchen großen Kampfhund besaß. Wenn das so war, steckte er in der Klemme.

Als Nakata aufgestanden war, ging der Hund langsam voran. Nakata hängte sich seinen Beutel über die Schulter und folgte ihm. Der Hund hatte einen kurzen Schwanz, und dort wo der Schwanz aufhörte, schaukelten zwei große Hoden.

Der Hund durchquerte den Bauplatz auf kürzestem Wege und verließ ihn durch die Lücke im Zaun. Nakata ging hinter ihm her. Obwohl sich der Hund nicht einmal nach ihm umdrehte, schien er an seinen Schritten zu erkennen, dass Nakata ihm folgte. Nakata ließ sich von dem Hund führen. Sie näherten sich der Einkaufsstraße, und die Zahl der Fußgänger nahm zu. Fast

alle waren Hausfrauen aus der Nachbarschaft auf dem Weg zum oder vom Einkaufen. Mit erhobenem Kopf, den Blick starr geradeaus gerichtet, schritt der Hund gebieterisch voraus. Alle, die ihnen entgegenkamen, wichen beim Anblick des aggressiv wirkenden großen Hundes hastig aus. Ein Radfahrer wechselte sogar die Straßenseite.

Während Nakata dem Hund folgte, gewann er den Eindruck, dass die Passanten ihm auswichen. Vielleicht glaubten sie, er führe diesen großen Hund ohne Leine spazieren. Nakata fühlte sich elend. Wie gern hätte er den Leuten erklärt, dass er nicht zu seinem Vergnügen mit dem Hund unterwegs war. Dass er ihn nur begleitete. Dass Nakata überhaupt nicht stark war, sondern eigentlich schwach.

Der Hund und Nakata gingen immer weiter. Sie überquerten mehrere Kreuzungen und verließen dann die Einkaufsstraße. Der Hund ignorierte alle Ampeln. Da die Straßen nicht sehr breit waren und die Autos nicht schnell fuhren, war es nicht sonderlich gefährlich, bei Rot zu gehen. Wenn sie den Hund sahen, traten alle Fahrer von allein hastig auf die Bremse. Der Hund zeigte seine Zähne, starrte die Autofahrer grimmig an und schritt dann fast provozierend langsam bei Rot über die Straße. Nakata folgte ihm resigniert. Ein Hund konnte ja nicht wissen, was Ampeln bedeuten. Er beachtete sie eben einfach nicht. Das verstand Nakata. Der Hund schien daran gewöhnt zu sein, eigenmächtig zu entscheiden. Noch immer hatte Nakata keine Ahnung, wohin sie gingen. Sie ließen nun die vertrauten Wohngebiete von Nakano hinter sich, und als sie um eine Ecke bogen, kannte Nakata sich plötzlich nicht mehr aus. Er wurde unsicher. Was sollte er tun, wenn sie sich verliefen und er den Rückweg nicht mehr fand? Sie waren hier doch bestimmt nicht mehr in Nakano, oder? Nakata schaute sich um und versuchte, etwas zu entdecken, an dem er sich orientieren konnte. Aber er fand nichts. Sie waren in einem unbekannten Viertel.

Rücksichtslos ging der Hund im gleichen Tempo und

Rhythmus weiter. Mit erhobenem Kopf, aufgestellten Ohren, pendelnden Hoden, in einer Geschwindigkeit, in der Nakata ihm mühelos folgen konnte.

»Ah, ist das hier noch Nakano?«, fragte Nakata.

Der Hund antwortete nicht. Er drehte sich auch nicht um.

»Kommen Sie vom Herrn Gouverneur?«

Abermals keine Antwort.

»Nakata sucht doch nur eine Katze. Eine kleine dreifarbige Katze. Sie heißt Goma.«

Schweigen.

Nakata gab es auf. Es lohnte sich nicht, mit dem Hund zu sprechen.

Sie waren in einem ruhigen Wohnviertel mit großen Häusern angekommen. Passanten gab es nicht. Der Hund betrat ein Eckhaus mit einer altertümlichen Mauer und einem prächtigen, zweiflügligen Tor, wie sie in letzter Zeit selten geworden sind. Einer der Flügel stand offen. In der Einfahrt parkte ein großer Wagen. Wie der Hund war er tiefschwarz, glänzend und fleckenlos. Auch die Haustür stand offen. Der Hund ging ohne zu zögern hinein. Nakata zog seine alten Turnschuhe aus, stellte sie auf dem Boden ab, nahm seinen Baumwollhut vom Kopf, steckte ihn in den Beutel und stieg, nachdem er sich ein paar Grashalme von der Hose gebürstet hatte, die Stufe in den Vorraum hinauf. Der Hund hatte gewartet, bis Nakata so weit war. Nun ging er einen blitzblank gebohnerten Flur entlang und führte Nakata in eine Art von Empfangsraum oder Büro.

Es war dunkel dort, denn es dämmerte bereits und die dicken Vorhänge vor dem Fenster zum Garten waren zugezogen. Die Beleuchtung war auch nicht eingeschaltet. In dem Zimmer stand ein großer Schreibtisch, hinter dem jemand zu sitzen schien. Aber da Nakatas Augen sich noch nicht an die Dunkelheit

gewöhnt hatten, konnte er nichts Genaueres erkennen. Die schwärzliche, scherenschnittartige Silhouette der Person verschwamm in der Dunkelheit. Als Nakata den Raum betrat, veränderte die Silhouette langsam ihre Position. Sie schien auf einem Drehstuhl zu sitzen und sich in seine Richtung gewandt zu haben. Der Hund blieb stehen, ließ sich auf dem Boden nieder und schloss die Augen. Als wollte er ausdrücken, dass seine Aufgabe nun beendet sei.

»Guten Tag«, sprach Nakata die dunkle Silhouette an.

Es kam keine Antwort.

»Nakata der Name. Entschuldigen Sie die Störung. Nakata ist kein zweifelhaftes Subjekt.«

Keine Antwort.

»Der Hund wollte, dass Nakata ihn begleitet, also ist er bis in Ihr Haus mitgekommen. Entschuldigen Sie. Wenn es Ihnen recht wäre, würde Nakata jetzt gerne wieder zurückgehen …«

»Setz dich dahin«, sagte ein Mann mit leiser, aber tragender Stimme.

»Jawohl.« Nakata setzte sich auf das Sofa, das dort stand. Sogleich ließ sich der schwarze Hund neben ihm nieder und verharrte dann reglos wie eine Statue.

»Sind Sie der Herr Gouverneur?«

»So etwas Ähnliches«, kam es aus dem Dunkel gegenüber. »Wenn es so leichter verständlich für dich wird, kannst du das ruhig annehmen. Es spielt keine Rolle.«

Der Mann drehte sich herum, streckte den Arm aus und schaltete die Stehlampe ein, indem er an einer Kette zog. Das altmodische Licht war gelb und dämmrig, aber es reichte aus, um das Zimmer zu erhellen.

Ein großer Mann mit einem schwarzen Zylinder saß mit übereinander geschlagenen Beinen auf einem lederbezogenen Drehstuhl. Er trug einen langen, anliegenden roten Frack und

darunter eine schwarze Weste, dazu schwarze Stiefel. Seine Hose war schneeweiß und sehr eng. Sie sah aus wie eine lange Unterhose. Er hob die rechte Hand und tippte an den Hutrand, als würde er eine Dame grüßen. In der linken hielt er einen schwarzen Stock mit einem runden goldenen Knauf. Nach dem Hut zu urteilen, schien er der Katzenfänger zu sein, von dem Kawamura erzählt hatte.

Sein Gesicht war längst nicht so markant wie seine Kleidung. Er war weder jung noch besonders alt, nicht gut aussehend, aber auch nicht hässlich. Seine breiten Augenbrauen ragten hervor, und seine Wangen hatten ein gesundes Rot. Sie waren merkwürdig glatt und bartlos. Er hatte schmale Augen, und auf seinen Lippen lag ein kaltes Lächeln. Es war ein Gesicht, das man sich nur schwer merken konnte. Im Gegensatz dazu fiel seine sonderbare Aufmachung stark ins Auge. In anderer Kleidung hätte man ihn wohl kaum wiedererkannt.

»Du kennst meinen Namen, nicht wahr?«

»Nein«, sagte Nakata.

Der Mann wirkte etwas enttäuscht.

»Du kennst ihn nicht?«

»Nein, Nakata hätte es Ihnen gleich sagen sollen, aber er ist nicht besonders klug.«

»Du kannst dich also nicht erinnern, mich schon einmal gesehen zu haben?«, sagte der Mann und erhob sich von seinem Drehstuhl. Er wandte sich zur Seite und machte ein paar große Schritte. »Jetzt auch nicht?«

»Nein, entschuldigen Sie, Nakata kann sich wirklich nicht erinnern.«

»Aha, wahrscheinlich trinkst du keinen Whiskey«, sagte der Mann.

»Stimmt. Nakata trinkt keinen Alkohol und raucht auch nicht. Nakata ist arm und bekommt Unterstützung von der Stadt. So

etwas kann er sich nicht leisten.«

Der Mann setzte sich wieder auf den Stuhl und schlug die Beine übereinander. Er nahm ein Glas vom Schreibtisch und trank einen Schluck von dem Whiskey darin. Die Eiswürfel klirrten.

»Aber ich darf doch, oder?«

»Natürlich, Nakata hat nichts dagegen. Trinken Sie nur.«

»Danke.« Der Mann musterte Nakata erneut. »Du weißt also nicht, wie ich heiße?«

»Nein, entschuldigen Sie.«

Der Mann kräuselte die Lippen. Ganz kurz breitete sich ein kühles Lächeln auf seinem Gesicht aus wie Wellenringe auf einer Wasseroberfläche, verschwand und kehrte wieder.

»Ein Whiskeyliebhaber erkennt mich auf den ersten Blick, aber macht nichts. Ich heiße Johnnie Walker. *Johnnie Walker.* Die meisten Menschen auf der Welt kennen mich. Ich will nicht angeben, aber mein Name ist auf dem ganzen Erdball berühmt. Man könnte mich eine Ikone nennen. Freilich bin ich nicht der *echte* Johnnie Walker. Mit der Whiskeyfabrik in Schottland habe ich nichts zu tun. Ich leihe mir nur zeitweise und unbefugt den Namen und die Gestalt des Labels. Schließlich braucht man einen Namen und eine Gestalt, nicht wahr?«

Im Raum herrschte Schweigen. Nakata hatte nicht die geringste Ahnung, wovon sein Gegenüber sprach. Verstanden hatte er nur, dass der Mann Johnnie Walker hieß.

»Ist Johnnie Walker jemand aus dem Ausland?«

Johnnie Walker legte den Kopf schräg. »Ja schon, wenn es so verständlicher für dich ist, kannst du das ruhig glauben. Ganz wie du willst. Es ist egal.«

Für Nakata bestand kein Unterschied zu den seltsamen Reden, die die Katze Kawamura führte.

»Sie sind also Ausländer und doch kein Ausländer.«

»So ist es.«

Nakata beschloss, der Frage nicht weiter nachzugehen.

»Also … Herr Johnnie Walker, Sie haben Nakata von dem Hund hierher bringen lassen.«

»Genau«, sagte Johnnie Walker knapp.

»Und was kann Nakata für Sie tun, Herr Johnnie Walker?«

»Wahrscheinlich bin eher ich derjenige, der etwas für *dich* tun kann«, sagte Johnnie Walker. Er nahm wieder einen Schluck von seinem Whiskey-on-the-Rocks. »Soweit ich weiß, wartest du schon seit einigen Tagen auf diesem Grundstück auf mich.«

»Ja stimmt, schon ganz vergessen. Nakata ist dumm und vergisst deshalb alles sofort. Es ist genau, wie Sie sagen. Nakata hat auf dem Grundstück auf Herrn Johnnie Walker gewartet, um sich nach einer Katze zu erkundigen.«

Johnnie Walker schlug mit dem Stöckchen in seiner Hand an die Seite seines Stiefels. Er schlug nur leicht dagegen, aber das trockene Klatschen hallte laut durch den Raum. Der Hund bewegte etwas die Ohren.

»Der Tag geht, die Flut kommt. Wollen wir das Gespräch nicht ein bisschen vorantreiben?«, sagte Johnnie Walker. »Du willst mich nach der gefleckten Katze Goma fragen, nicht wahr?«

»Ja, genau. Nakata sucht im Auftrag von Frau Koizumi seit zehn Tagen nach Goma. Herr Johnnie Walker, wissen Sie, wo Goma ist?«

»Ich kenne diese Katze.«

»Und wissen Sie vielleicht auch, wo sie ist?«

»Auch das weiß ich.«

Nakata starrte Johnnie Walker einen Moment mit leicht geöffnetem Mund an. Er warf einen kurzen Blick auf dessen Zylinder und sah ihm dann wieder ins Gesicht. Johnnie Walkers schmale Lippen waren voller Überzeugung zusammengepresst.

»Ist sie hier in der Nähe?«

Johnnie Walker nickte einige Male. »Ja, ganz in der Nähe.«

Nakata sah sich im Zimmer um, aber es war keine Katze zu sehen. Da waren nur der Schreibtisch, der Drehstuhl, auf dem der Mann saß, das Sofa, auf dem Nakata selbst saß, zwei weitere Stühle, die Stehlampe und ein Kaffeetischchen.

»Dann«, sagte Nakata, »kann ich die kleine Goma doch mitnehmen, oder?«

»Das hängt von dir ab.«

»Von Nakata?«

»Genau, von Nakata«, sagte Johnnie Walker, wobei er eine Augenbraue leicht in die Höhe zog. »Es ist deine Entscheidung, ob du Goma wieder nach Hause bringen kannst. Frau Koizumi und ihre Töchter würden sich riesig freuen. Vielleicht kannst du sie aber auch nicht mitnehmen. Dann werden alle sehr enttäuscht sein. Du willst doch nicht, dass alle enttäuscht sind, oder?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Natürlich nicht.«

»Also, was soll Nakata machen?«

Johnnie Walker wirbelte sein Stöckchen in der Hand herum. »Ich verlange *etwas Bestimmtes* von dir.«

»Etwas, das Nakata kann?«

»Ich verlange nichts von jemandem, das er nicht kann. Das wäre reine Zeitverschwendung. Findest du nicht?«

Nakata überlegte. »Das könnte sein.«

»Also muss das, was ich von dir verlange, auch etwas sein, das du kannst, stimmt's?«

Nakata dachte wieder nach. »Ja, wahrscheinlich.«

»Zuerst einmal ganz allgemein – jede Hypothese erfordert eine Gegenthese.«

»Hä?«, sagte Nakata.

»Hypothesen ohne Gegenthesen verhindern den wissenschaftlichen Fortschritt«, erklärte Johnnie Walker und schlug mit dem Stock gegen seinen Stiefel. Es war ein sehr aggressives Schlagen. Der Hund bewegte wieder die Ohren. »Absolut.«

Nakata hielt den Mund.

»Offen gesagt, ich bin schon lange auf der Suche nach jemandem wie dir«, sagte Johnnie Walker. »Aber bisher konnte ich niemanden finden. Vor kurzem habe ich dann zufällig beobachtet, wie du dich mit einer Katze unterhalten hast. Das ist genau der, den du suchst, dachte ich da. Deshalb musste ich dich hierher bemühen. Entschuldige, dass ich dich auf diese Art gerufen habe.«

»Aber nicht doch, Nakata hat ja Zeit«, sagte Nakata.

»Dann habe ich mehrere Hypothesen über dich aufgestellt«, sagte Johnnie Walker. »Natürlich habe ich auch Gegenhypothesen vorbereitet. Es ist wie ein Spiel. Ein Spiel, das im Kopf stattfindet. Aber wie bei jedem Spiel muss es auch Sieg und Niederlage geben. In diesem Fall muss geprüft werden, ob meine Hypothese richtig oder falsch ist. Aber du verstehst nicht, worum es geht, oder?«

Nakata schwieg, den Kopf zur Seite geneigt.

Johnnie Walker schlug wieder mit dem Stöckchen gegen seinen Stiefel. Wie auf ein Zeichen erhob sich der Hund.

15

Oshima steigt in seinen Roadster und schaltet die Scheinwerfer ein. Als er Gas gibt, prasselt Kies an den Wagen. Er stößt zurück, wendet und fährt dann den Weg hinunter. Noch einmal hebt er die Hand zum Gruß, und ich tue es ihm nach. Die Rücklichter werden von der Dunkelheit verschluckt, immer ferner klingt das Motorgeräusch, bis es bald ganz verstummt. Nun herrscht nur noch die Stille des Waldes.

Ich gehe in die Hütte und verriegle die Tür. Als ich allein bin, belagert mich plötzlich die Stille, als habe sie nur auf diesen Moment gewartet.

Für einen Abend im Frühsommer ist die Luft erstaunlich kühl, aber es ist schon zu spät, um den Ofen anzuzünden. Für heute muss ich mich wohl damit begnügen, in meinen Schlafsack zu kriechen und zu schlafen. Mein Kopf fühlt sich vor Schlafmangel ganz benommen an, und von der langen Autofahrt schmerzen mir die Glieder. Ich drehe die Lampe herunter. Es wird duster im Zimmer, und die Schatten in den Ecken vertiefen sich. Ich habe keine Lust, mich auszuziehen, und steige in Jeans und Anorak in den Schlafsack.

Ich schließe die Augen und versuche einzuschlafen, aber es geht nicht. Obwohl mein Körper dringend nach Schlaf verlangt, ist mein Bewusstsein hellwach. Hin und wieder zerreißt der Schrei eines Nachtvogels die Stille. Außerdem sind verschiedene Laute zu hören, die ich nicht zuordnen kann. Ein Geräusch, als trete etwas oder jemand auf gefallenes Laub. Das Rascheln von etwas Schwerem in den Zweigen. Ein tiefes Seufzen. All diese Geräusche scheinen ganz aus der Nähe zu kommen. Bisweilen gibt der Boden der Veranda ein rätselhaftes Knarren von sich. Ich habe das Gefühl, von einem Heer unbekannter Wesen, die in der Dunkelheit leben, umzingelt zu sein.

Ich spüre, dass jemand mich beobachtet. Sein Blick brennt auf meiner Haut. Mein Herzschlag ist ein trockenes Pochen. Die Augen einen Spalt geöffnet, schaue ich mich in der vom trüben Schein der Petroleumlampe spärlich beleuchteten Hütte um. Mehrmals vergewissere ich mich vom Schlafsack aus, dass niemand da ist. Der Eingang ist mit einem dicken Balken verrammelt, und die schweren Vorhänge am Fenster sind völlig zugezogen. Alles in Ordnung, ich bin allein in der Hütte, und auch von draußen kann niemand hineinspähen.

Dennoch lässt mich der Eindruck, beobachtet zu werden, nicht los. Ein ums andere Mal bekomme ich fast keine Luft mehr, und meine Kehle ist wie ausgedörrt. Gern würde ich einen Schluck Wasser trinken, aber dann muss ich garantiert pinkeln, und für das Abenteuer, in der Nacht ins Freie zu müssen, bin ich noch nicht bereit. Irgendwie muss ich bis zum Morgen durchhalten. In meinen Schlafsack eingemummelt, schüttele ich kurz den Kopf.

»ALSO WIRKLICH, NICHT ZU FASSEN. DU HAST TATSÄCHLICH SCHISS, FÜRCHTEST DICH IM DUNKELN UND VOR DER STILLE. DU BIST DOCH KEIN ÄNGSTLICHES KLEINES KIND! DU BIST WOHL NICHT GANZ BEI DIR?«, SAGT KRÄHE ANGEWIDERT. »DU HÄLTST DICH DOCH IMMER FÜR SO TAFF. DAMIT SCHEINT ES JA NICHT WEIT HER ZU SEIN. HOFFENTLICH HEULST DU NICHT GLEICH LOS. ODER MACHST INS BETT, BEVOR ES MORGEN WIRD.«

Ich lasse seinen Hohn über mich ergehen. Die Augen fest geschlossen, den Schlafsack bis unter die Nase zugezippt, verscheuche ich alle Gedanken aus meinem Kopf. Auch wenn der Ruf einer Eule die Nacht durchdringt, irgendwo etwas laut zu Boden plumpst und es mir vorkommt, als bewege sich etwas im Raum, öffne ich die Augen nicht. *Das ist eine Prüfung,* denke ich. Oshima hat in meinem Alter tagelang allein hier übernachtet. Er muss damals die gleiche Furcht empfunden haben wie ich jetzt. Deshalb hat er auch von den verschiedenen

Arten der Einsamkeit gesprochen. Wahrscheinlich weiß Oshima sehr genau, was ich hier mitten in der Nacht durchmache, denn er hat das Gleiche erlebt. Bei dieser Vorstellung werde ich wieder etwas ruhiger. Ich überwinde die Zeit und zeichne mit dem Finger die Schatten der Vergangenheit nach, die in der Hütte noch präsent sind. Es gelingt mir, mit diesen Schatten in Einklang zu kommen. Ich hole tief Luft, und allmählich umhüllt mich der Schlaf.

Gegen sechs Uhr morgens wache ich auf. Wie eine Dusche ergießt sich das überschäumende Gezwitscher der Vögel über die Umgebung. Emsig huschen sie von Ast zu Ast und rufen einander mit weithin hörbaren Stimmen etwas zu. Ihre Botschaften haben nicht den dumpfen Klang der Schreie von Nachtvögeln.

Ich krieche aus dem Schlafsack, öffne die Vorhänge und überzeuge mich, dass kein Fitzelchen der nächtlichen Dunkelheit, die in der Hütte geherrscht hat, zurückgeblieben ist. Alles erstrahlt wie neu erschaffen in goldgelbem Glanz. Mit einem Streichholz zünde ich die Gasflamme an und erhitze Mineralwasser für eine Tasse Kamillentee. Aus der Tüte mit den Lebensmitteln nehme ich mir ein paar Kräcker und esse ein bisschen Käse dazu. Am Waschbecken putze ich mir die Zähne und wasche mir das Gesicht.

Ich ziehe Anorak und Regenjacke übereinander und trete vor die Hütte. Das Morgenlicht dringt durch die hohen Bäume bis auf den freien Platz vor der Veranda. Zwischen den Streifen von Licht schweben Schwaden morgendlichen Dunsts wie gerade erst geborene Geister. Beim ersten Einatmen überrascht die Reinheit der Luft meine Lungen. Auf den Stufen der Veranda sitzend, beobachtete ich, wie die Vögel zwischen den Bäumen hin- und herflitzen, und lausche ihren Stimmen. Die meisten sind Pärchen, die einander ständig im Auge behalten und etwas zurufen.

Der Bach fließt in einem Wäldchen ganz in der Nähe der Hütte.

Durch sein Murmeln finde ich ihn schnell. Ich komme an eine von Steinen umgebene Stelle, wo sich das Wasser staut und komplizierte Wirbel bildet, um dann wieder munter weiterzuschießen. Es ist schönes, klares Wasser. Ich schöpfe etwas davon und trinke. Es schmeckt kühl und süß. Eine Weile tauche ich beide Hände ins Wasser.

In der Pfanne brate ich mir Eier mit Speck, und auf dem Grillgitter toaste ich Brot. Ich erhitze mir Milch in der Kasserolle und trinke sie. Anschließend stelle ich einen Stuhl auf die Veranda. Ich will, beide Beine auf dem Geländer, den Morgen in aller Ruhe mit Lesen verbringen. In Oshimas Bücherregal stehen bestimmt über hundert Bände. Kaum Romane, nur einige sehr bekannte Klassiker. Der größte Teil der Bücher sind Werke über Philosophie, Soziologie, Geschichte, Psychologie, Geografie, Naturwissenschaften, Wirtschaft und so weiter. Vielleicht hat Oshima damit den Entschluss, seine mangelnde Schulbildung auszugleichen und die nötige Allgemeinbildung durch Lesen zu erwerben, in die Tat umgesetzt. Die Bücher decken die verschiedensten Wissensgebiete ab und haben keinen erkennbaren Schwerpunkt.

Ich wähle ein Buch, in dem der Prozess gegen Adolf Eichmann beschrieben wird. Vage erinnere ich mich, dass Eichmann ein Nazi-Kriegsverbrecher war, aber für dieses Thema habe ich mich nie sonderlich interessiert. Ich habe das Buch nur herausgenommen, weil es mir zufällig ins Auge fiel. Ich erfahre, dass der Obersturmbannführer der SS mit dem schütteren Haar und der Nickelbrille ein hervorragender Organisator war. Er beschäftigte sich konkret damit, wie die von der Naziführung schon bei Kriegsbeginn anvisierte Judenendlösung – sprich die Massenvernichtung von Menschen – zu bewerkstelligen sei, und arbeitete die Pläne dafür aus. Die Frage, ob sein Auftrag richtig oder nicht richtig sei, stellte sich

ihm nicht. Er dachte nur daran, wie man die jüdische Bevölkerung in kürzester Zeit *beseitigen* konnte. Seiner Berechnung nach betrug die Zahl der europäischen Juden insgesamt elf Millionen. Er errechnete, wie viele Juden in einen Eisenbahnwaggon hineingingen, wie viele Waggons man demnach für ihren Abtransport brauchte und wie viel Prozent von ihnen während des Transports eines *natürlichen* Todes sterben würden. Wie die anfallenden Arbeiten mit der geringstmöglichen Anzahl von Menschen zu erledigen seien. Wie man sich am wirtschaftlichsten der Leichen entledigen konnte – verbrennen, vergraben, auflösen. All dies rechnete er gewissenhaft am Schreibtisch aus. Seine Pläne wurden in die Tat umgesetzt und funktionierten seinen Berechnungen entsprechend. Bis zum Ende des Krieges wurden etwa sechs Millionen Juden (über die Hälfte der beabsichtigten Zahl) nach seinen Plänen *beseitigt.* Dennoch empfand er nicht das geringste Schuldgefühl. Als Eichmann in Tel Aviv im Gerichtssaal auf der mit kugelsicherem Glas umgebenen Anklagebank saß, gab er sich erstaunt, dass ihm ein so großer Prozess gemacht wurde, der von der ganzen Welt mit Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Als Technokrat habe er nur die möglichst effiziente Lösung einer ihm gestellten Aufgabe präsentiert. Ob das nicht alle guten Bürokraten auf der Welt genauso getan hätten? Warum verurteilte man ausgerechnet ihn dafür? Ich lese die Geschichte dieses »Organisators«, während ich in der morgendlichen Ruhe des Waldes dem Gesang der Vögel lausche. Auf den letzten Seiten des Buches hat Oshima eine Bleistiftnotiz hinterlassen. Ich erkenne seine Schrift. Sie ist sehr charakteristisch.

Alles ist eine Frage der Vorstellungskraft. Unsere Verantwortung beginnt in der Vorstellung. Yeats hat einmal geschrieben, ›In dreams begin responsiblities‹ – und genauso ist es. Umgekehrt kann kein Verantwortungsgefühl entstehen, wo es keine Fantasie gibt. Wie man an Eichmanns Beispiel sehen

kann.

Ich stelle mir vor, wie Oshima mit einem spitzen Bleistift in der Hand auf diesem Stuhl sitzt und seine Bemerkungen in den Buchdeckel schreibt. *Die Verantwortung beginnt im Traum.* Die Worte finden Nachhall in meinem Herzen.

Ich schließe das Buch, lege es auf meine Knie und denke über meine eigene Verantwortung nach. Ich kann nicht anders. An meinem weißen Hemd hat frisches Blut geklebt. Ich habe versucht, es mit meinen Händen auszuwaschen. Das Blut hat das Waschbecken rot gefärbt. Vielleicht trage ich die Verantwortung für dieses vergossene Blut. Ich stelle mir vor, dass ich vor Gericht stehe. Menschen machen mir Vorwürfe und fordern Rechenschaft. Alle starren mich an und zeigen mit Fingern auf mich. Für etwas, an das ich mich nicht erinnern könne, trüge ich keine Verantwortung, wehre ich mich. Ich wisse ja nicht einmal, ob wirklich etwas passiert sei.

»Irgendjemand ist der *eigentliche* Urheber dieses Traums, aber du hast seinen Traum geteilt. Daher musst du für das, was in diesem Traum geschehen ist, Verantwortung übernehmen. Denn schließlich ist es dem Traum gelungen, sich über die dunklen Pfade in deiner Seele bei dir einzuschleichen.«

Wie auch Adolf Eichmann unweigerlich in Hitlers monströs verzerrte Traumwelt hineingezogen worden war.

Ich lege das Buch nieder, stehe auf und strecke mich. Nachdem ich so lange im Sitzen gelesen habe, muss ich mich bewegen. Ausgerüstet mit zwei Plastikkanistern mache ich mich auf den Weg zum Bach, um Wasser zu holen. Dann schleppe ich sie zur Hütte zurück und leere sie in den Wasserbehälter. Nach dem fünften Mal ist der Behälter einigermaßen voll. Aus dem Schuppen hinter der Hütte hole ich einen Arm voll Feuerholz und staple es neben dem Ofen.

In einer Ecke der Veranda ist eine ausgeblichene Nylonwäscheleine gespannt. Ich nehme meine feuchten Sachen aus dem Rucksack und hänge sie dort zum Trocknen auf. Den Rucksack räume ich vollständig aus und breite alles auf dem Bett aus, um es dem neuen Licht auszusetzen. Dann mache ich mich am Schreibtisch daran, meine versäumten Tagebuchaufzeichnungen nachzuholen. Mit einem feinen Filzstift notiere ich in allen Einzelheiten, was mir widerfahren ist. Ich rufe mir alles noch einmal genau ins Gedächtnis, um es möglichst detailgetreu niederzuschreiben. Man kann ja nie wissen, wie lange das Gedächtnis die wirkliche Form der Ereignisse bewahrt.

Also spüre ich meinen Erinnerungen nach. Ich lag bewusstlos in dem Wäldchen hinter dem Schrein, als ich zu mir kam. Es war dunkel, und an meinem T-Shirt war eine Menge Blut. Ich rief Sakura an, fuhr mit ihr in ihre Wohnung, und sie ließ mich dort übernachten. Wir redeten, und sie hatte es *mir gemacht.*

SIE LACHT AMÜSIERT. »VERSTEH ICH NICHT. SLCH ETWAS VORZUSTELLEN, NUR SO FÜR SICH UND STILLSCHWEIGEND, TUT DOCH KEINEM WEH. ICH WEISS DOCH EH NICHT, WAS DU DENKST.«

Nein, das stimmt nicht. Was ich mir vorstelle, kann unter Umständen von großer Bedeutung für die Welt sein.

Um die Mittagszeit gehe ich in den Wald. Oshima zufolge ist das ja nicht ungefährlich. »Bleib immer in Sichtweite der Hütte«, hat er mich gewarnt. Andererseits werde ich mehrere Tage hier allein verbringen. Anstatt also den Wald, der mich wie eine riesige Mauer umgibt, gar nicht zu kennen, werde ich mich sicherer fühlen, wenn ich mehr über ihn weiß. Ohne etwas mitzunehmen, lasse ich die sonnenbeschienene Lichtung hinter mir und tauche in das halbdunkle Meer der Bäume ein.

Ich folge einem einfachen Weg, der sich hauptsächlich nach den topographischen Gegebenheiten richtet, aber streckenweise

über große, angelegte Trittsteine verfügt. An schwierigen Stellen hat jemand Stämme eingesetzt, und auch das dichte Unterholz ist weggehackt, sodass man den Weg gut erkennt. Wahrscheinlich nimmt sich Oshimas Bruder, wenn er herkommt, die Zeit, den Pfad zu pflegen. Ich arbeite mich voran. Der Weg führt bergauf, dann bergab, um große Felsen herum, und wieder bergauf. Überhaupt geht es meist aufwärts, aber richtig steil ist es nie. Zu beiden Seiten ragen hohe Bäume mit dunklen Stämmen, kreuz und quer überhängenden Ästen und dichtem, ausladendem Blätterwerk auf. Am Boden wuchern Gestrüpp und Farne, die, so gut sie können, das spärliche Licht absorbieren. An Stellen, an die keine Sonne gelangt, überziehen stumme Moose die Oberfläche der Steine.

Der Pfad wird schmaler, wie eine Erzählung, die breit angelegt begonnen hat und dann immer dichter und verwickelter wird. Je weiter ich dem Pfad folge, desto mehr übernimmt das Gestrüpp die Herrschaft. Irgendwann endet der bearbeitete Teil, und es wird schwierig zu erkennen, ob es sich noch um einen echten Weg handelt oder um etwas, das nur so aussieht. Schließlich wird seine Spur völlig vom Meer der grünen Farne verschluckt. Vielleicht geht der *Weg* dahinter weiter, aber davon sollte ich mich wohl lieber erst beim nächsten Versuch überzeugen. Für eine weitergehende Erforschung des Waldes brauche ich Ausrüstung und andere Kleidung.

Ich bleibe stehen und wende mich um. Die Szenerie hinter mir ist mir völlig unvertraut. Nichts, das mir Mut machen könnte, ist in Sicht. Drohend verstellen mir die Reihen der Baumstämme den Blick. Es herrscht dämmriges Licht, und die Atmosphäre ist von schwerem Chlorophyll geschwängert. Kein Vogel singt. Plötzlich bekomme ich eine Gänsehaut, als hätte mich ein kühler Luftzug gestreift. Keine Angst, sage ich zu mir selbst. *Der Weg ist da.* Der Weg, den ich gekommen bin, existiert. Solange ich ihn nicht aus den Augen verliere, finde ich noch im Hellen zurück. Ich vergewissere mich des Pfades zu meinen Füßen und

folge ihm konzentriert Schritt für Schritt. Für den Rückweg zur Hütte brauche ich viel länger als für den Hinweg. Heller frühsommerlicher Sonnenschein liegt auf der Lichtung, und die Vögel suchen unter lautem Gezwitscher nach Futter. Nichts hat sich verändert, seit ich fortgegangen bin. *Scheinbar* hat sich nichts verändert. Auf der Veranda steht der Stuhl, auf dem ich vorhin gesessen habe, und davor liegt umgedreht das Buch, in dem ich gelesen habe.

Nun spüre ich ganz deutlich, dass der Wald voller Gefahren ist. Das darfst du nicht vergessen, ermahne ich mich wieder selbst. Krähe hat Recht: Auf dieser Welt gibt es eine Menge Dinge, von denen ich keine Ahnung habe. Zum Beispiel habe ich nicht gewusst, dass Pflanzen so unheimlich sein können. Die einzigen Pflanzen, die ich bisher gesehen und berührt habe, sind sorgfältig gehegte und gepflegte Pflanzen in der Stadt gewesen. Aber diejenigen, die es hier gibt – nein, die hier *leben* – sind völlig anders. Sie haben physische Kraft, haben einen Atem, den sie gegen die Menschen ausstoßen, und scharfe Blicke, mit denen sie ihre Beute fixieren. Sie verfügen über uralte, dunkle Zauberkräfte. Der Wald ist ein Ort, an dem die Bäume herrschen – so wie die Lebewesen der Tiefsee über den Meeresgrund gebieten. Wenn er will, kann der Wald mich mit Leichtigkeit verschlucken oder ausspeien. Ich sollte vor diesen Bäumen so etwas wie Achtung und Ehrfurcht empfinden.

Ich hole meinen Kompass aus dem Rucksack in der Hütte. Nachdem ich den Deckel geöffnet und mich überzeugt habe, wo Norden ist, stecke ich das kleine Ding in die Tasche. Vielleicht wird er mir irgendwann noch gute Dienste leisten. Dann setze ich mich auf die Veranda und höre im Angesicht des Waldes auf meinem Discman Musik, Cream und Duke Ellington. Alte Titel, die ich mir aus der CD-Abteilung der Bibliothek kopiert habe. »Crossroads« höre ich mehrere Male. Die Musik mildert meine Aufregung. Doch allzu lange darf ich den Discman nicht anlassen, denn hier gibt es keinen Strom, sodass ich den Akku

nicht aufladen kann. Ist er einmal leer, dann war’s das.

Vor dem Abendessen trainiere ich. Liegestützen, Situps, Squats, Kopfstand, alle möglichen Dehnübungen – ein Trainingsprogramm, mit dem man auf engem Raum und ohne Geräte und Einrichtungen die körperliche Leistungsfähigkeit erhalten kann. Die Übungen sind einfach und eintönig, aber so vermeide ich einen Mangel an Bewegung, und wenn ich sie ordentlich mache, sind sie wirksam. Ein Trainer hat sie mir beigebracht. »Das sind die einsamsten Übungen der Welt«, hat er mir erklärt. »Gefangene in Einzelhaft machen sie besonders gern.«

Konzentriert absolviere ich mehrere Runden, bis mein Hemd durchgeschwitzt ist.

Als ich nach einem simplen Abendessen auf die Veranda hinausgehe, funkeln über mir unzählige Sterne. Sie scheinen nicht fern am Himmel zu stehen, sondern zum Greifen nah zu sein. In keinem Planetarium gibt es so viele Sterne. Einige sind unheimlich groß und deutlich zu sehen. Als brauchte ich nur die Hände auszustrecken, um sie zu berühren. Die Schönheit dieses Anblicks nimmt mir schier den Atem.

Aber nicht allein die Schönheit. Ja, denke ich, die Sterne leben und atmen, ebenso wie die Bäume im Wald. Und sie sehen mich. Sie wissen, was ich getan habe und was ich noch tun werde. Ihren Blicken kann ich nicht entfliehen. Unter diesem funkelnden Himmel befällt mich abermals die Angst. Ich bekomme keine Luft, und mein Herz rast. Mein ganzes Leben lang bin ich von dieser erschreckenden Anzahl von Sternen beobachtet worden und habe nichts davon gemerkt. Nicht ein einziges Mal habe ich bisher richtig über die Sterne nachgedacht. Und das gilt nicht nur für die Sterne. Wie viele Dinge es wohl noch auf der Welt gibt, von denen ich nichts weiß und die ich nicht bemerkt habe? Bei diesem Gedanken empfinde

ich eine hoffnungslose Ohnmacht, eine Ohnmacht, der ich nicht entkommen kann.

Ich gehe in die Hütte und staple sorgsam Holz im Ofen. Ich zerknülle altes Zeitungspapier, das ich in einer Schublade finde, zünde es mit einem Streichholz an und warte, dass die Flammen auf das Holz übergreifen. Wie man Feuer macht, habe ich im Sommerlager auf der Grundschule gelernt. Das Lager war absolut grauenhaft, aber immerhin ist etwas Nützliches dabei herausgekommen. Ich öffne die Lüftungsklappe. Zuerst passiert nichts, aber dann fängt doch ein Scheit Feuer, und von ihm springen die Flammen auf das übrige Holz über. Ich schließe den Ofendeckel, rücke einen Stuhl heran, hole mir die Lampe und lese in ihrem Schein weiter. Als die Flammen hell brennen, setze ich einen Kessel mit Wasser auf, der hin und wieder gemütlich zischt.

Selbstverständlich ließen sich Eichmanns Pläne nicht völlig in die Tat umsetzen. Trotz genauster Berechnungen erwies sich einiges als in der Realität nicht durchführbar. In solchen Fällen zeigte Eichmann zumindest eine menschliche Seite. Er wurde wütend. Unsicherheitsfaktoren, welche die unglaubliche Unverschämtheit besaßen, seine schönen, am Schreibtisch entstandenen Berechnungen zu stören, waren ihm verhasst. Verspätungen der Züge. Bürokratische Hindernisse. Ein Kommandeurswechsel, und die Übergabe funktionierte nicht. Nach dem Fall der Ostfront verlegte man die Lagerschutztruppen an die Front. Heftiger Schneefall. Stromausfall. Das Gas reichte nicht. Eisenbahnschienen wurden bombardiert. Das war es, was Eichmann am Krieg am meisten hasste – unkalkulierbare »Unsicherheitsfaktoren«, die seine Pläne störten.

Während des Prozesses berichtete er unbeteiligt und ohne eine Miene zu verziehen von diesen Komplikationen. Sein Erinnerungsvermögen war ausgezeichnet. Offenbar setzte sich

sein Leben ausschließlich aus Fakten und Einzelheiten zusammen.

Um zehn höre ich auf zu lesen, putze mir die Zähne und wasche mir das Gesicht. Ich schließe die Lüftungsklappe, damit das Feuer in der Nacht von allein ausgeht. Das Feuer taucht das Zimmer in ein orangerotes Licht. Es ist warm, und die wohlige Atmosphäre löst meine Anspannung und Angst. Nur in T-Shirt und Boxershorts krieche ich in den Schlafsack, und anders als in der Nacht zuvor fallen mir ganz von selbst die Augen zu. Ich denke noch kurz an Sakura.

»Es wäre schön, wenn ich deine richtige Schwester wäre«, hat sie gesagt. Doch ich will nicht weiter an sie denken. Ich muss schlafen. Das Feuer im Ofen geht aus. Eine Eule schreit. Und ich werde in ein Gewirr von Träumen gezogen.

Am nächsten Tag wiederholt sich in etwa das Gleiche. Gegen sechs weckt mich lebhaftes Vogelgezwitscher. Ich gieße Tee auf, mache Frühstück und esse. Danach lese ich wieder auf der Veranda, höre Musik und gehe zum Bach, um Wasser zu holen. Abermals mache ich mich auf den Weg in den Wald. Heute nehme ich meinen Kompass mit, werfe hin und wieder einen Blick darauf, um die Richtung festzuhalten, in der die Hütte liegt. Mit einem Beil, das ich im Geräteschuppen gefunden habe, bringe ich einfache Zeichen an Bäumen an und hacke etwas von dem dichten Unterholz weg, um den Pfad leichter erkennbar zu machen.

Wie am Tag zuvor ist der Wald tief und dunkel. Wie eine Mauer umgeben mich die hoch aufragenden Bäume. Dunkle Schemen lauern zwischen ihnen wie Tiere in einem Trugbild und beobachten mein Tun. Aber das heftige Panikgefühl, das mir am Tag zuvor Schauer über die Haut gejagt hat, ist nicht mehr da. Ich stelle meine eigenen Regeln auf und halte sie aufmerksam ein. So werde ich mich nicht verirren. Vielleicht.

Ich erreiche den Punkt, an dem ich am Tag zuvor umgekehrt

bin, und gehe weiter. Ich durchquere das Meer der Farne, das den Weg überflutet, und stoße nach einer Weile auf die Fortsetzung des Pfades. Dann bin ich wieder von einem Wall von Bäumen umgeben. Damit ich den Rückweg problemlos wiederfinde, schneide ich mit dem Beil Zeichen in die Stämme. Irgendwo über mir in den Ästen schlägt ein großer Vogel mit den Flügeln, wie um einen Eindringling zu verscheuchen. Doch als ich nach oben schaue, kann ich keinen Vogel entdecken. Mein Mund ist völlig ausgedörrt, und wenn ich schlucke, klingt es sehr laut.

Als ich eine Zeit lang gegangen bin, erreiche ich eine runde, von hohen Bäumen umstandene Lichtung, die an den Boden eines Brunnens erinnert. Sonnenstrahlen dringen wie Scheinwerfer durch die Äste und bedecken die Erde zu meinen Füßen mit Lichtkegeln. Die Lichtung scheint ein ganz besonderer Ort zu sein. Während ich in der Sonne sitze und die spärliche Wärme ihrer Strahlen aufnehme, hole ich einen Schokoriegel aus der Tasche, beiße hinein und genieße es, wie sich die Süße in meinem Mund ausbreitet. Wieder erfahre ich, wie wichtig die Sonne für uns Menschen ist. Jede köstliche Sekunde genieße ich mit meinem ganzen Körper. Die starken Gefühle von Angst und Ohnmacht, die in der letzten Nacht die unzähligen Sterne ausgelöst haben, sind verschwunden. Doch mit der Zeit verändert die Sonne ihren Stand, und das Licht lässt nach. Ich erhebe mich und kehre auf dem Weg, auf dem ich gekommen bin, zur Hütte zurück.

Am Nachmittag ziehen auf einmal dunkle Wolken auf. Der Himmel ist von einer geheimnisvollen Farbe getränkt. Jäh beginnt es heftig zu regnen, sodass das Dach der Hütte und die Scheiben mitleiderregend aufschreien. Ich reiße mir die Kleider vom Leib und renne nackt in den Regen hinaus. Mit Seife wasche ich mir Haare und Körper. Es ist ein herrliches Gefühl. Laut rufe ich sinnlose Worte in die Landschaft. Große, harte

Regentropfen prasseln wie Kiesel auf meinen ganzen Körper. Der peitschende Schmerz erscheint mir wie ein Teil eines religiösen Rituals. Die Schläge treffen mich an den Wangen, den Augenlidern, an Brust, Bauch, Penis, Hoden, am Rücken, am Hintern, an den Beinen. Ich kann die Augen nicht offen halten. Dieser Schmerz hat eindeutig etwas Vertrautes. Ich spüre, dass mir auf dieser Welt grenzenlose Gerechtigkeit widerfährt. Das macht mich glücklich, und ich fühle mich wie befreit. Ich strecke beide Arme gen Himmel, öffne den Mund und trinke das herabströmende Wasser.

Um mich abzutrocknen, gehe ich ins Haus. Ich setze mich auf das Bett und nehme meinen Penis in Augenschein. Er sieht hell und gesund aus, nachdem die Vorhaut sich gerade geschält hat. Auf der Eichel spüre ich noch leicht den Schmerz des prasselnden Regens. Lange betrachte ich dieses seltsame Organ, das mir nicht gehorcht, obwohl es zu mir gehört. Es kommt mir vor wie ein selbständiges Wesen.

Ob Oshima, als er in meinem Alter hier allein war, unter den gleichen sexuellen Schwierigkeiten litt? Wahrscheinlich. Das liegt am Alter. Aber dass er sich *selbst* Abhilfe geschaffen hat, kann ich mir nicht vorstellen. Oshima ist über so etwas erhaben.

»Ich bin anders«, hat er gesagt. Was er damit meinte, weiß ich nicht. Ganz bestimmt hat er es nicht nur so dahingeplappert. Das weiß ich. Und ich weiß auch, dass er sich nicht nur interessant machen will.

Ich strecke die Hand aus, um zu masturbieren, überlege es mir aber anders, denn ich will mir das seltsam reine Gefühl nach dem prasselnden Regen noch eine Weile erhalten. Ich ziehe frische Boxershorts an und atme mehrmals tief ein. Nach hundert Squats kommen hundert Situps. Dabei konzentriere ich mich auf jeden einzelnen Muskel. Nach diesen Übungen ist mein Kopf völlig klar. Der Regen hat aufgehört, die Wolken reißen auf, und die Sonne kommt hervor. Auch die Vögel zwitschern wieder.

ABER DU WEISST DOCH, DASS DIESE RUHE NICHT LANGE ANHÄLT? UND DASS DIESE UNERSÄTTLICHEN TIERE DICH ÜBERALLHIN VERFOLGEN WERDEN. BIS IN DEN TIEFSTEN WALD. SIE SIND ZÄH, HARTNÄCKIG UND ERBARMUNGSLOS, SIE KENNEN KEINE MÜDIGKEIT UND GEBEN NIE AUF. AUCH WENN DU DICH JETZT BEHERRSCHST UND NICHT MASTURBIERT HAST, WERDEN DICH FEUCHTE TRÄUME HEIMSUCHEN, IN DENEN DU DICH VIELLEICHT AN DEINER RICHTIGEN SCHWESTER ODER AN DEINER MUTTER VERGEHEN WIRST. DAS HAST DU NICHT UNTER KONTROLLE. ES GEHT ÜBER DEINE KRAFT. DIR BLEIBT NICHTS ANDERES ÜBRIG, ALS ES ZU AKZEPTIEREN.

DU FÜRCHTEST DICH VOR DEINER FANTASIE. UND VOR DEINEN TRÄUMEN. UND VOR DER VERANTWORTUNG, DIE IM TRAUM BEGINNT. ABER OHNE SCHLAF GEHT ES NICHT, UND IM SCHLAF KOMMEN DIE TRÄUME. IM WACHEN KANNST DU DEINE FANTASIE ZÜGELN, NICHT ABER IM TRAUM.

Ich lege mich mit Kopfhörern aufs Bett und konzentriere mich auf die seltsam glatte Musik von Prince. Bei »Little Red Corvette« macht die erste Batterie schlapp. Die Musik bricht ab, wie von Treibsand verschluckt. Ich nehme die Kopfhörer ab und lausche der Stille. Stille kann man hören. Das weiß ich.

16

Der schwarze Hund erhob sich und führte Nakata in die Küche, aus dem Büro hinaus und ein Stück den dunklen Korridor entlang. Die Küche hatte kaum Fenster, und es war dunkel. Sie war sauber und aufgeräumt, wirkte aber irgendwie steril wie der Chemiesaal einer Schule. Der Hund blieb vor einem großen Kühlschrank stehen, drehte sich um und sah Nakata mit kaltem Blick ins Gesicht.

MACH DIE LINKE TÜR AUF, sagte der Hund leise. Aber Nakata wusste, dass der Hund nicht wirklich sprach. In Wirklichkeit sprach Johnnie Walker. Er redete durch den Hund mit Nakata und sah ihn durch die Augen des Hundes an.

Folgsam öffnete Nakata die avocadogrüne linke Tür des Kühlschranks, der größer war als er selbst. Mit einem trockenen Klacken sprang der Thermostat an, der Motor begann zu brummen. Nebelartiger weißer Dampf schwebte Nakata entgegen. Anscheinend war die Temperatur auf der linken Seite sehr niedrig eingestellt.

Innen waren säuberlich irgendwelche runden Früchte aufgereiht. Ungefähr zwanzig Stück. Abgesehen davon schien der Kühlschrank leer. Nakata bückte sich und betrachtete sie aufmerksam. Als der weiße Dampf sich weitgehend verzogen hatte, erkannte er, dass die aufgereihten Dinger keineswegs Früchte waren, sondern Katzenköpfe. Mehrere in Farbe und Größe verschiedene, abgehackte Katzenköpfe lagen auf drei Fächer verteilt, aufgereiht wie Orangen in einem Obstladen. Alle Köpfe hatte man mit dem Gesicht nach vorn eingefroren. Nakata stockte der Atem.

SCHAU GENAU HIN, befahl der Hund. ÜBERZEUGE DICH MIT EIGENEN AUGEN, OB GOMA DABEI IST.

Wie geheißen nahm Nakata einen Kopf nach dem anderen in Augenschein. Er verspürte keine besondere Furcht dabei. Ihn beherrschte vor allem der Gedanke, die verschwundene Goma zu finden. Sorgfältig inspizierte er einen Kopf nach dem anderen und vergewisserte sich, dass der von Goma nicht darunter war. Kein Zweifel, eine gefleckte Katze war nicht dabei. Die Gesichter der Katzenköpfe wirkten seltsam leer. Keines zeigte einen gequälten Ausdruck, was Nakata seine Aufgabe zumindest ein bisschen erleichterte. Nur wenige hatten die Augen geschlossen, fast alle starrten blicklos auf einen Punkt im Raum.

»Anscheinend ist die kleine Goma nicht dabei«, sagte Nakata mit tonloser Stimme zu dem Hund.

OHNE JEDEN ZWEIFEL?

»Jawohl.«

Der Hund stand auf und geleitete Nakata wieder in das Büro, wo Johnnie Walker ihn noch in der gleichen Haltung auf seinem Lederstuhl erwartete. Als Nakata ins Zimmer trat, tippte er wie zum Gruß an den Rand seines Zylinders und lächelte liebenswürdig. Dann klatschte er zweimal in die Hände, und der Hund verließ den Raum.

»Diese ganzen Katzenköpfe habe ich abgeschnitten«, sagte Johnnie Walker und nahm einen Schluck Whiskey aus seinem Glas. »Ich sammle sie.«

»Dann sind Sie es also, der die Katzen auf dem Bauplatz fängt und tötet, Herr Johnnie Walker.«

»Ich bin Johnnie Walker, der berühmte Katzenmörder.«

»Nakata versteht das nicht. Darf er eine Frage stellen?«

»Natürlich, natürlich«, sagte Johnnie Walker und hielt sein Whiskeyglas in die Höhe. »Frag, was du willst. Ich werde dir bereitwillig Auskunft geben. Damit wir Zeit sparen, musst du mir aber erlauben, etwas vorauszuschicken. Ich will, dass du zunächst erfährst, warum ich Katzen töten und ihre Köpfe

sammeln muss.«

»Genau das möchte Nakata wissen.«

Johnnie Walker stellte sein Glas auf dem Schreibtisch ab und sah Nakata geradewegs ins Gesicht.

»Es ist ein großes Geheimnis, das ich gewöhnlichen Sterblichen nicht in allen Einzelheiten erzähle, aber bei dir will ich heute mal eine Ausnahme machen. Also hüte dich, jemandem davon zu erzählen – wenn du es dennoch tust, glaubt dir ohnehin niemand.«

Johnnie Walker kicherte.

»Nun denn. Ich bringe diese Katzen natürlich nicht nur zu meinem Vergnügen um. So verrückt bin ich nicht. Immerhin ist es ziemlich aufwendig, so viele Katzen zu fangen und zu töten, und ich habe meine Zeit auch nicht gestohlen. Ich töte die Katzen, weil ich ihre Seelen sammle, um eine besondere Flöte daraus herzustellen. Auf ihr spiele ich, um größere Seelen zu fangen. Aus diesen größeren Seelen mache ich wiederum größere Flöten, bis ich am Ende eine große kosmische Flöte anfertigen kann. Doch zuerst sind die Katzen dran. Ihre Seelen muss ich fangen. Das ist mein Ausgangspunkt. Alles muss der Reihe nach geschehen. Die Reihenfolge korrekt einzuhalten ist ein Ausdruck von Respekt. Denn schließlich haben wir es hier ja mit Seelen zu tun, nicht mit Ananas oder Melonen. Nicht wahr?«

»Jawohl«, erwiderte Nakata, aber eigentlich verstand er kein Wort. Flöte? Shakuhachi oder Querflöte? Und wie klang sie? Und überhaupt, was waren Katzenseelen? Diese Frage ging weit über Nakatas Horizont. Er wusste nur, dass er unbedingt die gefleckte Katze Goma finden und zu den Koizumis zurückbringen musste.

»Jedenfalls willst du Goma nach Hause zurückbringen«, sagte Johnnie Walker, als könne er Nakatas Gedanken lesen.

»Jawohl.«

»Das ist deine Mission«, sagte Johnnie Walker. »Wir alle folgen einer Mission im Leben. Das ist ganz natürlich. Bestimmt hast du noch nie den Klang einer Flöte aus den Seelen gefangener Katzen gehört.«

»Nein.«

»Natürlich nicht. Unsere Ohren können sie nicht hören.«

»Eine Flöte, die man nicht hören kann?«

»Genau. Selbstverständlich höre ich sie, denn ich muss sie ja hören können. Doch ihr Klang ist für die Ohren gewöhnlicher Menschen nicht vernehmbar. Selbst wenn man diese Flöte hört, weiß man nicht, dass man sie hört. Man kann sich nicht daran erinnern. Es ist eine wundersame Flöte. Womöglich könntest du sie sogar hören. Wenn ich sie hier hätte, könnten wir es ausprobieren, aber leider habe ich sie nicht dabei«, sagte Johnnie Walker. Dann hob er einen Finger, als sei ihm etwas eingefallen. »Eigentlich habe ich vor, jetzt alle Katzen zu köpfen. Es wird allmählich Zeit, die Ernte einzubringen. Alle Katzen, die auf dem Baugelände zu fangen waren, habe ich eingefangen, höchste Zeit also, das Revier zu wechseln. Auch die gefleckte Goma, die du suchst, gehört zu meiner Ernte. Aber wenn ich ihr den Kopf abschneide, kannst du sie natürlich nicht zu den Koizumis zurückbringen, stimmt’s?«

»Nein, natürlich nicht«, sagte Nakata. Er konnte den Koizumis ja keinen abgeschnittenen Katzenkopf zurückbringen. Wenn die beiden kleinen Mädchen das sähen, würden sie vielleicht nie mehr etwas essen.

»Ich will Goma den Kopf abschneiden. Du willst, dass ich es nicht tue. Unsere Aufgaben und Interessen kollidieren. Das geschieht häufig auf der Welt. Wir sollten ein Geschäft machen. Also, Nakata, wenn du *etwas Bestimmtes* für mich tust, übergebe ich dir Goma heil und gesund.« Nakata hob die Hand und strich sich über seine grauen Stoppeln. Wie immer, wenn er ernsthaft über etwas nachdenken musste.

»Etwas, das Nakata kann?«

»Das habe ich dir doch vorhin schon ausführlich erklärt«, sagte Johnnie Walker mit einem unangenehmen Lächeln.

»Ja, stimmt«, erinnerte sich Nakata. »Haben Sie. Alles schon erklärt. Entschuldigung.«

»Meine Zeit ist knapp. Kommen wir gleich zur Sache. Ich will, dass du mich tötest. Du sollst mir das Leben nehmen.«

Die Hand auf dem Kopf sah Nakata Johnnie Walker lange an.

»Nakata soll Sie töten, Herr Johnnie Walker?«

»Genau«, sagte Johnnie Walker. »Ehrlich gesagt, ich habe das Leben satt, Nakata. Ich lebe schon sehr lange. So lange, dass ich vergessen habe, wie alt ich bin. Ich will nicht mehr weiterleben. Außerdem habe ich genug davon, Katzen zu töten. Aber solange ich am Leben bin, muss ich Katzen töten. Und ihre Seelen sammeln. Sie ordentlich von eins bis zehn aufreihen und wenn ich bei zehn angekommen bin, wieder bei eins anfangen. Das wiederholt sich bis in die Unendlichkeit. Mir reicht's, ich bin müde. Niemandem würde es gefallen, das zu tun. Geachtet wird man dafür auch nicht. Da es sich aber um einen Vertrag handelt, kann ich nicht von mir aus beschließen, damit aufzuhören. Und selber töten kann ich mich auch nicht. Das gehört ebenfalls zu diesem Vertrag. Ich darf nicht Selbstmord begehen. Von solchen Klauseln gibt es noch mehrere. Wenn ich sterben will, kann ich nur jemanden bitten, mich zu töten. Deshalb möchte ich, dass du mich umbringst. Du sollst mich aus Angst und Hass töten. Zuerst fürchtest du mich, dann hasst du mich. Und dann tötest du mich.«

»Wieso –«, sagte Nakata. »Wieso Nakata? Er hat noch nie einen Menschen getötet. So was macht Nakata nicht.«

»Das weiß ich doch. Du hast noch nie einen umgebracht und es auch noch nie vorgehabt. So was liegt dir fern. Aber auf der Welt gibt es Räume, in denen eine solche Logik nicht zählt. Und es gibt Situationen, in denen man etwas tun muss, ob es einem

liegt oder nicht. Das musst du begreifen. Zum Beispiel im Krieg. Du weißt doch, was Krieg ist?«

»Jawohl. Vom Hörensagen. Als Nakata geboren wurde, war gerade ein großer Krieg.«

»Wenn ein Krieg beginnt, werden Soldaten eingezogen. Die Soldaten ziehen mit Gewehren ins Feld und müssen andere Soldaten töten. So viele wie möglich. Ob es jemandem gefällt, Menschen zu töten oder nicht, spielt keine Rolle. Er muss es tun. Sonst wird er von ihnen getötet.«

Johnnie Walker richtete die Spitze seines Zeigefingers auf Nakatas Brust. »Peng!«, sagte er. »Das ist der Kern der menschlichen Geschichte.«

»Also kann der Herr Gouverneur Nakata zum Soldaten machen und ihm befehlen: Töte die Leute?«

»Genau, der Gouverneur kann das befehlen: Töte Menschen!«

Nakata dachte darüber nach, aber konnte in die Gedanken keine Ordnung bringen. Warum sollte der Gouverneur ihm befehlen, Leute zu töten?

»Letzten Endes musst du es dir überlegen. *Es ist ein Krieg.* Und du bist Soldat. Du musst dich hier und jetzt entscheiden. Entweder töte ich die Katzen, oder du tötest mich. Eins von beidem. Du triffst *hier* und *jetzt* deine Wahl. Natürlich ist das, von deiner Warte aus gesehen, eine unfaire Alternative. Aber sind nicht die meisten Alternativen auf der Welt unfair?«

Johnnie Walker schlug hart mit der Hand an seinen Zylinder, wie um sich zu überzeugen, dass er noch richtig auf seinem Kopf saß.

»Nur eins noch, zu deinem Trost – falls du überhaupt Trost benötigst: Ich wünsche mir den Tod von ganzem Herzen. Ich flehe dich geradezu an, mich zu töten. Du tust mir einen Gefallen. Deshalb brauchst du auch kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn du mich tötest. Ich sehne mich nach dem Tod. Es

ist nicht so, dass du einen umbringst, der gar nicht sterben will. Man könnte es eher eine gute Tat nennen.«

Nakata wischte sich mit der Hand die Schweißtropfen ab, die sich an seinem Haaransatz gebildet hatten. »Aber Nakata kann so was nicht. Auch wenn Sie ihm sagen, dass er Sie töten soll. Er weiß ja gar nicht, wie.«

»Verstehe«, sagte Johnnie Walker scheinbar bestürzt. »Da ist was dran. Du weißt nicht, wie. Immerhin ist es das erste Mal, dass du einen Menschen tötest … Ja, klar. Das leuchtet mir ein. Wenn du erlaubst, zeige ich dir eine Methode. Der Trick – Nakata, hör gut zu – besteht darin, nicht zu zögern. Ohne zu überlegen schleunigst zupacken – das ist die ganze Kunst des Tötens. Es sind zwar keine Menschen, aber an ihnen zeige ich dir, wie so was geht. Daraus kannst du was lernen.«

Johnnie Walker erhob sich und holte aus dem Dunkel neben dem Schreibtisch einen großen Lederkoffer hervor. Er stellte ihn auf den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, öffnete ihn und zog, vergnügt vor sich hinpfeifend, wie bei einem Zaubertrick eine Katze daraus hervor. Nakata kannte sie nicht. Es war ein grau getigerter Kater, noch jung, gerade erst erwachsen geworden. Seine Gliedmaßen hingen schlaff herunter, aber die Augen waren geöffnet, und er schien bei Bewusstsein zu sein. Sein Liedchen pfeifend, packte Johnnie Walker die Katze mit beiden Händen, wie man einen gefangenen Fisch hält, und hielt sie hoch. Er pfiff das »Heiho« der Sieben Zwerge aus dem Film *Schneewittchen* von Walt Disney.

»In dem Koffer sind fünf Katzen. Alle habe ich auf dem Baugelände gefangen. Ganz frisch. Katzen, frisch gepflückt, direkt vom Erzeuger. Sie bekommen eine Spritze, die sie lähmt. Keine Betäubung. Deshalb sind ihre Augen offen. Und da sie nicht schlafen, fühlen sie und empfinden Schmerzen. Aber weil ihre Muskeln paralysiert sind, können sie sich nicht bewegen. Nicht einmal den Kopf drehen. Es wäre doch zu unangenehm, wenn sie toben und kratzen würden. Ich nehme also jetzt ein

Messer, schneide ihnen den Bauch auf, nehme ihnen die noch schlagenden Herzen heraus und schneide dann ihre Köpfe ab. Vor deinen Augen. Ihr Blut wird nur so in Strömen fließen. Sie werden große Schmerzen leiden. Würde man dir den Bauch aufschneiden und das Herz herausnehmen, täte es dir bestimmt auch weh. Bei Katzen ist es genauso. Sie haben ein ausgeprägtes Schmerzempfinden. Sie tun mir sehr leid, denn ich bin kein Sadist, der weder auf Blut noch Tränen achtet. Aber ich kann nichts dagegen tun. Ich *muss ihnen wehtun.* Auch das ist eine Vorschrift. Es gibt hier überhaupt mächtig viele Vorschriften, was?«

Johnnie Walker zwinkerte Nakata *zu.*

»Aber Dienst ist Dienst. Und Pflicht ist Pflicht. Ich werde eine nach der anderen erledigen, und als Letzte kommt Goma dran. Du hast also noch ein bisschen Zeit, dich zu entscheiden. Ich töte die Katzen, oder du tötest mich. Eins von beidem.«

Johnnie Walker legte die wehrlose Katze unter den Schreibtisch. Dann öffnete er eine Schublade auf der einen Seite und zog mit beiden Händen ein großes, schwarz eingeschlagenes Bündel hervor. Er schlug das Tuch behutsam auseinander und reihte die Dinge darin auf dem Schreibtisch auf. Eine kleine Kreissäge, Operationsskalpelle in verschiedenen Größen und ein großes Messer. Alles blitzte hell und neu, wie frisch geschärft. Johnnie Walker legte alles auf dem Schreibtisch aus, wobei er liebevoll jede einzelne Klinge prüfte. Nun nahm er aus einer anderen Schublade ein paar Metallteller und stellte auch sie auf den Schreibtisch. Alles schien seinen festen Platz zu haben. Als Letztes holte er noch eine große schwarze Plastiktüte aus einer Schublade. Die ganze Zeit über pfiff er »Heiho«.

»Für alles, mein lieber Nakata, braucht man eine bestimmte Vorgehensweise«, sagte Johnnie Walker. »Man darf nicht zu weit in die Ferne schauen, sonst läuft man Gefahr zu stolpern und zu stürzen. Aber nur direkt vor seine Füße schauen sollte man auch nicht. Denn bei mangelndem Weitblick kann es

geschehen, dass man irgendwo dagegenrennt. Also erweist es sich als das Beste, eins nach dem anderen zu erledigen und dabei gleichzeitig ein wenig nach vorn zu schauen. Das ist das Entscheidende. In jeder Situation.«

Johnnie Walker kniff die Augen zusammen und streichelte eine Weile liebevoll den Kopf der Katze. Dann fuhr er mit der Fingerspitze von oben nach unten über ihren weichen Bauch, nahm ein Skalpell in die rechte Hand und schnitt ohne Vorwarnung und ohne Zögern den Bauch des jungen Katers mit einem Schnitt auf. Es dauerte nicht mehr als einen Augenblick. Der Bauch klaffte der Länge nach auseinander, und die roten Eingeweide quollen heraus. Die Katze öffnete den Mund, um zu schreien, aber es kam kein Laut. Ihre Zunge war gelähmt. Sie schien auch den Mund nicht richtig öffnen zu können. Aber ihre Augen ließen keinen Zweifel daran, welch furchtbare Qualen sie durchlitt. Nakata stellte sich vor, wie heftig diese Schmerzen waren. Nun schoss Blut aus der Wunde. Es lief über Johnnie Walkers Hände und spritzte auf seine Weste. Aber Johnnie Walker achtete überhaupt nicht darauf. »Heiho« pfeifend, steckte er die Hand in den Körper der Katze und schnitt mit einem kleinen Skalpell geschickt ihr Herz heraus. Es war ein kleines Herz. Offensichtlich schlug es noch. Er legte das kleine blutige Herz auf seine Handfläche und streckte es Nakata entgegen.

»Da, das ist das Herz. Schau, es bewegt sich noch.«

Nachdem er es Nakata ein paar Augenblicke lang hingehalten hatte, warf er es sich, als wäre das völlig selbstverständlich, in den Mund und bewegte mahlend seine Kiefer. Ohne etwas zu sagen, genoss er ohne Hast und kaute lange. In seinen Augen lag die reine Glückseligkeit eines Kindes, das eine süße Leckerei verspeist. Schließlich fuhr er sich mit dem Handrücken über die von Blut triefenden Mundwinkel und leckte sich mit der Zungenspitze sorgfältig die Lippen ab.

»Warm und frisch. Es hat sich im Mund noch bewegt.«

Nakata hatte die Szene sprachlos verfolgt und den Blick nicht abwenden können. Er hatte das Gefühl, als beginne sich in seinem Kopf etwas zu drehen. Das ganze Zimmer war vom Geruch frischen Blutes erfüllt.

»Heiho« pfeifend, sägte Johnnie Walker der Katze den Kopf ab. Knirschend durchtrennte die Säge den Knochen. Er hatte geübte Hände, der Knochen war nicht dick, und so dauerte es nicht lange. Dennoch hatte der Ton eine düstere Schwere. Fürsorglich legte er den abgesägten Katzenkopf in eine der Metallschalen. Johnnie Walker trat einen Schritt zurück und betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen, als bewundere er ein Kunstwerk. Dann unterbrach er kurz sein Pfeifen, pulte mit dem Fingernagel einen Fleischrest zwischen den Zähnen hervor, steckte ihn sich wieder in den Mund und kaute genüsslich. Mit sichtlichem Behagen schluckte er seinen Speichel. Zum Schluss öffnete er die schwarze Mülltüte und warf den Katzenkörper, dem der Kopf und das Herz fehlten, achtlos hinein. Wie eine nutzlos gewordene, leere Hülle.

»Das war Nummer eins«, sagte Johnnie Walker und streckte seine blutverschmierten Hände in Nakatas Richtung. »Gute Arbeit, findest du nicht? Noch lebende Herzen zu schnabulieren ist zwar ein netter Nebeneffekt, aber dass man jedes Mal so voller Blut ist, ist kaum zum Aushalten. ›Kann alles großen Neptuns Meer dies Blut absäubern von der Hand? Nein, eher würd die Hand die Meereswassermassen all fleischblutig färben, Grünes kehrn in Rot‹, wie es bei Macbeth heißt. Ganz so schlimm wie dort ist es nicht, aber die Reinigung der Kleidung ist auch kein kleiner Posten. Noch dazu, wo ich diese besondere Kleidung trage. Ein Operationskittel und Handschuhe wären praktischer, aber so etwas darf ich nicht tragen. Wieder so eine *Vorschrift.*«

Nakata sagte nichts. In seinem Kopf arbeitete es. Es roch nach Blut, und in seinen Ohren hallte die Melodie des »Heiho« wider.

Johnnie Walker zog die nächste Katze aus dem Koffer. Ein

weißes Weibchen. Nicht mehr jung. Ihre Schwanzspitze war ein wenig gebogen. Wie bei der vorherigen Katze streichelte Johnnie Walker auch ihr ein Weilchen den Kopf. Dann fuhr er wieder mit dem Finger die Schnittlinie entlang. Langsam und gerade zog er die gedachte Linie von der Kehle bis zum Schritt. Dann nahm er abermals das Messer und trennte ihr in einem Atemzug den Leib auf. Das Gleiche wie zuvor wiederholte sich. Der tonlose Schrei. Die Verkrampfung des kleinen Körpers, die herausquellenden Eingeweide. Das Heraustrennen des pulsierenden Herzens, das er Nakata vor die Nase hielt, sich dann in den Mund warf und gemächlich zerkaute. Wieder lächelte Johnnie Walker zufrieden und wischte sich mit dem Handrücken das Blut ab. Dabei pfiff er ununterbrochen sein »Heiho«.

Nakata ließ sich auf den Stuhl fallen und schloss die Augen. Mit beiden Händen umschloss er den Kopf und presste sich die Fingerspitzen gegen die Schläfen. Ohne Zweifel ging etwas mit ihm vor. Seine heftige Verwirrung bewirkte gewaltige Umwälzungen in seinem Körper. Sein Atem ging unwillkürlich schneller, und er verspürte starke Schmerzen in der Gegend seines Halses. Sein Gesichtsfeld schien sich zu erweitern.

»Nakata, Nakata«, rief Johnnie Walker gut gelaunt. »So geht das aber nicht! Jetzt beginnt die Hauptvorstellung. Das war erst das Vorspiel. Zum Aufwärmen. Jetzt kommt ein alter Freund von dir. Trara! Mach die Augen auf, damit du auch was siehst. Jetzt wird’s erst lustig. Du musst wissen, dass ich lange überlegt habe, um diese Glanznummer vorzubereiten.«

»Heiho« pfeifend, zog er die nächste Katze hervor. Der auf dem Stuhl zusammengesunkene Nakata schlug die Augen auf und sah die Katze an. Es war Kawamura. Er starrte Nakata an, und Nakata schaute in Kawamuras Augen, aber er konnte nicht denken. Er konnte nicht aufstehen.

»Eigentlich muss ich euch ja nicht vorstellen, aber wir wollen doch einigermaßen die Form wahren«, sagte Johnnie Walker.

»Also, das ist Herr Kawamura. Und das Herr Nakata. Die Herren kennen einander bereits.«

Wie im Theater zog Johnnie Walker routiniert seinen Zylinder vor Nakata und dann vor Kawamura.

»Zuerst die übliche Begrüßung, doch danach beginnt sogleich der Abschied. *Hello, Good bye* – wie Blüten im Sturm, das ganze Leben ist ein Abschied«, sagte Johnnie Walker und liebkoste mit dem Finger Kawamuras weichen Bauch. Es war ein sehr liebevolles, sanftes Streicheln.

»Jetzt ist es Zeit, Schluss zu machen, Nakata. Schluss, Ende. Die Zeit ist abgelaufen, und Johnnie Walker hat keine Skrupel. Im Wortschatz des berühmten Katzenmörders Johnnie Walker ist ein Wort wie ›Skrupel‹ nicht enthalten.«

Sogleich schnitt Johnnie Walker völlig skrupellos Kawamuras Bauch auf. Kawamuras Schrei war zu hören. Seine Zunge war nicht vollständig gelähmt. Vielleicht war es auch ein besonderer Schrei, der nur für Nakatas Ohren vernehmbar war. Es war ein entsetzlicher Schrei, der ihm das Blut in den Adern erstarren ließ. Nakata schloss die Augen und umfasste mit beiden Händen seinen Kopf. Er merkte, dass seine Hände stark zitterten.

»Augen auf«, befahl Johnnie Walker knapp. »Auch das gehört zu *den* Vorschriften. Die Augen sind nicht zu schließen. Wer sie dennoch schließt, macht alles nur schlimmer. Durch Augenschließen verschwindet doch nichts. Im Gegenteil, wenn du beim nächsten Mal die Augen auflässt, kommt es dir noch schrecklicher vor. So ist eben die Welt, in der wir leben, mein lieber Nakata. Und wir müssen wacker die Augen aufhalten. Die Augen zu verschließen ist etwas für Schwächlinge. Nur Feiglinge wenden den Blick von der Realität ab. Auch wenn du Augen und Ohren verschließt, tickt die Zeit. Tick-tack, tick-tack.«

Gehorsam schlug Nakata die Augen auf. Nachdem sich Johnnie Walker davon überzeugt hatte, verspeiste er

demonstrativ Kawamuras Herz. Er aß es noch langsamer und genüsslicher als die anderen.

»Weich und warm, wie frische Aalleber«, sagte er. Er steckte seinen blutverschmierten Zeigefinger in den Mund, lutschte daran, zog ihn heraus und hielt ihn in die Höhe. »Wer diesen Geschmack einmal gekostet hat, wird süchtig danach und kann ihn nicht vergessen. Besonders diese dickflüssige Konsistenz des Blutes ist unbeschreiblich.«

Er wischte mit einem Tuch das geronnene Blut ab, das am Skalpell klebte, und trennte dann fröhlich pfeifend Kawamuras Kopf mit der Kreissäge ab, deren winzige Zähne sich knirschend durch die Knochen frästen. Blut spritzte.

»Bitte, Herr Johnnie Walker, Nakata kann das nicht mehr aushalten.«

Johnnie Walker hörte auf zu pfeifen, unterbrach sein Tun, hob die Hand an die Seite seines Gesichts und kratzte sich am Ohrläppchen.

»Geht nicht, mein lieber Nakata. Im Augenblick passt das sehr schlecht. Bedauerlicherweise kann ich jetzt nicht ›gut, ich verstehe‹ sagen und aufhören. Ich hab's dir gesagt – wir sind im Krieg, und es ist sehr schwierig, einen einmal begonnenen Krieg mittendrin zu beenden. Ist das Schwert einmal gezogen, muss Blut vergossen werden. Das hat nichts mit Vernunft oder Logik zu tun. Und auch nichts mit mir. Es ist nur eine Vorschrift. Das heißt, wenn du nicht willst, dass noch mehr Katzen getötet werden, bleibt dir nichts anderes übrig, als mich zu töten. Aufstehen, alle Kraft zusammennehmen und entschlossen töten. Und *zwar jetzt sofort.* Dann ist alles vorbei. Endgültig.«

Johnnie Walker sägte nun pfeifend Kawamuras Kopf zu Ende ab und warf den kopflosen Kadaver schwungvoll in den Müllsack. Drei Katzenköpfe lagen nun auf der Metallplatte. Trotz der durchlittenen Qualen waren die Gesichter ausdruckslos, seltsam leer, wie die Gesichter der Katzen im

Kühlschrank.

»Die nächste ist eine Siamkatze«, tönte Johnnie Walker und zog eine schlaffe Siamkatze aus der Tasche. Natürlich war es Mimi.

»Der Name kommt von ›Sie nennen mich Mimi‹, nicht? Aus der Oper von Puccini. Bestimmt vermag diese Katze die Atmosphäre eleganter Koketterie nachzuempfinden. Auch ich liebe Puccini. Seine Musik hat etwas Zeitloses. Sie ist populär, aber seltsamerweise nicht altmodisch. Eine fantastische künstlerische Leistung.«

Johnnie Walker pfiff eine Passage aus »Sie nennen mich Mimi«.

»Es war ein schweres Stück Arbeit, Mimi zu fangen, das kann ich dir sagen. Alert und vorsichtig ist sie und sehr schnell im Kopf, sodass ich sie lange nicht erwischen konnte. Die Schwierigste der Schwierigen. Aber auf der ganzen weiten Welt gibt es keine Katze, die den Händen des berühmten, beispiellosen Katzenmörders, Seiner Exzellenz Herr Johnnie Walker, entkommen kann. Ich will mich nicht loben, ich konstatiere lediglich den Umstand, dass es sehr schwer war, sie zu fangen …. Doch voilà, hier ist sie, die Siamkatze Fräulein Mimi. Siamkatzen liebe ich über alles. Du kannst es nicht wissen, aber Siamkatzenherz ist eine Delikatesse. Es schmeckt süperb. Wie Trüffel. Alles in Ordnung, kleine Mimi. Keine Sorge. Dein niedliches warmes Herzchen wird dem alten Johnnie Walker köstlich munden. Oh, wie es pocht!«

»Herr Johnnie Walker!«, sagte Nakata mit einer Stimme, die er tief aus seinem Bauch herauszupressen schien. »Bitte, hören Sie auf damit. Wenn Sie weitermachen, wird Nakata verrückt. Nakata hat das Gefühl, nicht mehr Nakata zu sein.«

Johnnie Walker legte Mimi auf den Schreibtisch. Langsam ließ er seinen Finger wie gewohnt in gerader Linie über ihren Bauch kriechen.

»Du bist nicht mehr du«, sagte er ruhig und ließ sich die Wörter auf der Zunge zergehen. »Das ist sehr wichtig, mein lieber Nakata. Das heißt, ein Mensch ist kein Mensch mehr, nicht wahr?«

Johnnie Walker nahm ein neues Skalpell vom Schreibtisch, eins, das er noch nicht benutzt hatte, und prüfte mit dem Finger die Schärfe der Klinge. Dann schnitt er sich versuchsweise rasch in den Handrücken. Sogleich quoll Blut hervor und tropfte auf den Schreibtisch. Auch auf Mimi fielen Blutstropfen. Johnnie Walker kicherte. »Ein Mensch ist kein Mensch mehr«, wiederholte er. »Du bist nicht mehr du. Das ist es, Nakata! Herrlich. Jedenfalls ist es sehr wichtig. ›O du! Skorpione stechen mir durchs Hirn!‹ – wieder Macbeth.«

Nakata erhob sich wortlos von seinem Sitz. Niemand, nicht einmal Nakata selbst, wäre imstande gewesen, diese Tat aufhalten. Er tat einen großen Schritt nach vorn und griff unbeirrt nach dem Messer, das auf dem Schreibtisch lag. Es war groß und hatte die Form eines Steakmessers. Nakata umklammerte den Holzgriff und stieß Johnnie Walker die Klinge skrupellos fast bis zum Heft in die Brust. Er stach einmal in die schwarze Weste, zog das Messer heraus und stach abermals mit aller Kraft zu. Ein lautes Geräusch ertönte nah an seinem Ohr. Zuerst wusste Nakata nicht, was es war. Es war Johnnie Walkers lautes Gelächter. Ungeachtet des Messers tief in seiner Brust und des hervorquellenden Blutes lachte er anhaltend und lauthals.

»Genau, so ist es gut«, rief er. »Du hast mich skrupellos erstochen. Ausgezeichnet!«

Auch als er zu Boden stürzte, lachte Johnnie Walker immer weiter.

»Hahahahahahaha.« Ein unheimliches, unerträgliches Gelächter, das sich freilich bald in ein Schluchzen verwandelte, als aus seiner Kehle Blut hervorsprudelte. Nun klang es wie das

Gurgeln eines verstopften Abflussrohrs. Dann durchliefen heftige Krämpfe seinen ganzen Körper, und aus seinem Mund brach ein Schwall von Blut hervor, mit dem mehrere schleimige, schwarze Klumpen herausstürzten. Es waren die Katzenherzen, die er gerade verschlungen hatte. Die blutige Flut ergoss sich über den Schreibtisch und über Nakatas Golfanzug, sodass Johnnie Walker und Nakata nun beide völlig von Blut überströmt waren. Auch Mimi, die auf dem Schreibtisch lag, war voller Blut.

Auf einmal sank Johnnie Walker Nakata vor die Füße und starb. Daran gab es keinen Zweifel. Er legte sich auf die Seite und rollte sich zusammen wie ein Kind in einer kalten Nacht. Mit der linken Hand fasste er sich an den Hals, während seine rechte gerade nach vorn gestreckt war, als greife er nach etwas. Die Krämpfe verebbten, und auch das laute Lachen erstarb ganz von selbst. Nur der leichte Schatten seines kalten Lächelns blieb, als wäre es durch irgendeine Reaktion für immer dort fixiert. Auf dem Dielenboden breitete sich eine Blutlache aus, der Zylinder war Johnnie Walker vom Kopf gefallen, als er zu Boden stürzte, und in eine Ecke des Zimmers gerollt. Das Haar an Johnnie Walkers Hinterkopf war schütter, sodass die Kopfhaut hervorschaute. Ohne seinen Hut wirkte er ältlich und etwas kläglich.

Nakata ließ das Messer fallen. Das Metall schepperte laut, als es auf dem Boden aufschlug. Ein Ton, als wäre das Zahnrad einer großen Maschine um einen Zahn vorgerückt. Lange stand Nakata reglos neben der Leiche. Im Zimmer herrschte Totenstille. Die einzige Bewegung war das geräuschlos fließende Blut. Die Lache breitete sich allmählich immer mehr aus. Endlich kam Nakata wieder zu sich und hob die auf dem Schreibtisch liegende Mimi auf. Ihr Körper war warm und schlaff. Obwohl sie voller Blut war, schien sie nicht verletzt zu sein. Sie starrte Nakata an, als wolle sie etwas sagen. Doch die Wirkung der Droge hinderte sie am Sprechen.

Nun entdeckte Nakata in dem Koffer auch Goma und hob sie mit der rechten Hand hoch. Auch wenn er sie nur von dem Foto her kannte, empfand er eine natürliche Rührung, wie beim Wiedersehen mit einer alten Bekannten.

»Kleine Goma«, sagte Nakata.

Beide Katzen im Arm, setzte er sich auf das Sofa.

»Jetzt geht's nach Hause«, sagte er zu ihnen, aber er konnte nicht aufstehen. Von irgendwoher tauchte der schwarze Hund wieder auf und legte sich neben Johnnie Walkers Leiche. Vielleicht leckte er an dem Blut, das sich wie ein See auf dem Boden ausbreitete. Aber Nakata wusste es nicht genau. Sein Kopf fühlte sich schwer und benommen an. Er seufzte tief und schloss die Augen. Das Bewusstsein schwand ihm, und er versank in lichtlose Dunkelheit.

17

Es ist meine dritte Nacht in der Hütte. Inzwischen habe ich mich an den Tagesablauf, an die Stille und auch an die undurchdringliche Dunkelheit gewöhnt. Ich fürchte die Nacht nicht mehr. Ich entzünde Holz im Ofen, stelle meinen Stuhl davor und lese. Wenn ich zum Lesen zu müde werde, starre ich leer in die Flammen, von deren Anblick ich nie genug bekommen kann. Sie haben die verschiedensten Formen und Farben und bewegen sich frei und ungehindert wie Lebewesen. Sie werden geboren, vereinigen sich, trennen sich, sterben und verlöschen.

Wenn keine Wolken da sind, gehe ich ins Freie und schaue in den Himmel. Auch die Sterne geben mir nicht mehr dieses Gefühl von Ohnmacht. Mittlerweile empfinde ich sie als Vertraute. Jeder einzelne von ihnen strahlt anders. Ich habe mir ein paar gemerkt, um ihre individuelle Art zu scheinen zu beobachten. Manchmal funkelt ein Stern so stark, als sei ihm gerade etwas Wichtiges eingefallen. Der Mond scheint hell und bleich, und wenn ich genau hinsehe, kann ich einzelne Felsen unterscheiden. In dieser Zeit kann ich nichts denken. Nur mit angehaltenem Atem schauen.

Die Akkus von meinem Discman sind leer, aber keine Musik hören zu können macht mir weniger aus, als ich vermutet hätte. Andere Geräusche sind an ihre Stelle getreten. Das Gezwitscher der Vögel, das Zirpen verschiedener Insekten, das Murmeln des Baches, das Rauschen der Blätter im Wind, irgendein Getrappel auf dem Dach der Hütte und das Prasseln von Regentropfen. Hin und wieder dringen Laute an mein Ohr, die ich mir nicht zu erklären oder in Worte zu fassen vermag … Bisher ist mir nie bewusst gewesen, wie viele schöne, frische, natürliche Geräusche es auf der Erde gibt. Ich bin für diese wichtigen

Dinge völlig blind und taub gewesen. Um das Versäumte nachzuholen, sitze ich lange mit geschlossenen Augen und angehaltenem Atem auf der Veranda und versuche, die einzelnen Laute zu unterscheiden.

Auch den Wald fürchte ich nun nicht mehr. Ich bringe ihm eine natürliche Achtung entgegen und verspüre inzwischen sogar eine gewisse Zuneigung zu ihm. Natürlich kann ich ihn nur im Umkreis der Hütte auf dem Weg betreten. Vom Weg abzuweichen gestatte ich mir nicht. Solange ich mich an diese Regel halte, besteht keine Gefahr. Der Wald akzeptiert mich schweigend. Oder er übersieht mich. Dennoch teilt er seine Schönheit und seinen Frieden mit mir. Würde ich freilich sein Gesetz brechen, würden mich gewiss die in der Stille lauernden Tiere mit ihren scharfen Klauen packen.

Immer wieder gehe ich den ausgekundschafteten Weg ab und sonne mich auf der kleinen runden Lichtung im Wald. Mit geschlossenen Lidern lausche ich dem Wind in den Bäumen und nehme den Sonnenschein in mich auf. Umgeben vom schweren Duft der Pflanzen lausche ich dem Flügelschlag der Vögel und dem Rascheln der Farne. Wie von aller Last befreit, hebe ich ein wenig vom Boden ab und schwebe. Dieser Zustand hält natürlich nicht lange an. Wenn ich die Augen öffne und den Wald verlasse, löst er sich auf. Er ist nur ein vorübergehendes Gefühl, aber dennoch eine überwältigende Erfahrung. Immerhin schwebe ich in der Luft.

Mehrmals regnet es heftig und hört immer gleich wieder auf. In den Bergen wechselt das Wetter schnell. Bei jedem Regen laufe ich nackt ins Freie und wasche mir den ganzen Körper mit Seife. Wenn ich von meinen Übungen verschwitzt bin, ziehe ich mich ganz aus und sonne mich nackt auf der Veranda, trinke jede Menge Tee und vertiefe mich in meine Lektüre. Nach Sonnenuntergang setze ich mich zum Lesen an den Ofen. Ich lese Bücher über Geschichte, Naturwissenschaften, Ethnologie, Mythologie, Soziologie, Psychologie, und ich lese Shakespeare.

Ich lese die Bücher nicht von vorn bis hinten durch, sondern nur die Stellen, die mir bedeutsam erscheinen, und zwar mehrmals und so lange, bis ich sie verstehe. So habe ich das Gefühl, dass die verschiedenen Kenntnisse, die ich mir auf diese Weise aneigne, ihren Platz in meinem Kopf finden. Wie wunderbar es wäre, wenn ich für immer hier bleiben könnte. Im Regal stehen eine Menge Bücher, die ich lesen will, und Essensvorräte sind auch noch genügend übrig. Andererseits weiß ich selbst, dass mein Aufenthalt hier nicht mehr als eine Übergangslösung ist. Bald werde ich Abschied nehmen müssen. Es ist zu heiter, zu natürlich und zu vollkommen hier. Das ist mir jetzt noch nicht vergönnt. Es ist noch zu früh – wahrscheinlich.

Am Vormittag des vierten Tages kommt Oshima. Kein Motorgeräusch ist zu hören. Er kommt zu Fuß mit einem kleinen Rucksack auf dem Rücken den Weg hinauf. Ich sitze splitternackt auf der Veranda, ohne zu bemerken, wie seine Schritte sich nähern, denn ich bin in der Sonne eingedöst. Vielleicht hat er sich auch zum Spaß angeschlichen. Leise steigt er die Veranda hinauf, streckt die Hand aus und berührt mich leicht am Kopf. Erschrocken springe ich hoch und greife nach einem Handtuch, um mich zu bedecken, aber es ist nicht in Reichweite.

»Mach dir nichts draus«, sagt Oshima. »Wenn ich allein hier war, habe ich mich auch immer nackt gesonnt. Es tut gut, auch einmal die Körperteile der Sonne auszusetzen, an die sonst kein Licht kommt, oder?«

Nackt vor Oshima zu stehen, nimmt mir fast den Atem. Mein Schamhaar, mein Penis und meine Hoden sind von der Sonne beschienen. Sie wirken sehr angreifbar und verletzlich. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Mich hektisch zu verhüllen, dafür ist es jetzt ohnehin zu spät.

»Hallo«, sage ich. »Sind Sie zu Fuß gekommen?«

»Es ist so herrliches Wetter, dass ich mich nicht bremsen konnte. Ich hab das Auto am Tor stehen lassen und bin heraufgewandert«, sagt er und reicht mir das Handtuch, das über dem Geländer hängt. Ich wickle es mir um die Hüften und kann mich endlich etwas entspannen.

Ein Liedchen summend setzt er Wasser auf, rührt in die Milch aus seinem Rucksack eine Backmischung, erhitzt eine Pfanne und backt Pfannkuchen. Mit Butter und Sirup. Salat, Tomaten und Zwiebeln hat er auch mitgebracht. Beim Zubereiten des Salats hantiert er sehr vorsichtig und langsam mit dem Messer. Wir essen zu Mittag.

»Wie waren die drei Tage?«, fragt Oshima, während er seinen Pfannkuchen schneidet.

Ich erzähle ihm, wie viel Spaß mir das Leben hier macht, behalte jedoch für mich, dass ich in den Wald gegangen bin. Irgendwie finde ich es so besser.

»Das freut mich«, sagt Oshima. »Ich hab mir schon gedacht, dass es dir gefällt.«

»Aber jetzt fahren wir in die Stadt zurück.«

»Ja, jetzt geht’s zurück in die Stadt.«

Wir treffen unsere Vorbereitungen. Packen rasch alles zusammen und räumen die Hütte auf. Waschen das Geschirr ab, stellen es in den Schrank und reinigen den Ofen. Gießen das Wasser im Eimer aus und schließen das Ventil der Propangasflasche. Fegen den Boden und wischen Tisch und Stühle ab. Schaufeln ein Loch und vergraben den Abfall. Jedes Fitzelchen Plastik nehmen wir mit.

Oshima schließt die Hütte ab. Noch einmal wende ich mich um und werfe einen Blick zurück. Obwohl die Hütte gerade noch ganz real gewesen ist, kommt sie mir jetzt irgendwie unwirklich vor. Die Dinge dort scheinen schon nach wenigen Schritten ihre

Realität zu verlieren. Sogar mein Ich, das gerade noch dort gewesen ist, kommt mir unwirklich vor. Bis zu der Stelle, an der Oshima seinen Wagen abgestellt hat, braucht man zu Fuß etwa eine halbe Stunde. Auf dem Weg hinunter sprechen wir kaum. Oshima singt die ganze Zeit eine Melodie vor sich hin. Ich hänge unzusammenhängenden Gedanken nach.

Beinahe unsichtbar zwischen den Bäumen wartet der kleine grüne Sportwagen auf Oshimas Rückkehr. Damit sich kein Fremder dorthin verirrt (oder dort eindringt), schließt Oshima das Tor, wickelt die Kette zweimal herum und lässt das Schloss einschnappen. Mein Rucksack wird wie auf der Herfahrt hinten auf den Gepäckträger gebunden. Oshima öffnet das Verdeck. »Wir fahren jetzt in die Stadt zurück«, sagt er.

Ich nicke.

»Es ist fantastisch, allein in der Natur zu leben, aber es ist nicht leicht, sein Leben dort zu verbringen«, sagt Oshima. Er setzt seine Sonnenbrille auf und schnallt sich an.

Auch ich lege meinen Sicherheitsgurt an.

»Theoretisch kann man das – es gibt wirklich solche Menschen. Doch in gewissem Sinne ist die Natur unnatürlich. Der Frieden ist bedrohlich. Man muss die Erfahrung und Bereitschaft haben, diesen Antagonismus zu akzeptieren. Also fahren wir erst mal in die Stadt zurück. In die Betriebsamkeit der menschlichen Gesellschaft.«

Oshima gibt Gas und fährt die Bergpiste hinunter. Anders als auf der Hinfahrt fährt er gelassen und ohne Hast. Er genießt die sich vor uns ausbreitende Landschaft und den Fahrtwind, der seine langen Stirnhaare zaust und uns in die Sitze drückt. Bald ist die Piste zu Ende, und wir gelangen auf die schmale, aber asphaltierte Straße. Kleine Dörfer und Felder kommen in Sicht.

»Wo wir gerade bei Widersprüchen sind«, sagt Oshima, als sei ihm das plötzlich eingefallen. »Seit ich dir das erste Mal begegnet bin, habe ich das Gefühl, dass du, obwohl du dringend

nach irgendetwas auf der Suche bist, gleichzeitig verzweifelt davor fliehst. Diesen Eindruck machst du auf mich.«

»Was suche ich denn?«

Oshima schüttelt den Kopf. Er schaut in den Rückspiegel und runzelt die Stirn. »Ja, was wohl? Das weiß ich doch nicht. Ich habe nur meinen Eindruck geäußert.«

Ich schweige.

»Meiner Erfahrung nach läuft es so: Je dringender man etwas sucht, desto weniger findet man es. Aber wenn man einer Sache entkommen will, stößt man wie von selbst auf sie. Das ist natürlich eine Binsenweisheit.«

»Wie ließe sie sich denn in meinem Fall anwenden? Wenn ich, wie Sie sagen, etwas suche, aber gleichzeitig auch auf der Flucht davor bin?«

»Eine schwierige Frage«, sagt Oshima und lacht. Es vergeht eine Weile, bis er wieder spricht. »Ich würde sagen: Du wirst diesem Etwas, das du suchst, nicht in der Form begegnen, die du erwartest.«

»Klingt wie eine unheilvolle Prophezeiung.«

»Kassandra.«

»Kassandra?«, fragte ich.

»Eine griechische Tragödie. Kassandra war eine Wahrsagerin und Prinzessin von Troja. Sie wurde Tempelpriesterin und erhielt von Apollo die Gabe der Prophetie. Dafür sollte sie sich ihm hingeben, und als sie sich weigerte, verfluchte er sie. Die griechischen Götter sind eher mythisch als religiös zu sehen. Immerhin haben sie die gleichen charakterlichen Mängel wie wir Menschen. Sie sind jähzornig, launisch, eifersüchtig und vergesslich.«

Er nahm eine kleine Dose mit Zitronendrops aus dem Handschuhfach und warf sich eins in den Mund. Als er mir auch einen anbot, nahm ich ihn und steckte ihn in den Mund.

»Was war das für ein Fluch?«

»Der Fluch, der über Kassandra ausgesprochen wurde?«

Ich nicke.

»Ihre Weissagungen sollten immer eintreffen, aber niemand würde sie glauben. Das war der Fluch des Apollo. Kassandras Weissagungen waren immer unheilvoll – Verrat, Unglück, Niederlagen des Landes.

Daher glaubten ihr die Menschen nicht, sondern verachteten und hassten sie. Falls du sie noch nicht kennst, solltest du die Stücke von Euripides und Aischylos lesen. Darin werden die essentiellen Probleme ihrer Zeit sehr deutlich beschrieben. Durch den Chorus.«

»Chorus?«

»Im griechischen Theater trat ein Chor auf, der hinter der Bühne stand, das Geschehen kommentierte, für die tieferen Bewusstseinsschichten der dargestellten Personen sprach und ihnen zuweilen heftig zuredete. Eine sehr praktische Einrichtung. Manchmal glaube ich, es wäre gut, auch so eine Gruppe hinter mir zu haben.«

»Haben Sie die Gabe der Weissagung, Herr Oshima?«

»Nein«, sagt er. »Zum Glück – oder zu meinem Unglück – besitze ich sie nicht. Wenn es sich so anhört, als würde ich andauernd nur Unheil verkünden, liegt das daran, dass ich ein überaus vernünftiger Realist bin. Im Allgemeinen neige ich zur Deduktion, und das hört sich oft an wie negative Voraussagen. Warum? Weil die Realität für mich die Summe eingetretener schlechter Prophezeiungen ist. Das ist ja nicht schwer zu begreifen. Man braucht nur an einem x-beliebigen Tag eine Zeitung aufzuschlagen und die darin enthaltenen guten und schlechten Nachrichten gegeneinander abzuwägen.«

In jeder Kurve schaltet Oshima behutsam herunter. Er schaltet geschmeidig, ohne dass der Wagen ruckelt. Lediglich das

Geräusch des Motors verändert sich dabei.

»Eine gute Nachricht habe ich immerhin«, verkündet Oshima.

»Wir haben beschlossen, dich aufzunehmen. Du wirst Angestellter der Komura-Bibliothek. Du bist ganz sicher dafür qualifiziert.«

Spontan sehe ich Oshima an. »Heißt das, dass ich in der Komura-Bibliothek arbeiten werde?«

»Präziser ausgedrückt, du wirst von jetzt an ein Teil der Komura-Bibliothek sein. Du wirst in der Bibliothek übernachten und dort leben. Wenn sie geöffnet ist und auch, wenn sie geschlossen ist. Du führst ein geregeltes Leben und bist kräftig, also wird die Arbeit keine große Belastung für dich sein. Aber für mich und Frau Saeki wird deine Anwesenheit eine große Erleichterung bedeuten, denn wir sind beide nicht besonders kräftig. Du hast ein paar tägliche Pflichten. Nichts Schwieriges – zum Beispiel, einen guten Kaffee für mich zu kochen oder kleine Einkäufe zu erledigen … Ein Zimmer steht dir zur Verfügung. Ein der Bibliothek angeschlossenes Zimmer mit Dusche. Früher war es ein Gästezimmer, aber da wir keine Gäste mehr haben, wird es nicht mehr benutzt. Dort wirst du wohnen. Das Praktischste daran ist, dass du so viel lesen kannst, wie du magst.«

»Wie …«, setze ich an, aber mir fehlen die Worte.

»Wie das möglich ist?«, ergänzt Oshima. »Im Prinzip ganz einfach. Ich verstehe dich, und Frau Saeki versteht mich. Ich akzeptiere dich, und Frau Saeki akzeptiert mich. Auch dass du erst fünfzehn und von zu Hause abgehauen bist, stellt kein besonderes Problem dar. Was hältst du davon, ein Teil der Bibliothek zu werden?«

Ich überlege. »Ich wollte ein Dach über dem Kopf und einen Platz zum Schlafen«, sage ich dann. »Mehr nicht. Über alles Weitere habe ich nicht nachgedacht. Ich weiß nicht genau, was es heißt, ein Teil der Bibliothek zu sein. Aber ich bin sehr

dankbar, dass Sie mich in der Bibliothek wohnen lassen. Dann brauche ich auch nicht mehr mit der Bahn dorthin zu fahren.«

»Dann ist es also entschieden«, sagt Oshima. »Ich bringe dich jetzt hin. Und du wirst *ein Teil der Bibliothek.*«

Wir fahren die Landstraße entlang und lassen mehrere Ortschaften hinter uns. Riesige Werbeschilder für Kreditbüros, übertrieben grell aufgemachte Tankstellen, gläserne Raststätten, ein *Love Hotel in* Form eines europäischen Schlosses, ein Videoverleih, von dem nur noch das kaputte Schild übrig ist, Pachinko-Hallen mit riesigen Parkplätzen – das sind die Anblicke, die nun vor unseren Augen auftauchen. Mac-Donald's, Seven Eleven, Lawson, Sky Lark, Denise … Die von Lärm erfüllte Wirklichkeit holt uns ein. Druckluftbremsen großer Lastwagen, Hupen, Abgase. Plötzlich sind die heimeligen Flammen im Ofen, das Funkeln der Sterne und die Stille des Waldes, die mich bis gestern begleitet haben, in weiter Ferne verschwunden. Ich kann mich nicht einmal mehr richtig an sie erinnern.

»Ich möchte dir ein bisschen von Frau Saeki erzählen«, sagte Oshima. »Meine Mutter war als kleines Mädchen ihre Klassenkameradin und ist eng mit ihr befreundet. Meine Mutter sagt, Frau Saeki sei ein hochintelligentes Kind mit hervorragenden Noten gewesen. Sie konnte ausgezeichnete Aufsätze schreiben, war eine Sportskanone und spielte außerdem sehr gut Klavier. In allem war sie die Beste. Dazu noch ausgesprochen hübsch. Das ist sie natürlich immer noch, oder?«

Ich nicke.

»Seit der Grundschule hatte sie einen festen Freund, den ältesten Sohn der Komuras. Die beiden waren im gleichen Alter, ein hübsches Mädchen und ein hübscher Junge. Wie Romeo und Julia. Sie waren sogar entfernte Verwandte. Ihre Elternhäuser lagen nah beieinander, alles, was sie taten, taten sie gemeinsam,

und überall gingen sie zusammen hin. Sie fühlten sich ganz spontan zueinander hingezogen, und als sie größer waren, verliebten sie sich ineinander. Kurzum, sie waren ein Herz und eine Seele. So hat meine Mutter es mir erzählt.«

Als wir an einer Ampel halten, schaut er in den Himmel. Bei Grün gibt er Gas und überholt einen Tankwagen.

»Erinnerst du dich an das, was ich dir einmal in der Bibliothek erzählt habe? Dass die Menschen stets auf der Suche nach ihrer anderen Hälfte sind?«

»Die Geschichte von den drei Geschlechtern?«

»Genau die. Von Aristophanes. Die meisten von uns sind zu einem kümmerlichen Dasein auf der verzweifelten Suche nach ihrer anderen Hälfte verdammt. Doch Frau Saeki und ihr Freund brauchten nicht zu suchen. Die beiden hatten tatsächlich ihr Gegenüber gefunden.«

»Sie hatten Glück.«

Oshima nickt. »Unbeschreibliches Glück. Bis zu einem gewissen Punkt.«

Oshima streicht sich wie nach dem Rasieren mit der Handfläche über die Wangen. Auf seinen Wangen ist jedoch nicht eine Bartstoppel zu sehen. Sie sind glatt wie Porzellan.

»Mit achtzehn ging der junge Mann nach Tokyo an die Universität. Seine Noten waren gut, er wollte studieren. Und außerdem die Großstadt kennen lernen. Sie schrieb sich an einer hiesigen Musikhochschule ein und beschloss, im Hauptfach Klavier zu studieren. Die Gegend hier ist konservativ, und auch sie war konservativ erzogen. Sie war die einzige Tochter, und ihre Eltern wünschten nicht, dass sie nach Tokyo ging. So wurden die beiden zum ersten Mal in ihrem Leben getrennt. Als hätten die Götter sie mit einem Messer auseinander geschnitten.

Natürlich schrieben sich die beiden fast täglich. ›Wahrscheinlich ist es wichtig, einmal auf diese Weise getrennt

zu sein‹, schrieb er. ›Dadurch können wir uns vergewissern, wie sehr wir einander wirklich lieben und brauchen.‹ Sie war freilich nicht dieser Meinung, denn sie wusste, dass ihre Verbindung so durch und durch wahrhaftig war, dass sie keiner oberflächlichen Prüfung bedurfte. Es war eine schicksalhafte Verbindung, wie sie bei einer Million Menschen einmal vorkommt, und diese Trennung war von vornherein eine Unmöglichkeit. Das wusste sie. Er wusste es nicht. Oder falls er es wusste, konnte er es nicht ohne weiteres akzeptieren. Also ging er nach Tokyo. Wenn sie diesen Test bestanden, würde ihre Verbindung nur desto fester werden. Männer denken manchmal so.

Mit neunzehn schrieb sie ein Gedicht, das sie vertonte und auf dem Klavier spielte. Die Melodie war melancholisch, unschuldig und besaß eine reine Schönheit. Der Text hingegen war voller Symbolik, meditativ, ja geradezu esoterisch. Andererseits wirkte er auch unverbraucht und frisch. Sowohl Text als Melodie waren, unnötig zu erwähnen, die Verdichtung ihrer Sehnsucht nach dem fernen Geliebten.

Ein paar Mal sang sie das Lied vor Leuten. Eigentlich war sie zwar eher schüchtern, aber sie sang gern und hatte schon in der Schulzeit eine Folkloregruppe gegründet. Einer der Zuhörer war so begeistert, dass er eine Demo-Kassette anfertigte und sie an den ihm bekannten Chef einer Plattenfirma schickte. Dem gefiel das Lied auch ausnehmend gut, er lud Saeki-san nach Tokyo ein und ließ offiziell eine Aufnahme machen.

So fuhr sie zum ersten Mal in ihrem Leben nach Tokyo, wo sie sich natürlich auch mit ihrem Freund traf. Zwischen den Aufnahmeterminen fanden sie sogar die Zeit, sich zu lieben, wie sie es immer taten. Die beiden verkehrten seit ihrem vierzehnten Lebensjahr täglich sexuell miteinander, hat meine Mutter gesagt. Beide waren frühreif und konnten – wie es bei frühreifen Menschen häufig vorkommt – nicht richtig älter werden. Sie blieben immer vierzehn oder fünfzehn. Sie hielten einander in den Armen und fanden darin die Bestätigung, wie sehr sie

einander brauchten. Keiner von beiden fühlte sich zu anderen Partnern hingezogen. Auch wenn sie getrennt waren, gab es zwischen ihnen für andere keinen Platz. Ist eine so märchenhafte Liebesgeschichte nicht zum Einschlafen?«

Ich schüttle den Kopf. »Ich habe das sichere Gefühl, dass es noch zu einer großen Wende kommt.«

»Genau«, sagt Oshima. »Eine Geschichte entsteht erst durch einen großen Wendepunkt. Durch eine unerwartete Entwicklung. Das Glück hat nur ein Gesicht, aber das Unglück hat für jeden Menschen ein anderes. Wie Tolstoi gezeigt hat. Das Glück ist eine Allegorie, das Unglück eine Geschichte. Nun, die Platte wurde verkauft und ein Hit. Und kein gewöhnlicher Hit. Ein dramatischer Hit. Sie wurde – eine Million Mal, zwei Millionen Mal, ich weiß die genaue Zahl nicht – verkauft. Jedenfalls ein Rekord für die damalige Zeit. Auf dem Plattencover war ein Foto von ihr, auf dem sie im Aufnahmestudio am Flügel sitzt und in die Kamera lächelt.

Da es kein weiteres Lied von ihr gab, bestand die B-Seite in einer Instrumentalversion des gleichen Liedes. Orchester mit Klavier, von ihr gespielt. Auch ein schönes Stück. Das war so um 1970. Der Titel wurde von allen Radiosendern gespielt, sagt meine Mutter. Ich war ja damals noch nicht auf der Welt. Doch die Karriere von Saeki-san als Sängerin war mit diesem einen Lied zu Ende. Eine LP kam nicht heraus und auch keine zweite Single.«

»Habe ich das Lied vielleicht schon mal gehört?«

»Hörst du öfter Radio?«

Ich schüttle den Kopf, denn ich höre fast nie Radio.

»Dann kennst du es wahrscheinlich nicht. Außer in Oldie-Sendungen hört man es heute kaum noch. Aber es ist ein hübsches Lied. Ich habe es auf einer CD und höre es ab und zu. Natürlich nur, wenn Saeki-san nicht da ist, denn die Erinnerung ist ihr zuwider. Eigentlich hasst sie jede Berührung mit der

Vergangenheit.«

»Wie heißt denn das Lied?«

»›Kafka am Strand‹«, sagt Oshima.

»›Kafka am Strand?‹«

»Ja, mein lieber Kafka Tamura. Wie du. Eine seltsame Fügung, was?«

»Das ist nicht mein richtiger Name. Nur Tamura stimmt.«

»Hast du dir den selbst ausgesucht?«

Ich nicke. Vor langer Zeit hatte ich beschlossen, mir mit der Wahl dieses Namens ein neues Ich zu schaffen.

»Das ist die Hauptsache«, sagt Oshima.

Mit zwanzig kam Frau Saekis Freund ums Leben. Genau in der Zeit, als ›Kafka am Strand‹ ein großer Hit war. Seine Uni wurde bestreikt, und um einen Freund, der dort übernachtete, mit Proviant zu versorgen, stieg er über die Barrikaden. Es war vor zehn Uhr abends. Die Studenten, die das Gebäude besetzt hielten, verwechselten ihn mit dem Anführer einer gegnerischen Gruppe (dem er ziemlich ähnlich sah) und nahmen ihn gefangen. Sie fesselten ihn an einen Stuhl und führten ein ›Verhör‹ durch, da sie ihn als Spion verdächtigten. Er versuchte, ihnen zu erklären, dass es sich um eine Verwechslung handelte, aber sie prügelten mit Eisenstangen und Latten auf ihn ein. Als er am Boden lag, traten sie ihn mit ihren Stiefeln. Er starb noch vor Tagesanbruch. Er hatte einen Schädelbruch, Rippenbrüche und einen Lungenriss. Den Leichnam warfen sie wie einen toten Hund auf die Straße. Zwei Tage später stürmte die Polizei im Einverständnis mit der Universität das Gelände, hob nach wenigen Stunden die Blockade auf und verhaftete einige Studenten wegen Mordverdachts. Die Beteiligten gaben das Verbrechen zu und wurden vor Gericht gestellt, worauf man zwei von ihnen, da sie nicht mit Vorsatz gehandelt hatten,

wegen fahrlässiger Tötung zu einer kurzen Gefängnisstrafe verurteilte. Es war ein absolut sinnloser Tod.

Frau Saeki sang nie mehr. Schloss sich in ihrem Zimmer ein, sprach mit niemandem, ging nicht ans Telefon. Auch an der Beerdigung nahm sie nicht teil. Von der Musikhochschule ging sie ab. So vergingen mehrere Monate, und ehe man sich versah, war sie aus der Stadt verschwunden. Niemand wusste, wohin sie gegangen war und was sie machte. Auch ihre Eltern äußerten sich nicht dazu. Oder sie kannten ihren wahren Aufenthaltsort selbst nicht. Sie hatte sich wie Rauch in Luft aufgelöst. Nicht einmal ihre beste Freundin, Oshimas Mutter, hatte eine Spur von ihr. Einige sagten, sie habe in den Wäldern am Fuji einen Selbstmordversuch verübt und sei danach in eine psychiatrische Klinik eingeliefert worden. Oder Bekannte von Bekannten wollten ihr zufällig in Tokyo begegnet sein. Diesen Leuten zufolge ging sie in Tokyo einer schreibenden Tätigkeit nach. Außerdem wurde erzählt, sie habe geheiratet und ein Kind bekommen. Doch im Grunde waren das alles nur haltlose Gerüchte. Das Ganze hatte sich vor über zwanzig Jahren zugetragen.

Eins stand jedoch fest, wo immer Frau Saeki gewesen war und was sie auch gemacht hatte, Geldsorgen hatte sie bestimmt keine. Auf ihr Bankkonto flossen die Tantiemen von »Kafka am Strand«. Nach Abzug der Einkommensteuer blieb ihr eine ganz ordentliche Summe. Sooft ihr Lied im Radio gespielt oder auf CD aufgenommen wurde, erhielt sie einen nicht unerheblichen Betrag an Tantiemen. Davon konnte sie irgendwo weit fort ein ruhiges, unabhängiges Leben führen. Zudem stammt sie aus einem vermögenden Haus und ist die einzige Tochter.

Aber nach fünfundzwanzig Jahren kehrte Saeki-san plötzlich nach Takamatsu zurück. Der unmittelbare Grund für ihre Rückkehr war die Beerdigung ihrer Mutter. (Als fünf Jahre zuvor ihr Vater zu Grabe getragen wurde, war sie nicht erschienen.) Nachdem sie eine kleine Totenfeier ausgerichtet

hatte, verkaufte sie als Erstes das große Haus, in dem sie aufgewachsen war. Dann kaufte sie sich in einer ruhigen Gegend von Takamatsu eine Wohnung, um sich dort niederzulassen. Sie schien auch nicht vorzuhaben, noch einmal umzuziehen. Kurze Zeit später kam es zu Verhandlungen mit der Familie Komura. (Das gegenwärtige Oberhaupt der Familie Komura ist der drei Jahre jüngere Bruder des verstorbenen ältesten Sohnes. Frau Saeki und er sprachen unter vier Augen miteinander. Über den Inhalt ihres Gesprächs wurde nichts bekannt). Das Ergebnis dieses Kontakts bestand jedenfalls darin, dass Frau Saeki die Verwaltung der Bibliothek übernahm.

Sie war noch immer schön und schlank und hatte sich fast die gleiche kultivierte Bescheidenheit wie auf dem Plattencover erhalten. Nur das vorbehaltlos offene Lächeln von damals hatte sie nicht mehr. Zuweilen lächelte sie auch jetzt noch. Es war ein bezauberndes Lächeln, aber ein zeitlich und räumlich begrenztes, umgeben von einer unsichtbaren Mauer. Ihr Lächeln führte nirgendwohin. Jeden Morgen fuhr sie mit ihrem grauen Golf aus der Stadt zur Bibliothek und dann wieder zurück.

Sie war zwar in ihre Heimatstadt zurückgekehrt, pflegte aber kaum Kontakt zu Freunden oder Verwandten. Wenn sie sich zeigte, benahm sie sich höflich und normal. Die Themen jedoch, über die man sich mit ihr unterhalten konnte, waren sehr beschränkt. Kam jemand auf vergangene Ereignisse zu sprechen (besonders auf solche, die sie selbst betrafen), dann lenkte sie das Gespräch sofort und wie instinktiv in eine andere Richtung. Sie drückte sich zwar stets höflich und liebenswürdig aus, aber es fehlte ihr an aufrichtiger Anteilnahme und echtem Interesse. Ihre wahren Gefühle – falls es solche gab – hielt sie stets sorgfältig verborgen. Nur wenn man sie ausdrücklich um ihr Urteil bat, äußerte sie eine persönliche Meinung. Sie sagte nie viel, sondern ließ ihr Gegenüber reden und zeigte freundliche Zustimmung und Aufmerksamkeit. Es kam nicht selten vor, dass ihre Gesprächspartner an einem gewissen Punkt plötzlich eine

vage Unsicherheit befiel – vergeudeten sie nicht nutzlos Saeki-sans Zeit und trampelten mit Schuhen in ihrer säuberlich geordneten Welt herum? Im Großen und Ganzen war dieser Eindruck durchaus richtig.

So war sie, auch wenn sie in ihre Heimatstadt zurückgekehrt war, für die Menschen dort weiterhin ein Rätsel. Auf ihre unübertrefflich vornehme Art blieb sie in den Schleier des Geheimnisses gehüllt. Unnahbar. Selbst die Komuras, die ja formell ihre Arbeitgeber sind, behandeln sie mit Hochachtung und mischen sich nie ein.

Bald darauf fing Oshima als ihre Hilfskraft in der Bibliothek an. Zu der Zeit ging er weder zur Schule noch arbeitete er, sondern las, zu Hause vergraben, viele Bücher und hörte Musik. Abgesehen von ein paar E-Mail-Bekannten hatte er kaum Freunde. Wegen seiner Hämophilie verließ er die Stadt nur, um einen Facharzt aufzusuchen, mit seinem Mazda-Roadster zu fahren, sich zu bestimmten Terminen in der Universitätsklinik von Hiroshima zu melden oder sich in die Berghütte in Kochi zurückzuziehen. Dennoch empfand er sein Leben nicht als unbefriedigend. Eines Tages stellte seine Mutter ihn zufällig Frau Saeki vor, und sie mochte ihn auf den ersten Blick. Auch Oshima fand Frau Saeki sympathisch, und es interessierte ihn, in der Bibliothek zu arbeiten. Oshima war anscheinend der Einzige, mit dem Frau Saeki täglich Umgang pflegte und sprach.

»Wenn ich Ihnen so zuhöre, kommt es mir so vor, als wäre Frau Saeki vielleicht mit dem Ziel zurückgekehrt, die Bibliothek zu verwalten«, sage ich.

»Ja, das könnte sein. Ich habe ungefähr die gleiche Vermutung. Die Beerdigung der Mutter war wohl kaum mehr als ein Vorwand. Sie brauchte sicher nur einen Grund, um in ihre Heimatstadt zurückzukehren, die für sie so voller Erinnerungen ist.«

»Warum hängt sie so an der Bibliothek?«

»Vor allem hat *er* dort gewohnt. Er – Saeki-sans verstorbener Geliebter – lebte in dem Gebäude, in dem jetzt die Komura-Bibliothek ist, also im Grunde zwischen den Bücherregalen. Als ältestem Sohn der Familie lag ihm die Liebe zu Büchern wohl im Blut. Und noch eine Eigenart haben die Komuras: Sie lieben die Einsamkeit. Als er an die Mittelschule kam, bestand er darauf, nicht mehr bei der Familie im Haupthaus zu wohnen, sondern wollte ein Zimmer für sich, separat, in der Bibliothek. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. In einer Familie von Bücherfreunden verstand man ihn. ›Aha, er möchte mitten unter den Büchern leben. Das ist eine gute Sache‹, hieß es nur. Also war er ganz für sich, wurde von niemandem gestört und ging nur zu den Mahlzeiten ins Haupthaus. Frau Saeki hat ihn täglich in seinem Zimmer besucht. Die beiden lernten zusammen, hörten Musik und unterhielten sich endlos. Und wahrscheinlich schliefen sie zusammen. Die Bibliothek wurde für die beiden zum Paradies.«

Beide Hände auf dem Lenkrad schaut Oshima mich an. »Von nun an wirst du dort wohnen. In ebendiesem Zimmer. Wie gesagt, die meisten Räume in der Bibliothek wurden beim Umbau renoviert, aber in diesem Zimmer wurde nichts verändert.«

Ich schweige.

»Eigentlich ist Saeki-sans Leben stehen geblieben, als sie zwanzig war und ihr Freund starb. Nein, eigentlich nicht erst mit zwanzig, sondern vielleicht schon viel früher. Ich weiß es nicht. Aber du musst das verstehen. Der Zeiger der Uhr in ihrer Seele ist irgendwann davor oder danach stehen geblieben. Natürlich ist die äußere Zeit weitergeflossen und hat realen Einfluss auf sie genommen. Aber diese Zeit ist für Saeki-san fast ohne Bedeutung.«

»Ohne Bedeutung?«

Oshima nickt.

»Heißt das, Frau Saeki lebt in der Zeit, die stehen geblieben ist?«

»Genau. Aber ein lebender Leichnam ist sie dennoch nicht. Das wirst du auch merken, wenn du sie näher kennen lernst.«

Oshima streckt eine Hand aus und legt sie auf mein Knie. Es ist eine sehr spontane Geste.

»Mein lieber Kafka Tamura, es gibt Punkte, an denen wir unser Leben nicht mehr zurückdrehen können. Und es gibt, wenn auch selten, Punkte, an denen man nicht mehr weiter kann. Ist ein solcher Punkt erreicht, bleibt einem nichts anderes übrig, als alles – ob gut oder schlecht – schweigend hinzunehmen und auf diese Weise zu leben.«

Wir kommen an die Autobahnauffahrt. Oshima hält an, um das Verdeck zu schließen. Dann legt er wieder die Schubert-Sonate ein.

»Ich möchte, dass du noch eins weißt«, sagt er. »Saeki-sans Herz schmerzt. Natürlich tut auch dir und mir das Herz weh. Mehr oder weniger. Unbestritten. Aber Saeki-sans Schmerz überschreitet dieses allgemeine Maß, ihr Leiden ist *persönlicher.* Man könnte sagen, ihre Seele funktioniert anders als die anderer Menschen. Aber deshalb ist sie nicht labil oder so etwas. Im täglichen Umgang ist sie sogar sehr gewissenhaft und kompetent, eigentlich mehr als irgendjemand, den ich sonst kenne. Sie hat Tiefe, sie ist weise und bezaubernd. Ich möchte nur nicht, dass du dir Gedanken machst, wenn dir an ihr irgendetwas sonderbar erscheint.«

»Sonderbar?«, frage ich unwillkürlich.

Oshima schüttelt den Kopf. »Ich mag Saeki-san sehr. Außerdem habe ich Respekt vor ihr. Du wirst bestimmt die gleichen Gefühle für sie hegen.«

Das beantwortet eigentlich nicht meine Frage, doch Oshima sagt nichts mehr. Mit perfektem Timing schaltet er, beschleunigt und überholt noch vor dem Tunnel einen Kombi.

18

Unversehens fand Nakata sich mit dem Gesicht zur Erde im Gras liegend wieder. Allmählich kam er zu sich und schlug die Augen auf. Es war Abend. Keine Sterne. Auch kein Mond. Dennoch war der Himmel ein wenig hell. Die Sommergräser dufteten stark. Er vernahm das Zirpen von Insekten. Offenbar befand er sich auf dem Bauplatz, auf dem er jeden Tag Wache gehalten hatte. Er spürte, wie etwas über sein Gesicht schabte, etwas Raues, Warmes. Er bewegte sich ein bisschen und sah, dass zwei Katzen ihm mit ihren kleinen Zungen eifrig beide Wangen leckten. Goma und Mimi. Langsam richtete er sich auf und streckte die Hände nach ihnen aus, um sie zu streicheln.

»Hat Nakata geschlafen?«, fragte er die beiden.

Die Katzen miauten klagend, aber Nakata konnte keine Worte ausmachen. Er wusste nicht einmal, ob sie etwas zu ihm sagten. Er hörte nur das Miauen von Katzen.

»Wie bitte? Nakata hat nicht verstanden, was Sie gesagt haben.«

Nakata stand auf und untersuchte sich am ganzen Körper, konnte aber nichts Ungewöhnliches feststellen. Weh tat ihm nichts. Arme und Beine konnte er bewegen. Es dauerte eine Weile, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, aber er hatte auch kein Blut an den Händen oder an der Kleidung. Das war sicher. Er trug die gleichen Sachen, in denen er von zu Hause aufgebrochen war. Sie waren nicht einmal zerknittert. Sein Stoffbeutel mit der Thermosflasche und der Proviantbüchse lag neben ihm. Seine Mütze hatte er in der Hosentasche. Jetzt begriff Nakata gar nichts mehr.

Er hatte doch gerade eben noch ein großes Messer genommen und Johnnie Walker, den Katzenmörder, getötet. Um Mimis und

Gomas Leben zu retten. Daran konnte Nakata sich ganz deutlich erinnern. Er spürte das Gefühl noch immer in den Händen. Das war kein Traum gewesen. Als er zustach, war er von dem herausschießenden Blut über und über bespritzt worden. Johnnie Walker war zu Boden gestürzt, hatte sich zusammengerollt und war gestorben. So weit erinnerte er sich. Er hatte sich auf das Sofa gesetzt und das Bewusstsein verloren. Und dann war er hier im Gras aufgewacht. Wie war er bloß hierher gekommen? Wo er doch den Weg gar nicht kannte. Und wieso war überhaupt kein Blut an seinen Sachen? Der Beweis dafür, dass er nicht geträumt hatte, waren Mimi und Goma. Aber von dem, was sie sagten, verstand er kein Wort.

Nakata seufzte. Er konnte nicht richtig denken. Nichts zu machen, aber das konnte er später auch noch tun. Er hängte sich den Beutel über die Schulter und verließ mit den beiden Katzen im Arm das Grundstück. Als sie sich außerhalb des Zaunes befanden, wand sich Mimi und wollte offenkundig auf den Boden hinunter. Nakata setzte sie ab.

»Sie möchten allein nach Hause gehen, Fräulein Mimi, nicht wahr? Ist ja auch ganz nah«, sagte Nakata.

Mimi wedelte lebhaft mit dem Schwanz, als stimme sie ihm zu.

»Nakata hat keine Ahnung, was passiert ist, und kann nicht mehr mit Fräulein Mimi sprechen – weiß nicht wieso. Aber die kleine Goma ist gefunden, und Nakata bringt sie jetzt zu den Koizumis zurück. Alle warten dort auf Gomas Heimkehr. Vielen Dank für Ihre Hilfe, Fräulein Mimi.«

Mimi miaute und bewegte wieder den Schwanz. Dann bog sie eilig um die Ecke und war verschwunden. Auch an ihr war kein Blut. Das behielt Nakata im Gedächtnis.

Bei den Koizumis herrschte eine Riesenfreude über Gomas Heimkehr. Es war schon nach zehn Uhr abends, aber die Kinder waren noch beim Zähneputzen. Das Ehepaar Koizumi, das sich

bei einer Tasse braunem Tee gerade die Nachrichten ansah, begrüßte Nakata, der ihre Katze zurückbrachte, mit großer Herzlichkeit. Die Kinder, schon im Schlafanzug, wetteiferten darum, die Katze auf den Arm zu nehmen. Schnell wurde Milch und Katzenfutter geholt, und Goma schmauste herzhaft.

»Entschuldigen Sie, dass Nakata so spät noch stört, aber es ging nicht früher.«

»Das macht doch wirklich nichts, keine Sorge«, sagte Frau Koizumi.

»Die Zeit spielt überhaupt keine Rolle. Die Katze gehört zu unserer Familie. Wir sind so froh, dass Sie sie gefunden haben. Kommen Sie doch rein und trinken Sie eine Tasse Tee mit uns«, sagte ihr Mann.

»Nein, nein, Nakata muss gleich wieder los. Er wollte Ihnen nur rasch Goma vorbeibringen.«

Frau Koizumi ging hinein, um den Umschlag mit Nakatas Honorar zu holen, und ihr Mann überreichte ihn. »Ganz herzlichen Dank, dass Sie Goma gefunden haben. Bitte sehr.«

»Danke bestens. Nakata ist so frei.« Nakata nahm den Umschlag entgegen und nickte.

»Sie haben trotz der Dunkelheit gut hergefunden, nicht wahr?«

»Jawohl, das ist eine lange Geschichte. Zu lang zum Erzählen für Nakata. Er ist ja nicht so klug, und nicht gut im Erklären.«

»Ist schon in Ordnung. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll«, sagte Frau Koizumi. »Hätten Sie gern von den gebratenen Auberginen und den eingelegten Gurken, die vom Abendessen übrig sind?«

»O ja! Gebratene Auberginen und eingelegte Gurken sind eine Lieblingsspeise von Nakata.«

Mit einem Tupperware-Behälter voll gebratener Auberginen und eingelegter Gurken sowie seinem Geldumschlag verabschiedete Nakata sich von den Koizumis. Rasch lief er in

Richtung Bahnstation und ging zum Wachhäuschen in der Nähe der Einkaufsstraße. Dort saß ein junger Polizist allein am Schreibtisch und schrieb an irgendeinem Dokument. Seine Mütze lag auf dem Schreibtisch.

Nakata öffnete die gläserne Schiebetür und trat ein. »Guten Abend«, sagte er.

»Guten Abend«, antwortete der Polizist. Er sah von seinen Papieren auf und musterte Nakata. Er sah einen harmlosen, braven, älteren Mann. Wahrscheinlich will er nach dem Weg fragen, vermutete der junge Beamte.

Noch in der Tür nahm Nakata seine Mütze ab und steckte sie in die Hosentasche. Dann zog er aus der anderen Hosentasche ein Taschentuch und schnäuzte sich. Anschließend faltete er es wieder zusammen und steckte es wieder ein.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte der Polizist.

»Ja. Nakata« – er zeigte auf sich – »hat gerade jemanden umgebracht.«

Dem Polizisten fiel der Stift aus der Hand auf den Schreibtisch, und er starrte Nakata mit offenem Mund an. Ihm fehlten einen Moment lang die Worte.

»Äh, einen Augenblick … setzten Sie sich mal dorthin«, sagte er halb ungläubig und zeigte auf einen Stuhl vor dem Schreibtisch. Dann griff er sich an den Gürtel, um sich zu vergewissern, dass Pistole, Gummiknüppel und Handschellen an ihrem Platz waren.

»Jawohl«, sagte Nakata und setzte sich. Mit geradem Rücken und den Händen auf den Knien sah er dem Polizisten ins Gesicht.

»Also, Sie … haben jemanden umgebracht?«

»Ja, mit dem Messer erstochen. Gerade eben«, sagte Nakata entschlossen.

Der Polizist zog ein Formular hervor, warf einen Blick auf die

Wanduhr, trug mit seinem Kugelschreiber die aktuelle Uhrzeit und ›Mord durch Erstechen‹ ein.

»Zuerst Namen und Adresse.«

»Jawohl. Toru Nakata der Name, wohnhaft in …«

»Moment mal, wie schreibt man Nakata?«

»Nakata weiß nicht. Entschuldigung, aber er kann nicht schreiben. Lesen auch nicht.«

Der Polizist runzelte die Stirn.

»Sie können weder lesen noch schreiben? Nicht einmal Ihren Namen?«

»Nakata konnte schreiben, bis er neun war, dann hatte er einen Unfall. Seitdem nicht mehr. Er ist schwach im Kopf.«

Seufzend legte der Polizist den Stift aus der Hand. »Ich kann kein Protokoll aufnehmen, wenn Sie nicht wissen, wie man Ihren Namen schreibt.«

»Entschuldigen Sie bitte.«

»Haben Sie Verwandte? Eine Familie?«

»Nakata ist allein. Keine Familie. Keine Arbeit. Er lebt von der Unterstützung vom Herrn Gouverneur.«

»Es ist schon spät. Sie sollten langsam nach Hause gehen und sich richtig ausschlafen. Wenn Sie morgen noch etwas wissen, kommen Sie wieder her. Dann höre ich mir Ihre Geschichte mal an.«

Der Schichtwechsel rückte näher, und der Polizist wollte vorher noch aufräumen. Er war nach der Arbeit noch mit Kollegen in einer Kneipe um die Ecke verabredet und hatte keine Zeit für einen verrückten Alten. Aber Nakata sah ihn streng an und schüttelte den Kopf.

»Nein, Herr Wachtmeister, Nakata möchte alles erzählen, solange er sich noch erinnern kann. Vielleicht hat er morgen schon etwas Wichtiges vergessen.

Nakata war auf dem Gelände im zweiten Block, um dort auf Wunsch von Familie Koizumi ihre Katze Goma zu suchen. Plötzlich tauchte ein großer schwarzer Hund auf und brachte Nakata zu einem Haus. Es hatte ein großes Tor, und ein großes schwarzes Auto stand davor. Die Adresse weiß Nakata nicht. Die Umgebung hat er auch nicht erkannt. Aber vielleicht war es in Nakano. Dort war ein Mann mit einem komischen Hut, der Johnnie Walker hieß. Ein ganz hoher Hut. Im Kühlschrank in der Küche lagen viele Katzenköpfe. Ungefähr zwanzig Stück. Er hat die Katzen gefangen, ihren Kopf abgesägt und ihr Herz aufgegessen. Aus den Seelen der Katzen hat er eine besondere Flöte gemacht. Mit dieser Flöte wollte er als Nächstes Menschenseelen fangen. Johnnie Walker hat vor Nakatas Augen Kawamura mit einem Messer getötet. Und noch mehrere andere Katzen. Mit dem Messer hat er ihnen den Bauch aufgeschlitzt. Auch die kleine Goma und Fräulein Mimi sollten sterben. Da hat Nakata das Messer genommen und Johnnie Walker erstochen.

Herr Walker selbst hat Nakata gebeten, ihn umzubringen. Aber Nakata wollte gar nicht. Ja, wirklich! Nakata hat bis jetzt noch nie jemanden umgebracht. Nakata wollte nur, dass Johnnie Walker aufhört, die Katzen zu töten. Aber Nakatas Körper hat nicht gehorcht. Er hat sich von selbst bewegt. Nakata hat das Messer genommen und einmal, zweimal, dreimal in Johnnie Walkers Brust gestochen. Herr Walker ist auf den Boden gefallen, Blut kam, und er ist gestorben. Das Blut ist auch auf Nakata gespritzt. Danach hat Nakata sich ganz schwindlig hingesetzt und ist eingeschlafen. Aufgewacht ist er am Abend auf diesem leeren Grundstück. Fräulein Mimi und die kleine Goma waren auch dabei. Das war vor kurzem. Nakata ist zu den Koizumis gegangen und hat Goma abgeliefert, und Frau Koizumi hat ihm gebratene Auberginen und eingelegte Gurken mitgegeben. Dann ist Nakata sofort hergekommen. Er hielt es für besser, dem Herrn Gouverneur Meldung zu machen.«

Als er mit geradem Rücken und fast in einem Atemzug seine Geschichte zu Ende erzählt hatte, holte Nakata tief Luft. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er so lange geredet. Nun fühlte sich sein Kopf völlig leer an.

»Bitte, richten Sie dem Herrn Gouverneur alles aus.«

Fassungslos hatte der junge Polizist Nakata zugehört. Aber im Grunde hatte er nichts von dem verstanden, was Nakata gesagt hatte. Johnnie Walker? Die kleine Goma?

»Jawohl. Ich werde dem Herrn Gouverneur Meldung erstatten«, sagte er.

»Und er soll Nakata nicht die Unterstützung streichen.«

Der Polizist setzte ein ernstes Gesicht auf und tat, als würde er sich Notizen machten. »Ja. Ich schreibe es mir lieber auf. *Der Betreffende hofft, dass ihm die Unterstützung nicht gestrichen wird.* Das reicht, oder?«

»Jawohl, Herr Wachtmeister. Vielen Dank, dass Sie Nakata Ihre Zeit geopfert haben. Bitte grüßen Sie den Herrn Gouverneur.«

»Das werde ich tun. Passen Sie auf sich auf, und schlafen Sie gut.«

Nun fiel dem Polizisten doch noch etwas ein. »Übrigens dafür, dass Sie jemanden umgebracht haben und voller Blut waren, sind Ihre Sachen aber gar nicht blutig.«

»Ja, stimmt. Ehrlich gesagt, hat sich Nakata darüber auch schon gewundert. Plötzlich war es nicht mehr da. Unglaublich. Erst war er voller Blut, und dann ist es auf einmal weg. Komisch.«

»Ja, komisch.« Nach der anstrengenden Schicht klang die Stimme des Polizisten ermattet.

Nakata schob die Tür auf und wollte gehen, hielt dann aber inne und wandte sich noch einmal um. »Herr Wachtmeister, sind Sie übrigens morgen Abend auch hier?«

»Bin ich«, sagte der Polizist argwöhnisch. »Ich tue morgen Abend hier auch Dienst. Warum?«

»Auch wenn der Himmel klar ist, sollten Sie zur Sicherheit einen Schirm mitnehmen.«

Der Polizist nickte. Dann drehte er sich um und warf einen Blick auf die Wanduhr. Allmählich sollte der verabredete Anruf seines Kollegen kommen.

»Gut. Ich nehme einen Schirm mit.«

»Es wird Fische vom Himmel regnen. Viele Fische. Sardinen. Vielleicht sind auch ein paar Makrelen dabei.«

»Sardinen und Makrelen?« Der Polizist lachte. »Dann drehe ich den Schirm lieber um, fange die Fische auf und lege sie ein.«

»Eingelegte Makrelen mag Nakata auch«, sagte Nakata mit ernster Miene. »Aber morgen um die Zeit ist er wahrscheinlich nicht mehr hier.«

Als am nächsten Tag in diesem Teil von Nakano wirklich Sardinen und Makrelen vom Himmel fielen, wurde der junge Polizist kreidebleich. Ohne jede Vorwarnung platzten etwa zweitausend Fische aus den Wolken. Die meisten zerbarsten, als sie auf den Boden aufschlugen, aber einige lebten noch und zappelten und glitschten auf dem Asphalt der Einkaufsstraße umher. Die Fische schienen ganz frisch zu sein und rochen noch nach Salzwasser. Es platschte zwar, wenn sie auf Menschen, Autos und Dächer trafen, aber anscheinend kamen sie nicht von sehr hoch oben, und verletzt wurde glücklicherweise auch niemand. Stattdessen erlitten einige Personen einen psychischen Schock. Es hagelte regelrecht Fische. Eine fast apokalyptische Szene.

Im Nachhinein wurde eine polizeiliche Untersuchung eingeleitet, aber woher und wie die Fische vom Himmel geworfen worden waren, konnte nicht geklärt werden. Weder vom Fischmarkt noch von einem Fischkutter war ein größeres Kontingent von Sardinen und Makrelen verschwunden. Auch

hatten zu dem Zeitpunkt weder Flugzeuge noch Hubschrauber den Stadtteil überflogen. Es gab keine Meldung über einen Tornado, und man hielt es auch nicht für einen Bubenstreich. Dafür war die Sache zu aufwendig. Auf Anordnung der Polizei sammelte das Gesundheitsamt von Nakano die Fische ein und untersuchte sie, aber es wurde nichts Außergewöhnliches festgestellt. Allem Anschein nach waren es ganz gewöhnliche Sardinen und Makrelen, frisch und appetitlich. Dennoch entsandte die Polizei einen Lautsprecherwagen und warnte vor dem Verzehr der vom Himmel gefallenen Fische, denn ihre Herkunft sei unbekannt, und es bestehe die Möglichkeit, dass sie etwas Gefährliches enthielten.

Auch Sendewagen vom Fernsehen drängelten sich in der Einkaufsstraße. Es war ja nun wirklich ein telegenes Ereignis. Reporter schwärmten aus und unterrichteten das ganze Land über den rätselhaften Vorfall. Sie zeigten, wie die Fische mit Schaufeln von der Straße geschippt wurden, und übertrugen die Kommentare von Hausfrauen, denen Sardinen und Makrelen auf den Kopf gefallen waren. Eine hatte von der Rückenflosse einer Makrele einen Schnitt in der Wange davongetragen. »Zum Glück waren es wenigstens nur Sardinen und Makrelen. Thunfisch wäre viel schlimmer gewesen«, sagte sie, während sie sich ihr Taschentuch gegen die Wange presste. Eine schlagfertige Bemerkung, die die Fernsehzuschauer zum Lachen brachte. Einer der Reporter bewies seine Tapferkeit, indem er die vom Himmel gefallenen Sardinen und Makrelen an Ort und Stelle briet und vor der Kamera verzehrte. »Köstlich«, sagte er begeistert. »Frisch und nahrhaft. Schade, dass ich keinen geriebenen Rettich und Reis dazu habe.«

Der junge Polizist war ziemlich ratlos. Der merkwürdige alte Mann – an seinen Namen konnte er sich nicht erinnern – hatte prophezeit, dass es am nächsten Abend massenhaft Fische regnen würde. Sardinen und Makrelen, genau wie er gesagt hatte … Aber er hatte den Alten ausgelacht und sich weder seinen

Namen noch seine Anschrift notiert. Ob er die Sache nicht doch nach oben weiterleiten sollte? Vielleicht. Aber was hätte er davon, wenn er jetzt noch damit herauskäme? Niemand war schwerer verletzt worden, und bislang wies nichts auf ein Verbrechen hin. Es waren nur Fische vom Himmel gefallen.

Würden ihm seine Vorgesetzten eine so haarsträubende Geschichte wie die, dass ein alter Mann in sein Wachhäuschen gekommen war und vorausgesagt hatte, dass es Fische vom Himmel regnen würde, überhaupt glauben? Würden sie ihn nicht für verrückt halten oder die Sache für einen albernen Scherz unter Kollegen?

Außerdem war der Alte ins Wachhäuschen gekommen, um zu melden, dass er jemanden ermordet hatte – im Grunde, um sich zu stellen. Und er, der Polizist, hatte die Anzeige nicht aufgenommen, ja nicht einmal im Wachbuch vermerkt. Eindeutig ein Verstoß gegen die Dienstvorschrift, für den er bestraft werden konnte. Die Geschichte des Alten war aber auch vollkommen idiotisch gewesen. Kein Polizist im Dienst hätte sie ernst genommen. Der Dienst im Wachhäuschen hielt einen mit der täglichen Routine schon genug auf Trab, und die Schreibarbeit türmte sich nur so. Es wimmelte auf der Welt von Leuten, die eine Schraube locker hatten, und Typen wie dieser Alte standen Schlange vor dem Revier, als hätten sie sich abgesprochen. Man konnte nicht jeden ernst nehmen.

Aber da die Voraussage, dass es Fische regnen würde (an sich schon verrückt genug), sich bewahrheitet hatte, war die abwegige Geschichte, dass der Alte jemanden – diesen Johnnie Walker, wie er ihn genannt hatte – mit dem Messer erstochen hatte, vielleicht gar nicht erfunden. Wenn sie stimmte, saß er, der Polizist, in der Patsche, denn immerhin hatte er, ohne davon Meldung zu machen, eine Person weggeschickt, die einen Mord gestanden hatte.

Bald kam ein Wagen von der Müllabfuhr, um die auf der Straße herumliegenden Fische zu beseitigen. Der junge Polizist

räumte in seinem Wachhäuschen auf. Die Zufahrt zur Einkaufsstraße wurde gesperrt, damit keine Autos hineinfuhren. Die Schuppen der Sardinen und Makrelen klebten auf der Straße und ließen sich auch nach mehreren Güssen mit Wasserschläuchen nicht wegspritzen. Nach einer Weile war das Pflaster so glitschig, dass die Reifen von Fahrrädern ins Rutschen gerieten und mehrere Hausfrauen stürzten. Der Fischgeruch wollte einfach nicht weichen. Die Katzen in der Nachbarschaft waren eine Nacht lang in hellster Aufregung. Der Polizist war so in Anspruch genommen, dass er gar keine Zeit mehr hatte, über den rätselhaften alten Mann nachzudenken.

Doch als am Tag, nachdem es die Fische geregnet hatte, im Viertel die Leiche eines erstochenen Mannes gefunden wurde, verschlug es ihm den Atem. Der Getötete war ein bekannter Bildhauer, entdeckt hatte ihn seine Haushaltshilfe, die jeden zweiten Tag kam. Das Opfer lag völlig unbekleidet in einer Blutlache auf dem Boden. Der Tod war zwei Tage zuvor eingetreten, und die Mordwaffe war ein Steakmesser aus der Küche. »Der Alte hat die Wahrheit gesagt«, dachte der Polizist. »Eine verdammt dumme Sache. Ich hätte mich mit dem Präsidium in Verbindung setzen und den Alten mit dem Streifenwagen abholen lassen sollen. Dann hätte ich es denen überlassen können zu beurteilen, ob er verrückt ist oder nicht. Und sie die Verantwortung tragen lassen. Aber das habe ich nicht getan. Jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als den Mund zu halten«, dachte er.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Nakata die Stadt bereits verlassen.

19

Es ist Montag, und die Bibliothek hat geschlossen. Es ist dort immer ruhig, aber am Ruhetag ist es äußerst still. Die Bibliothek wirkt wie ein von der Zeit vergessener Ort. Oder wie einer, der so leise atmet, dass die Zeit ihn übersehen hat.

Am Ende des Korridors vor dem Lesesaal (›Zutritt für Unbefugte verboten‹ steht auf einem Zettel) befindet sich eine Kochnische für die Angestellten mit einem Herd, in der man Getränke zubereiten und etwas heiß machen kann. Danach kommt die Tür zum Gästezimmer, zu dem ein Schrank und ein einfaches Bad gehören. Außerdem gibt es ein Einzelbett, ein Nachtschränkchen mit Leselampe und Wecker sowie einen Schreibtisch mit Lampe. Eine altmodische Couchgarnitur mit weißen Schonbezügen, eine Wäschekommode, in die man gefaltete Kleidungsstücke legen kann, ein kleiner Kühlschrank für eine Person und ein Schränkchen für Geschirr und Lebensmittel stehen auch darin. Für das Zubereiten von einfachen Speisen kann man die Kochnische vor der Tür benutzen. Im Bad liegen Seife, Shampoo, ein Föhn und Handtücher bereit. Das Zimmer ist mit allem ausgestattet, was man für einen bequemen, nicht allzu langen Aufenthalt braucht. Durch das nach Westen weisende Fenster blickt man auf die Bäume im Garten. Gegen Abend flimmert die sinkende Sonne durch die Zweige der Zedern.

»Ich übernachte manchmal hier, wenn ich keine Lust habe, nach Hause zu fahren, aber sonst wird das Zimmer von niemandem benutzt«, sagt Oshima. »Auch nicht von Saeki-san, soweit ich weiß. Also stört es auch niemanden, wenn du hier wohnst.«

Ich stelle meinen Rucksack auf den Boden und sehe mich im Zimmer um.

»Bettwäsche ist da, und im Kühlschrank findest du, was du fürs Erste brauchst. Milch, Obst, Gemüse, Butter, Schinken, Käse … aufwendige Gerichte kann man nicht kochen, aber du kannst dir Gemüse schneiden und Sandwiches und Salat machen. Wenn du ein richtiges Essen willst, kannst du dir etwas kommen lassen oder ins Restaurant gehen. Wäschewaschen kannst du im Bad. Habe ich etwas vergessen?«

»Wo hat Frau Saeki denn normalerweise ihren Arbeitsplatz?«

Oshima deutet mit dem Finger nach oben. »Du hast doch bei der Führung das Arbeitszimmer im ersten Stock gesehen. Dort erledigt sie Schreibarbeiten. Wenn ich nicht am Platz bin, vertritt sie mich an der Theke. Aber wenn sie nichts Besonderes im Erdgeschoss zu tun hat, ist sie oben.«

Ich nicke.

»Ich komme morgen früh kurz vor zehn und erkläre dir deinen Dienstplan. Bis dahin kannst du dich noch ein bisschen ausruhen.«

»Danke für alles.«

»*My pleasure*«, erwidert er auf Englisch.

Als Oshima gegangen ist, packe ich meinen Rucksack aus, räume meine spärlichen Wäschestücke in die Kommode, hänge meine Hemden und Jacken auf, lege mein Heft und meine Stifte auf den Schreibtisch, bringe mein Waschzeug ins Bad und verstaue den Rucksack im Schrank.

Der Raum ist völlig schmucklos, bis auf ein kleines Ölgemälde an einer Wand. Es ist ein realistisches Bild von einem Jungen am Strand und gar nicht schlecht. Vielleicht sogar von einem namhaften Künstler. Der etwa zwölfjährige Junge trägt einen weißen Sonnenhut und sitzt in einem kleinen Liegestuhl. Er hat einen Ellbogen auf die Lehne gestützt, und sein Kinn ruht in der Hand. Ein melancholischer und stolzer Ausdruck liegt auf seinem Gesicht. Neben ihm sitzt wachsam ein schwarzer deutscher Schäferhund. Im Hintergrund sieht man das Meer. Es

sind noch einige andere Menschen auf dem Bild, aber sie sind so klein, dass man ihre Gesichter nicht erkennen kann. Vor der Küste liegt eine kleine Insel. Über dem Meer ballen sich wie Fäuste ein paar Wolken zusammen. Eine sommerliche Szene. Ich setze mich an den Schreibtisch und betrachte das Bild. Dabei ist mir, als könnte ich tatsächlich das Rauschen der Wellen hören und das Salzwasser riechen.

Vielleicht ist der Junge auf dem Gemälde derselbe, der in diesem Zimmer gelebt hat. Der Junge, der genauso alt war wie Frau Saeki und den sie so geliebt hat. Der Junge, der vor dreißig Jahren in eine Auseinandersetzung zwischen Gruppen der Studentenbewegung geraten und sinnlos getötet worden ist. Ich kann es nicht nachprüfen, aber irgendwie habe ich das Gefühl. Auch der Strand passt in die Gegend hier. Dann würde das Bild eine Szene von vor vierzig Jahren darstellen. Vierzig Jahre! Das kommt mir vor wie eine Ewigkeit. Ich versuche, mir mich selbst in vierzig Jahren vorzustellen, aber genauso gut könnte ich versuchen, mir das Ende des Universums vorzustellen.

Am nächsten Morgen zeigt Oshima mir, wie das Offnen der Bibliothek vor sich geht. Aufschließen, Fenster öffnen und lüften, kurz den Fußboden saugen, mit einem Lappen die Schreibtische abwischen, das Wasser in den Blumenvasen wechseln, das Licht einschalten, hin und wieder den Garten gießen, und wenn es Zeit ist, das Tor öffnen. Abends läuft das Ganze in umgekehrter Reihenfolge ab. Die Fenster werden geschlossen, die Tische wieder abgewischt, das Licht wird ausgeschaltet und das Tor geschlossen.

»Da hier nie etwas gestohlen wird, müssten wir vielleicht gar nicht so darauf achten, dass die Türen verschlossen sind«, sagt Oshima.

»Aber Frau Saeki mag keine Unordnung, und ich auch nicht. Deshalb machen wir alles möglichst korrekt. Es ist *unser* Haus.

Also behandeln wir es mit Achtung, und ich möchte, dass du das auch tust, so gut du kannst.«

Ich nicke.

Darauf erklärt er mir die Arbeit am Empfang. Was zu tun ist, wenn man an der Theke sitzt. Wie man den Lesern Auskünfte gibt.

»Am besten, du schaust eine Weile zu, wie ich es mache, und merkst dir den Ablauf. Es sind keine schwierigen Dinge. Wenn es Probleme gibt, kannst du in den ersten Stock gehen und Saeki-san rufen. Sie regelt es dann für dich.«

Frau Saeki kommt kurz vor elf. Ich höre es gleich an dem charakteristischen Motorengeräusch ihres Golf. Sie stellt den Wagen auf dem Parkplatz ab, kommt durch den Hintereingang ins Haus und begrüßt Herrn Oshima und mich. »Morgen«, sagt sie. »Guten Morgen«, erwidern Oshima und ich. Mehr an Gespräch findet nicht statt. Frau Saeki trägt ein dunkelblaues Kleid mit kurzen Ärmeln. Eine Baumwolljacke hängt über ihrem Arm und über ihrer Schulter eine Handtasche. Sie trägt kaum Schmuck oder Make-up. Dennoch bin ich von ihrem Äußeren wie geblendet. Da stehe ich neben Oshima, sie sieht mich an und scheint etwas sagen zu wollen, tut es am Ende aber doch nicht, sondern lächelt mir nur kurz zu und steigt dann leise die Treppe in den ersten Stock hinauf.

»Alles in Ordnung«, sagt Oshima. »Mit dir geht alles klar, kein Problem. Sie macht nur nicht viele Worte.«

Um elf öffnen Oshima und ich die Bibliothek, aber es kommt nicht gleich jemand. Oshima erklärt mir, wie man im Computer nachschaut. Da viele Bibliotheken IBM-Computer benutzen, bin ich damit einigermaßen vertraut. Als Nächstes führt er mich in die Systematik des Katalogs ein. Täglich treffen mit der Post mehrere neue Publikationen ein, und es gehört zu seinen Aufgaben, von Hand die Karteikarten dafür auszufüllen.

Um halb zwölf kommen zwei Besucherinnen. Beide tragen

fast die gleichen Bluejeans. Die Kleinere hat kurzes Haar wie eine Schwimmerin, während die Größere einen geflochtenen Zopf hat. Beide haben Joggingschuhe an – die eine Nike, die andere Asics. Die Größere mit Brille ist um die vierzig und trägt ein kariertes Hemd, die Kleinere etwa dreißig und hat eine weiße Bluse an. Beide haben einen Tagesrucksack dabei, und ihre Gesichter sind trübselig wie ein wolkenverhangener Himmel. Sie reden kaum ein Wort. Oshima nimmt ihr Gepäck entgegen, nachdem die beiden mit mürrischen Mienen Hefte und Schreibzeug herausgeholt haben.

Nacheinander gehen sie die Regale durch und durchforsten gründlich die Kartei. Ab und zu machen sie sich Notizen. Sie lesen in keinem Buch und setzen sich auch nie hin. Ihr ganzes Verhalten unterscheidet sich von dem der anderen Benutzer der Bibliothek. Sie scheinen die Bestände zu untersuchen und erinnern an Prüfer vom Finanzamt. Weder Oshima noch ich haben eine Ahnung, wer sie sind und was sie hier tun. Oshima wirft mir einen bedeutungsvollen Blick zu und zuckt leicht die Achseln. Wir haben, um es milde auszudrücken, kein besonders gutes Gefühl.

Um die Mittagszeit nehme ich Oshimas Platz an der Theke ein, während er seinen Imbiss verzehrt.

Eine der Frauen kommt auf mich zu. »Es gibt da etwas, das mich wundert«, sagt sie. Es ist die größere der beiden. Ihr Tonfall ist hart und trocken und weckt in mir die Assoziation von im Schrank vergessenem Brot.

»Ja, bitte. Was denn?«

Sie runzelt die Stirn und mustert mich mit einem Blick, als betrachte sie ein schief hängendes Bild. »Du bist doch bestimmt noch Schüler, oder?«

»Ja. Ich mache hier ein Praktikum.«

»Kannst du jemanden rufen, der ein bisschen mehr Ahnung hat?«

Ich gehe in den Garten, um Herrn Oshima zu holen. Er spült den Bissen, an dem er gerade kaut, langsam mit Kaffee hinunter, bürstet sich die Brotkrümel von den Knien und begleitet mich hinein.

»Was möchten Sie bitte wissen?«, fragt er liebenswürdig.

»Also, meine Organisation führt eine Feldstudie über die Ausstattung kultureller Einrichtungen in ganz Japan durch, bei der es um Benutzerinnenfreundlichkeit und gleichberechtigten Zugang für Frauen geht«, erklärt sie. »Ein Jahr lang werden unsere Delegationen praktisch jede Einrichtung besuchen, sie begutachten und die Untersuchungsergebnisse dann in einem Bericht veröffentlichen. Zahlreiche Frauen sind an diesem Projekt beteiligt. Diese Region fällt in den Zuständigkeitsbereich von uns beiden.«

»Wenn ich darf, würde ich gern den Namen Ihrer Organisation erfahren«, sagt Oshima.

Die Frau zieht eine Visitenkarte hervor und reicht sie ihm. Aufmerksam und ohne eine Miene zu verziehen, liest Oshima sie, legt sie auf die Theke, hebt den Kopf und schaut der Frau mit einem so galanten, erstklassigen Lächeln ins Gesicht, dass jede normale Frau unwillkürlich errötet wäre. Diese jedoch zuckt nicht einmal mit der Wimper.

»Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass diese Bibliothek leider verschiedene Mängel aufweist«, sagt sie.

»Aus weiblicher Sicht, nicht wahr?«, fragt Oshima.

»Ja, sicher. *Aus weiblicher Sicht*«, sagt die Frau und räuspert sich.

»Ich würde gerne die Ansicht der Bibliotheksleitung dazu hören. Geht das?«

»So etwas Aufwendiges wie eine Bibliotheksleitung haben wir hier nicht, aber ich stehe Ihnen natürlich voll und ganz zur Verfügung.«

»Zunächst einmal gibt es hier keine Damentoilette, nicht wahr?«

»Genau. Wir haben einen Unisex-Waschraum.«

»In privaten Einrichtungen, die wie diese Bibliothek der Öffentlichkeit zugänglich sind, sollten doch die Toiletten für Männer und Frauen prinzipiell getrennt sein.«

»*Prinzipiell*«, wiederholt Oshima ihren Ausdruck, wie um sicherzugehen.

»Ganz recht. Eine gemeinsame Toilette für Männer und Frauen ist mit den verschiedensten Arten von Belästigung verbunden. Einer Untersuchung zufolge hat ein Großteil der Frauen ernstliche Vorbehalte, eine gemischte Toilette zu benutzen. Hier handelt es sich eindeutig um eine Missachtung der Bibliotheksbenutzerinnen.«

»Missachtung«, sagt Oshima mit einem Ausdruck, als hätte er aus Versehen etwas Bitteres getrunken. Der Klang des Wortes gefällt ihm nicht.

»Ein absichtliches Versäumnis.«

»Absichtliches Versäumnis«, wiederholt er und denkt kurz über die herbe Formulierung nach.

»Was haben Sie dazu zu sagen?« Die Frau kann ihren aufwallenden Ärger kaum noch unterdrücken.

»Wenn Sie sich umschauen, werden Sie sehen, dass unsere Bibliothek sehr klein ist«, sagt Oshima. »Leider haben wir nicht genug Platz für getrennte Toiletten. Natürlich wäre es besser, wenn wir welche hätten, aber bisher gab es keine Beschwerden seitens der Besucher. Glücklicherweise – oder besser gesagt, unglücklicherweise – wird unsere Bibliothek nicht sehr stark frequentiert. Wenn Sie der Problematik getrennter Toiletten auf den Grund gehen möchten, sollten Sie sich vielleicht an Boeing in Seattle wenden und sich nach den Toiletten in den Jumbo Jets erkundigen? Die Jumbos sind weitaus größer als unsere

Bibliothek und weitaus voller, und dennoch gibt es in den Maschinen meines Wissens nur Unisex-Toiletten.«

Die Frau nimmt Oshima streng ins Visier. Als sie die Augen zusammenkneift, treten ihre Wangenknochen stark hervor. Dabei hebt sich ihre Brille ein wenig.

»Wir führen hier keine Untersuchung über Transportmittel durch. Wieso fangen Sie plötzlich von Jumbo Jets an?«

»Jumbo Jets haben gemeinsame Toiletten für Männer und Frauen. Unsere Bibliothek auch. Sind die Probleme, die sich daraus ergeben, nicht prinzipiell die gleichen?«

»Wir untersuchen die Ausstattung einzelner öffentlicher Einrichtungen. Wir sind nicht hergekommen, um über Prinzipien zu sprechen.«

Während der ganzen Zeit liegt ein sanftes Lächeln auf Oshimas Gesicht. »Ach so, ich war fest davon überzeugt, unser Gespräch drehe sich um *Prinzipien.*«

Die Frau merkt, dass sie aufs Glatteis geraten ist. Sie errötet leicht, was freilich keinesfalls auf Oshimas erotische Anziehungskraft zurückzuführen ist. Sie versucht es mit einer Richtungskorrektur.

»Jedenfalls hat die Problematik der Jumbo Jets nichts mit dieser hier zu tun. Führen Sie keine irrelevanten Beispiele an und schweifen Sie nicht vom Thema ab.«

»Jawohl. Ich werde nicht mehr von Flugzeugen reden«, sagt Oshima. »Sprechen wir nur noch über die Probleme am Boden.«

Sie starrt Oshima an. Nach einer Pause fährt sie fort. »Dann ist da noch etwas. In Ihrer Kartei sind die Autoren nach Männern und Frauen getrennt.«

»Ja, sie wurde von unseren Vorgängern erstellt, die aus irgendeinem Grund Männer und Frauen getrennt verzeichnet haben. Wir beabsichtigen, das irgendwann zu ändern, aber im Augenblick fehlen dazu die Mittel.«

»Darüber beschweren wir uns ja gar nicht«, sagt sie.

Oshima legt leicht den Kopf schräg.

»Allerdings kommen im gesamten Katalog dieser Bibliothek die Autoren stets vor den Autorinnen«, sagt sie. »Das ist unseres Erachtens eine Vorgehensweise, die gegen das Prinzip der Gleichheit von Männern und Frauen verstößt und einen Mangel an Gerechtigkeit darstellt.«

Oshima nimmt die Visitenkarte in die Hand und legt sie, nachdem er sie nochmals gelesen hat, auf die Theke zurück.

»Frau Soga«, sagt er. »Auf der Anwesenheitsliste in der Schule kommt Soga vor Tanaka und hinter Sekine. Haben Sie sich darüber beschwert? Und verlangt, dass auch mal von hinten aufgerufen werden sollte? Sich geärgert, weil G im Alphabet hinter F kommt? Eine Revolution angezettelt, weil in einem Buch Seite 68 nach Seite 67 kam?«

»Das ist etwas völlig anderes«, sagt sie ärgerlich. »Von Anfang an drehen Sie mir absichtlich das Wort im Mund herum.«

Als sie das hört, kommt auch die kleinere Frau, die sich vor einem Regal Notizen gemacht hat, eilig hinzu.

»*Ich drehe Ihnen absichtlich das Wort im Mund herum*«, wiederholt Oshima, wie um ihre Worte zu unterstreichen.

»Stimmt das etwa nicht?«

»Red herring«, sagt Oshima.

Frau Soga bleibt der Mund offen stehen, und sie bringt keinen Ton heraus.

»Es gibt auf Englisch den Ausdruck ›red herring‹. Hochinteressant – er bedeutet, dass man vom Kern eines Themas auf Nebengleise ausweicht. Roter Hering. Wie diese Redewendung entstanden ist, weiß ich leider nicht.«

»Hering oder Makrele, jedenfalls lenken Sie vom Thema ab.«

»Das war, präzise gesagt, ein Analogieschluss«, sagt Oshima.

»Nach Aristoteles eine der wirksamsten Methoden der Rhetorik. Solche Finessen dienten den Bürgern im alten Athen zur alltäglichen Unterhaltung. Leider galten Frauen nach damaliger Definition nicht als ›Bürger‹.«

»Machen Sie sich etwa über uns lustig?«

Oshima schüttelt den Kopf. »Aber eins möchte ich Ihnen sagen – in der Zeit, in der Sie eine kleine Privatbibliothek in einer kleinen Stadt aufsuchen, überall herumschnüffeln und nach Toiletten und *Mängeln* in der Kartei suchen, könnten Sie eine Menge anderer, wirksamerer Dinge finden, um die Rechte der Frauen im ganzen Land zu sichern. Wir setzen uns mit aller Kraft dafür ein, dass die bescheidene Bibliothek hier dieser Region einen kleinen Nutzen bietet. Wir bieten den Menschen, die Bücher und Geschriebenes lieben, eine Sammlung hervorragender Schriften an. Wir tun Dienst am Menschen. Sie wissen es wahrscheinlich nicht, aber diese Sammlung von Materialien zur Dichtung von der Taisho-Zeit bis Mitte der Showa-Zeit ist landesweit hoch geschätzt. Natürlich gibt es Mängel und Grenzen. Aber im Kleinen tun wir, was wir können. Statt darauf zu sehen, was wir nicht geschafft haben, sollten Sie Ihr Augenmerk auf das richten, was wir geschafft haben. Wäre das nicht fair?«

Die große Frau sieht die kleinere an, und die kleinere die größere.

Zum ersten Mal tut nun die kleinere den Mund auf. Ihre Stimme ist schrill. »Was Sie da behaupten, sind letztlich nur leere Ausflüchte und der Versuch, sich vor der Verantwortung zu drücken. *In Wirklichkeit* üben Sie nur bequeme Selbstgerechtigkeit, damit Sie hier in Ruhe Ihre Zeit absitzen können. Lassen Sie sich eins gesagt sein – Sie sind ein trauriger historischer Prototyp von Männlichkeit.«

»Ein trauriger historischer Prototyp«, wiederholt Oshima in bewunderndem Ton. Seiner Stimme ist anzumerken, dass der

Ausdruck ihm enorm gefällt.

»Sie sind nämlich der typische männliche Mann, ein Musterexemplar von diskriminierendem Macho«, sagt die Größere mit unverhohlenem Ärger.

»*Ein typisch männlicher Mann*«, wiederholt Oshima abermals.

Die Kleinere ignoriert ihn. »Sie machen das gesamte weibliche Genus zu Bürgern zweiter Klasse, rauben und beschränken Frauen die Rechte, die ihnen von Natur aus zustehen, mit Ihrer billigen männlichen Logik, die ausschließlich dazu dient, den gesellschaftlichen Status quo zu erhalten. Vielleicht ist das nicht einmal Absicht, sondern bloß Gedankenlosigkeit, aber umso schwerer wiegt das Verbrechen. Fühllos und rücksichtslos gegenüber dem Leid anderer, sichert ihr Männer eure erworbenen Rechte. Seht ihr nicht, welchen Schaden diese Gedankenlosigkeit uns Frauen und der Gesellschaft zufügt? Natürlich sind Toiletten und Karteikarten nur Kleinigkeiten. Aber wird denn nicht aus lauter Kleinigkeiten ein Ganzes? Wenn wir nicht bei den Kleinigkeiten anfangen, wird es nie gelingen, den Mantel der Ungerechtigkeit herunterzureißen, der unsere Gesellschaft umgibt. Das ist unser Handlungsprinzip.«

»Und so empfindet jede edle Frau, die ein Herz hat«, fügt die Größere ausdruckslos hinzu.

»Muss nicht jede edle Frau bei ihres Hauses Schmach das Gleiche tun, wie ich sie Tag und Nacht vor Augen seh, in voller Blüte nicht im Untergang?«, sagt Oshima.

Die beiden schweigen wie zwei Eisblöcke.

»*Elektra* von Sophokles. Ein wunderbares Stück. Ich habe es viele Male gelesen. Übrigens bezieht sich der Begriff Genus in erster Linie auf das grammatische Geschlecht, ich fände es richtiger, Geschlecht zu sagen, wenn man von physischen Personen spricht. In diesem Fall ist ›Genus‹ fehl am Platz. Wenn ich diese sprachliche Lappalie erwähnen darf.«

Eisiges Schweigen.

»Jedenfalls ist das, was Sie sagen, von Grund auf falsch«, sagt Oshima gelassen, aber unverblümt. »Ich bin kein trauriger historischer Prototyp eines männlichen Mannes.«

»Vielleicht könnten Sie uns eine leicht verständliche Erklärung geben, worin der grundlegende Irrtum besteht?«, sagt die Kleinere herausfordernd.

»Ohne logische Spitzfindigkeiten und *Zurschaustellung* von Wissen«, fügt die größere hinzu.

»Verstanden. Dann werde ich es Ihnen mal ohne logische Spitzfindigkeiten und Zurschaustellung von Wissen, leicht verständlich und direkt erklären«, sagt Oshima.

»Wir bitten darum«, sagt die größere. Die andere pflichtet ihr mit einem knappen Nicken bei.

»Erstens bin ich kein Mann«, konstatiert Oshima.

Alle sind sprachlos und schweigen. Ich hole tief Luft und werfe einen kurzen Blick auf Oshima, der neben mir steht.

»Ich bin eine Frau«, sagt er.

»Lassen Sie doch die Witze«, sagt die kleinere Frau, nachdem sie einmal nach Luft geschnappt hat. Aber sie sagt es wie jemand, der nur etwas sagen muss. Ohne Überzeugung.

Oshima zieht sein Portemonnaie aus der Hosentasche, nimmt seinen Ausweis heraus und reicht ihn ihr. Sie liest, runzelt die Stirn und reicht ihn der größeren weiter. Diese liest ebenfalls und gibt Oshima nach kurzem Zögern die Karte mit einer Miene zurück, als würde sie eine unglückverheißende Spielkarte ablegen.

»Möchtest du auch mal sehen?«, wendet Oshima sich an mich. Wortlos schüttle ich den Kopf. Nachdem er seinen Ausweis wieder ins Portemonnaie und dieses wieder in die Hose gesteckt hat, legt er beide Hände auf die Theke. »Also ist das, was Sie gesagt haben, *von Grund auf* falsch. Ich kann nach Ihrer Definition nicht der *traurige historische Prototyp eines*

männlichen Mannes sein.«

»Aber –«, setzt die größere Frau an, bricht jedoch ab. Die kleinere presst die Lippen fest zusammen und zupft mit der rechten Hand am Kragen ihrer Bluse.

»Die Hülle ist zwar weiblich, aber mein Bewusstsein ist vollkommen männlich«, fährt Oshima fort. »Ich lebe psychisch als Mann. Daher könnte das mit dem *historischen Prototyp* eventuell doch stimmen. Vielleicht bin ich ein notorischer Diskriminierer. Trotz allem bin ich keine Lesbierin. In sexueller Hinsicht gefallen mir Männer. Also bin ich schwul, obwohl ich eine Frau bin. Ich benutze nie meine Vagina, bei sexuellen Handlungen setze ich meinen Anus ein. Meine Klitoris ist empfindlich, meine Brustwarzen sind es jedoch nicht. Ich habe auch keine Periode. Wen oder was diskriminiere ich? Nun, wer sagt es mir?«

Wir anderen drei schweigen weiter. Jemand räuspert sich leise. Es klingt unpassend. Die Wanduhr tickt ungewöhnlich laut und hart.

»Es tut mir leid, aber ich war gerade beim Mittagessen«, sagt Oshima freundlich. »Thunfisch-Spinatröllchen. Ich bin mittendrin gerufen worden. Wenn ich sie noch länger liegen lasse, werden sie bestimmt von den Nachbarskatzen gefressen. In dieser Gegend gibt es massenhaft Katzen, weil viele Leute die Kleinen in dem Kiefernwäldchen am Strand aussetzen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich jetzt gern weiteressen. Lassen Sie sich aber bitte nicht stören und schauen Sie sich in Ruhe um. Diese Bibliothek steht allen Bürgern offen. Solange man die Hausregeln beachtet und die anderen Leser nicht stört, gibt es kaum Einschränkungen. Schauen Sie sich an, was Ihnen beliebt. Und schreiben Sie Ihren Bericht, wie Sie es wünschen. Was immer Sie schreiben, wir werden uns wahrscheinlich nicht viel daraus machen. Bislang sind wir ohne Unterstützung und Anweisungen nach unserem Gutdünken verfahren und beabsichtigen, das auch in Zukunft so zu halten.«

Als Oshima fort ist, tauschen die beiden Frauen einen stummen Blick und sehen dann mich an. Wahrscheinlich vermuten sie in mir Oshimas Liebhaber. Schweigend ordne ich die Lesekarten. Die beiden flüstern zwischen den Regalen miteinander und holen dann ihr Gepäck ab. Sie wirken wie erstarrt und bedanken sich auch nicht, als ich ihnen ihre Rucksäcke reiche.

Kurze Zeit später kommt Oshima vom Essen zurück. Er hat mir zwei Spinatröllchen aufgehoben. Sie sehen aus wie grüne Tortillas und sind mit Gemüse und Thunfisch gefüllt, dazu gibt es eine weiße Sauce. Ich esse sie zu Mittag und mache mir anschließend eine Tasse Earl Grey.

»Alles, was ich vorhin gesagt habe, stimmt wirklich«, sagt Oshima, als er vom Essen kommt.

»Als Sie damals gesagt haben, Sie seien anders, haben Sie also das gemeint?«, sage ich.

»Ich will mich nicht wichtig machen, aber du solltest wissen, dass ich vorhin nicht bloß übertrieben habe.«

Ich nicke stumm.

Oshima lacht. »Vom Geschlecht her bin ich zweifelsfrei eine Frau, aber ich habe fast keine Brüste und auch noch nie menstruiert. Aber einen Penis, Hoden und einen Bart habe ich auch nicht. Kurz gesagt, ich habe gar nichts. Schlicht und ergreifend gar nichts. Wahrscheinlich kannst du nicht verstehen, was für ein Gefühl das ist.«

»Wahrscheinlich nicht«, sage ich.

»Manchmal verstehe ich selbst nicht, was und wieso ich so bin. Was bin ich denn? Was denn nur? Weißt du es?«

Ich schüttle den Kopf.

»Ach, ich weiß doch noch nicht mal, was ich selber bin.«

»Die alte Suche nach der Identität.«

Ich nicke.

»Aber du hast immerhin einen *Anhaltspunkt.* Ich nicht.«

»Was immer Sie auch sind, Herr Oshima, ich kann Sie sehr gut leiden«, sage ich. Es ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich so etwas zu jemandem sage. Ich erröte ein bisschen.

»Danke«, sagt Oshima und legt mir sacht die Hand auf die Schulter. »Ich bin gewiss ein *bisschen* anders als die anderen. Aber im Grunde bin ich auch nur ein Mensch. Ich möchte, dass du das weißt. Ich bin kein Monster, sondern ein ganz normaler Mensch. Ich fühle wie alle anderen und ich benehme mich wie alle anderen. Aber dieser unbedeutende Unterschied erscheint mir manchmal wie ein bodenloser Abgrund. Aber dagegen kann man natürlich im Endeffekt nichts machen.«

Er nimmt den langen spitzen Bleistift von der Theke und starrt darauf. Der Bleistift wirkt wie eine Verlängerung seines Körpers.

»Ich wollte dich möglichst rasch aufklären, damit du es von mir selbst erfährst statt von jemand anderem. Jetzt hat sich die Gelegenheit ergeben. So was erzählt man nicht so gern, weißt du.«

Ich nicke.

»Deshalb kenne ich mich auch mit den verschiedenen Arten von Diskriminierung aus«, sagt Oshima. »Was Diskriminierung bedeutet und wie tief sie einen Menschen kränkt, das weiß nur der, der die Erfahrung selbst gemacht hat. Da der Schmerz sehr persönlich ist, bleibt eine sehr persönliche Wunde zurück. Deshalb kann es in punkto Suche nach Objektivität und Gerechtigkeit niemand mit mir aufnehmen. Wen ich maßlos satt habe, sind diese fantasielosen Leute. T. S. Eliot nennt sie die ›hohlen Männer‹. Das sind Leute, die herumlaufen und selbst nichts spüren, aber ihre Fantasielosigkeit und Hohlheit mit muffigem Stroh ausstopfen. Leute, die andere sinnlos mit ihren Taktlosigkeiten und leeren Worten bedrängen. Langer Rede, kurzer Sinn – solche wie die beiden vorhin.«

Er seufzt und dreht den langen Bleistift zwischen den Fingern.

»Von mir aus kann jemand schwul, lesbisch, hetero, Feministin, Faschist, Kommunist oder Hare-Krishna-Anhänger sein. Welche Fahne einer hochhält, ist mir egal. Ich kann nur diese *hohle Bande* nicht ertragen. Ihre Gegenwart. Dann muss ich einfach etwas sagen. Ich hätte vorhin besser parieren und sie höflich abfertigen sollen. Wir hätten auch Frau Saeki rufen und es ihr überlassen können. Sie wäre im Guten mit ihnen fertig geworden. Aber ich kann das nicht – ich sage und tue überflüssige Dinge. Ich kann mich einfach nicht beherrschen. Das ist mein Schwachpunkt. Weißt du, wieso das ein Schwachpunkt ist?«

»Weil man nie fertig wird, wenn man die fantasielosen Typen einzeln ernst nimmt?«, sage ich.

»Genau.« Oshima tippt sich mit dem Radiergummi seines Bleistifts an die Schläfe. »Das ist wahr. Dennoch solltest du eins nicht vergessen, mein lieber Kafka Tamura. Immerhin haben Leute, die solche Reden führten, Saeki-sans jungen Freund umgebracht. Fantasielose Enge, Intoleranz. Dogmatische Thesen, hohle Begriffe, eigenmächtige Ideale, rigide Systeme. Für mich sind das sehr beängstigende Dinge, die ich von ganzem Herzen fürchte und verabscheue. Natürlich ist die Frage, was richtig und was falsch ist, von großer Bedeutung. Aber schon ein einziges Fehlurteil kann oft nie wieder rückgängig gemacht werden. Selbst wenn man den Mut hat, den Fehler einzugestehen, ist es hinterher meist zu spät. Engstirnigkeit und Intoleranz sind wie Parasiten. Sie wechseln immer wieder ihren Wirt und ändern ihre Form. Es gibt keine Rettung vor ihnen. Ich will nicht, dass sich so etwas *hier* einschleicht.«

Oshima zeigt mit der Bleistiftspitze auf die Regale. Natürlich meint er die Bibliothek im Allgemeinen.

»Ich kann über so etwas einfach nicht lächelnd hinwegsehen.«

20

Als der Fahrer des Kühllasters Nakata auf dem Parkplatz der Autobahnraststätte Fujikawa absetzte, war es schon nach acht Uhr abends. Mit seinem Stoffbeutel und seinem Regenschirm kletterte Nakata von dem hohen Beifahrersitz.

Der Fahrer steckte den Kopf aus dem Fenster. »Hier finden Sie bestimmt einen, der Sie weiter mitnimmt, wenn Sie ein bisschen rumfragen«, sagte er.

»Danke schön. Sie waren eine große Hilfe.«

»Passen Sie auf sich auf.« Der Fahrer winkte kurz und fuhr davon.

Fujikawa, hatte er gesagt. Nakata hatte nicht die leiseste Ahnung, wo Fujikawa war. Aber er wusste, dass er Tokyo verlassen hatte und sich allmählich nach Westen bewegte. Auch wenn er keinen Kompass hatte und keine Karte lesen konnte, so viel verstand er. Nun musste er sich vom nächsten Wagen, der nach Westen fuhr, mitnehmen lassen.

Da er hungrig war, beschloss Nakata in der Raststätte eine Nudelsuppe zu essen. Die Reisbällchen und die Schokolade in seinem Beutel rührte er nicht an; die wollte er sich für Notfälle aufheben. Es dauerte eine Weile, bis er das System verstand, nach dem das Restaurant funktionierte, denn er konnte ja nicht lesen. Bevor man hineinging, musste man einen Bon kaufen. Den Bon wiederum bekam man an einem Automaten, und Nakata musste jemanden um Hilfe bitten. »Ich kann nicht so gut sehen«, sagte er, und eine Dame mittleren Alters warf das Geld für ihn ein, drückte die Knöpfe und reichte ihm das Wechselgeld. Aus Erfahrung hatte Nakata gelernt, sein Analphabetentum möglichst für sich behalten, denn es war schon passiert, dass Leute ihn wie ein Gespenst angesehen

hatten.

Danach hängte Nakata sich seinen Stoffbeutel über die Schulter, hielt seinen Schirm fest und sprach ein paar Männer an, die wie Lastwagenfahrer aussahen. Er sei auf dem Weg nach Westen, sagte er und fragte, ob er vielleicht mit ihnen fahren könne. Die Männer sahen ihm ins Gesicht, musterten seine Gestalt und schüttelten dann die Köpfe. Ältere Anhalter waren eine große Ausnahme, und Ausnahmen weckten ihr instinktives Misstrauen. Leider sei es ihnen von ihren Firmen untersagt, Anhalter mitzunehmen, hieß es.

Nakata hatte ziemlich lange gebraucht, um vom Stadtteil Nakano auf die Tomei-Autobahn zu kommen. Da er Nakano nie verließ, wusste er auch nicht, wo die Auffahrt zur Tomei-Autobahn war. Er hatte zwar schon, wenn es nötig war, mit seinem Behindertenausweis städtische Busse benutzt, aber mit der U-Bahn oder mit dem Zug, für die man eine Fahrkarte kaufen musste, war er noch nie allein gefahren.

Es war kurz vor zehn, als er Kleidung, Waschzeug und etwas Proviant in seinen Stoffbeutel packte, sein unter den Tatami verstecktes Geld sorgfältig in einem Bauchgürtel verstaute, seinen großen Regenschirm nahm und seine Wohnung verließ. »Können Sie mir sagen, wie ich am besten zur Tomei-Autobahn komme?«, fragte er den Busfahrer. Der aber lachte nur.

»Der Bus hier fährt nur bis zum Bahnhof Shinjuku. Die Stadtbusse fahren überhaupt nicht zur Tomei. Da müssen Sie einen Schnellbus nehmen.«

»Wo fahren denn die Busse zur Tomei-Autobahn ab?«

»Am Bahnhof Tokyo«, sagte der Busfahrer. »Sie fahren mit diesem Bus bis Shinjuku und nehmen von dort die U-Bahn zum Bahnhof Tokyo. Dort kaufen Sie sich eine Platzkarte und steigen in den Bus. So kommen Sie zur Tomei-Autobahn.«

Obwohl Nakata kaum etwas verstanden hatte, fuhr er erst einmal mit dem Bus zum Bahnhof Shinjuku, doch der war

riesig. Es wimmelte derart von Menschen, dass er kaum richtig gehen konnte. Die Menge der dort abfahrenden Bahnen war so groß, dass er absolut keine Ahnung hatte, wie er die finden sollte, die zum Bahnhof Tokyo fuhr. Die Hinweisschilder konnte er natürlich nicht lesen. Er fragte mehrere Passanten nach dem Weg, aber ihre Erklärungen waren so schnell, so kompliziert und so voller eigenartiger Worte, dass Nakata sie sich nicht merken konnte. Als würde man sich mit dem Kater Kawamura unterhalten, dachte Nakata bei sich. Er wäre gern in ein Polizeihäuschen gegangen, um zu fragen, aber er fürchtete, für einen senilen alten Mann gehalten und festgenommen zu werden (er hatte das schon einmal erlebt). Während er herumirrte, wurde ihm von der schlechten Luft und dem Krach allmählich unwohl. Er schlug eine Richtung ein, in die nur wenige Menschen gingen, und entdeckte zwischen den Hochhäusern einen kleinen Park, wo er sich auf eine Bank setzte.

Lange Zeit blieb Nakata ratlos dort sitzen. Ab und zu sprach er mit sich selbst und strich sich über das kurze Haar. Es war auch keine einzige Katze in dem Park zu entdecken, nur ein paar Krähen durchstöberten die Abfalleimer. Nakata schaute ein ums andere Mal zum Himmel und schätzte die Zeit nach dem Sonnenstand. Von den Abgasen hatte der Himmel eine etwas seltsame Farbe.

Um die Mittagszeit kamen Leute, die in den umliegenden Gebäuden arbeiteten, in den Park, um ihr Mittagessen zu verzehren. Auch Nakata aß sein mitgebrachtes Bohnenmus-Brötchen und trank braunen Tee aus der Thermosflasche. Auf der Bank nebenan saßen zwei junge Frauen. Nakata sprach sie an. Ob Sie zufällig wüssten, wie er auf die Tomei-Autobahn käme. Sie sagten ihm das Gleiche wie der Busfahrer. Mit der Chuo-Linie bis zum Bahnhof Tokyo und von dort mit einem Schnellbus.

»Das hat Nakata vorhin versucht, aber es hat nicht geklappt«,

sagte Nakata ehrlich. »Nakata hat Nakano bis jetzt nie verlassen, deshalb kann er nicht gut Bahn fahren. Nur Stadtbus. Er kann nicht lesen oder Fahrkarten kaufen. Er ist mit dem Stadtbus hergekommen, aber jetzt geht's nicht weiter.«

Die beiden waren ziemlich verblüfft, als sie das hörten. Er konnte nicht lesen? Allerdings wirkte er wie ein harmloser alter Mann. Freundlich und adrett gekleidet. Dass er an einem so schönen Tag einen Regenschirm bei sich trug, war ein bisschen ungewöhnlich, aber wie ein Obdachloser sah er nicht aus. Sein Gesicht war nicht unsympathisch, und seine Augen blickten klar.

»Haben Sie Nakano wirklich noch nie verlassen?«, fragte das eine – schwarzhaarige – Mädchen.

»Nein, nie. Wenn Nakata sich verläuft, sucht ihn ja niemand.«

»Und lesen können Sie auch nicht?«, fragte das andere Mädchen, dessen Haar braun gefärbt war.

»Nein, kein bisschen. Einfache Zahlen gehen, aber Rechnen nicht.«

»Dann ist es wirklich schwer, mit der Bahn zu fahren.«

»Ja, sehr schwer. Fahrkarte kaufen geht auch nicht.«

»Wir würden Sie ja zum Bahnhof bringen und in die richtige Bahn setzen, aber wir müssen gleich wieder zur Arbeit. Tut uns leid, aber wir haben keine Zeit, Sie zu begleiten.«

»Nein, nein, Nakata wird es schon selber schaffen.«

»Ach ja«, sagte das schwarzhaarige Mädchen. »Hat nicht Tougeguchi aus der Handelsabteilung gesagt, er würde heute nach Yokohama fahren?«

»Doch, stimmt, hat er gesagt. Den könnten wir doch fragen. Er ist ein bisschen mürrisch, aber kein übler Kerl«, sagte das braunhaarige Mädchen.

»Hören Sie mal, wenn Sie nicht lesen können, wäre es doch besser, Sie fahren per Anhalter, oder?«, sagte die

Schwarzhaarige.

»Per Anhalter?«

»Sie bitten einen Autofahrer, Sie mitzunehmen. Meist sind es Fernfahrer. PKW-Fahrer nehmen im Allgemeinen niemanden mit.«

»Schwierige Sachen wie Fernfahrer und PKW versteht Nakata nicht.«

»Sie müssen es nur probieren, dann geht es schon. In meiner Studentenzeit hab ich das auch mal gemacht. Die Lastwagenfahrer waren alle sehr nett.«

»Wohin an der Tomei-Autobahn wollen Sie denn überhaupt?«, fragte das braunhaarige Mädchen.

»Weiß nicht.«

»Sie wissen es nicht?«

»Nein. Aber wenn Nakata dort ist, weiß er es. Als Erstes muss er auf der Tomei-Autobahn nach Westen. Was dann kommt, überlegt er sich später. Jedenfalls muss Nakata nach Westen.«

Die beiden Mädchen wechselten einen Blick. Nakatas Art zu sprechen hatte eine eigene Überzeugungskraft, sodass die beiden spontan Sympathie für ihn empfanden. Sie aßen ihr Lunchpaket auf, warfen die leeren Schachteln in den Papierkorb und standen auf.

»Kommen Sie mit, Herr Nakata. Ich glaube, wir können etwas für Sie tun«, sagte das schwarzhaarige Mädchen.

Nakata trottete hinter den beiden her zu einem großen Gebäude in der Nähe. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er ein so großes Gebäude betrat. Die beiden ließen ihn auf einer Bank im Foyer Platz nehmen. Nachdem sie ein paar Worte mit der Dame am Empfang gewechselt hatten, baten sie ihn, dort zu warten, und verschwanden in einem der vielen Aufzüge. Die aus der Mittagspause zurückkehrenden Angestellten strömten an Nakata vorbei, der mit seinem Schirm und seinem Stoffbeutel

im Arm auf der Bank saß. Auch diese Szene war ihm neu. Alle trugen – wie abgesprochen – die gleich adrette Kleidung. Die Männer Krawatten und die Frauen blitzblank geputzte Schuhe mit hohen Absätzen. Und alle strebten hastig in die gleiche Richtung. Warum sich hier derart viele Menschen versammelten, war Nakata ein Rätsel.

Kurze Zeit später kamen die beiden jungen Frauen mit einem großen Mann in weißem Hemd und gestreifter Krawatte zurück, den sie Nakata vorstellten.

»Das ist Herr Tougeguchi. Er fährt gleich mit dem Wagen nach Yokohama. Er ist bereit, Sie mitzunehmen, Herr Nakata. Er lässt Sie dann am Parkplatz Kohoku an der Tomei-Autobahn raus, und Sie suchen sich dort einen anderen Wagen für die Weiterfahrt. Dem Fahrer sagen Sie, dass Sie nach Westen möchten, und wenn jemand Sie mitnimmt, spendieren Sie ihm zum Dank an einer Raststätte ein Essen. Verstehen Sie?«, sagte das Mädchen mit dem braunen Haar.

»Haben Sie denn genug Geld?«, fragte die Schwarzhaarige.

»Ja, Nakata hat genug Geld dabei.«

»Hören Sie, Herr Tougeguchi, Herr Nakata ist ein guter Bekannter von uns, also seien Sie bitte nett zu ihm«, sagte die Braunhaarige.

»Wenn ihr auch ein bisschen nett zu mir seid«, sagte der junge Mann etwas schüchtern.

»Irgendwann mal«, sagte das schwarzhaarige Mädchen.

Zum Abschied schenkten die beiden Nakata ein Päckchen mit Reishäppchen aus dem Supermarkt und etwas Schokolade.

»Nehmen Sie das als Wegzehrung, Herr Nakata. Wenn Sie Hunger bekommen.« Nakata bedankte sich vielmals.

»Aufrichtigsten Dank. Sie sind so nett. Wie kann Nakata Ihnen nur danken. Nakata möchte sich gern revanchieren.«

»Der beste Dank ist, wenn alles gut geht«, sagte das

braunhaarige Mädchen, und die Schwarzhaarige kicherte ein bisschen.

Der junge Mann namens Tougeguchi verfrachtete Nakata auf den Beifahrersitz seines High Ace und fuhr über eine innerstädtische Schnellstraße auf die Tomei-Autobahn. Der Verkehr kam nur stockend voran, sodass die beiden Zeit hatten, sich zu unterhalten. Tougeguchi war ein eher schüchterner Mensch und sagte am Anfang fast nichts, aber als er sich an Nakata gewöhnt hatte, bestritt er das Gespräch so gut wie allein. Er hatte eine Menge auf dem Herzen, das er Nakata vorbehaltlos anvertraute, vielleicht weil er ihm aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder begegnen würde. Dass seine Verlobte sich vor ein paar Monaten von ihm getrennt hatte, weil sie sich in einen anderen verliebt hatte. Dass sie diesen Umstand lange für sich behalten und sich mit beiden Männern getroffen hatte. Dass er mit seinem Vorgesetzten nicht zurechtkam und erwog zu kündigen. Dass seine Eltern sich hatten scheiden lassen, als er an der Mittelschule war. Dass seine Mutter sich gleich wieder verheiratet hatte und ihr neuer Mann im Grunde ein nichtsnutziger Hochstapler war. Dass er die erhebliche Summe, die er einem guten Freund geliehen hatte, nicht zurückbekam. Dass der Student im Apartment neben ihm nachts die Musik so laut aufdrehte, dass er nicht schlafen konnte.

Nakata hörte brav zu, bekundete hin und wieder seine Anteilnahme mit einem Brummen oder gab einen bescheidenen Kommentar ab. Als der Wagen zum Kohoku-Parkplatz abbog, wusste Nakata fast alles über das Leben des jungen Mannes. Er hatte vieles nicht verstanden, aber im Großen und Ganzen doch erfasst, dass Tougeguchi ein bedauernswerter, vom Pech verfolgter junger Mann war, auch wenn er keinen anderen Wunsch hegte, als ein anständiges Leben zu führen.

»Vielen Dank. Dass Sie Nakata hierher gebracht haben, war eine große Hilfe.«

»Keine Ursache, die Fahrt mit Ihnen war sehr angenehm, Herr Nakata. Ich fühle mich richtig erleichtert. Es war toll, sich einmal alles von der Seele reden zu können. Bisher konnte ich noch nie mit jemandem so reden. Bestimmt bin ich Ihnen mit meinem Gejammer ganz schön auf den Wecker gefallen.«

»Nein, überhaupt nicht. Nakata hat sich gern mit Herrn Tougeguchi unterhalten. Es war überhaupt keine Last. Machen Sie sich keine Gedanken. Nakata wünscht Ihnen von jetzt an alles Gute.«

Der junge Mann zog eine Telefonkarte aus seiner Brieftasche und überreichte sie Nakata. »Die schenke ich Ihnen. Unsere Firma stellt sie her. Auch wenn sie nicht direkt als Wegzehrung geeignet ist.«

»Vielen Dank«, sagte Nakata, nahm die Karte entgegen und verstaute sie sorgfältig in seiner Brieftasche. Er rief zwar nie jemanden an und wusste auch gar nicht, wie man eine Telefonkarte benutzt, wollte aber nicht ablehnen. Inzwischen war es drei Uhr am Nachmittag.

Schon eine Stunde später fand er einen Fernfahrer, der ihn bis Fujikawa mitnahm. Es war ein Kühllaster, der frischen Fisch transportierte.

Der Fahrer war etwa Mitte vierzig und dick, hatte Arme wie Baumstämme und einen ordentlichen Bauch.

»Wenn Ihnen der Fischgeruch nichts ausmacht«, sagte er zu Nakata.

»Nakata mag Fisch«, erwiderte der.

Der Fahrer lachte. »Sie sind ja komisch.«

»Ja, das sagen die Leute immer wieder.«

»Ich mag komische Menschen«, erklärte der Fahrer. »Wer es auf dieser Welt schafft, ohne eine Miene zu verziehen ein normales Leben zu führen, dem ist nicht trauen.«

»Tatsächlich?«

»Aber sicher. Das ist meine Meinung.«

»Nakata hat eigentlich keine Meinung. Er mag Aal.«

»Das ist auch eine Meinung – Aal zu mögen.«

»Aal ist auch eine Meinung?«

»Uhmhm. Sogar eine prima Meinung.«

Unter solchen Gesprächen fuhren die beiden in Richtung Fujikawa. Der Fahrer hieß Hagita.

»Nakata, alter Knabe, was meinst du, was wird jetzt aus der Welt?«, fragte er.

»Es tut mir leid, aber weil Nakata dumm ist, versteht er überhaupt nichts von so was.«

»Eine eigene Meinung haben und klug oder dumm sein sind zwei verschiedene Dinge.«

»Aber Herr Hagita, wer dumm ist, kann doch gar nicht erst nachdenken.«

»Aber du magst doch auch Aal. Stimmt's?«

»Ja, sehr.«

»Also hast du dazu ein Verhältnis.«

»Ha?«

»Magst Du Hühnchen-und-Ei-Reistopf?«

»Ja, das schmeckt Nakata.«

»Auch das ist ein Verhältnis«, sagte der Fahrer. »Und wenn du von diesen Verhältnissen viele sammelst, ergibt sich von selbst ein tieferer Sinn daraus. Aal, Hühnchen-und-Ei-Reistopf, Bratfisch, was du willst. Verstehst du?«

»Nein. Hat das was mit Essen zu tun?«

»Nicht nur mit Essen. Das Gleiche gilt auch für die Eisenbahn, den Tenno, alles eben.«

»Nakata fährt nicht Eisenbahn.«

»Egal. Ich will damit nur sagen, dass der Mensch, solange er lebt, allem, was um ihn herum ist, ganz natürlich eine Bedeutung gibt. Das Wichtigste ist, dass es ganz von allein passiert. Dumm oder klug spielt dabei keine Rolle. Es geht nur darum, mit eigenen Augen zu sehen oder nicht zu sehen.«

»Sie sind sehr klug, Herr Hagita.«

Hagita lachte laut. »Nein, das ist keine Frage von Dummheit oder Klugheit. Ich bin nicht besonders klug. Ich habe nur meine eigene Art zu denken. Das stört andere oft, und sie nennen mich einen Querulanten. Wer seinen eigenen Kopf hat, ist nicht beliebt.«

»Nakata versteht schon wieder nichts. Gibt es eine Verbindung dazwischen, dass Nakata gern Aal und Hühnchen-Ei-Topf isst?«

»Kurz gesagt, ja. Zwischen der Person Nakata und den Dingen, die Nakata betreffen, entsteht immer eine Verbindung. Gleichzeitig gibt es eine Verbindung zwischen dem Aal und dem Hühnchen-Ei-Topf. Wenn man dieses Schema immer weiter ausdehnt, kommt man ganz natürlich irgendwann bei dem Verhältnis zwischen Nakata und den Kapitalisten und Nakata und dem Proletariat an.«

»Pro –«

»Proletariat.« Hagita nahm seine riesigen Hände vom Steuer und zeigte sie Nakata. Nakata musste an Baseballhandschuhe denken.

»Die Menschen, die im Schweiß ihres Angesichts schuften, sind das Proletariat. Dagegen gibt es die Kapitalisten, die auf Stühlen sitzen, sich nie bewegen, andere herumkommandieren und dabei hundertmal so viel verdienen wie unsereins.«

»Diese Kapitalisten kennt Nakata nicht. Nakata ist ein armer Mann und kaum mit besseren Leuten bekannt. Er kennt nur den Herrn Gouverneur in Tokyo. Ist der auch Kapitalist?«

»Na klar, die Gouverneure sind meist auch

Kapitalistenhunde.«

»Der Herr Gouverneur ist ein Hund?« Nakata fiel der große schwarze Hund ein, der ihn zu Johnnie Walkers Haus gebracht hatte und dessen bedrohliche Gestalt er mit dem Gouverneur in Verbindung brachte.

»Auf der Welt wimmelt es von diesen Hunden. Sie sind Speichellecker.«

»Speichellecker?«

»Sie kriechen wie Hunde.«

»Gibt es auch Kapitalistenkatzen?«, fragte Nakata.

Darauf brach Hagita in lautes Gelächter aus. »Du bist wirklich komisch, Nakata. Ich liebe Leute wie dich. Kapitalistenkatzen, sagt er. Wirklich einmalig.«

»Herr Hagita?«

»Ja?«

»Nakata ist arm und bekommt jeden Monat eine Unterstützung vom Herrn Gouverneur. Gehört sich das vielleicht nicht?«

»Wie viel kriegst du denn im Monat?«

Nakata nannte die Summe. Hagita schüttelte sprachlos den Kopf.

»Ganz schön schwierig, heutzutage mit dem bisschen über die Runden zu kommen, was?«

»Nein, gar nicht. Nakata braucht nicht viel Geld. Und außerdem sucht er in der Nachbarschaft verloren gegangene Katzen und bekommt Geld dafür.«

»Du bist also professioneller Katzenfänger«, sagte Hagita beeindruckt. »Ich gebe mich geschlagen – du bist wirklich einmalig!«

»Ehrlich gesagt, kann Nakata mit den Katzen reden«, klärte Nakata ihn kurz entschlossen auf. »Nakata kann die Katzensprache. Deshalb kann er alle Katzen finden, die sich

verlaufen haben.«

Hagita nickte. »Verstehe. Es würde mich nicht wundern, wenn du das könntest.«

»Aber seit kurzem kann Nakata auf einmal nicht mehr mit den Katzen reden. Wie kommt das nur?«

»Die Welt ändert sich von Tag zu Tag. Jeden Tag ein neuer Morgen, aber es ist nie dieselbe Welt wie am Tag davor. Verstehst du?«

»Jawohl.«

»Die Verhältnisse ändern sich auch. Wer Kapitalist ist und wer Proletarier. Wo rechts ist und wo links ist. Da gibt es die Informationsrevolution, die Aktienkurse, die laufenden Aktiva, die Umstrukturierung des Arbeitsmarktes, die multinationalen Konzerne – was gut ist, was schlecht ist, die Grenzen der Dinge lösen sich allmählich auf. Dass du die Katzensprache nicht mehr kannst, liegt vielleicht auch daran.«

»Nakata kann unterscheiden, wo rechts und links ist – hier ist rechts und da ist links. Stimmt's?«

»Genau«, bestätigte Hagita. »Richtig.«

Zum Schluss aßen die beiden in der Raststätte. Hagita bestellte Aal für zwei Personen und bezahlte. Zum Dank fürs Mitnehmen wollte eigentlich Nakata die Rechnung begleichen, aber Hagita schüttelte den Kopf.

»Lass mal. Ich bin nicht reich, aber so arm, dass ich mich an deinen paar Gouverneurskröten satt esse, bin ich auch nicht«, sagte er.

»Vielen Dank für die Einladung«, sagte Nakata.

Nachdem Nakata ungefähr eine Stunde bei den Fahrern in der Raststätte Fujikawa herumgefragt hatte, hatte er immer noch keine Mitfahrgelegenheit gefunden. Dennoch wurde er nicht nervös und fühlte sich auch nicht besonders niedergeschlagen.

In seinem Bewusstsein verging die Zeit sehr langsam. Oder eigentlich fast überhaupt nicht.

Zur Abwechslung ging er ins Freie und spazierte ziellos in der Gegend umher. Am Himmel stand keine Wolke, und die Oberfläche des Mondes war deutlich zu sehen. Während Nakata über den Parkplatz schlenderte, klackte die Spitze seines Regenschirms auf dem Asphalt. Er versank eine Weile in die Betrachtung der vielen riesigen Lastwagen, die sich dort Schulter an Schulter wie große Tiere auszuruhen schienen. Einige von ihnen hatten zwanzig mannshohe Räder. Dass so große Wagen mitten in der Nacht auf so vielen Straßen fuhren! Was sie wohl geladen hatten? Er konnte es sich nicht vorstellen. Ob er, wenn er die Zeichen auf ihren Containern lesen könnte, erfahren würde, was darin war?

Als er ein Stück gegangen war, sah er am Rand des Parkplatzes im Schatten der Laster ungefähr zehn Motorräder stehen. Ein paar junge Männer standen im Kreis herum und schrieen durcheinander. Sie schienen etwas zu umringen. Neugierig ging Nakata zu ihnen hinüber, um nachzusehen. Bestimmt hatten sie etwas Interessantes entdeckt.

Als er näher kam, erkannte er, dass die jungen Männern auf einen anderen in ihrer Mitte einschlugen, ihn traten und misshandelten. Fast alle benutzten ihre nackten Fäuste, aber einer hatte eine Kette. Ein anderer hielt einen schwarzen Stock in der Hand, der aussah wie ein Polizeiknüppel. Fast alle hatten blond oder braun gefärbtes Haar. Sie trugen offene Hemden, T-Shirts oder Muskelshirts. Einige hatten Tätowierungen auf den Schultern. Der junge Mann, der am Boden lag und auf den sie einschlugen und -traten, sah nicht anders aus. Als Nakata mit klackender Schirmspitze näher kam, drehten sich ein paar von ihnen um und sahen ihn wachsam an. Sobald sie begriffen hatten, dass er ein harmloser alter Mann war, ließ ihr Argwohn nach.

»He Opa, komm ruhig rüber«, rief einer.

Unbeeindruckt ging Nakata auf sie zu. Der am Boden liegende Junge blutete aus dem Mund.

»Er blutet und wird sterben«, sagte Nakata.

Verblüfft verstummten die Männer für einen Moment.

»He Alter, sollen wir dich auch gleich fertigmachen?«, sagte der mit der Kette schließlich.

»Einen umzubringen oder zwei macht keinen Unterschied.«

»Man darf keinen ohne Grund umbringen«, sagte Nakata.

»Man darf keinen ohne Grund umbringen«, äffte einer ihn nach, und die anderen lachten.

»Wir haben schon unsere Gründe. Ob wir einen abmurksen oder nicht, geht dich einen Scheiß an. Hau bloß ab mit deinem Schirm, bevor es regnet«, sagte ein anderer.

Der am Boden liegende Mann wand sich, worauf ihn ein Glatzkopf mit seinem schweren Stiefel beiläufig in die Seite trat.

Nakata schloss die Augen. Er fühlte, wie irgendetwas in seinem Körper leise anfing zu brodeln. Etwas, das er nicht kontrollieren konnte. Er verspürte leichte Übelkeit. Plötzlich überkam ihn die Erinnerung daran, wie er Johnnie Walker erstochen hatte. Er fühlte das Messer, das er dem anderen in die Brust gestoßen hatte, wieder deutlich in seiner Hand. *Verhältnis,* dachte Nakata. Ob das eines von diesen Verhältnissen war, von denen Hagita gesprochen hatte? Aal = Messer = Johnnie Walker. Die Stimmen der Männer verschwammen, sodass er sie nicht mehr richtig unterscheiden konnte, und verschmolzen mit dem unablässigen Rauschen der Reifen auf der Autobahn zu einem eigenartigen Ton. Nakatas Herz krampfte sich zusammen und pumpte Blut bis in die äußersten Winkel seines Körpers. Nacht hüllte ihn ein.

Nakata schaute zum Himmel, spannte dann langsam seinen Schirm auf und hielt ihn sich über den Kopf. Vorsichtig trat er ein paar Schritte zurück. Als die Männer das sahen, lachten sie.

»Krass, der Alte«, sagte einer. »Der spannt echt seinen Schirm auf.« Doch das Lachen verging ihnen auf der Stelle, denn plötzlich fiel ungewohnt Glitschiges vom Himmel, das beim Aufprall auf den Boden ein seltsames Putschen erzeugte. Die Männer waren zu abgelenkt, weiterhin auf ihr Opfer einzutreten, und einer nach dem anderen blickte gen Himmel. Keine Wolke war zu sehen, aber aus einem Winkel des Himmels fiel etwas zu Boden. Anfangs tröpfelte es nur, dann wurde es mehr, bis es schließlich wie aus Eimern goss. Was da vom Himmel fiel, war circa drei Zentimeter lang und schwarz. In der Parkplatzbeleuchtung sah es aus wie glänzender schwarzer Regen. Dieser unheimliche Regen prasselte auf die Schultern, Arme und Nacken der Männer und blieb dort haften. Sie versuchten, ihn mit den Händen abzustreifen, aber es gelang ihnen nicht recht.

»Blutegel!«, schrie einer.

Bei diesem Stichwort rannten die Männer kreischend vom Parkplatz in Richtung der Toiletten. Auf dem Weg dorthin lief ein blonder junger Mann vor ein kleines Auto, das auf die Ausfahrt zufuhr, aber es war so langsam, dass er kaum verletzt wurde. Er stürzte zu Boden, stand gleich wieder auf und schlug fluchend mit der flachen Hand auf die Motorhaube des Wagens. Mehr tat er nicht, sondern hinkte eilends zu den Toiletten.

Eine Weile regnete es munter weiter, dann ließ der Blutegelschauer allmählich nach, bis er schließlich ganz verebbte. Nakata schüttelte die Blutegel von seinem Schirm, klappte ihn zu und ging zu dem am Boden liegenden Mann. Da sich überall haufenweise Blutegel wanden, kam er nicht ganz an ihn heran. Auch der Mann war zum Teil von Blutegeln bedeckt. Bei genauerem Hinsehen sah Nakata, dass ein Augenlid des Mannes aufgeplatzt war und blutete. Ein paar Zähne schienen auch herausgebrochen zu sein. Da Nakata ihn nie hätte hochheben können, blieb ihm nur die Möglichkeit, jemanden zu Hilfe zu rufen. Also trabte er zurück zum Restaurant, wo er

einem Angestellten erklärte, dass auf dem Parkplatz ein verletzter junger Mann liege.

»Wenn keiner die Polizei ruft, stirbt er vielleicht«, sagte er.

Kurze Zeit später fand er einen Fernfahrer, der bereit war, ihn nach Kobe mitzunehmen. Der Mann war Mitte zwanzig, nicht besonders groß, hatte einen schläfrigen Blick und saß allein. Er trug einen Pferdeschwanz, einen Ohrring und eine Baseballmütze, die ihn als Fan der Baseballmannschaft Chunichi Dragons auswies. Er las in einer Comiczeitschrift und rauchte. Er hatte ein grell gemustertes Hawaiihemd an und gewaltige Nike-Turnschuhe. Seine Zigarettenasche schnippte er umstandslos in die von seiner Nudelsuppe übrig gebliebene Brühe.

Er starrte Nakata ins Gesicht und nickte dann ein bisschen mürrisch.

»Kommen Sie nur mit. Sie erinnern mich an meinen Opa. Wie Sie aussehen und Ihre verschrobene Art zu reden und so … Zum Schluss war er total senil; vor kurzem ist er dann gestorben.«

Gegen Morgen musste er in Kobe sein. Er transportierte Möbel für ein Kaufhaus dort. Als sie den Parkplatz verließen, sahen sie, dass es einen Auffahrunfall gegeben hatte. Mehrere Polizeiwagen waren im Einsatz. Rote Warnlampen rotierten, und die Polizei leitete die den Parkplatz verlassenden Autos mit Scheinwerfern um. Es war kein schwerer Unfall, ein paar Wagen waren wie Billardkugeln aneinander gestoßen. Ein Kombi hatte eine Delle an der Seite, und das Rücklicht eines Pkw war zertrümmert worden. Nakatas Fahrer ließ das Fenster herunter und steckte den Kopf hinaus, um ein paar Worte mit einem Polizisten zu wechseln. Dann schloss er das Fenster wieder.

»Er sagt, vom Himmel wären bergeweise Blutegel gefallen«, erzählte der Fahrer gleichmütig. »Die wurden von den Autoreifen zermatscht, und jetzt ist es so glatt, dass man nicht

mehr lenken kann. Deshalb sollen wir aufpassen und langsam fahren. Außerdem hat sich eine Motorradgang eine Schlägerei geliefert, bei der anscheinend jemand verletzt wurde. Blutegel und eine Motorradgang, ein komisches Zusammentreffen. Jedenfalls haben die Bullen alle Hände voll zu tun.«

Obwohl er seine Geschwindigkeit drosselte und sehr vorsichtig auf die Ausfahrt zufuhr, schlingerte der Laster einige Male, sodass der Fahrer leicht gegensteuern musste.

»Du meine Güte, da scheint ja eine Menge runtergefallen zu sein«, sagte er. »Die reinste Rutschbahn. Blutegel sind echt widerlich. Haben Sie schon mal einen Blutegel gehabt?«

»Nein, soweit Nakata sich erinnern kann, nicht.«

»Ich schon oft, denn ich bin in den Bergen in Gifu aufgewachsen. Es gibt auch welche, die sich von oben fallen lassen, wenn man durch den Wald geht. Oder sie heften sich einem an die Füße, wenn man durch einen Fluss watet. Mit Blutegeln kenne ich mich aus. Man darf sie nicht einfach so abmachen. Wenn man sie mit Gewalt abreißt, geht die Haut mit ab, und es gibt eine Wunde. Sie fallen nur ab, wenn man Feuer dranhält. Eklig. Sie saugen sich fest, bis sie voller Blut sind, und werden dabei dick und wabblig. Widerlich, was?«

»Jawohl, sehr«, pflichtete Nakata ihm bei.

»Aber dass Blutegel vom Himmel mitten auf einen Rastplatz klatschen sollen! Das ist doch kein Regen! So was Idiotisches habe ich noch nie gehört. Die Leute hier haben doch keine Ahnung von Blutegeln. Es hat Blutegel geregnet, o Mann!«

Nakata wusste darauf nichts zu sagen und schwieg.

»Vor ein paar Jahren gab’s in Yamanashi eine Assel-Plage – auch so eine Rutschpartie für die Reifen. Die Straßen waren genauso glitschig wie eben, und es gab eine Menge Unfälle. Man konnte die Schienen nicht befahren, und die Züge hielten. Aber die Asseln sind nicht vom Himmel gefallen, sondern irgendwo in der Gegend rausgekrochen. Das kann man sich

doch denken.«

»Nakata war früher auch mal in Yamanashi. Im Krieg.«

»Hä? In was für einem Krieg?«, fragte der Fahrer.

21

BILDHAUER KO'ICHI TAMURA ERSTOCHEN.
SEIN BÜRO EIN MEER VON BLUT

Der weltbekannte Bildhauer Ko'ichi Tamura (5) wurde am Nachmittag des 30. von seiner Haushaltshilfe in seinem Arbeitszimmer in Nogata, Bezirk Nakano in Tokyo, tot aufgefunden. Tamura lag völlig unbekleidet in einer Blutlache mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Kampfspuren lassen eindeutig auf Mord schließen. Die Tatwaffe, ein Messer aus der Küche des Opfers, wurde neben der Leiche gefunden.*

Als Todeszeitpunkt gibt die Polizei den Abend des 28. an. Da Tamura allein lebte, vergingen zwei Tage bis zur Entdeckung seiner Leiche. Er wurde mit einem Fleischmesser mehrmals in die Brust gestochen und soll aufgrund der großen Menge des aus Herz und Lunge ausgetretenen Blutes beinahe sofort tot gewesen sein. Da die Stiche mit großer Kraft ausgeführt wurden, sind mehrere Rippen gebrochen. Ob Fingerabdrücke und sonstige Spuren sichergestellt werden konnten, hat die Polizei bisher nicht bekanntgegeben. Offenbar gibt es keine Tatzeugen.

Da das Haus nicht durchsucht wurde und weder herumliegende Wertsachen noch die Brieftasche des Opfers entwendet wurden, ist nicht auszuschließen, dass es sich bei der Tat um einen persönlichen Racheakt handelt. Tamuras Haus liegt in einer ruhigen Wohngegend in Nakano, aber die Nachbarn haben von dem Verbrechen nichts bemerkt und äußerten Erstaunen, als sie davon erfuhren. Tamura pflegte kaum nachbarschaftliche Beziehungen und lebte so zurückgezogen, dass ihn niemand vermisste.

Tamuras Sohn (15), der bei ihm lebte, ist laut Aussage der

Haushaltshilfe seit zehn Tagen verschwunden. Seither fehlt er auch in der Schule. Gegenwärtig fahndet die Polizei nach ihm.

Außer dem Haus hatte Tamura noch ein Büro mit Atelier in Musashino, das er der dort beschäftigten Sekretärin zufolge bis zum Tag vor seiner Ermordung stets zum Arbeiten aufgesucht habe. Am Tag der Tat habe sie immer wieder versucht, ihn wegen einer geschäftlichen Angelegenheit zu erreichen, doch habe sich jedes Mal nur der Anrufbeantworter eingeschaltet.

*Ko'ichi Tamura wurde in den 40er Jahren in Kokubunji in Tokyo geboren. Er studierte an der Kunsthochschule Tokyo Bildhauerei und schuf bereits während seiner Studienzeit zahlreiche bahnbrechende Werke, die als Beginn einer neuen Strömung in der Bildhauerkunst bezeichnet wurden. Dieser neue, individuelle bildhauerische Stil, der etablierte Konzepte überschritt, indem er das Unbewusste des Menschen in konkrete Formen umsetzte, wird weltweit hoch geschätzt. Mit seiner groß angelegten Serie »Labyrinth«, in der er mit sensationeller freier Schöpferkraft die Schönheit und Wirkung labyrinthischer Formen umsetzte, gelangte der Künstler zu allgemeiner Anerkennung. Derzeit war er als Gastprofessor an der ** Hochschule für Schöne Künste beschäftigt, und bei einer Werkausstellung im Museum of Modern Art in New York –*

***

An dieser Stelle höre ich auf zu lesen. Auf der Seite sieht man auch ein Foto vom Tor unseres Hauses und eine Porträtaufnahme meines Vater, als er noch jünger war. Beide wirken auf dem Zeitungspapier irgendwie unheilvoll. Ich falte die Zeitung zusammen und lege sie auf den Tisch. Stumm sitze ich auf dem Bett und drücke mir die Fingerkuppen auf die

Augen. In meinen Ohren dröhnt es dumpf und auf einer konstanten Frequenz. Ich schüttle ein paar Mal den Kopf, aber das Dröhnen lässt sich nicht vertreiben.

Es ist gegen sieben Uhr abends in meinem Zimmer. Oshima und ich haben die Bibliothek abgeschlossen, und Frau Saeki hat eben ihren Golf angelassen, um nach Hause zu fahren. In der Bibliothek sind nur noch Oshima und ich. Das nervenaufreibende Geräusch in meinen Ohren hält an.

»Die Zeitung ist von vorgestern. Der Artikel ist erschienen, als du im Gebirge warst. Beim Lesen kam mir der Gedanke, dass dieser Ko'ichi Tamura vielleicht dein Vater sein könnte. Bei näherem Hinsehen stimmte alles genau überein. Eigentlich hätte ich dir das schon gestern zeigen sollen, aber ich dachte, du solltest dich erst mal ausruhen.«

Ich nicke. Wieder presse ich die Finger auf die Augen. Oshima sitzt mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Drehstuhl vor dem Schreibtisch. Er schweigt.

»Ich habe ihn nicht getötet.«

»Das weiß ich doch«, sagt Oshima. »An dem Tag hast du bis zum Schluss in der Bibliothek gesessen. Rein zeitlich wäre es völlig unmöglich für dich gewesen, nach Tokyo zu fahren, deinen Vater umzubringen und so schnell wieder nach Takamatsu zurückzukommen.«

Aber das überzeugt mich nicht. Meiner Berechnung nach ist mein Vater genau an dem Tag ermordet worden, als mein Hemd so voller Blut war.

»Aber in der Zeitung steht, dass die Polizei dich sucht. Wahrscheinlich als wichtigen Zeugen.«

Ich nicke.

»Vermutlich wird die ganze Geschichte einfacher, wenn du hier zur Polizei gehst und dein Alibi nachweist, anstatt dich zu verstecken und wegzulaufen. Natürlich werde ich für dich

aussagen.«

»Aber wenn ich das tue, bringen sie mich nach Tokyo zurück.«

»Wahrscheinlich. Immerhin unterliegst du noch der Schulpflicht und kannst nicht einfach gehen, wohin es dir passt. Eigentlich brauchtest du einen Vormund.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich will niemandem etwas erklären. Ich will nicht in unser Haus nach Tokyo zurück, und ich will nicht wieder in die Schule.«

Oshima sieht mich nur an.

»Das ist deine Entscheidung«, sagt er schließlich gelassen. »Ich finde, du hast das Recht zu leben, wie du leben willst. Dabei spielt es keine Rolle, ob du fünfzehn oder einundfünfzig bist. Doch leider ist das keine in der Welt sehr verbreitete Ansicht. Wenn du dich aber vorläufig dafür entscheidest, niemandem etwas erklären zu wollen und abzutauchen, wirst du die ganze Zeit auf der Flucht vor der Polizei und der Öffentlichkeit sein, und das wird eine ziemlich harte Existenz. Du bist erst fünfzehn, da hast du noch viel Zeit vor dir. Ist dir das egal?«

Ich schweige.

Oshima nimmt die Zeitung und überfliegt abermals den Artikel.

»Hier steht, dass es nur deinen Vater und dich gab.«

»Ich habe auch eine Mutter und eine ältere Schwester. Die sind aber vor sehr langer Zeit fortgegangen. Wo sie sind, weiß ich nicht. Und auch wenn ich es wüsste, zur Beerdigung würden sie wahrscheinlich sowieso nicht kommen.«

»Aber wer soll sich um alles kümmern, wo dein Vater jetzt tot ist, wenn nicht du? Die Beerdigung, die geschäftlichen Dinge und so weiter.«

»Laut Zeitung hatte er eine Sekretärin, die für die

geschäftlichen Angelegenheiten zuständig war. Sie kennt sich aus und wird das bestimmt übernehmen. Ich will nichts von dem, was mein Vater hinterlassen hat. Von mir aus kann sie über das Haus und das Vermögen verfügen, wie sie es für richtig hält.«

Das Einzige, was ich von meinem Vater behalte, sind seine Gene.

»Wenn mein Eindruck richtig ist«, sagt Oshima, »bedauerst du es nicht sonderlich, dass dein Vater getötet wurde?«

»Doch, ich bedauere es, immerhin war er ja mein leiblicher Vater. Aber noch mehr bedauere ich, dass er nicht schon früher gestorben ist. Ich weiß, es klingt grausam, so über einen Toten zu reden.«

Oshima schüttelt den Kopf. »Mach dir nichts draus. Ich finde, in dieser Zeit hast du das Recht, ehrlich zu sein.«

»Wenn das so ist …«

Meiner Stimme mangelt es am nötigen Gewicht. Die Worte, die ich eigentlich sagen will, werden in den leeren Raum gesaugt, ohne ihr Ziel zu erreichen.

Oshima setzt sich neben mich.

»Wissen Sie, Herr Oshima«, beginne ich, »es ist so viel passiert. Einiges davon habe ich gewählt, anderes nicht. Aber ich kann überhaupt nicht mehr unterscheiden. Im Endeffekt kommt es mir so vor, als wäre das, was ich für meine eigenen Entscheidungen gehalten habe, in Wirklichkeit schon längst für mich entschieden gewesen. Als würde ich nur etwas nachvollziehen, das jemand schon im Voraus bestimmt hat. Ganz gleich, was ich plane und wie sehr ich mich abmühe, es ist sowieso vergebens. Ich habe sogar das Gefühl, dass ich, je mehr ich mich anstrenge, desto weniger ich selbst bin. Mich von meiner eigenen Bahn entferne. Das finde ich sehr hart. Nein, eher beängstigend. Wenn ich anfange, darüber nachzudenken, wird mir manchmal ganz schwach.«

Oshima streckt die Hand aus und legt sie mir auf die Schulter. Ich kann die Wärme seiner Handfläche spüren.

»Auch wenn es vorläufig so aussieht, dass deine Entscheidungen und Bemühungen vom Schicksal dazu bestimmt sind, ins Leere zu laufen, bleibst du doch letzten Endes unerschütterlich du selbst und sonst nichts. Du wirst dich als du selbst entwickeln, daran gibt es keine Zweifel. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Ich hebe den Blick und sehe Oshima an. In seinen Worten liegt eine seltsame Überzeugungskraft.

»Warum glauben Sie das?«

»Weil darin die Ironie besteht.«

»Ironie?«

Oshima sieht mir in die Augen. »Weißt du, mein lieber Kafka, was du augenblicklich empfindest, ist das Thema vieler griechischer Tragödien. Nicht der Mensch bestimmt sein Schicksal, sondern sein Schicksal bestimmt ihn. Diese Weltsicht liegt den griechischen Tragödien zugrunde. Und Tragödien werden – nach der Definition von Aristoteles – paradoxerweise eher von den Vorzügen der Betroffenen ausgelöst als von ihren Mängeln. Verstehst du, was ich meine? Nicht durch seine Fehler, sondern durch seine Qualitäten wird der Mensch in die große Tragödie hineingezogen. *König Ödipus* von Sophokles ist ein bemerkenswertes Beispiel dafür. Nicht die Dummheit und Faulheit von Ödipus lösen die Tragödie aus, sondern eben gerade seine Ehrlichkeit und sein Heldenmut. Daraus entsteht unweigerlich Ironie.«

»Aber es gibt keine Rettung.«

»Je nachdem«, sagt Oshima. »Manchmal gibt es eben keine Rettung, aber dennoch verleiht die Ironie seines Schicksals einem Menschen Tiefe und lässt ihn wachsen. Auf diese Weise erlangt er Zugang zu einer tieferen Dimension von Rettung, und damit zu einer universalen Hoffnung. Deshalb werden die

griechischen Tragödien auch heute noch von so vielen gelesen und sind zu einem Prototyp in der Kunst geworden. Ich wiederhole mich, aber die ganze Schöpfung ist eine Metapher. Nicht jeder tötet seinen Vater und schläft mit seiner Mutter, nicht wahr? Letztlich lernen wir die Ironie des Schicksals durch Metaphern begreifen, und unser Selbst entwickelt sich, wird tiefer und breiter.«

In meine eigenen Gedanken verstrickt, schweige ich.

»Weiß jemand, dass du nach Takamatsu gefahren bist?«, fragt Oshima.

Ich schüttele den Kopf. »Ich habe mich allein dazu entschlossen und bin allein losgefahren, ohne jemandem etwas davon zu erzählen. Niemand weiß etwas.«

»Dann bleibst du vorläufig eine Weile in deinem Zimmer in der Bibliothek und verhältst dich ruhig. An der Theke arbeitest du auch nicht. Wahrscheinlich kann die Polizei deine Spur nicht verfolgen. Außerdem kannst du, wenn irgendetwas sein sollte, wieder in die Berge nach Kochi.«

Ich sehe Oshima an. »Wenn ich Ihnen nicht begegnet wäre, wüsste ich überhaupt nicht, was ich machen sollte«, sage ich dann. »Ich bin ganz allein in dieser Stadt und habe niemanden, der mir helfen könnte.«

Oshima lächelt. Er nimmt die Hand von meiner Schulter und betrachtet sie.

»Ach, so ist das doch gar nicht. Du hättest auch ohne mich einen Weg gefunden. Ich weiß nicht warum, aber so schätze ich dich ein.«

Oshima erhebt sich und greift nach einer anderen Zeitung, die auf dem Schreibtisch liegt.

»Übrigens stand in der Zeitung vom Tag davor diese Meldung hier. Sie ist nur kurz, aber so bizarr, dass ich sie mir gemerkt habe. Das hat sich zufällig ganz in der Nähe von eurem Haus

zugetragen.«

Er reicht mir die Zeitung.

FISCHE VOM HIMMEL GEFALLEN

2000 SARDINEN UND MAKRELEN IM EINKAUFSVIERTEL VON NAKANO

*Am 29. gegen 18.00 überraschte in Nogata ** Block im Stadtteil Nakano ein Regen von ungefähr 2000 Sardinen und Makrelen die Anwohner. Zwei Hausfrauen, die im dortigen Geschäftszentrum ihre Einkäufe erledigten, wurden von herabfallenden Fischen getroffen und leicht im Gesicht verletzt. Weitere Opfer gab es nicht. Der Himmel war heiter, fast wolkenlos, und es wehte kein Wind. Ein Großteil der herunterfallenden Fische war noch am Leben und lag zappelnd auf der Straße –*

***

Nachdem ich den kurzen Artikel gelesen habe, gebe ich Oshima die Zeitung zurück, in der noch allerlei Spekulationen über die Ursache des Vorfalls angestellt werden. Keine klingt besonders überzeugend. Die Polizei untersuche die Möglichkeit, dass es sich um einen Diebstahl oder groben Unfug gehandelt habe. Der Wetterdienst habe gemeldet, dass keinerlei meteorologische Phänomene aufgetreten seien, die den Fischregen verursacht haben konnten. Die zuständige Pressestelle im Ministerium für Landwirtschaft, Forstwesen und Fischerei hatte zum Zeitpunkt noch keinen Kommentar abgegeben.

»Hast du eine Idee, was es damit auf sich haben könnte?«, fragt Oshima.

Ich schüttle den Kopf. Ich habe nicht die geringste Ahnung.

»Am Tag, nachdem dein Vater getötet wurde, sind ganz in der Nähe des Tatorts zweitausend Sardinen und Makrelen vom Himmel gefallen. Ob das wirklich ein zufälliges Zusammentreffen ist?«

»Vielleicht.«

»Außerdem steht in der Zeitung, dass in der Nacht desselben Tages auf einem Rastplatz der Tomei-Autobahn bei Fujikawa eine Menge Blutegel vom Himmel gefallen sind. Sie sind nur auf einen eng begrenzten Platz gefallen. Es gab ein paar leichtere Verkehrsunfälle deswegen. Die Dinger sollen ziemlich groß gewesen sein. Warum Blutegel wie Regen vom Himmel geprasselt sind, kann niemand erklären. Es gab auch fast keinen Wind, und die Nacht war klar. Dazu fällt dir wohl auch nichts ein?«

Wieder schüttele ich den Kopf.

»Auf dieser Welt passieren die unerklärlichsten Dinge«, sagt Oshima, während er die Zeitung zusammenfaltet. »Natürlich kann es sein, dass da überhaupt kein Zusammenhang besteht und es nur ein zufälliges Zusammentreffen ist. Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass es da doch eine Verbindung gibt.«

»Vielleicht sind es auch Metaphern«, sage ich.

»Kann sein. Aber für was sollten die stehen – Sardinen, Makrelen und Blutegel, die vom Himmel fallen?«

Wir schweigen eine Weile. Dann sage ich ihm das, worüber ich die ganze Zeit nicht hatte sprechen können.

»Herr Oshima, mein Vater hat mir vor einigen Jahren eine Prophezeiung gemacht.«

»Eine Prophezeiung?«

»Ich habe noch nie jemandem davon erzählt. Ehrlich gesagt, dachte ich auch, es würde mir sowieso keiner glauben.«

Oshima sagt nichts, aber sein Schweigen macht mir Mut.

»Es ist eigentlich eher ein Fluch als eine Prophezeiung«, sage ich.

»Mein Vater hat es mir immer und immer wieder gesagt, als wolle er es Zeichen für Zeichen in mein Bewusstsein einmeißeln.«

Ich hole tief Luft und vergewissere mich noch einmal der Sache, über die ich jetzt sprechen muss. Im Grunde ist das nicht nötig, sie ist immer da. Seit Ewigkeiten ist sie da. Dennoch muss ich ihr Gewicht noch einmal abwägen.

»*Eines Tages wirst du mit deinen eigenen Händen deinen Vater umbringen und dich mit deiner Mutter vereinigen*«, sage ich.

Nachdem ich die Prophezeiung meines Vaters einmal in Form von Worten ausgesprochen habe, entsteht in mir das Gefühl einer großen leeren Höhle, in der mein Herz einen metallischen, hohlen Klang erzeugt. Oshima sieht mich lange an, ohne seinen Ausdruck zu verändern.

»Du wirst irgendwann deinen Vater töten und mit deiner Mutter schlafen – das hat dein Vater gesagt?«

Ich nicke heftig.

»Die gleiche Prophezeiung, die König Ödipus erhielt. Das weißt du natürlich?«

Ich nicke. »Aber das ist nicht alles. Sie geht weiter. Ich habe noch eine sechs Jahre ältere Schwester, und mein Vater hat gesagt, dass ich mich auch mit ihr vereinigen werde.«

»Das hat dein Vater dir wirklich prophezeit?«

»Ja. Aber damals war ich noch in der Grundschule und kannte diese Bedeutung des Wortes ›vereinigen‹ nicht. Verstanden habe ich es erst Jahre später.«

Oshima sagt nichts.

»Selbst wenn ich es mit allen Mitteln versuche, kann ich diesem Schicksal nicht entrinnen, hat mein Vater gesagt. Wie

eine Zeitbombe ticke die Prophezeiung in meinen Genen, und ich könne nichts tun, um sie zu ändern. *Ich töte meinen Vater und schlafe mit Mutter und Schwester.*«

Wieder verharrt Oshima in langem Schweigen. Anscheinend lässt er sich meine Worte einzeln durch den Kopf gehen und versucht, in ihnen einen Anknüpfungspunkt zu entdecken.

»Was deinen Vater wohl dazu veranlasst hat, dir so etwas zu prophezeien?«

»Ich weiß nicht. Zu weiteren Erklärungen hat er sich nie herabgelassen. Vielleicht wollte er sich an meiner Mutter und meiner Schwester rächen, weil sie ihn verlassen haben. Sie bestrafen. Durch mich.«

»Auch wenn es dir schadete?«

Ich nicke. »Für meinen Vater war ich wohl kaum mehr als eines seiner Werke. Wie eine Skulptur. Es stand ihm frei, mich zu beschädigen und zu zerstören.«

»Wenn das wahr ist, waren seine Vorstellungen ganz schön verzerrt«, sagt Oshima.

»Dort wo ich aufgewachsen bin, war alles verzerrt. So verzerrt, dass sogar das Gerade verzerrt aussah. Das habe ich schon sehr früh erkannt. Aber ich war ein Kind, wo hätte ich denn hin sollen?«

»Ich habe schon öfter Werke deines Vaters gesehen. Er ist ein begnadeter Bildhauer. Originell, provokant, schonungslos, kraftvoll. Was er macht, ist ohne Zweifel authentisch.«

»Kann sein. Aber was bleibt, wenn man das abzieht, ist das Gift, das mein Vater hemmungslos um sich herum versprüht hat. Er hat alle um sich herum besudelt und verletzt. Ob mit Absicht, weiß ich nicht. Vielleicht konnte er einfach nicht anders. Vielleicht war es seine Bestimmung. Wie immer es gewesen sein mag, ich frage mich, ob mein Vater nicht ein besonderes *Etwas* in sich trug. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich glaube schon«, sagt Oshima. »Etwas, das wohl jenseits der Grenzen von Gut oder Böse liegt. Man könnte es vielleicht als Quelle der Kraft bezeichnen.«

»Und ich habe seine Gene zur Hälfte geerbt. Vielleicht hat meine Mutter mich deshalb zurückgelassen – weil ich unheilvollen Ursprungs bin, besudelt und kaputt?«

Oshima legt einen Finger an die Schläfe und denkt nach. Dann sieht er mich aufmerksam an. »Besteht vielleicht die Möglichkeit, dass er gar nicht dein richtiger Vater ist? Biologisch gesprochen.«

Ich schüttele den Kopf. »Das hat er vor ein paar Jahren im Krankenhaus untersuchen lassen. Wir sind hingegangen, Blut wurde abgenommen und ein Test gemacht. Biologisch sind wir hundertprozentig Vater und Sohn. Ich habe das Untersuchungsergebnis gesehen.«

»Sehr umsichtig von ihm.«

»Damit wollte er mir klarmachen, dass ich ein von ihm geschaffenes Werk sei. Es war wie eine Signatur.«

Oshima hat den Finger noch immer an der Schläfe.

»Aber in Wirklichkeit ist die Prophezeiung deines Vaters gar nicht eingetroffen. Denn du hast ihn nicht getötet. Du warst zu der Zeit in Takamatsu. Jemand anderes hat in Tokyo deinen Vater getötet. Stimmt's?«

Schweigend strecke ich meine Hände aus und betrachte sie. Die Hände, die in jener tiefdunklen Nacht voll von schwarzem, unheilverkündendem Blut gewesen sind.

»Ehrlich gesagt, ich bin davon nicht überzeugt.«

Nun vertraue ich Oshima alles an. Dass ich in jener Nacht auf dem Rückweg von der Bibliothek für mehrere Stunden das Bewusstsein verloren habe und dass mein Hemd, als ich in dem Wäldchen am Schrein aufgewacht bin, voller Blut gewesen ist. Wie ich das Blut in der Toilette auswaschen wollte und die

Erinnerung an die Stunden davor in mir spurlos gelöscht ist. Damit die Geschichte nicht allzu lang wird, lasse ich die Übernachtung bei Sakura aus. Oshima stellt hin und wieder Fragen, vergewissert sich verschiedener Einzelheiten und speichert alles in seinem Kopf. Aber er äußert keine eigene Ansicht dazu.

»Keine Ahnung, wie dieses Blut an mich gekommen ist und von wem es stammt. Ich erinnere mich an nichts«, sage ich. »Aber eine Metapher war es nicht. Vielleicht habe ich meinen Vater wirklich eigenhändig umgebracht. Ich habe fast das Gefühl. Ganz bestimmt bin ich an dem Tag nicht nach Tokyo zurückgefahren, denn ich bin ja, wie Sie sagen, den ganzen Tag in Takamatsu gewesen. Das ist sicher. Aber ›Die Verantwortung beginnt im Traum‹, nicht wahr?«

»Das Gedicht von Yeats«, sagt Oshima.

»Vielleicht habe ich meinen Vater durch meine Träume ermordet. Vielleicht habe ich einen besonderen Traum-Tunnel durchquert, um meinen Vater zu töten.«

»Das denkst du. Und vielleicht ist es für dich in gewissem Sinne auch die Wahrheit. Aber weder die Polizei noch sonst jemand wird dich nicht wegen deiner poetischen Verantwortung verfolgen. Kein Mensch kann an zwei Orten gleichzeitig sein. Das hat Einstein wissenschaftlich nachgewiesen, und auch das Gesetz erkennt diesen Umstand an.«

»Aber ich rede hier nicht von Wissenschaft und Gesetzen.«

»Mein lieber Kafka, was du da sagst, sind doch nur Spekulationen. Gewagte, surrealistische Spekulationen, die sich anhören wie die Handlung eines Science-Fiction-Romans.«

»Natürlich sind das nur Spekulationen. Das weiß ich doch. Niemand würde mir eine so absurde Geschichte glauben. Wenn Hypothesen nicht widerlegt werden, gibt es keinen wissenschaftlichen Fortschritt – hat mein Vater immer gesagt. Hypothesen sind das Schlachtfeld des Gehirns. Einer seiner

Lieblingsaussprüche. Und im Augenblick fällt mir keine einzige Gegenthese ein.«

Oshima schweigt. Und ich weiß nicht, was ich noch sagen soll.

»Jedenfalls ist das der Grund, aus dem du bis nach Shikoku geflohen bist. Du bist auf der Flucht vor dem Fluch deines Vaters, oder?«, sagt Oshima.

Mit einem Nicken deute ich auf die zusammengefaltete Zeitung.

»Doch anscheinend kann ich nicht entkommen.«

ICH HABE DAS GEFÜHL, DU SOLLTEST DIR LIEBER NICHT ALLZU VIEL VON DER ENTFERNUNG VERSPRECHEN, SAGT KRÄHE.

»Es sieht so aus, als könntest du ein Versteck brauchen«, sagt Oshima. »Mehr kann ich dir dazu noch nicht sagen.«

Ich spüre, wie unheimlich müde ich bin. Auf einmal kann ich mich kaum noch aufrecht halten und lehne mich an Oshima. Er nimmt mich fest in die Arme, und ich berge mein Gesicht an seiner nicht gerade schwellenden Brust.

»Herr Oshima, ich will das nicht – meinen Vater umbringen und mit meiner Mutter und Schwester schlafen.«

»Natürlich nicht«, sagt Oshima und fährt mit den Fingern durch mein kurzes Haar. »Das geschieht auch nicht.«

»Aber im Traum.«

»Oder als Metapher«, sagt Oshima. »Als Allegorie oder Analogie.«

»Wenn du willst, kann ich heute Nacht hier bei dir bleiben«, sagt er kurz darauf. »Ich kann im Sessel schlafen.«

Ich wolle lieber allein sein, sage ich.

Oshima streicht sich die Stirnhaare zurück. Er ist ein wenig verlegen. »Wenn du Angst hast, weil ich eine nichtsnutzige kränkliche schwule Frau bin –«

»Das ist es nicht«, sage ich. »Überhaupt nicht. Ich möchte nur heute Nacht allein für mich nachdenken. Weil so viel auf einmal passiert ist. Mehr nicht.«

Oshima schreibt seine Telefonnummer auf einen Zettel. »Wenn du in der Nacht mit jemandem reden musst, ruf an. Nimm keine Rücksicht. Ich habe einen leichten Schlaf.«

Ich bedanke mich.

In dieser Nacht sehe ich den Geist.

22

Der Laster, der Nakata mitgenommen hatte, kam gegen fünf Uhr morgens in Kobe an. Die Stadt war hell erleuchtet, aber das Lager, in das die Fracht geliefert werden sollte, hatte noch nicht geöffnet. Die beiden parkten den Laster an einer breiten Straße in der Nähe des Hafens und hielten ein Schläfchen. Der junge Mann legte sich auf die Rückbank und schlief ein. Hin und wieder wurde Nakata von seinem wohligen Schnarchen geweckt, aber er fiel jedes Mal sofort wieder in seinen behaglichen Schlaf. Schlaflosigkeit war ein ihm bisher unbekanntes Phänomen.

Kurz vor acht richtete sich der junge Mann mit einem gewaltigen Gähnen auf.

»Wie sieht's aus, mein Guter, hast du Hunger?«, fragte er, während er sich vor dem Rückspiegel mit einem Elektrorasierer über die Wangen fuhr.

»Jawohl, ein bisschen.«

»Dann wollen wir uns mal in der Nähe was zum Frühstück suchen.«

Nakata hatte fast die ganze Fahrt von Fujikawa nach Kobe verschlafen. Der junge Mann hatte kaum gesprochen und sich eine Nachtsendung im Radio angehört. Ab und zu sang er mit. Alles Melodien, die Nakata noch nie gehört hatte. Obwohl es japanische Lieder waren, konnte er von den Texten kaum etwas verstehen. Nur hier und da schnappte er bruchstückhaft ein Wort auf. Die Schokolade und die Reisklöße in seinem Beutel, die ihm die beiden jungen Angestellten am Tag zuvor in Shinjuku gegeben hatten, hatte er mit dem jungen Mann geteilt.

Der hatte – um den Schlaf zu vertreiben, wie er sagte – unablässig geraucht, sodass Nakatas Kleidung, als sie in Kobe

ankamen, stark nach Zigarettenrauch roch.

Nakata griff sich seinen Beutel und seinen Schirm und stieg aus.

»Ach, lass doch das schwere Zeug im Wagen. Es ist ganz nah, und nach dem Essen kommen wir gleich wieder her«, sagte der junge Mann.

»Sie haben schon Recht, aber ohne seine Sachen hat Nakata keine Ruhe.«

»Hm«, sagte der Junge und kniff die Augen zusammen. »Schon gut. Mich stört's nicht. Mach's, wie du willst.«

»Besten Dank.«

»Ich heiße übrigens Hoshino. Mit den gleichen Zeichen wie der Trainer Hoshino von den Chunichi Dragons. Wir sind aber nicht verwandt.«

»Freut mich Sie kennen zu lernen, Herr Hoshino. Nakata der Name.«

»Weiß ich doch schon«, sagte Hoshino.

Der junge Mann schien sich genau auszukennen und ging mit großen Schritten rasch vorweg. Nakata musste fast rennen, um ihm zu folgen. Schließlich betraten sie ein kleines Lokal in einer der hinteren Gassen. Es war ein Treffpunkt für Lastwagenfahrer und Hafenarbeiter; Krawattenträger ließen sich dort nie blicken. Stumm und mit ernsten Gesichtern verzehrten die Männer ihr Frühstück, als würden sie Brennstoff tanken. Im Raum ertönten nur das Klappern von Geschirr, die Stimme des Kellners, der die Bestellungen weitergab, und die des NHK-Nachrichtensprechers.

Der junge Mann zeigte auf die an der Wand befestigte Speisekarte. »Bestell dir, was du magst, mein Freund. Hier ist's billig und schmeckt.«

»Jawohl«, sagte Nakata und betrachtete einen Moment lang

die Speisekarte, als ihm plötzlich einfiel, dass er ja nicht lesen konnte.

»Entschuldigen Sie, Herr Hoshino, aber Nakata ist etwas dumm und kann nicht lesen.«

»Ha?«, machte Hoshino verdutzt. »Du kannst nicht lesen? Das ist heutzutage ja ungewöhnlich. Macht nichts. Ich nehme Grillfisch und japanisches Omelett. Soll ich dir das Gleiche bestellen?«

»Ja. Grillfisch und Omelett mag Nakata sehr.«

»Na prima.«

»Nakata mag auch Aal.«

»Hm, ja, ich auch. Aber morgens isst man doch keinen Aal, oder?«

»Stimmt. Gestern Abend hat Herr Hagita Nakata zu Aal eingeladen.«

»Prima«, sagte Hoshino. »Zweimal Grillfischmenü mit Omelett. Und eine Extraportion Reis!« rief er dem Kellner zu.

»Muss doch unpraktisch sein, wenn man nicht lesen kann?«, fragte er Nakata.

»Doch, manchmal ist es unangenehm. Solange Nakata in Tokyo bleibt, macht es nichts, aber wenn er aus Nakano raus ist, wie jetzt, gibt's Probleme.«

»Kann ich mir denken. Kobe ist auch ganz schön weit weg von Nakano.«

»Ja. Nakata weiß nicht, wo Norden und Süden ist, nur rechts und links. Er verläuft sich und kann keine Fahrkarte kaufen.«

»Immerhin hast du es bis hierher geschafft.«

»Ja, verschiedene Damen und Herren waren so freundlich. Herr Hoshino ist einer von ihnen. Besten Dank.«

»Nicht lesen zu können ist bestimmt ein Problem. Mein Opa war ja ziemlich daneben, aber lesen konnte er wenigstens.«

»Jawohl. Nakata ist besonders dumm.«

»Sind deine Leute alle so?«

»Nein, gar nicht. Nakatas Bruder ist Abteilungschef bei etwas, das Itochu heißt. Und der andere Bruder arbeitet bei einem Amt für Industrie und Handel oder so.«

»Aha«, sagte der Junge beeindruckt. »Richtige Überflieger. Nur du bist wohl ein bisschen daneben geraten.«

»Jawohl. Nakata hatte irgendwann einen Unfall und wurde dumm. Deshalb passt er immer auf, dass er nicht vor die Leute geht und den Brüdern, Nichten und Neffen Unannehmlichkeiten macht.«

»Ja, die Normalen mögen es sicher nicht, wenn einer wie du auftaucht.«

»Nakata versteht keine schwierigen Sachen. Aber solange er in Nakano lebt, verläuft er sich nicht. Der Herr Gouverneur hilft Nakata, und mit den Katzen läuft es auch gut. Einmal im Monat ist Haareschneiden, und manchmal gibt es Aal. Aber wegen Johnnie Walker konnte Nakata nicht in Nakano bleiben.«

»Johnnie Walker?«

»Ja. Ein Mann mit Stiefeln und einem hohen schwarzen Hut. Er trägt eine Weste und hat einen Stock. Er fängt Katzen und nimmt ihre Seele heraus.«

»Schon gut«, sagte Hoshino. »Lange Reden fallen mir auch schwer. Also irgendwas war, und du bist aus Nakano weg.«

»Jawohl, Nakata hat Nakano verlassen.«

»Und wohin willst du jetzt?«

»Weiß noch nicht. Aber von hier will Nakata noch weiter über eine Brücke fahren. In der Nähe gibt es eine große Brücke.«

»Also willst du nach Shikoku?«

»Entschuldigen Sie, Herr Hoshino, Nakata kennt keine Orte. Kommt hinter der Brücke Shikoku?«

»Genau. Es gibt hier drei große Brücken nach Shikoku. Es sind drei. Eine führt von Kobe über die Insel Awaji nach Tokushima. Eine beginnt unterhalb von Kurashiki und geht nach Sakaide, und dann gibt's noch eine zwischen Onomichi und Imabari. Eine hätte vielleicht gereicht, aber die Politiker müssen sich ja immer überall reinhängen, und so sind's drei geworden.«

Der junge Mann träufelte etwas Wasser aus seinem Glas auf die Dekortischplatte und malte mit dem Finger eine einfache Karte von Japan. Dann zeichnete er die drei Brücken zwischen Honshu und Shikoku ein.

»Sind die Brücken sehr groß?«, fragte Nakata.

»Riesig, kein Witz!«

»Aha. Nakata möchte jedenfalls über eine von den Brücken rüber. Vielleicht über die, die nah ist. Über das, was danach kommt, denkt Nakata später nach.«

»Willst du nicht vielleicht doch zu Bekannten?«

»Nein, Nakata hat gar keine Bekannten.«

»Das heißt, du willst nur über eine Brücke nach Shikoku und dann *irgendwohin?*«

»Jawohl.«

»Und du weißt nicht, wo dieses *Irgendwo* ist.«

»Nein, weiß überhaupt nicht. Nakata weiß das, wenn er hinkommt.«

»Ich geb's auf«, sagte Hoshino. Er strich sich das Haar glatt, vergewisserte sich, dass sein Pferdeschwanz richtig saß, und setzte die Chunichi-Dragons-Kappe wieder auf.

Kurz darauf wurde der Grillfisch gebracht, und die beiden aßen schweigend.

»Boah, das Ei ist vielleicht lecker«, sagte Hoshino.

»Ja, sehr schmackhaft. Ganz anders als das, was Nakata in

Nakano immer isst.«

»Das hier ist Kansai-Omelett. Im Vergleich dazu ist das Zeug, das man in Tokyo kriegt, furztrocken wie ein Sitzkissen.«

Schweigend verputzten die beiden nun weiter ihr Ei, ihre mit Salz gegrillte Makrele, ihre Misosuppe mit Muscheln und die eingelegten Rüben, den Spinat, die Algen und den heißen Reis bis zum letzten Körnchen. Da Nakata jeden Bissen gewissenhaft zweiunddreißigmal kaute, dauerte es ziemlich lange, bis er fertig war.

»Und, Nakata, bist du satt?«

»Jawohl, danke, und Sie, Herr Hoshino, sind Sie auch satt?«

»Jou, das kannst du laut sagen. Nach einem so guten Frühstück fühlt man sich sauwohl.«

»Jawohl, sehr wohl.«

»Willst du kacken gehen?«

»Ja, jetzt wo Sie es sagen, hat Nakata allmählich so ein Gefühl.«

»Dann geh nur. Das Klo ist da drüben.«

»Und Sie, Herr Hoshino?«

»Ich lass mir noch Zeit. Geh du nur zuerst.«

»Besten Dank. Nakata erlaubt sich, kacken zu gehen.«

»Trotzdem brauchst du nicht so rumzuschreien, dass alle es mitkriegen. Die anderen Leute essen noch.«

»Jawohl, entschuldigen Sie bitte. Das kommt nur, weil Nakata so dumm ist.«

»Schon gut, geh schon.«

»Dürfte Nakata sich wohl auch die Zähne putzen?«

»Klar, Zähneputzen geht auch okay. Wir haben noch Zeit, also mach, was du willst. Aber lass den Schirm hier, du gehst doch nur auf die Toilette.«

»Jawohl, Schirm hier lassen.«

Als Nakata von der Toilette zurückkam, hatte Hoshino die Rechnung schon bezahlt.

»Aber Herr Hoshino, Nakata hat genug Geld dabei und zahlt sein Frühstück.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Schon in Ordnung. Das ist nichts. Ich hab mir früher immer Geld von meinem Opa geliehen. Hab dauernd Mist gebaut.«

»Jawohl, aber Nakata ist nicht Ihr Opa.«

»Mein Problem. Mach dir keine Gedanken. Sei jetzt ruhig.«

Nach kurzem Nachdenken nahm Nakata die Einladung an.

»Besten Dank, es hat vorzüglich geschmeckt.«

»Nur Grillfisch und Ei in einer billigen Kneipe. Dafür braucht man sich nicht kniefällig zu bedanken.«

»Aber Herr Hoshino, alle haben Nakata so geholfen, dass er, seit er aus Nakano fort ist, fast kein Geld gebraucht hat.«

»Toll«, sagte Hoshino bewundernd. »Das schafft nicht jeder.«

Nakata rief den Kellner, ließ sich heißen Tee in seine kleine mitgebrachte Thermosflasche füllen und verstaute sie sorgsam wieder in seinem Beutel.

Die beiden gingen zurück zum Lastwagen.

»Jetzt geht’s also nach Shikoku.«

»Jawohl«, sagte Nakata.

»Was in aller Welt willst du in Shikoku?«

»Nakata weiß nicht.«

»Du weißt also nicht, wohin und warum. Aber du willst nach Shikoku.«

»Jawohl. Nakata überquert die große Brücke.«

»Und wenn du die Brücke überquert hast, wird alles klar?«

»Jawohl, vielleicht. Nakata muss zuerst über die Brücke.«

»Aha«, sagte der Junge. »Es ist wichtig, dass du die Brücke überquerst.«

»Jawohl, sehr wichtig.«

»Ich geb's auf«, sagte Hoshino und kratzte sich am Kopf.

Der junge Mann fuhr davon, um die Möbel in seinem Laster im Kaufhauslager abzuliefern. Währenddessen saß Nakata in einem kleinen Park in der Nähe des Hafens auf einer Bank und vertrieb sich die Zeit.

»Also, mein Freund, du rührst dich hier nicht vom Fleck«, hatte der junge Mann gesagt. »Es gibt hier eine Toilette und auch Trinkwasser. Das müsste also gehen. Wenn du weiter weggehst, verläufst du dich, und wenn du dich einmal verlaufen hast, findest du nicht mehr zurück.«

»Jawohl, weil hier nicht Nakano ist.«

»Genau. Weil du hier nicht mehr in Nakano bist. Also bleib hier und rühr dich nicht vom Fleck.«

»Jawohl, nicht vom Fleck.«

»Gut, wenn ich die Sachen abgeliefert habe, komme ich wieder hierher zurück.«

Gehorsam rührte Nakata sich keinen Schritt von der Bank weg. Er ging auch nicht auf die Toilette. Andererseits fiel es ihm nicht schwer, an einer Stelle zu bleiben und sich die Zeit zu vertreiben, denn das gehörte zu den Dingen, die er am besten konnte.

Von der Bank aus konnte er das Meer sehen. Es war schon sehr lange her, dass er es gesehen hatte. In seiner Kindheit war er oft mit seiner Familie zum Baden ans Meer gefahren und hatte in der Badehose am Wasser gespielt. Muscheln hatte er auch gesammelt. Aber seine Erinnerungen an diese Zeit waren höchst verschwommen, fast wie Ereignisse, die in einer anderen Welt geschehen waren. Er konnte sich nicht erinnern, das Meer

danach noch einmal gesehen zu haben.

Nach den seltsamen Ereignissen in Yamanashi war Nakata wieder in die Schule nach Tokyo zurückgekehrt. Zwar hatte er das Bewusstsein und seine körperliche Kraft zurückerlangt, doch all seine Erinnerungen waren verloren, und auch die Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, wollte sich partout nicht wieder einstellen. Das hieß, er konnte keine Schulbücher mehr lesen und keine Klassenarbeiten mehr schreiben. Sein bereits erworbenes Wissen war ihm restlos abhanden gekommen, und seine Fähigkeit zu abstraktem Denken hatte sich erheblich vermindert. Dennoch erhielt er einen Schulabschluss. Auch wenn er von den Fächern, die im Unterricht gelehrt wurden, fast nichts verstand, war er doch imstande, ruhig in einer Ecke des Klassenzimmers zu sitzen. Er befolgte genau, was man ihm sagte, und störte niemanden, was den Lehrern erlaubte, seine Anwesenheit so gut wie zu vergessen. Man könnte sagen, er war »Gast«, aber keine »Last«.

Auch dass er vor seinem seltsamen »Unfall« ein hervorragender Schüler gewesen war, geriet bald in Vergessenheit. Nakata wurde bei allen schulischen Feierlichkeiten und Anlässen übergangen. Freunde fand er auch nicht, was ihm jedoch nichts ausmachte. Im Gegenteil, dank der mangelnden Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wurde, konnte er nach Belieben in eine eigene Welt eintauchen. Gewisse Aufgaben in der Schule nahmen ihn völlig in Anspruch – er versorgte die kleinen Tiere (Hasen und Ziegen), die in der Schule gehalten wurden, er pflegte die Blumenbeete und machte im Klassenzimmer sauber. Diesen Arbeiten widmete er sich fröhlich und ohne sie je satt zu bekommen.

Nicht nur in der Schule, sondern auch zu Hause wurde seine Existenz kaum noch zur Kenntnis genommen. Als klar wurde, dass ihr ältester Sohn nicht mehr lesen und richtig lernen konnte, wandten seine bildungsbewussten Eltern ihr gesamtes Interesse den jüngeren Brüdern zu und würdigten Nakata kaum noch

eines Blickes. Da es sinnlos gewesen wäre, ihn auf einer öffentlichen Mittelschule anzumelden, schickte man ihn nach der Grundschule zu Verwandten seiner Mutter in Nagano, wo er eine Landwirtschaftsschule besuchte. Da er nicht lesen konnte, waren die Schulfächer eine Qual für Nakata gewesen, aber die praktische Arbeit auf dem Land gefiel ihm. Hätten seine Mitschüler ihn nicht so sehr gehänselt und gequält, wäre er wohl Bauer geworden. Aber sie verprügelten Nakata, der aus der Großstadt kam, derart, dass er ernsthafte Verletzungen davontrug (ein Ohrläppchen war eingerissen) und seine Großeltern beschlossen, ihn nicht weiter zur Schule zu schicken. Also ging er ihnen nur noch zu Hause zur Hand. Da er ein folgsames, artiges Kind war, liebten sie ihn sehr.

Um diese Zeit merkte er, dass er die Katzensprache konnte. Im Haus der Großeltern lebten mehrere Katzen, und sie wurden Nakatas beste Freunde. Zuerst sprach er nur gebrochen mit ihnen, aber er strengte sich so sehr an, seine Fähigkeiten zu verbessern, als würde er eine Fremdsprache erlernen, und bald war er in der Lage, eine längere Unterhaltung zu führen. Wann immer er Zeit hatte, saß Nakata auf der Veranda und sprach mit den Katzen, die ihm die verschiedensten Dinge über die Natur und die Welt beibrachten. So hatte Nakata praktisch sein gesamtes Grundwissen über die Beschaffenheit der Welt von den Katzen gelernt.

Mit fünfzehn begann er für eine Möbelfirma zu arbeiten, eigentlich eine Fabrik, in der Holz zu traditionellen Möbeln verarbeitet wurde. Die dort gefertigten Stühle, Tische und Kommoden wurden nach Tokyo geliefert. Die Arbeit mit Holz gefiel Nakata auf Anhieb. Da er sich von Anfang an recht geschickt anstellte, auch kleine, knifflige Aufgaben nie unordentlich ausführte und stets ohne Murren seine Arbeit tat, schloss sein Arbeitgeber ihn ins Herz. Auch wenn er keine Pläne lesen und nicht rechnen konnte, erledigte er alles, was sonst anfiel, mit großem Geschick. Wenn er sich das Muster eines

Werkstücks einmal eingeprägt hatte, machte es ihm nichts aus, die gleiche Sache unermüdlich zu wiederholen. Nach zwei Lehrjahren wurde Nakata fest angestellt.

So ging es weiter, bis er über fünfzig war. Er hatte nie einen Unfall und war auch nie krank. Er trank nicht, rauchte nicht, er blieb weder lange auf noch aß er zu viel. Er sah nicht fern, und im Radio hörte er sich nur morgens die Gymnastik an. Tag für Tag fertigte er Möbel an. Seine Großeltern starben, seine Eltern starben. Nakata war bei allen beliebt, aber einen besonders guten Freund fand er nie. Da war eben nichts zu machen. Wenn ein normaler Mensch sich etwa zehn Minuten mit ihm unterhalten hatte, ging der Gesprächsstoff aus.

Nakata empfand sein Leben weder als besonders einsam noch unglücklich. Sexuelle Begierde verspürte er nicht, und er wünschte sich auch nicht, mit jemandem zusammen zu sein. Dass er anders war als andere Menschen, begriff er sehr wohl. Er hatte auch bemerkt, dass der Schatten, den sein Körper auf den Boden warf, dünner und heller aussah als der seiner Mitmenschen (von denen freilich keiner je etwas davon bemerkte). Die Einzigen, denen er sein Herz ausschütten konnte, waren die Katzen. An seinen freien Tagen ging er in einen Park in der Nähe, saß bis zum Abend auf einer Bank und unterhielt sich mit Katzen. Seltsamerweise gingen bei diesen Gesprächen die Themen nie aus.

Als Nakata zweiundfünfzig war, starb der Chef der Möbelfirma, und die Schreinerei wurde unverzüglich geschlossen. Die traditionellen Möbel in den düsteren Farben verkauften sich ohnehin längst nicht mehr so wie früher. Die Belegschaft bestand aus älteren Leuten, und jüngere hatten kein Interesse an diesem alten Handwerk. Die Schreinerei, früher inmitten von Feldern, lag inzwischen innerhalb eines Wohngebiets, weshalb unablässig Beschwerden über den Arbeitslärm und den Rauch, der beim Verbrennen der Sägespäne entstand, eingingen. Der Sohn des Geschäftsführers,

der ein Steuerberaterbüro in der Stadt besaß, hatte natürlich nicht die Absicht, die Firma zu übernehmen, löste die Schreinerei sofort nach dem Tod seines Vaters auf und verkaufte sie an einen Makler, der das Werk abriss, das Gelände planierte und an einen Bauherrn verkaufte, der dort ein fünfstöckiges Apartmenthaus errichtete. Alle Apartments wurden bereits am ersten Tag verkauft.

So verlor Nakata seine Stelle. Da die Firma noch Schulden hatte, bekam er nur eine winzige Rente. Danach konnte er keine Arbeit mehr finden. Für einen über fünfzigjährigen Analphabeten, der nichts konnte als traditionelle Möbel anzufertigen, war es unmöglich, noch einmal eine Stelle zu finden.

Da Nakata siebenunddreißig Jahre lang treu in der Fabrik gearbeitet hatte, ohne je Urlaub zu nehmen, hatte er ein paar Ersparnisse auf der örtlichen Post. In seinem Alltag verbrauchte er nur sehr wenig Geld und hatte genügend gespart, um ein bequemes Alter zu verleben, auch wenn er nicht mehr arbeitete. Da er nicht lesen und schreiben konnte, verwaltete ein hilfsbereiter Cousin, Beamter bei der Stadt, seine Ersparnisse für ihn. Nun fiel dieser Cousin, der im Grunde gutherzig war, aber zu wenig Verstand hatte, einem gerissenen Spekulanten zum Opfer, indem er sich zu Investitionen in eine Hotelanlage in einem Skigebiet überreden ließ und total verschuldete. Er verschwand mit seiner ganzen Familie beinahe zur selben Zeit, als Nakata entlassen wurde. Offenbar waren ihm gewalttätige Geldeintreiber auf den Fersen gewesen. Über seinen Verbleib war niemandem etwas bekannt. Ja, man wusste nicht einmal, ob er überhaupt noch am Leben war.

Nakata ließ sich von einem Bekannten zur Post begleiten, um seinen Kontostand zu überprüfen. Von seinem Geld war kaum noch etwas übrig. Auch die erst kürzlich überwiesene Abfindung war Teil des verschwundenen Guthabens. Nakata hatte das Pech, gleichzeitig die Arbeit und all sein Geld zu

verlieren. Seinen Verwandten tat das sehr leid, doch sie waren alle selbst mehr oder weniger Opfer des Cousins geworden, der ihnen geliehenes Geld nicht zurückgezahlt hatte. Manche hatten sich auch als Bürgen zur Verfügung gestellt und waren zu unsicher, um etwas für Nakata tun zu können.

Schließlich nahm sich der ältere seiner jüngeren Brüder, der in Tokyo lebte, seiner an und kümmerte sich vorerst um ihn. Da er im Stadtteil Nakano ein Haus mit kleinen Wohnungen für Alleinstehende besaß (er hatte es als Erbe von seinen Eltern übernommen), gab er Nakata eine davon. Er verwaltete auch die – bescheidene – Summe, die seine Eltern Nakata hinterlassen hatten, und sorgte dafür, dass Nakata außerdem von der Stadt Tokyo eine Unterstützung für geistig Behinderte bekam. Damit erschöpfte sich die »Betreuung« durch den jüngeren Bruder. Selbst als Analphabet schaffte Nakata es, die meisten Aufgaben im Alltagsleben allein zu bewältigen, und wenn man ihm Wohnung und Unterhalt gab, kam er ohne Hilfe von außen zurecht. Seine jüngeren Brüder pflegten fast keinen Kontakt mit ihm. Nur am Anfang hatten sie sich einige Male gesehen. Aber Nakata und seine Brüder hatten über dreißig Jahre getrennt gelebt, und die Kluft zwischen ihren Lebensumständen war groß. So etwas wie eine natürliche Zuneigung zwischen Blutsverwandten schien nicht zu bestehen, und falls doch, so waren die Brüder zu sehr mit ihrem eigenen Leben beschäftigt, als dass sie Zeit gehabt hätten, sich um ihren geistig behinderten älteren Bruder zu kümmern.

Doch Nakata empfand die Gleichgültigkeit seiner Verwandten nicht als besondere Härte. Er war daran gewöhnt, allein zu sein, und es machte ihn eher nervös, wenn er von jemandem beachtet oder freundlich behandelt wurde. Er ärgerte sich nicht einmal darüber, dass die Ersparnisse, die er während seines ganzen Lebens zusammengekratzt hatte, von seinem Cousin verschleudert worden waren. Natürlich verstand er, dass das »ziemlich unangenehm« war, aber richtig verbittert war er nicht.

Was eine Hotelanlage war und was »Investition« bedeutete, verstand er nicht. Er verstand nicht einmal genau, was es hieß, »Schulden« zu machen. Nakatas Wortschatz war recht beschränkt.

Die höchste Summe, die Nakata sich als real vorstellen konnte, lag etwa bei fünftausend Yen. Höhere Summen wie hunderttausend, eine Million oder eine Milliarde waren für ihn das Gleiche, nämlich »viel Geld«. Er hatte zwar Ersparnisse, aber er betrachtete sie nicht als konkretes Geld. Wenn man ihm sagte, »Jetzt hast du soundsoviel auf dem Konto«, war das für ihn nicht mehr als eine abstrakte Zahl. Daher hatte er bei der Nachricht, sein Geld sei jetzt plötzlich verschwunden, auch nicht das Gefühl, einen *Verlust* erlitten zu haben.

Nakata wohnte also in der Wohnung, die ihm sein Bruder beschafft hatte, erhielt Sozialhilfe, fuhr mit seinem Behindertenausweis Bus, unterhielt sich in nahe gelegenen Parks mit den Katzen und führte alles in allem ein seelenruhiges Leben, ohne Mangel und ohne Angst. Der Stadtteil Nakano wurde seine neue Welt, und wie Katzen und Hunde verließ er sein Revier nur im äußersten Notfall. Weder fühlte er sich einsam, noch machte er sich Sorgen um die Zukunft oder hatte andere unangenehme Gefühle. Es machte ihm Spaß, den ganzen Tag ziellos und ausgiebig durch die Gegend zu streifen. Dieses Leben hatte über zehn Jahre angedauert.

Bis Johnnie Walker aufgetaucht war.

Nakata hatte das Meer sehr lange nicht gesehen, denn weder in der Präfektur Nagano noch im Stadtteil Nakano hatte es Meer gegeben. Zum ersten Mal wurde Nakata bewusst, dass er das Meer lange Zeit entbehrt hatte. Allerdings hatte er auch nie daran gedacht. Zur Bestätigung nickte er sich selbst mehrmals zu. Er nahm die Mütze ab und fuhr sich über das kurze Haar, setzte die Mütze wieder auf und schaute lange aufs Meer. Mehr,

als dass es ungeheuer weit und groß war, dass Fische darin lebten und dass sein Wasser salzig schmeckte, wusste Nakata nicht darüber.

Er saß auf der Bank, atmete den Duft des Windes ein, der vom Meer herüberwehte, sah den Möwen am Himmel zu und betrachtete die Schiffe, die in der Ferne vor Anker lagen. Er schaute und schaute und wurde doch des Schauens nicht müde. Hin und wieder kam eine weiße Möwe in den Park und ließ sich auf dem frühsommerlichen Grün des Rasens nieder. Die beiden Farben ergaben ein wunderschönes Bild. Probeweise sprach Nakata eine Möwe an, die auf dem Rasen herumstolzierte, aber sie warf ihm nur einen unpersönlichen Blick zu und gab keine Antwort. Keine Katze ließ sich blicken. Die einzigen Tiere, die in den Park kamen, waren Möwen und Spatzen. Als Nakata gerade einen Schluck Tee aus seiner Thermosflasche trank, fing es zu tröpfeln an, und er spannte seinen sorgsam gehüteten Schirm auf.

Als Hoshino kurz vor zwölf zurückkam, hatte es bereits aufgehört zu regnen. Mit geschlossenem Schirm saß Nakata in unveränderter Haltung auf der Bank und sah aufs Meer. Der junge Mann hatte seinen Lastwagen abgestellt und war mit dem Taxi gekommen.

»Entschuldige, dass es so lange gedauert hat«, sagte er. Über der Schulter trug er eine Reisetasche aus Kunststoff. »Ich wollte viel früher fertig sein, aber es gab allen möglichen Nerv. Bei jeder Lieferannahmestelle gibt es einen, der über alles und jedes meckert.«

»Macht gar nichts. Nakata hat die ganze Zeit hier gesessen und aufs Meer geschaut.«

»Gut«, sagte der junge Mann und sah in die Richtung, in die

Nakata blickte. Er sah dort nichts außer schäbigen Molen und öligem Meer.

»Nakata hat das Meer lange nicht gesehen.«

»Aha.«

»Das letzte Mal in der Grundschule. Am Strand von Enoshima.«

»Das ist ganz schön lange her, was?«

»Damals war Japan von Amerika besetzt, und der Strand von Enoshima war voll von amerikanischen Soldaten.«

»Das ist nicht wahr!«

»Doch, es ist wahr.«

»Ach, hör doch auf«, sagte der Junge. »Japan war doch nicht von Amerika besetzt, oder?«

»Mit so schwierigen Sachen kennt Nakata sich nicht aus, aber Amerika hatte Flugzeuge, die B-29 hießen. Die haben viele Bomben auf Tokyo geworfen, und Nakata kam nach Yamanashi. Dort ist er krank geworden.«

»Ist ja schon gut. Mir fällt langes Reden auch schwer. Jedenfalls müssen wir jetzt gehen. Es ist später geworden, als ich dachte. Wenn wir weiter hier rumhängen, wird es dunkel.«

»Wohin gehen wir denn?«

»Nach Shikoku. Über die Brücke. Und dann sehen wir uns mal in Shikoku um.«

»Aber Ihre Arbeit, Herr Hoshino –«

»Egal, wenn man etwas unbedingt tun will, dann geht's auch. Ich hab jetzt genug gearbeitet und will auch mal frei haben. Außerdem war ich auch noch nie auf Shikoku. Hab Lust, mich dort ein bisschen umzuschauen. Außerdem ist es doch viel einfacher für dich, Fahrkarten mit mir zu kaufen, wo du doch nicht lesen kannst, mein Freund. Oder stört es dich, wenn ich mitkomme?«

»Nein, kein bisschen!«

»Dann ist es also entschieden. Ich hab schon rausgefunden, wann der Bus fährt. Auf geht’s nach Shikoku.«

23

In dieser Nacht sehe ich den Geist.

Ich weiß nicht, ob es korrekt ist, von einem »Geist« zu sprechen, zumindest handelt es sich nicht um eine lebendige Substanz. Dass das Wesen nicht der realen Welt entstammt, ist mir auf den ersten Blick klar.

Unvermittelt bin ich aufgewacht und sehe ein junges Mädchen. Dafür, dass es mitten in der Nacht ist, wirkt der Raum sonderbar hell. Durch das Fenster scheint der Mond. Obwohl ich den Vorhang vor dem Schlafengehen vorsichtshalber zugezogen habe, ist er nun ganz geöffnet. Ihre im Mondschein deutlich umrissene Silhouette ist in knochenbleiches Licht getaucht.

Sie ist etwa in meinem Alter, fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Wahrscheinlich fünfzehn, schätze ich. Zwischen fünfzehn und sechzehn besteht ein großer Unterschied. Sie ist zart gebaut und zierlich, aber sie hält sich gerade und macht keinen schwächlichen Eindruck. Sie ist weder groß noch klein. Das glatte Haar reicht ihr etwa bis zum Hals und fällt ihr in die Stirn. Sie trägt ein hellblaues Kleid mit ausgestelltem Saum und weder Schuhe noch Strümpfe. Die Manschetten ihres Kleides sind ordentlich zugeknöpft. Der große runde Ausschnitt lenkt die Aufmerksamkeit auf ihren schönen Hals.

Sie sitzt auf dem Stuhl am Schreibtisch, stützt die Wangen in die Hände und hat den Blick auf die Wand gerichtet. Sie denkt über etwas nach, aber es scheint nichts Schwieriges zu sein. Es wirkt jedenfalls, als sei sie in angenehme Erinnerungen an eine ferne Vergangenheit versunken. Hin und wieder umspielt ein winziges Lächeln ihre Mundwinkel. Doch durch die Schatten, die das Mondlicht hervorruft, vermag ich ihr feines Mienenspiel

nicht zu deuten. Ich stelle mich schlafend. Was auch immer sie dort tut, ich will sie nicht stören. Ich atme leise und wage nicht, mich zu rühren.

Das Mädchen ist ein »Geist«, das weiß ich. Zum einen ist sie einfach zu schön. Nicht nur ihre Gesichtszüge sind schön, sondern ihre ganze Erscheinung ist zu vollkommen, um von dieser Welt zu sein. Sie sieht aus wie eine Traumgestalt. Das Gefühl, das ihre reine Schönheit ihn mir auslöst, hat Ähnlichkeit mit Trauer. Es ist ein sehr natürliches Gefühl, das es jedoch trotz seiner Natürlichkeit in der Normalität nicht gibt. Mit angehaltenem Atem liege ich unter meiner Bettdecke, während sie, das Gesicht in die Hände gestützt, ihre Haltung auch kaum verändert. Mitunter bewegt sie das Kinn ein klein wenig, wodurch die Neigung ihres Kopfes sich um eine Spur verschiebt. Das ist die einzige Bewegung, die im Zimmer stattfindet. Vom Licht des Mondes übergossen, scheint der große Hartriegel gleich neben dem Fenster zu leuchten. Der Wind hat sich gelegt. Kein Laut dringt an mein Ohr. Ich habe den Eindruck, als sei ich, ohne es zu merken, gestorben. Ich bin gestorben und sinke mit ihr auf den Grund eines tiefen Kratersees hinab.

Auf einmal nimmt sie die Hände vom Gesicht und legt sie auf ihre kleinen weißen Knie, die nebeneinander unter ihrem Rocksaum hervorschauen. Ganz plötzlich hört sie auf, die Wand anzustarren, dreht sich und richtet ihren Blick auf mich. Sie fasst sich mit einer Hand an das Haar, das ihr in die Stirn fällt. Die schmalen mädchenhaften Finger verweilen einen Moment auf der Stirn, als versuche sie, sich an etwas zu erinnern. *Sie siebt mich an.* Mein Herz beginnt zu pochen. Doch seltsamerweise scheint sie nicht mich anzuschauen, sondern etwas, das jenseits von mir liegt.

Auf dem Grund des Kratersees, auf den wir beide gesunken sind, ist alles still. Schon seit Urzeiten hat der Vulkan seine Tätigkeit eingestellt. Wie weicher Morast hat sich in ihm

Einsamkeit aufgehäuft. Das schwache Licht, das die Wasseroberfläche durchdringt, schimmert bleich wie der Abglanz einer fernen Erinnerung. Kein Zeichen von Leben ist auf dem tiefen Grund des Sees zu entdecken. Wie lange betrachtet sie mich – oder die Stelle, an der ich mich befinde? Jedes Zeitgefühl ist mir verloren gegangen. Die Zeit dehnt sich oder stockt dort, je nach den Bedürfnissen des Herzens. Doch bald erhebt sich das Mädchen unvermittelt und geht mit leichten Schritten leise zur Tür. Die Tür steht nicht offen, dennoch verschwindet sie ohne einen Laut.

Wie erstarrt liege ich in meinem Bett. Ich halte die Augen nur einen Spalt geöffnet und rühre mich nicht. *Vielleicht kommt sie noch einmal zurück,* denke ich. Nein, ich sehne mich danach, dass sie zurückkommt. Ich warte lange, aber sie kommt nicht. Endlich hebe ich den Kopf und schaue auf das Leuchtzifferblatt des Weckers auf meinem Nachttisch. 3 Uhr 25. Ich verlasse mein Bett, um den Stuhl zu berühren, auf dem sie gesessen hat. Er fühlt sich nicht warm an. Ich nehme die Schreibtischplatte näher in Augenschein. Ob vielleicht ein Haar darauf gefallen ist? Aber ich kann nichts entdecken. Ich setze mich auf den Stuhl, reibe mir das Gesicht und stoße einen langen Seufzer aus.

Schlafen kann ich nicht. Ich ziehe die Vorhänge zu und krieche unter die Bettdecke, aber es geht nicht. Mir wird klar, wie ungewöhnlich stark ich mich zu dem rätselhaften Mädchen hingezogen fühle. Das, was ich gleich zu Anfang gespürt habe, ist ein reales Gefühl, das durch *etwas,* das keiner anderen Empfindung gleicht und große Kraft hat, in meinem Herzen entsteht, dort Wurzeln fasst und beständig wächst. Wild schlägt mein heißes Herz gegen den Käfig der Rippen, in dem es gefangen ist. Es dehnt sich aus, zieht sich zusammen.

Ich schalte wieder das Licht ein und erwarte, aufrecht im Bett sitzend, den Morgen. Lesen oder Musik hören kann ich nicht. *Nichts kann ich.* Nur dort sitzen und auf den Morgen warten. Erst als der Himmel heller wird, kann ich endlich ein bisschen

schlafen. Offenbar habe ich im Schlaf geweint, denn als ich aufwache, ist mein Kissen klamm. Doch weshalb ich diese Tränen vergossen habe, weiß ich nicht.

Gegen neun höre ich Oshima in seinem Mazda-Roadster vorfahren. Wir bereiten alles für die Öffnung der Bibliothek vor, und als wir damit fertig sind, bringt mir Oshima das Kaffeekochen bei. Wir mahlen die Bohnen in der Kaffeemühle, dann wird Wasser in einer Kanne mit einer besonders schmalen Tülle zum Kochen gebracht. Wir lassen es einen Moment lang zur Ruhe kommen, bis wir es schließlich langsam über den Kaffee im Filter gießen. In den fertigen Kaffee gibt Oshima nur eine ganz kleine Prise Zucker. Milch nimmt er nicht. Er behauptet, so sei der Kaffee am schmackhaftesten. Ich mache mir eine Tasse Earl Grey. Oshima trägt ein schimmerndes braunes Hemd mit kurzen Ärmeln und eine weiße Leinenhose. Mit einem nagelneuen Taschentuch aus seiner Hosentasche putzt er sich die Brille und mustert mich.

»Du siehst aus, als hättest du nicht geschlafen«, sagt er.

»Ich habe eine Bitte«, sage ich.

»Welche denn?«

»Ich würde gerne ›Kafka am Strand‹ hören. Kann man die Platte bekommen?«

»Nicht auf CD?«

»Wenn möglich, wäre mir eine alte Schallplatte lieber. Ich würde gern hören, wie das Lied früher geklungen hat. Aber dazu braucht man einen Plattenspieler.«

Oshima legt den Finger an die Schläfe und überlegt. »Mir ist, als gäbe es in der Abstellkammer noch eine alte Stereoanlage. Allerdings bin ich nicht sicher, ob sie noch funktioniert.«

Die Abstellkammer liegt dem Parkplatz gegenüber. Nur durch ein hohes Fenster fällt Licht herein. Die dort zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Umstände

zusammengekommenen Dinge sind planlos abgestellt. Möbel, Geschirr, Zeitschriften, Kleidung, Bilder … Einige der Sachen sind sicher von Wert, aber das Gerümpel ist eindeutig in der Überzahl. »Jemand müsste hier mal ausmisten, aber dazu bringt wahrscheinlich keiner den Mut auf«, sagt Oshima düster.

In diesem Raum voll vom Strandgut vergangener Zeiten entdecken wir eine altmodische Stereoanlage von Sansui. Das Gerät an sich ist sehr solide, aber auf dem neusten Stand war es wahrscheinlich vor fünfundzwanzig Jahren. Es ist von einer dünnen, hellen Staubschicht bedeckt. Verstärker, ein automatischer Plattenspieler, Regal-Lautsprecher. In der Nähe finden wir noch eine alte Langspielplattensammlung. Beatles, Rolling Stones, Beach Boys, Simon and Garfunkel, Stevie Wonder … ausschließlich Musik aus den sechziger Jahren. Es sind ungefähr dreißig Platten. Ich ziehe eine davon aus der Hülle. Offenbar hat man sie sorgfältig behandelt, denn sie hat nicht einen Kratzer, und Schimmel hat sich auch nicht gebildet.

Außerdem finden wir in der Abstellkammer eine Gitarre. Ihre Saiten sind auch noch vorhanden. Und stapelweise Zeitschriften, deren Titel ich noch nie gesehen habe. Ein alter Tennisschläger findet sich auch. Wir stehen vor einem ganzen Sammelsurium aus der jüngeren Vergangenheit.

»Die Platten, die Gitarre und der Tennisschläger haben bestimmt Frau Saekis Freund gehört«, sagt Oshima. »Da er ja, wie gesagt, in diesem Trakt gewohnt hat, haben sie vielleicht seine Sachen von damals, als sie sie zusammengepackt haben, hier untergebracht. Obwohl die Stereoanlage nicht ganz so alt zu sein scheint, oder?«

Wir tragen die Anlage und die Platten in mein Zimmer, stauben sie ab, stecken den Stecker in die Steckdose, schließen den Plattenspieler an den Verstärker an und schalten ein. Das Lämpchen am Verstärker leuchtet grün auf. Anstandslos beginnt der Plattenteller sich zu drehen. Nachdem ich mich vergewissert habe, dass die Nadel im Tonarm in Ordnung ist, lege ich die LP

»Sergeant Pepper’s Lonely Hearts Club Band« von den Beatles auf. Aus dem Lautsprecher ertönt das bekannte Gitarrenvorspiel. Der Klang ist wesentlich klarer als erwartet.

»Wir haben zwar eine Menge Probleme in unserem Land, aber zumindest der Industrie und Technik gebührt Respekt«, sagt Oshima anerkennend. »Obwohl das Ding wahrscheinlich ewig nicht benutzt worden ist, klingt es richtig gut.« Wir hören uns »Sergeant Pepper’s Lonely Hearts Club Band« an. Da ich das Stück bisher nur auf CD gehört habe, kommt es mir fast wie eine andere Musik vor.

»Jetzt haben wir zwar die Anlage wiederbelebt, aber die Single von ›Kafka am Strand‹ ausfindig zu machen wird vielleicht nicht ganz einfach. Die könnte inzwischen sogar ziemlich wertvoll sein. Ich frage mal meine Mutter. Es könnte sein, dass sie sie hat. Wenn nicht, kennt sie vielleicht jemanden, der noch eine hat.«

Ich nicke.

Oshima hebt wie ein Lehrer den Zeigefinger. »Ich glaube, ich habe es schon erwähnt: Ich möchte auf keinen Fall, dass das Lied gespielt wird, wenn Frau Saeki hier ist. Unter keinen Umständen. Das verstehst du doch?«

Ich nicke.

»Es ist wie in dem Film ›Casablanca‹«, sagt Oshima und summt den Anfang von »As Time Goes By«. »Spielen Sie bitte niemals dieses Lied!«

»Ich möchte Sie etwas fragen, Herr Oshima«, wage ich mich vor.

»Wer ist das ungefähr fünfzehnjährige Mädchen, das man hier manchmal sieht?«

»Meinst du mit *hier* die Bibliothek?«

Ich nicke. Oshima neigt den Kopf leicht zur Seite und denkt einen Moment lang nach.

»Soweit ich weiß, gibt es hier kein fünfzehnjähriges Mädchen«, sagt er. Dann sieht er mir ins Gesicht, als würde er durchs Fenster in ein Zimmer spähen. »Warum fragst du mich wieder so was Komisches?«

»Weil ich kürzlich das Gefühl hatte, ein Mädchen gesehen zu haben«, sagte ich.

»Wann *kürzlich?*«

»Gestern Nacht.«

»Du hast hier gestern Nacht ein fünfzehnjähriges Mädchen gesehen?«

»Ja.«

»Was für ein Mädchen?«

Ich wurde ein bisschen rot. »Ein ganz normales Mädchen. Sie hatte schulterlanges Haar und trug ein hellblaues Kleid.«

»War sie hübsch?«

Ich nicke.

»Vielleicht ein von deiner Libido geschaffenes Phantom«, sagt Oshima lächelnd. »Es gibt seltsame Dinge auf dieser Welt. Wahrscheinlich ist so was bei einem gesunden heterosexuellen Jungen in deinem Alter gar nicht ungewöhnlich.«

Als mir wieder einfällt, dass Oshima mich in den Bergen nackt gesehen hat, werde ich noch röter.

In der Mittagspause übergibt Oshima mir verstohlen einen viereckigen Umschlag mit der Single »Kafka am Strand«.

»Meine Mutter hatte sie tatsächlich. Übrigens hat sie noch fünf Stück davon. Sie hebt alles auf. Sie kann einfach nichts wegwerfen. Eine lästige Angewohnheit, aber in diesem Fall sehr nützlich.«

Ich bedanke mich.

Auf meinem Zimmer nehme ich die Platte aus dem Umschlag.

Wahrscheinlich hat sie irgendwo unbenutzt herumgelegen, denn sie sieht erstaunlich neu aus. Als Erstes schaue ich mir das Foto auf der Hülle an. Frau Saeki im Alter von neunzehn Jahren. Sie sitzt vor einem Klavier im Aufnahmestudio und blickt in die Kamera. Einen Arm hat sie auf den Notenständer gestützt, die Wange ruht in ihrer Hand, der Kopf ist leicht zur Seite geneigt, und auf ihrem Gesicht liegt ein schüchternes, aber natürliches Lächeln. Ihre Lippen sind geschlossen, und in den Mundwinkeln bilden sich reizende kleine Fältchen. Sie scheint nicht geschminkt zu sein. Eine Plastikspange in ihrem Haar verhindert, dass es ihr in die Stirn fällt. Ihr rechtes Ohr schaut ein bisschen zwischen den Haaren hervor. Sie trägt ein kurzes, locker sitzendes, einfarbiges Kleid. Dunkelblau. Als einziges Schmuckstück ziert ein silbernes Armband ihr linkes Handgelenk. Ihr hübschen Füße sind nackt. Die zierlichen Sandalen liegen neben dem Klavierschemel.

Sie sieht aus wie ein Symbol – vielleicht für eine Zeit oder einen Ort. Und für einen Seelenzustand. Sie wirkt wie eine Elfe, die ein glücklicher Zufall erweckt hat. Eine unzerstörbare, naive, unschuldige Aura umschwebt sie wie Frühlingssporen. Auf dem Foto ist die Zeit stehen geblieben. 1969 – das war lange vor meiner Geburt.

Natürlich habe ich von Anfang an gewusst, dass das Mädchen in der vergangenen Nacht Saeki-san war. Eigentlich habe ich keinen Moment daran gezweifelt. Ich wollte mich nur vergewissern.

Auf dem Foto ist sie neunzehn, und ihre Züge sind ein bisschen erwachsener und reifer als die der Fünfzehnjährigen. Die Konturen ihres Gesichts sind etwas schärfer geworden, die leichte Unsicherheit ist verschwunden. Im Großen und Ganzen lässt sich jedoch sagen, dass sie mit neunzehn fast genauso aussieht wie mit fünfzehn. Das Lächeln ist das gleiche wie bei dem Mädchen, das ich in der Nacht gesehen habe, und auch die Art, wie sie das Gesicht in die Hände stützt und den Kopf neigt,

ist die gleiche. Ihre Züge und ihre Gestalt sind gleich geblieben. Unnötig zu betonen, dass diese Eigenschaften auf die gegenwärtige Frau Saeki übergegangen sind. In ihrer heutigen Erscheinung vermag ich deutlich die Neunzehn- und die Fünfzehnjährige zu erkennen. Die regelmäßigen Züge und die entrückte Elfenhaftigkeit sind noch immer da. Dass sie sich so wenig verändert hat, beglückt mich.

Dennoch dokumentiert das Foto auf der Plattenhülle eine Frische, die Frau Saeki in mittleren Jahren verloren gegangen ist. Sie verströmt eine nicht sofort ins Auge springende Energie, transparent und farblos wie klares Wasser, das fast unbemerkt zwischen Felsen hervorsprudelt. Sie ist der pure, natürliche Appell, der jedermann zu Herzen gehen muss. Diese Energie erzeugt ein besonderes Leuchten, das die gesamte Gestalt des neunzehnjährigen Mädchens umgibt. Man braucht nur das Lächeln auf ihren Lippen zu betrachten, um dem schönen Pfad zu ihrem glücklichen Herzen folgen zu können, so sichtbar wie die Lichtspur, die ein Glühwürmchen im Dunkeln nach sich zieht.

Die Plattenhülle in der Hand setze ich mich auf die Bettkante und lasse die Zeit verstreichen, ohne an etwas zu denken. Dann öffne ich die Augen, gehe ans Fenster und atme tief die Luft ein. In der Brise, die vom Kiefernwäldchen herüberbläst, liegt der Geruch des Meeres. Ohne jeden Zweifel war das Mädchen, das ich in der vergangenen Nacht in meinem Zimmer gesehen habe, Saeki-san als Fünfzehnjährige, obwohl sie heute natürlich noch am Leben ist, eine mehr als Fünfzigjährige, die eine reale Existenz in der realen Welt führt. Wahrscheinlich arbeitet sie sogar im Augenblick an ihrem Schreibtisch im ersten Stock. Würde ich mein Zimmer verlassen und hinaufgehen, könnte ich sie sehen. Und mit ihr reden. Aber trotzdem ist die Erscheinung, die ich hier gesehen habe, ihr »Geist« gewesen. Ein Mensch könne nicht an zwei Orten gleichzeitig sein, hat Oshima gesagt. Dennoch bin ich überzeugt, dass so etwas vorkommt. Dass ein

Mensch zu Lebzeiten ein Geist wird.

Und noch einen wichtigen Umstand gibt es: Ich fühle mich zu diesem Geist hingezogen. Nicht zu Frau Saeki, wie sie heute ist, sondern zu der Fünfzehnjährigen, die *nicht hier ist,* fühle ich mich hingezogen. Und zwar sehr stark. So stark, dass es sich nicht beschreiben lässt. Das ist die Realität. Auch wenn das Mädchen keine reale Existenz ist, ist das Herz, das in meiner Brust so gewaltig und stark schlägt, mein gegenwärtiges, reales. Ebenso wie das Blut, das in jener Nacht an meiner Brust geklebt hat, wirkliches Blut war.

Zur Schließenszeit kommt Frau Saeki herunter. Wie immer klappern ihre Absätze auf der Treppe. Beim Anblick ihres Gesichts verkrampfen sich meine Muskeln, und das Herz schlägt mir bis zum Hals. Ich erkenne in ihr das fünfzehnjährige Mädchen, das wie ein kleines Tier im Winterschlaf, zusammengerollt und unbemerkt, in ihrem Körper schlummert. Für mich ist es sichtbar.

Sie fragt mich etwas, aber ich kann nicht antworten. Ich habe nicht einmal die Frage richtig begriffen. Natürlich sind ihre Worte an meine Ohren gedrungen, ließen mein Trommelfell vibrieren, und die Vibration wurde an meinen Verstand weitergeleitet und in Sprache umgesetzt. Dennoch kann ich keine Verbindung zwischen den Worten und ihrer Bedeutung herstellen. Ich werde rot vor Verlegenheit und stammle etwas Sinnloses. Oshima beantwortet ihre Frage an meiner Stelle. Ich nicke dazu. Frau Saeki lächelt, verabschiedet sich von Oshima und mir und macht sich auf den Heimweg. Vom Parkplatz hört man den Motor ihres Golf. Das Geräusch entfernt sich und ist bald verstummt. Oshima bleibt noch und hilft mir beim Abschließen der Bibliothek.

»Bist du möglicherweise verliebt?«, fragt er. »Du bist die ganze Zeit so abwesend.«

Mir fällt keine Antwort ein, also sage ich nichts. Stattdessen stelle ich ihm eine Frage. »Herr Oshima, es klingt vielleicht seltsam, aber kann ein Mensch, der noch lebt, zum Geist werden?«

Oshima hält beim Aufräumen inne und sieht mich an.

»Eine hochinteressante Frage. Betrifft die Frage die menschliche Psyche in literarischer und damit metaphorischer Hinsicht? Oder bezieht sie sich mehr auf die Realität?«

»Vielleicht mehr auf die Realität«, sage ich.

»Das heißt, wir gehen davon aus, dass es wirklich Geister gibt, oder?«

»Ja.«

Oshima nimmt die Brille ab, putzt sie mit seinem Taschentuch und setzt sie wieder auf.

»So etwas nennt man ›lebende Geister‹.. Ich weiß nicht, wie es in anderen Ländern ist, aber in der japanischen Literatur gibt es dieses Phänomen häufiger. In *Die Geschichte vom Prinzen Genji* kommt so etwas zum Beispiel vor. In der Heian-Zeit, oder zumindest in der Gefühlswelt der Menschen in der Heian-Zeit, konnte eine Person unter Umständen zu Lebzeiten zum Geist werden, sich durch den Raum fortbewegen und bestimmte Absichten verwirklichen. Hast du *Die Geschichte vom Prinzen Genji* gelesen?«

Ich schüttle den Kopf.

»Hier in der Bibliothek gibt es ein paar Übersetzungen ins moderne Japanisch, da könntest du es nachlesen. Zum Beispiel wird die Dame Rokujo no Miyasudokoro, eine der Geliebten des Prinzen Genji, von heftiger Eifersucht auf dessen Ehefrau Aoi gequält, verwandelt sich dadurch in einen Rachegeist und ergreift von Aoi Besitz. Nacht für Nacht dringt sie in Aois Schlafgemach ein, bis sie sie schließlich tötet. Aoi ist schwanger von Genji, und diese Nachricht erregt den Hass der Dame

Rokujo. Der Prinz lässt Priester rufen, die den bösen Geist mit Gebeten austreiben sollen, aber Rokujos Hass ist so stark, dass es unmöglich ist, ihn zu besiegen.

Das Interessanteste an dieser Geschichte ist jedoch, dass die Dame Rokujo selbst von ihrer Verwandlung in einen Rachegeist nichts bemerkt. Eines Tages erwacht sie in völliger Verwirrung, von Alpträumen gequält. Ihre langen schwarzen Haare sind von Mohngeruch durchtränkt, denn bei den Gebeten für Aoi wurde Mohn verbrannt. Ohne es zu wissen, hatte sie den Raum verlassen und war durch die tiefsten Schichten ihres Bewusstseins wie durch einen Tunnel in Aois Schlafgemach gelangt. Das ist eine der unheimlichsten und spannendsten Episoden in der *Geschichte vom Prinzen Genji.* Nachdem die Dame Rokujo erkennt, was sie, ohne es zu wissen, getan hat, schneidet sie sich vor Entsetzen über ihre tiefe Schuld das Haar ab und geht ins Kloster.

Diese geheimnisvolle Geisterwelt repräsentiert letztlich die Dunkelheit in unseren Herzen. Ehe Freud und Jung im 20. Jahrhundert mit ihrer Psychoanalyse Licht ins Dunkel des Unbewussten brachten, war die Einheit der beiden Dunkelheiten eine selbstverständliche Tatsache, über die man nicht groß nachdenken musste, und man hat nicht einmal eine Metapher daraus gemacht. Noch früher kam den Menschen nicht einmal der Gedanke, das die beiden getrennt sein könnten. Nein, eine solche Trennung existierte gar nicht. Bis Edison das elektrische Licht erfand, war der größte Teil der Menschheit im wortwörtlichen Sinne von schwärzester Dunkelheit umgeben. Und die äußere, physikalische Dunkelheit verband sich mit der inneren, seelischen Dunkelheit zu einem grenzenlosen Einen. Sie waren so –«

Oshima legt beide Handflächen fest aneinander.

»Zu Murasaki Shikibus Lebzeiten gab es parallel zum natürlichen Daseinszustand auch geheimnisvolle Phänomene wie lebende Geister. Sich beide Arten der Dunkelheit als

voneinander getrennt zu denken, war den Menschen jener Zeit vermutlich unmöglich. Aber in unserer Welt ist das nicht mehr so. Die Dunkelheit der äußeren Welt ist nahezu verschwunden, während die dunklen Sphären der Seele geblieben sind. Das, was wir Ich und Bewusstsein nennen, liegt wie ein Eisberg zum größten Teil im Reich der Dunkelheit unter der Oberfläche. Diese Entfremdung führt manchmal zu tiefen Widersprüchen und Verwirrung in uns.«

»Um Ihre Berghütte herrscht noch echte Dunkelheit.«

»Ja, genau. Dort gibt es sie noch, die wahre Dunkelheit. Manchmal fahre ich sogar bloß hin, um die Dunkelheit zu sehen«, sagt Oshima.

»Sind die Auslöser, aus denen jemand zum lebenden Geist wird, immer negativ?«, frage ich.

»Nicht unbedingt, aber soweit mein unzulängliches Wissen reicht, gehen die Geister von lebenden Personen fast alle aus negativen Gefühlen hervor. Die heftigsten Gefühle von Menschen resultieren meist aus negativen, persönlichen Erfahrungen. Und die lebendigen Geister werden spontan aus ihnen geboren. Leider gibt es keine Beispiele dafür, dass Menschen zu lebendigen Geistern wurden, um Frieden zu stiften oder ein Prinzip durchzusetzen.«

»Und aus Liebe?«

Oshima setzt sich hin und grübelt.

»Das ist eine schwierige Frage, die ich nicht beantworten kann. Ich kann nur sagen, dass ich kein einziges konkretes Beispiel dafür kenne. Hast du mal die Geschichte ›Verabredung zum Chrysanthemenfest‹ in *Unter dem Regenmond* gelesen?«

Ich verneine.

»Ueda Akinari hat seine *Geschichten unter dem Regenmond* in der späten Edo-Zeit geschrieben, in der Zeit des Bürgerkriegs, und er hat einen gewissen Hang zu Nostalgie und zur

Verklärung der Vergangenheit.

Also: Zwei Samurai werden Freunde und schließen Blutsbrüderschaft, eine für die Samurai höchst bedeutsame Beziehung, denn durch diesen Schwur vertrauten sie einander ihr Leben an. Das hieß, einer würde für den anderen aus freien Stücken sein Leben hingeben.

Die beiden Freunde stammen aus weit voneinander entfernten Orten und dienen verschiedenen Herren. Beim Abschied verspricht der eine Samurai seinem Freund, zum Chrysanthemenfest zu ihm zurückzukehren. Er werde alles vorbereiten und auf ihn warten, sagt der andere. Aber der scheidende Samurai wird in Clankämpfe verwickelt und gefangen gesetzt. Er darf weder ausgehen noch Briefe versenden. Der Sommer geht zu Ende, der Herbst kommt und mit ihm das Chrysanthemenfest. Der Samurai kann das dem Freund gegebene Versprechen nicht halten, doch für die Samurai war ein Versprechen wichtiger als alles andere. Treue war wichtiger als das eigene Leben. Also begeht der Samurai Harakiri, und sein Geist macht sich auf den weiten Weg zu dem Freund. Noch rechtzeitig zum Chrysanthemenfest trifft er ein, erzählt seinem Freund alles – und verschwindet vom Erdboden. Eine sehr schöne Geschichte.«

»Aber er musste sich töten, um zum Geist zu werden.«

»Genau das ist es«, sagt Oshima. »Anscheinend kann ein Mensch nicht um der Treue, der Liebe oder der Freundschaft willen zum lebendigen Geist werden. Dafür muss er sterben. Ein Mensch gibt für die Treue, die Liebe oder die Freundschaft sein Leben auf und wird zum Geist. Die Möglichkeit, zu Lebzeiten zum Geist zu werden, ist meines Wissens an böse Absichten gebunden. An eine negative Idee.«

Ich grüble über seine Worte nach.

»Aber wie du sagst, könnte es auch den Fall geben, dass jemand aus leidenschaftlicher Liebe zu Lebzeiten zum Geist

wird. Ich bin dieser Frage noch nie intensiv nachgegangen. Vielleicht gibt es das«, sagt Oshima. »Da die Liebe jene eine Sache ist, die immer wieder die Welt neu erschafft, wäre alles möglich.«

»Herr Oshima?«, frage ich. »Haben Sie schon einmal geliebt?«

Er mustert mich mit einem erstaunten Blick. »Was denkst du denn? Ich bin weder ein Seestern noch ein Pfefferstrauch. Ich bin ein Mensch aus Fleisch und Blut. Natürlich habe ich schon geliebt.«

»Das habe ich nicht gemeint.« Ich werde rot.

»Ich verstehe schon«, sagt er lächelnd.

Nachdem Oshima nach Hause gefahren ist, gehe ich in mein Zimmer, schalte die Stereoanlage ein und lege »Kafka am Strand« auf. Ich stelle die 45er Umdrehung ein und setze die Nadel auf. Beim Hören lese ich den Text mit.

KAFKA AM STRAND

Wenn du am Rande der Welt stehst, bin ich in einem toten Vulkan. Im Schatten der Tür stehen Worte, die ihre Zeichen verloren.

Schlafende Eidechsen im Mondschein, vom Himmel ein Regen kleiner Fische. Draußen vor dem Fenster stehn Soldaten, die Herzen gehärtet.

(Refrain)

Auf einem Stuhl am Strand sitzt Kafka und denkt das Pendel, das die Welt bewegt.

Wenn der Kreis des Herzens sich schließt, wird der Schatten der erstarrten Sphinx zum Messer und durchbohrt deinen Traum.

Die Finger des ertrunkenen Mädchens betasten den Stein am Eingang.

Sie hebt den Saum ihres blauen Kleides und sieht Kafka am Strand.

Dreimal höre ich mir die Platte an. Zuerst frage ich mich sogar, warum eine Melodie mit einem solchen Text zu einem so großen Hit wurde, dass über eine Million Platten davon verkauft wurden. Die verwendete Sprache ist zwar nicht kompliziert, aber sehr symbolhaft und surrealistisch. Jedenfalls ist es kein Lied, das sich jeder sofort merkt und mitsummt. Aber nach mehrmaligem Hören bekommen die Verse allmählich einen vertrauten Klang. Wort für Wort finden sie ihren Weg zu meinem Herzen und halten dort Einzug. Es ist ein seltsames Gefühl. Bilder, die den Wortsinn überschreiten, tauchen auf wie Scherenschnitte und verselbständigen sich. Wie im tiefsten Traum.

Doch das Wunderbarste ist die Melodie – eine schöne, unverschnörkelte Weise, dabei keineswegs banal. Und Saeki-sans Stimme verschmilzt bruchlos und ohne jede Fremdheit mit der Melodie. Für eine professionelle Sängerin ist ihr Stimmvolumen nicht ausreichend, und es fehlt ihr auch an Technik. Aber ihre Stimme benetzt mein Bewusstsein so sanft wie ein Frühlingsregen die Trittsteine im Garten. Sie begleitet sich selbst am Klavier. Das kurze Stück mit den Streichern und der Oboe wurde vielleicht erst später hinzugefügt. Wahrscheinlich lag das am Budget, denn das Arrangement ist für damalige Verhältnisse sehr schlicht und ohne alles Überflüssige, daher wirkt es umso frischer.

Außerdem treten im Refrainteil zwei seltsame Akkorde auf.

Alle Tonfolgen außer diesen beiden Akkorden sind schlicht und gängig, während diese unerwartet frisch und unverbraucht klingen. Ihren Aufbau kann ich nicht heraushören. Doch als ich sie zum ersten Mal höre, bin ich einen Moment lang verwirrt. Übertrieben ausgedrückt, befällt mich sogar das Gefühl, überlistet zu werden. Die abrupte Andersartigkeit der Töne erschüttert und verstört mich. Als hätte mich unversehens aus irgendeinem Spalt ein kalter Windzug angeweht. Aber als der Refrain zu Ende ist, setzt wieder die schöne Anfangsmelodie ein, und ich werde in die ursprüngliche Welt der Harmonie und Vertrautheit zurückversetzt. Der Wind hat sich gelegt. Kurz darauf endet das Lied, der letzte Klavierakkord wird angeschlagen, die Streicher halten sanft den Ton, und die Oboe lässt die Melodie ausklingen.

Während ich »Kafka am Strand« immer wieder höre, beginne ich doch zu verstehen, wie dieses Lied die Herzen so vieler Menschen gewinnen konnte. Es stellt eine freimütige, liebenswerte Kombination von natürlichem Talent und Bescheidenheit dar, genau die Mischung, die das Wort »wunderbar« bezeichnet. Ein neunzehnjähriges Mädchen aus einer Provinzstadt schreibt in Gedanken an ihren fernen Geliebten ein Lied, komponiert am Klavier eine Melodie dazu und singt es ohne jede Affektiertheit. Sie hat das Lied nicht für andere, sondern nur für sich selbst geschrieben. Um ihr Herz ein wenig zu wärmen. Diese Unschuld ist es, die sacht, aber nachdrücklich die Herzen der Menschen berührt hat.

Ich begnüge mich mit einem einfachen Abendessen aus dem, was im Kühlschrank ist. Dann lege ich »Kafka am Strand« noch einmal auf. Mit geschlossenen Augen stelle ich mir vor, wie Saeki-san als Neunzehnjährige im Studio am Klavier sitzt und ihr Lied singt. Ich denke an die warmen Gefühle, die sie damals hegte. Und daran, dass sinnlose Gewalt diese Gefühle so abrupt zerstört hat.

Als die Platte endet, hebe ich den Saphir an und setze ihn am

Anfang wieder auf.

Nach mehrmaligem Hören gelange ich allmählich zu der Überzeugung, dass Saeki-san den Text zu »Kafka am Strand« in diesem Zimmer geschrieben haben muss. *Kafka am Strand ist der Junge auf dem Gemälde an der Wand.* Ich setze mich auf den Stuhl und stütze das Gesicht in die Hände, so wie sie es in der vergangenen Nacht getan hat, und richte meinen Blick im gleichen Winkel auf die Wand. Er fällt auf das Gemälde. Kein Zweifel. Sie hat in diesem Zimmer vor dem Bild gesessen und die Verse zu »Kafka am Strand« geschrieben, während sie an den Jungen dachte. Vielleicht zu nächtlicher Stunde.

Ich gehe zur Wand und schaue mir das Bild noch einmal ganz aus der Nähe an. Der Junge blickt in die Ferne. Seine Augen haben eine rätselhafte Tiefe. An einem Teil des Himmels, in den er schaut, zeichnen sich ein paar deutlich umrissene Wolken ab. Die größte von ihnen hat unübersehbar die Form einer liegenden Sphinx. Die Sphinx – fällt mir ein -wird vom jungen Ödipus besiegt. Sie gibt ihm ein Rätsel auf, und er löst es. Als das Ungeheuer sich geschlagen sieht, tötet es sich, indem es sich von seinem Felsen stürzt. Durch seinen Sieg wird Ödipus König von Theben und heiratet die Königin, die seine eigene Mutter ist.

Ich vermute, dass Frau Saeki die rätselhafte Einsamkeit, die den Jungen auf dem Bild umgibt, in Beziehung zu Kafkas Erzählwelt gesehen hat. Deshalb wurde der Junge für sie zu »Kafka am Strand«. Eine einsame Seele, die an einem absurden Meeresufer umherirrt. Darin lag vielleicht die Bedeutung des Namens Kafka.

Doch nicht nur der Name und die Sphinx erscheinen mir wie Anspielungen auf meine Situation. Die Zeile »vom Himmel fallen kleine Fische« entspricht dem Umstand, dass im Einkaufsviertel von Nakano Sardinen und Makrelen vom Himmel gefallen sind.

»Der Schatten wird zum Messer / und durchbohrt deine Träume« scheint auf den Mord an meinem Vater mit einem Messer hinzudeuten. Ich schreibe den Text Zeile für Zeile in mein Heft und lese ihn immer wieder. Die Stellen, die mich beschäftigen, unterstreiche ich mit Bleistift. Doch am Ende bleibt alles verschwommen, und ich bin ratlos.

»Im Schatten der Tür stehen Worte, die ihre Zeichen verloren. Die Finger des ertrunkenen Mädchens betasten den Stein am Eingang. Draußen vor dem Fenster stehn Soldaten, die Herzen gehärtet.«

Was können diese Verse nur bedeuten? Ob die mutmaßlichen Übereinstimmungen vielleicht nicht mehr sind als ein suggestiver Zufall? Ich gehe zum Fenster und schaue in den Garten. Draußen beginnt es zu dämmern. Ich setze mich auf einen Sessel im Lesesaal und schlage Tanizakis Übersetzung der *Geschichte vom Prinzen Genji* auf. Um zehn gehe ich ins Bett, lösche die Nachttischlampe und schließe die Augen. Und warte auf Saeki-sans *Rückkehr* als fünfzehnjähriges Mädchen.

24

Als der Bus aus Kobe vor dem Bahnhof in Tokushima hielt, war es bereits acht Uhr abends.

»Siehst du, Nakata, jetzt sind wir in Shikoku.«

»Jawohl. Das war eine wunderbare Brücke. Nakata hat zum ersten Mal eine so große Brücke gesehen.«

Die beiden stiegen aus, setzten sich vor dem Bahnhof auf eine Bank und blickten eine Weile unentschlossen um sich.

»Und? Was sagt das Orakel? Wohin sollen wir gehen und was sollen wir machen?«, fragte Hoshino.

»Nakata weiß noch nicht.«

»Blöd, was?«

Nakata rieb sich lange mit der flachen Hand den Kopf, als würde er über etwas nachdenken.

»Herr Hoshino?«

»Was ist?«

»Entschuldigung, aber Nakata möchte schlafen. Er ist sehr müde. Am liebsten gleich hier auf der Stelle.«

»He, Moment mal«, rief der junge Mann entgeistert. »Was soll ich denn machen, wenn du jetzt hier einpennst? Kannst du noch wach bleiben, bis wir was zum Übernachten gefunden haben?«

»Jawohl. Nakata kann noch ein bisschen durchhalten.«

»Und was ist mit Abendessen?«

»Nakata braucht keins. Will nur schlafen.«

Eilig erkundigte Hoshino sich in der Touristeninformation nach einer preiswerten Unterkunft mit Frühstück und vergewisserte sich dann telefonisch, dass noch etwas frei war. Da das Hotel in einiger Entfernung vom Bahnhof lag, nahmen

sie ein Taxi. Kaum waren sie im Zimmer, ließen sie das Mädchen die Futons ausbreiten. Nakata zog sich aus und kroch, ohne ins Bad zu gehen, sofort ins Bett. Im nächsten Augenblick atmete er schon tief und regelmäßig.

»Nakata schläft vielleicht sehr lange. Bitte, machen Sie sich keine Gedanken. Er schläft nur«, hatte er vor dem Einschlafen noch gesagt.

»Lass dich nicht stören. Schlaf, solange du willst.« Der junge Mann hatte noch kaum zu Ende gesprochen, als Nakata auch schon fest eingeschlafen war.

In aller Ruhe nahm Hoshino ein Bad und machte sich dann allein auf den Weg in die Stadt. Eine Weile schlenderte er ziellos umher. Nachdem er sich ein wenig orientiert hatte, ging er ins nächstbeste Sushi-Lokal, aß und trank ein Bier, und da er nicht viel vertrug, war er danach schon leicht angeheitert. Mit geröteten Wangen ging er in eine Pachinko-Halle und verspielte innerhalb einer Stunde 3000 Yen. Weil er die ganze Zeit seine Dragons-Kappe aufbehielt, starrten ihn die Leute neugierig an. Wahrscheinlich bin ich der Einzige, der in Tokushima mit einer Chunichi-Dragons-Kappe rumläuft, dachte er.

Als er ins Hotel zurückkam, sah er, dass Nakata noch in der gleichen Haltung fest schlief. Er schaltete das Licht ein, was jedoch Nakatas Schlaf nicht im Geringsten zu stören schien. Der hat vielleicht die Ruhe weg, dachte Hoshino. Er nahm seine Mütze ab, zog sein Hawaiihemd und die Jeans aus und kroch in der Unterwäsche unter die Decke. Er löschte das Licht. Vielleicht lag es an dem fremden Ort, oder er war zu aufgekratzt, jedenfalls konnte er nicht einschlafen. Könnte ich jetzt bloß in einen Puff gehen und bei einem Mädchen zum Schuss kommen!, dachte er. Aber als er in der Dunkelheit auf Nakatas friedliche, regelmäßige Atemzüge lauschte, kam ihm der Gedanke an Sex auf einmal ziemlich unpassend vor. Er schämte sich sogar ein bisschen, dass er sich einen Bordellbesuch ausgemalt hatte.

Während er schlaflos an die Decke des dunklen Zimmers starrte, erschien es ihm immer seltsamer, dass er mit diesem merkwürdigen alten Mann, von dem er nichts wusste, in einem billigen Hotel in Tokushima übernachtete. Normalerweise wäre er jetzt ganz gemütlich auf der Rückfahrt nach Tokyo, wahrscheinlich irgendwo auf der Höhe von Nagoya. Hoshino hatte gar nichts gegen seine Arbeit, und in Tokyo hatte er sogar ein paar Freundinnen, die er hätte anrufen können. Dennoch hatte er sich, nachdem er seine Ladung im Kaufhaus abgeliefert hatte, spontan mit einem Kollegen in Kobe in Verbindung gesetzt und ihn gebeten, an diesem Abend für ihn die Fuhre nach Tokyo zu übernehmen. Seine Firma hatte er ebenfalls angerufen und fast mit Gewalt drei Tage Urlaub durchgesetzt. Anschließend war er dann gleich mit Nakata nach Shikoku gefahren. In seiner kleinen Reisetasche hatte er nur ein paar Sachen zum Wechseln und Waschzeug dabei.

Anfangs hatte Hoshino sich für Nakata interessiert, weil dessen Aussehen und Redeweise ihn an seinen verstorbenen Opa erinnerten. Doch dieser Eindruck war rasch verblasst, und der junge Mann hatte Nakata als Person in sein Herz geschlossen. Seine Art zu reden war ziemlich verquer, vom Inhalt ganz zu schweigen, aber irgendwie rührte ihn dieses Verquere. Er wollte wissen, wohin Nakata ging und was er tun würde.

Hoshino war auf dem Lande geboren, als der dritte von fünf Söhnen. Bis zur Mittelschule war alles verhältnismäßig glatt gelaufen, aber als er auf die Berufsschule kam, geriet er in schlechte Gesellschaft und damit auf die schiefe Bahn. Mehrmals bekam er es mit der Polizei zu tun. Er schaffte zwar mit Ach und Krach einen Schulabschluss, nahm danach aber keine anständige Arbeit an und hatte ständig Frauengeschichten, und als ihm gar nichts mehr einfiel, verpflichtete er sich bei den Selbstverteidigungsstreitkräften. Eigentlich hatte er Panzerfahrer

werden wollen, fiel aber durch den Eignungstest und fuhr in seiner Zeit bei den Streitkräften hauptsächlich Großtransporter. Nach drei Jahren hörte er auf und fand eine Stelle bei einer Spedition. Mittlerweile arbeitete er seit sechs Jahren als Fernfahrer.

Große Laster zu fahren lag ihm. Mit Maschinen umzugehen hatte ihm schon immer gefallen, und wenn er auf dem hohen Fahrersitz saß und das riesige Lenkrad umfasste, hatte er fast das Gefühl, in seiner eigenen Burg zu sitzen. Natürlich war die Arbeit schwer und die Arbeitszeit unregelmäßig. Aber jeden Morgen in eine öde Firma zu marschieren und, von einem Vorgesetzten beäugt, eine öde Arbeit zu machen, kam ihm vollkommen unerträglich vor.

Hoshino war schon immer ein Streithahn gewesen. Klein und spindeldünn, wie er war, sah er nicht gerade kriegerisch aus, aber er hatte Kraft, und wenn er erst einmal angestochen war, war er nicht mehr zu halten. Er bekam dann einen derart wilden Blick, dass seine Gegner meistens freiwillig von ernsthaften Handgreiflichkeiten abrückten. In seiner Zeit als Fahrer bei der Armee geriet er immer wieder in Schlägereien. Natürlich gewann er manchmal, und manchmal verlor er. Erst vor kurzem war ihm klar geworden, dass es eigentlich keine große Rolle spielte, ob er gewann oder unterlag. Er wunderte sich selbst, dass er bisher nie eine größere Verletzung davongetragen hatte.

Jedes Mal, wenn ihn in der Schulzeit, in der er ein echter Rabauke gewesen war, die Polizei aufgegriffen hatte, hatte sein Großvater ihn rausgepaukt. Er verbeugte sich vor den Polizisten und nahm Hoshino mit. Auf dem Nachhauseweg machten sie immer in einem Lokal halt, und sein Großvater spendierte ihm etwas Gutes. Nie hatte er Hoshino eine Moralpredigt gehalten. Seine Eltern hatten wegen ihm keinen Finger gerührt. Arm wie sie waren, schafften sie es gerade so, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und sie hatten weder die Kraft noch die Zeit, sich um ihren missratenen dritten Sohn zu kümmern. Was wohl aus ihm

geworden wäre, wenn er seinen Großvater nicht gehabt hätte? Er war der Einzige gewesen, der sich um Hoshino kümmerte, ja überhaupt Notiz von ihm nahm.

Und doch hatte er sich nicht ein einziges Mal bei seinem Großvater bedankt. Er hatte nicht gewusst, wie man sich bedankt. Außerdem war er hauptsächlich mit seinem eigenen Überleben beschäftigt gewesen. Nicht lange, nachdem Hoshino bei den Streitkräften angefangen hatte, starb sein Großvater an Krebs. Vorher war er sehr senil geworden, und schließlich hatte er Hoshino nicht mehr erkannt. Seit dem Tod seines Großvaters hatte Hoshino sein Elternhaus nicht mehr besucht.

Als er am nächsten Morgen gegen acht Uhr aufwachte, lag Nakata noch immer fest schlafend in der gleichen Position da. Auch die Frequenz seiner Atemzüge war noch die Gleiche wie am Abend. Der junge Mann ging nach unten und frühstückte mit den anderen Gästen im Speisesaal. Es war ein spärliches Frühstück, wenigstens aber konnte man so viel Misosuppe und Reis haben, wie man wollte.

»Nimmt Ihr Begleiter kein Frühstück?«, sprach ihn die Wirtin an.

»Er schläft noch fest. Danke, ich glaube, er braucht keins. Tut mir leid, aber er wird wohl noch eine Weile im Bett bleiben«, sagte er.

Da Nakata um die Mittagszeit immer noch schlief, beschloss der junge Mann, das Zimmer für eine weitere Nacht zu reservieren. Dann ging er aus und aß in einem Lokal Hühnchen-Ei-Topf. Anschließend schlenderte er ein Weilchen durch die Gegend, ging in ein Café, rauchte und las ein paar von den dort ausliegenden Comiczeitschriften.

Als er ins Hotel zurückkam, schlief Nakata immer noch. Inzwischen war es beinahe zwei Uhr nachmittags. Ein wenig besorgt legte er Nakata die Hand auf die Stirn. Es war nichts

Außergewöhnliches festzustellen. Sie war weder heiß noch kalt. Sein Atem ging weiterhin ruhig und regelmäßig, und seine Wangen zeigten eine vollkommen gesunde Röte. Nakata sah nicht aus, als ob ihm etwas fehle. Er schlief nur einfach tief und fest, ohne seine Lage zu verändern.

»Ob das gut ist, so lange zu schlafen? Das ist bestimmt nicht gesund.« Die Wirtin, die gekommen war, um nach dem Rechten zu sehen, schien etwas beunruhigt.

»Er war sehr müde«, sagte Hoshino. »Am besten, wir lassen ihn schlafen, solange er will.«

»Gut, aber so fest habe ich noch nie jemanden schlafen sehen.«

Auch als es Zeit zum Abendessen wurde, schlief Nakata noch. Der junge Mann ging in ein Curry-Restaurant und aß ein Rindfleischcurry mit Salat. Wie am Abend zuvor spielte er danach etwa eine Stunde Pachinko. Diesmal setzte er nicht einmal 1000 Yen ein und gewann zwei Stangen Marlboro. Als er damit ins Hotel zurückkam, war es halb zehn. Zu seinem Erstaunen schlief Nakata immer noch.

Der junge Mann rechnete nach. Nakata schlief seit über vierundzwanzig Stunden. Auch wenn er sehr lange schlafen würde, solle sich Hoshino keine Gedanken machen, hatte Nakata gesagt, aber das war nun doch zu lange. Hoshino fühlte sich so ratlos wie selten. Und wenn Nakata nun gar nicht mehr aufwachte? »Ich geb’s auf«, sagte er kopfschüttelnd.

Doch als der junge Mann am nächsten Morgen um sieben aufwachte, war Nakata bereits aufgestanden und schaute aus dem Fenster.

»Na, mein Lieber, endlich ausgeschlafen?«, sagte Hoshino erleichtert.

»Jawohl. Gerade aufgewacht. Nakata hat scheint’s sehr lange

geschlafen, weiß nicht, wie lange, fühlt sich aber wie neugeboren.«

»*Sehr* lange ist ja wohl leicht untertrieben. Seit vorgestern um neun hast du durchgeschlafen. Vierunddreißig Stunden ununterbrochen gepennt. Das reinste Schneewittchen.«

»Jawohl. Nakata hat Hunger.«

»Kein Wunder. Du hast seit fast zwei Tagen nichts gegessen.«

Die beiden gingen hinunter in den Speisesaal, um zu frühstücken. Nakata vertilgte solche Mengen, dass die Wirtin nur staunen konnte.

»Er schläft gut, aber wenn er mal wach ist, isst er auch gut. Sie essen wohl für zwei Tage, was?«, sagte sie.

»Jawohl. Nakata muss tüchtig essen.«

»Sie sind sehr robust, nicht wahr?«

»Jawohl. Nakata kann nicht lesen, aber er hat nie Zahnweh und braucht auch keine Brille. Muss nie zum Arzt. Keinen steifen Hals, und jeden Morgen macht er ordentlich Groß.«

»Beneidenswert«, sagte die Wirtin beeindruckt. »Was werden Sie denn heute unternehmen?«

»Nach Westen fahren«, erklärte Nakata entschlossen.

»Aha, nach Westen«, sagte sie. »Westlich von hier liegt Takamatsu.«

»Nakata ist dumm, mit Orten kennt er sich nicht aus.«

»Auf alle Fälle fahren wir mal nach Takamatsu«, sagte Hoshino.

»Über alles Weitere können wir später nachdenken.«

»Sie scheinen ja eine recht ungewöhnliche Reise zu machen«, sagte die Wirtin.

»Da haben Sie ein wahres Wort gesprochen«, sagte Hoshino.

Wieder im Zimmer, ging Nakata sofort auf die Toilette. Hoshino

legte sich bäuchlings auf die Tatami und sah sich die Nachrichten im Fernsehen an. Die Neuigkeiten waren nicht von Bedeutung. Die Nachforschungen im Fall des ermordeten berühmten Bildhauers in Nakano kamen nicht voran. Weder gab es Zeugen noch irgendwelche Indizien, und der Täter hatte auch keine Spuren hinterlassen. Die Polizei suchte nach dem fünfzehnjährigen Sohn des Bildhauers, über dessen Verbleib seit kurz vor der Tat nichts bekannt war.

»Ts, wieder mal ein Fünfzehnjähriger«, dachte Hoshino. Warum wohl in letzter Zeit so viele fünfzehnjährige Jungen brutale Verbrechen begingen? Auch er hatte mit fünfzehn ein geparktes Motorrad geklaut und war ohne Führerschein durch die Gegend gefahren. Deshalb sollte er eigentlich lieber den Mund halten, statt andere zu kritisieren. Andererseits war es natürlich ein Unterschied, ob man sich ein Motorrad borgte oder seinen Vater erstach.

Aber wahrscheinlich war es auch nur Glückssache, dass ich meinen Alten nicht irgendwann erstochen habe, dachte er. Oft genug durchgeprügelt hat er mich ja.

Die Nachrichten waren gerade zu Ende, als Nakata von der Toilette kam.

»Darf ich Sie etwas fragen, Herr Hoshino?«

»Was denn?«

»Tut Ihnen manchmal das Kreuz weh?«

»Ja, schon, wenn ich lange gefahren bin. Ein Fernfahrer ohne Kreuzschmerzen ist ein schlechter Fernfahrer. Genau wie ein Werfer, dem nicht ab und zu die Schulter wehtut«, sagte Hoshino. »Warum willst du das plötzlich wissen?«

»Ihr Rücken sieht so aus.«

»Aha.«

»Darf Nakata mal anfassen?«

»Na gut.«

Nakata setzte sich rittlings auf das Hinterteil des jungen Mannes, legte beide Hände auf eine Stelle etwas oberhalb seines Lendenwirbels und ließ sie dort. Hoshino schaute sich unterdessen im Fernsehen ein Promi-Magazin an. Es ging um eine berühmte Schauspielerin, die mit einem nicht ganz so berühmten jungen Schriftsteller verlobt war. Eigentlich interessierten ihn solche Geschichten nicht, aber da es nichts anderes gab, sah er sich die Sendung eben an. Das Einkommen der Schauspielerin war über zehnmal so hoch wie das des Schriftstellers. Außerdem sah er nicht sonderlich gut aus und wirkte auch nicht gerade intelligent. Hoshino wunderte sich.

»So was kann doch nicht gut gehen. Die haben doch nicht alle Tassen im Schrank!«

»Herr Hoshino, Ihr Rücken ist ein bisschen krumm.«

»Ich hab lange ein krummes Leben geführt. Das kommt davon«, sagte Hoshino gähnend.

»Wenn Sie es so lassen, kann's schlimm werden.«

»Aha.«

»Sie kriegen Kopfweh, Hexenschuss und können nicht mehr richtig Groß machen.«

»Hm, blöd.«

»Darf Nakata was machen, das ein bisschen wehtut?«

»Macht mir nichts.«

»Ehrlich gesagt, es tut *ziemlich* weh.«

»Weißt du, alter Freund, mein ganzes Leben lang haben sie auf mir rumgeprügelt, zu Hause, in der Schule und bei der Armee. Ich will nicht angeben, aber die Tage, an denen ich nichts abgekriegt habe, kann ich an den Fingern abzählen. Ich halte eine Menge aus – tu dir nur keinen Zwang an.«

Nakata kniff die Augen zu einem schmalen Spalt zusammen, konzentrierte sich und platzierte seine beiden Daumen gewissenhaft auf Hoshinos Rücken. Als die Position feststand,

steigerte er zuerst ganz allmählich den Druck und beobachtete, was geschah. Dann holte er tief Luft, stieß einen kurzen Schrei aus, der an einen Wintervogel denken ließ, und drückte mit aller Kraft seine Daumen zwischen Rückgrat und Muskulatur. Der Schmerz, der den jungen Mann dabei überfiel, war grauenvoll – ein gewaltiger Blitz schoss ihm durch den Kopf, ihm wurde grellweiß vor den Augen, sein Atem stockte. Er hatte das Gefühl, mit einem Schlag von der Spitze eines hohen Turms in den Abgrund der Hölle geschleudert zu werden. Er konnte nicht einmal schreien. Es tat so weh, dass er nicht mehr denken konnte. All seine Gedanken verbrannten und verzischten, all seine Empfindungen liefen in diesem Schmerz zusammen. Ihm war, als würde sein Körper in tausend Teile gesprengt. Nicht einmal der Tod konnte so gewalttätig sein. Er war nicht imstande, die Augen zu öffnen. Speichel lief ihm aus dem Mund. Hilflos lag er bäuchlings auf den Tatami, Tränen rannen ihm übers Gesicht. Dieser grauenhafte Zustand dauerte etwa dreißig Sekunden an.

Endlich bekam Hoshino wieder Luft. Auf die Ellbogen gestützt richtete er sich wankend auf. Unheilvoll wie das Meer vor einem Sturm wogten die Tatami unter ihm.

»Das hat wehgetan, was?«

Der junge Mann schüttelte mehrmals langsam den Kopf, wie um sich zu vergewissern, dass er noch am Leben war. »Wehgetan ist gar kein Ausdruck. Es hat sich angefühlt, als ob man mir die Haut abziehen, mich mit einem Spieß durchbohren und in einem Mörser zerstampfen würde. Am Ende ist dann noch ein wütender Stier über mich getrampelt. Was in aller Welt hast du da gemacht?«

»Herrn Hoshinos Rücken wieder eingerenkt. Eine Zeit lang wird er in Ordnung sein. Keine Kreuzschmerzen, und richtig Groß machen können Sie auch.«

Als der heftige Schmerz verebbt war, verspürte der junge

Mann eine Erleichterung im Rücken. Das ständige Gefühl der Schwere, das er im Rücken gehabt hatte, war plötzlich verschwunden. Auch in der Schläfengegend fühlte er sich erfrischt, und sein Atem ging leichter. Außerdem merkte er, dass er auf die Toilette musste.

»Hm, fühlt sich wirklich besser an.«

»Jawohl. Alle Probleme kommen vom Rücken.«

»Aber trotzdem hat das ganz schön wehgetan.« Hoshino seufzte.

Vom Bahnhof Tokushima nahmen die beiden einen Schnellzug der Japanischen Eisenbahn nach Takamatsu. Sowohl die Hotelrechnung als auch die Zugfahrkarten bezahlte Hoshino von seinem Geld. Nakata bestand darauf, selbst zu zahlen, aber Hoshino hörte nicht auf ihn.

»Erst mal bezahle ich, später kannst du ja. Erwachsene Männer machen kein Geschiss um Geld.«

»Jawohl. Nakata versteht nichts von Geld. Er überlässt alles Herrn Hoshino.«

»Und immerhin geht's mir seit deiner Shiatsu-Massage viel besser. Ich will dir wenigstens ein bisschen danken. So wohl habe ich mich schon lange nicht gefühlt. Ich bin direkt ein neuer Mensch.«

»Das ist wirklich ein Glück. Nakata kennt kein ›Shiatsu‹, aber der Rücken ist wirklich wichtig.«

»Mehr als die Wörter Shiatsu, Massage oder Chiropraktik weiß ich auch nicht, aber du bist auf jeden Fall ein großes Talent. Damit könntest du massig verdienen, wenn du einen Laden aufmachen würdest. Das garantier ich dir. Wenn ich nur meine Kumpels zu dir schicken würde, würdest du ein Vermögen machen.«

»Ihr Rücken hat krumm ausgesehen. Und was krumm ist,

muss Nakata wieder gerade machen. Nakata hat lange Möbel gebaut, da will er verzogene Sachen gerade biegen. Das war immer so. Aber einen Rücken hat er zum ersten Mal wieder gerade gemacht.«

»Auf alle Fälle bist du ein Naturtalent«, sagte der junge Mann anerkennend.

»Früher konnte Nakata mit Katzen sprechen.«

»Aha.«

»Aber seit kurzem auf einmal nicht mehr. Das ist vielleicht wegen Johnnie Walker.«

»Aha.«

»Wie Sie wissen, ist Nakata nicht klug und versteht keine schweren Sachen. Aber dann sind schwere Sachen passiert. Zum Beispiel sind viele Fische und Blutegel vom Himmel gefallen.«

»Hm.«

»Aber Herrn Hoshinos Rücken ist wieder gut, und Nakata freut sich sehr. Herr Hoshino fühlt sich wohl, und Nakata fühlt sich auch wohl.«

»Ich bin auch froh. Danke.«

»Freut mich, bitte sehr.«

»Übrigens, diese Blutegel auf dem Rastplatz Fujikawa?«

»Jawohl.«

»Könnten die eventuell irgendetwas mit dir zu tun haben?«

Ausnahmsweise schien Nakata zu überlegen. »Nakata weiß das nicht. Aber als Nakata den Schirm aufgespannt hat, hat es Blutegel geregnet.«

»Hm.«

»Auf alle Fälle ist es nicht gut, Menschen zu töten«, sagte Nakata und nickte entschieden.

»Ganz recht. Menschen zu töten ist nicht gut«, pflichtete der junge Mann ihm bei.

»Jawohl.« Abermals nickte Nakata entschieden.

Am Bahnhof Takamatsu angekommen, kehrten die beiden in ein Udon-Lokal am Bahnhof ein und aßen zu Mittag. Vom Fenster des Lokals aus hatte man einen Blick auf mehrere große Hafenkräne, auf denen überall Möwen saßen. Nakata aß andächtig seine Udon und schien jede einzelne Nudel zu genießen.

»Sehr schmackhaft«, sagte er.

»Das ist gut«, sagte Hoshino. »Wie sieht's aus? Sind wir hier richtig?«

»Jawohl. Hier ist es richtig.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir müssen den Eingangsstein finden.«

»Den Eingangsstein?«

»Jawohl.«

»Hm«, sagte der junge Mann. »Das ist bestimmt eine lange Geschichte.«

Nakata hob seine Schale zum Mund und trank die Brühe bis zum letzten Tropfen aus.

»Jawohl. Eine lange Geschichte. Aber Nakata kommt damit auch nicht so zurecht. Vielleicht weiß er es nicht mal, wenn er dort ist.«

»In der Regel weißt du es doch, wenn du dort bist.«

»Jawohl, genau.«

»Aber bis du dort bist, weißt du es nicht.«

»Jawohl, bis Nakata dort ist, weiß er es überhaupt nicht.«

»Ist schon gut. Ehrlich gesagt, ich bin auch nicht gut in langen Geschichten. Auf alle Fälle müssen wir diesen *Eingangsstein* suchen, oder?«

»Jawohl.«

»Und weißt du ungefähr wo?«

»Nakata hat keine Ahnung.«

»Warum frage ich überhaupt noch?« Der junge Mann schüttelte den Kopf.

25

Ich schlafe kurz ein, wache auf, schlafe ein und wache wieder auf. Das wiederholt sich ein ums andere Mal. Ich will unbedingt den Augenblick, in dem sie erscheint, abpassen. Doch plötzlich sitzt sie schon auf demselben Stuhl wie in der Nacht zuvor, ohne dass ich etwas bemerkt habe. Die Zeiger der Uhr an meinem Kopfende zeigen kurz nach drei. Die Vorhänge, die ich vor dem Schlafengehen ganz sicher zugezogen habe, sind unbemerkt geöffnet worden. Wie in der vergangenen Nacht. Doch der Mond scheint nicht ins Zimmer. Das ist der einzige Unterschied. Dichte Wolken hängen am Himmel, vielleicht regnet es sogar ein bisschen. Es ist viel dunkler als in der letzten Nacht. Nur das ferne Licht einer Gartenlampe schimmert durch die Bäume und wirft einen schwachen Lichtschein ins Zimmer. Es dauert, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben. Sie sitzt am Schreibtisch und hat, das Kinn in die Hand gestützt, den Blick auf das Ölbild an der Wand gerichtet. Sie trägt dasselbe Kleid. Wegen der Dunkelheit kann ich, sosehr ich meine Augen auch anstrenge, ihr Gesicht nicht erkennen. Aber dafür treten die Konturen ihres Körpers und ihres Gesichts seltsam scharf und plastisch aus dem Zwielicht hervor. Es gibt nicht den geringsten Zweifel, dass dort Saeki-san als junges Mädchen sitzt.

Sie scheint über etwas nachzugrübeln. Vielleicht ist sie in einen langen tiefen Traum versunken. Nein, sie selbst *ist* ein langer tiefer Traum. Um die Ausgewogenheit ihres Raumes nicht zu stören, halte ich den Atem an und rege mich nicht. Hin und wieder werfe ich einen Blick auf die Uhr. Die Zeit verstreicht langsam, aber stetig und unaufhaltsam.

Ohne Vorwarnung beginnt mein Herz heftig zu schlagen. Ein hartes trockenes Pochen, als klopfe jemand beharrlich an eine Tür. Der Ton durchbricht mit einer gewissen Entschlossenheit

die nächtliche Stille. Am meisten erschrecke ich selbst vor diesem Ton, sodass ich fast aus dem Bett springe.

Ihre schwarze Silhouette bewegt sich. Sie hebt den Kopf und lauscht in die Dunkelheit. Das Klopfen meines Herzens dringt an ihr Ohr. Sie legt den Kopf ein wenig schief, wie Waldtiere es tun, wenn sie auf unbekannte Geräusche lauschen. Dann wendet sie ihr Gesicht dem Bett zu. Aber sie sieht nicht mich. Das ist mir klar. Ich gehöre nicht zu ihrem Traum. Das Mädchen und ich bewegen uns in zwei durch eine unsichtbare Grenze voneinander getrennten Welten.

Kurz darauf beruhigt sich mein Herzklopfen ebenso plötzlich, wie es begonnen hat, und meine Atmung normalisiert sich. Ich nehme wieder meine reglose Haltung ein. Saeki-san lauscht nicht mehr und richtet ihren Blick erneut auf »Kafka am Strand«. Wie zuvor stützt sie das Kinn in die Hände, und ihr Herz kehrt zu dem Jungen auf dem sommerlichen Bild zurück.

Nachdem sie etwa zwanzig Minuten in dieser Stellung verharrt hat, verlässt das schöne Mädchen den Raum. Wie am Tag zuvor ist sie barfuss. Sie erhebt sich, geht lautlos zur Tür und verschwindet dahinter, ohne sie geöffnet zu haben. Ich lasse etwas Zeit verstreichen, stehe auf und setze mich, ohne Licht zu machen, im Dunkeln auf den Stuhl, auf dem sie eben noch gesessen hat. Ich lege meine Hände auf den Schreibtisch und nehme die von ihr zurückgebliebene Aura in mich auf. Mit geschlossenen Augen fange ich den Schauer ihrer Seele auf und lasse ihn in mein eigenes Herz ein.

Mir kommt der Gedanke, dass es zwischen dem Mädchen und mir zumindest eine Gemeinsamkeit gibt. Beide lieben wir einen Menschen, den es auf dieser Welt nicht mehr gibt.

Kurz darauf schlafe ich ein. Aber meinem Schlaf mangelt es an Ausgeglichenheit. Mein Körper verlangt nach tiefem Schlaf, während mein Bewusstsein sich dagegen sträubt. Wie ein Pendel schwanke ich zwischen beidem hin und her. Bei Tagesanbruch

werden die Vögel im Garten lebendig und wecken mich mit ihrem Gezwitscher vollends auf.

In Jeans und T-Shirt, darüber ein Hemd mit langen Ärmeln, gehe ich ins Freie. Um fünf Uhr morgens sind die Straßen noch menschenleer. Ich durchquere das alte Stadtviertel, lasse das als Schutz vor dem Wind angelegte Kiefernwäldchen hinter mir, steige über den Damm und gelange ans Meer. Es ist nahezu windstill, und eine graue Wolkenschicht verdeckt den Himmel, aber es sieht nicht aus, als würde es bald regnen. Der Morgen ist so still, dass es mir vorkommt, als schluckten die Wolken jedes irdische Geräusch.

Während ich den Fußgängerweg am Meer entlanggehe, stelle ich mir vor, dass der Junge auf dem Bild mit seinem Liegestuhl irgendwo an diesem Strand gesessen hat. Wo, kann ich nicht ausmachen. Die Landschaft auf dem Bild besteht nur aus Strand, Meer, Horizont, Himmel und Wolken. Und einer Insel. Aber Inseln gibt es viele, und an die Form der Insel auf dem Bild kann ich mich nicht erinnern. Ich setze mich in den Sand und zeichne mit dem Finger einen passenden Rahmen in Richtung Meer, in den ich die Gestalt des Jungen im Liegestuhl platziere. Am windstillen Himmel segelt unentschlossen eine weiße Möwe. Kleine Wellen brechen sich in regelmäßiger Folge, zeichnen einen weichen Bogen in den Sand und lassen kleine Blasen zurück.

Mir wird bewusst, dass ich auf den Jungen in dem Bild eifersüchtig bin.

»Du bist eifersüchtig auf einen Jungen in einem Bild«, flüstert Krähe mir ins Ohr.

DIESER JUNGE WURDE MIT ZWANZIG AUFGRUND EINER VERWECHSLUNG SINNLOS GETÖTET – ÜBRIGENS BEREITS VOR DREISSIG JAHREN – UND AUF DIESEN BEDAUERNSWERTEN JUNGEN BIST DU EIFERSÜCHTIG. SO SEHR, DASS

ES DIR FAST DEN ATEM NIMMT. ZUM ERSTEN MAL IN DEINEM LEBEN EMPFINDEST DU AUF JEMANDEN EIFERSUCHT. ENDLICH BEGREIFST DU, WAS EIFERSUCHT IST. SIE VERZEHRT DEIN HERZ WIE EIN BUSCHFEUER.

IN DEINEM GANZEN LEBEN HAST DU NIE JEMANDEN BENEIDET, NIE HAST DU DIR GEWÜNSCHT, JEMAND ANDERS ZU SEIN. DOCH NUN BENEIDEST DU DIESEN JUNGEN MANN AUS TIEFSTEM HERZEN. DU WÜRDEST MIT IHM TAUSCHEN, WENN ES MÖGLICH WÄRE. OBWOHL DU WEISST, DASS ER MIT ZWANZIG JAHREN GEFOLTERT UND MIT EINER EISENSTANGE ERSCHLAGEN WURDE. ES WÜRDE DIR NICHTS AUSMACHEN, DENN DU WILLST ZWISCHEN DEINEM FÜNFZEHNTEN UND ZWANZIGSTEN LEBENSJAHR BEDINGUNGSLOS SAEKI-SAN LIEBEN UND BEDINGUNGSLOS VON IHR GELIEBT WERDEN. SIE UNGEHINDERT IN DIE ARME NEHMEN UND IMMER WIEDER MIT IHR SCHLAFEN. DU WILLST JEDEN WINKEL IHRES KÖRPERS BERÜHREN. UND DU WILLST, DASS SIE JEDEN WINKEL DEINES KÖRPERS BERÜHRT. UND NACH DEINEM TOD WILLST DU ALS GESCHICHTE ODER ALS BILD IN IHR HERZ EINGEBRANNT SEIN. UND NACHTS IN DER ERINNERUNG VON IHR GELIEBT WERDEN.

DU STEHST WIRKLICH VOR EINEM DILEMMA. DU BIST IN EIN MÄDCHEN VERLIEBT, DAS ES NICHT MEHR GIBT, UND AUF EINEN JUNGEN EIFERSÜCHTIG, DER BEREITS TOT IST. DAS HERZZERREISSENDE AN DEINEN GEFÜHLEN IST JEDOCH, DASS SIE VIEL REALER SIND ALS JEDES GEFÜHL, DAS DU BISHER IN DER REALITÄT ERFAHREN HAST. DEINE LAGE IST AUSWEGLOS. ES EXISTIERT NICHT EINMAL EINE MÖGLICHKEIT. DU HAST DICH IM LABYRINTH DER ZEIT VERIRRT. DAS GRÖSSTE PROBLEM IST ALLERDINGS, DASS DU NICHT EINMAL DEN WUNSCH HEGST, DEN AUSGANG ZU FINDEN. STIMMT'S?

Oshima kommt später als gestern. Vorher sauge ich im Erdgeschoss und im ersten Stock Staub, wische die Pulte und Stühle feucht ab, öffne die Fenster, putze die Toiletten, leere die Papierkörbe und fülle frisches Wasser in die Blumenvasen. Ich mache die Lichter an und schalte den Computer mit den Suchdateien ein. Schließlich bleibt nur noch das Tor zu öffnen. Oshima begutachtet alles mit zufriedenem Nicken.

»Du hast ein gutes Gedächtnis, und die Arbeit geht dir rasch von der Hand.«

Ich setze Wasser auf und bereite den Kaffee für Oshima zu. Wie am Tag zuvor trinke ich Earl Grey. Draußen beginnt es zu regnen. Schon am Vormittag herrscht abendliche Dunkelheit.

»Herr Oshima, ich habe eine Bitte.«

»Und die wäre?«

»Ob ich wohl irgendwo die Noten zu ›Kafka am Strand‹ bekommen könnte?«

Oshima überlegt ein bisschen. »Wir könnten sie vielleicht im Online-Katalog eines Musikverlags ausfindig machen und gegen Gebühr herunterladen. Wir schauen nachher mal nach.«

»Danke.«

Oshima setzt sich auf den Rand der Theke, gibt einen winzigen Zuckerwürfel in seinen Kaffeebecher und rührt mit dem Löffel sorgfältig um. »Wie findest du das Lied? Gefällt es dir?«

»Sehr.«

»Ich mag es auch sehr. Es ist hübsch und originell zugleich, es ist sanft und hat Tiefe. Und die Persönlichkeit der Komponistin kommt darin unverfälscht zum Ausdruck.«

»Der Text ist sehr symbolisch«, sage ich.

»Dichtung und Symbolik sind seit alter Zeit nicht voneinander zu trennen.«

»Glauben Sie, Saeki-san kennt den Sinn der Worte?«

Oshima hebt den Kopf, lauscht auf das ferne Donnergrollen und berechnet die Distanz. Dann blickt er mir ins Gesicht. Und schüttelt den Kopf.

»Nicht unbedingt. Symbolik und Sinn sind zwei verschiedene Dinge. Wahrscheinlich hat sie das ganze Geschwätz, das man Sinn und Logik nennt, hinter sich gelassen und intuitiv die

richtigen Worte erfasst. Sie hat sie im Traum gefangen, als würde sie sacht nach den Flügeln eines Schmetterlings greifen, der durch die Luft segelt. Wahre Künstler besitzen die Fähigkeit, leeres Gerede zu vermeiden.«

»Also hat Saeki-san die Worte in irgendeinem anderen Raum gefunden – zum Beispiel im Traum?«

»Bei einem herausragenden Gedicht ist das mehr oder weniger immer so. Wenn die Worte darin keinen prophetischen Zugang zum Leser finden können, hat es seine Funktion als Gedicht verfehlt.«

»Von solchen gekünstelten Gedichten gibt es viele«, sage ich.

»Genau. Sind die nicht schwer erträglich? Wenn jemand eine symbolhafte Sprache verwendet, um poetisch zu wirken?«

»Aber in ›Kafka am Strand‹ spürt man etwas sehr Eindringliches.«

»Der Meinung bin ich auch. Die Worte sind nicht aufgesetzt. Und auch nicht oberflächlich. Da der Text in meinem Kopf von Anfang an eine Einheit mit der Melodie gebildet hat, kann ich nicht recht beurteilen, wie überzeugend er für sich genommen ist, als Gedicht, aber –«

Oshima schüttelt kurz den Kopf. »Jedenfalls war sie mit einem reichen Talent gesegnet und sehr musikalisch. Und realistisch genug, eine Chance zu ergreifen, als sie sich ihr bot. Hätte sie sich nach diesem tragischen Ereignis nicht aus dem Leben zurückgezogen, hätten sich ihre Talente noch freier entfalten können. Das ist in vieler Hinsicht sehr bedauerlich.«

»Was aus diesem Talent wohl geworden ist?«, frage ich.

Oshima sieht mich an. »Du meinst, nachdem ihr Freund gestorben war?«

Ich nicke. »Eine solche Begabung ist doch eine natürliche Energie. Sucht sie sich vielleicht ein anderes Ventil?«

»Ich weiß es nicht. Talent ist nicht berechenbar. Es kommt

auch vor, dass es einfach verschwindet. Oder wie eine unterirdische Wasserader tief unter der Oberfläche im Verborgenen weiterfließt.«

»Vielleicht hat Saeki-san ihre Fähigkeiten nicht musikalisch umgesetzt, sondern auf etwas anderes konzentriert«, sage ich.

»Auf etwas anderes?« Oshima zieht interessiert die Augenbrauen hoch. »Auf was zum Beispiel?«

Mir fehlen die Begriffe. »Ich weiß nicht. Es ist nur so ein Gefühl. Zum Beispiel auf etwas Formloses.«

»Etwas Formloses?«

»Etwas, das andere Menschen nicht sehen können. Etwas, das sie nur für sich tut. Sozusagen ein innerliches Werk.«

Oshima führt die Hand an die Stirn und streicht sich die Haare zurück, die dabei zwischen seinen schlanken Finger hindurchströmen. »Eine hochinteressante Theorie. Vielleicht hat Saeki-san, seit sie wieder in der Stadt ist, ihr Talent oder ihre Fähigkeiten etwas – wie du es nennst – *Formlosem* zugewandt, von dem wir nichts wissen. Aber sie war fünfundzwanzig Jahre lang verschwunden, und wie sollte man wissen, wo sie war und was sie getan hat? Es sei denn, man fragte sie selbst.«

Nach einigem Zögern fasse ich mir ein Herz.

»Darf ich mal was ganz Blödes fragen?«

»Etwas ganz Blödes?«

Ich werde rot. »Ja, was total Unmögliches.«

»Nur zu. Ich habe absolut nichts gegen unmögliche blöde Fragen.«

»Ich würde es auch unglaublich finden, wenn mich jemand so etwas fragte.«

Oshima neigt den Kopf leicht zur Seite.

»Könnte es sein, dass Saeki-san meine Mutter ist?«, frage ich.

Oshima schweigt. Gegen die Theke gelehnt, sucht er lange

nach Worten. Nur das Ticken der Uhr dringt an mein Ohr. »Du willst also ungefähr Folgendes sagen: In ihrer Verzweiflung hat Saeki-san Takamatsu mit zwanzig verlassen und irgendwo allein gelebt. Dann hat sie zufällig deinen Vater, den Bildhauer Ko'ichi Tamura, kennen gelernt und geheiratet und als freudiges Ereignis dich bekommen. Nach vier Jahren ist irgendetwas geschehen, das sie dazu bewegt hat, fortzugehen und dich zurückzulassen. Danach kommt eine geheimnisvolle zeitliche Lücke, bis sie wieder in ihre Heimatstadt nach Shikoku zurückkehrt – so ungefähr?«

»Ja.«

»Ich kann nicht sagen, dass es ausgeschlossen wäre. Wie alt müsste deine Schwester jetzt sein?«

»Einundzwanzig.«

»So alt wie ich«, sagt Oshima. »Aber ich kann nicht deine Schwester sein. Ich habe leibliche Eltern und einen älteren Bruder, auch wenn alle meine Blutsverwandten zu gut für mich sind.«

Oshima sieht mich eine Weile mit verschränkten Armen an.

»Übrigens möchte ich dich meinerseits auch etwas fragen«, sagt Oshima. »Hast du schon mal Nachforschungen in deinem Familienregister angestellt? Es müsste doch ganz leicht sein, da den Namen und das Alter deiner Mutter herauszufinden.«

»Natürlich habe ich das schon versucht.«

»Und, wie heißt deine Mutter?«

»Ihr Name stand nicht darin.«

Oshima wirkt erstaunt, als er das hört. »Der Name stand nicht darin? Das kann doch nicht sein!«

»Doch. Wirklich. Ich weiß auch nicht, warum. Aber der Name meiner Mutter steht nicht in unserem Familienregister. Ich habe keine Mutter. Und auch keine Schwester. Nur der Name meines Vaters und meiner sind eingetragen. Rechtlich gesehen bin ich

ein uneheliches Kind. Illegitim.«

»Aber in Wirklichkeit hattest du eine Mutter und eine Schwester.«

Ich nicke. »Bis ich vier war, haben wir zu viert als Familie gelebt. Ich kann mich noch ganz genau daran erinnern. Das bilde ich mir nicht ein oder so. Kurz nachdem ich vier geworden war, sind die beiden fortgegangen.«

Ich ziehe das Bild von meiner Schwester und mir am Strand aus dem Portemonnaie. Oshima betrachtet es eine Zeit lang, dann gibt er es mir lächelnd wieder.

»›Kafka am Strand‹«, sagt er.

Ich nicke und stecke das alte Foto in mein Portemonnaie zurück. Der Wind peitscht die Regentropfen gegen die Fensterscheiben. Unsere Schatten, die im Licht der Deckenbeleuchtung auf den Boden fallen, wirken, als finde zwischen ihnen in einer umgedrehten Welt eine verhängnisvolle geheime Unterredung statt.

»Du weißt wohl nicht mehr, wie deine Mutter aussah?«, fragt Oshima. »Immerhin hast du vier Jahre mit ihr verbracht, da könnte es schon sein, dass du dich noch ein bisschen an sie erinnerst.«

Ich schüttle den Kopf. »Überhaupt nicht. In meiner Erinnerung ist ihr Gesicht dunkel, wie von einem Schatten verdeckt.«

Oshima denkt nach. »Könntest du mir ausführlicher erklären, warum du Saeki-san für deine Mutter hältst?«

»Ach, ist schon gut, Herr Oshima«, sage ich. »Lassen wir das. Bestimmt grüble ich nur zu viel.«

»Sag mir einfach alles, was dir durch den Kopf geht«, erwidert Oshima. »Und hinterher entscheiden wir beide dann, ob du zu viel grübelst.«

Oshimas Schatten bewegt sich bei der kleinsten seiner Bewegungen mit ihm. Doch die Bewegungen des Schattens

wirken etwas ausladender als die des Originals.

»Zwischen mir und Saeki-san gibt es so viele verblüffende Übereinstimungen. Alles fügt sich genau ineinander, wie Teile eines Puzzles. Als ich ›Kafka am Strand‹ gehört habe, ist mir das ganz deutlich geworden. Vor allem ist es, als sei ich durch irgendein Schicksal hier in die Bibliothek geführt worden, geradewegs von Nakano nach Takamatsu. Das ist doch sonderbar, wenn man darüber nachdenkt.«

»Wie die Handlung einer griechischen Tragödie«, sagt Oshima.

»Und ich liebe sie«, sage ich.

»Saeki-san?«

»Ja. Vielleicht.«

»Vielleicht?« Oshima runzelt die Stirn. »Du liebst sie *vielleicht?*«

Ich werde rot. »Ich kann es nicht richtig erklären«, sage ich. »Es ist sehr kompliziert. Vieles verstehe ich einfach noch nicht.«

»Aber du glaubst, du bist vielleicht in sie verliebt?«

»Ja«, sage ich. »Sehr.«

»*Vielleicht,* aber sehr?«

Ich nicke.

»Zugleich besteht die Möglichkeit, dass sie deine Mutter ist.«

Abermals nicke ich.

»Für einen Fünfzehnjährigen, dem noch nicht mal ein Bart wächst, mutest du dir eine ganze Menge zu.« Bedächtig nimmt Oshima einen Schluck von seinem Kaffee und stellt die Tasse zurück auf die Untertasse. »Das muss ja nicht unbedingt falsch sein. Doch die meisten Ereignisse erreichen einmal einen kritischen Punkt.«

Ich schweige.

Oshima legt einen Finger an die Schläfe und denkt nach. Dann

faltet er die schlanken Hände vor der Brust.

»Ich besorge dir die Noten zu ›Kafka am Strand‹ möglichst rasch. Du kannst ruhig auf dein Zimmer gehen; was noch zu tun ist, übernehme ich.«

Um die Mittagszeit vertrete ich Oshima an der Theke. Da es ziemlich stark regnet, sind weniger Besucher in der Bibliothek als sonst. Als Oshima von seiner Mittagspause zurückkommt, übergibt er mir einen großen Umschlag mit einem Computerausdruck der Noten von »Kafka am Strand«.

»Es geht doch praktisch zu auf der Welt«, sagt Oshima.

»Danke.«

»Könntest du eine Tasse Kaffee in den ersten Stock bringen? Du kochst ziemlich guten Kaffee.«

Ich mache frischen Kaffee, stelle ihn auf ein Tablett und bringe ihn in Frau Saekis Büro im ersten Stock. Ohne Milch und Zucker. Wie immer steht die Tür offen. Sie schreibt gerade etwas. Als ich den Kaffee abstelle, hebt sie den Kopf und lächelt. Sie schraubt ihren Füller zu und legt ihn auf das Papier.

»Na, hast du dich ein bisschen eingelebt?«

»Ja, allmählich.«

»Hast du einen Moment Zeit?«

»Ja, natürlich«, sage ich.

»Dann setz dich mal dahin.« Frau Saeki deutet auf einen Holzstuhl neben dem Schreibtisch. »Ich möchte kurz mit dir reden.«

Es fängt wieder an zu donnern. Das Grollen kommt noch aus weiter Ferne, scheint sich aber zu nähern. Folgsam setze ich mich auf den Stuhl.

»Wie alt bist du eigentlich? Sechzehn?«

»Fünfzehn. Gerade geworden«, antworte ich.

»Und du bist von zu Hause fortgelaufen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Gab es einen bestimmten Grund, weswegen du fortlaufen musstest?«

Ich schüttele den Kopf. Was soll ich darauf antworten?

Frau Saeki nimmt einen Schluck aus ihrer Tasse, während sie auf meine Antwort wartet.

»Ich hatte das Gefühl, dass ich zu Hause irreparablen Schaden erleiden würde«, sage ich.

»*Schaden erleiden?*« Frau Saeki nimmt mich ins Visier.

»Ja«, sage ich.

Sie macht eine Pause. »Dass ein Junge in deinem Alter einen Begriff wie *Schaden erleiden* gebraucht, finde ich sonderbar. Das interessiert mich, wenn ich so sagen darf … Was meinst du konkret mit *Schaden erleiden?*«

Ich suche nach Worten und halte Ausschau nach Krähe, aber er ist nirgendwo zu entdecken. Also suche ich selbst, und das dauert, aber Frau Saeki wartet geduldig ab. Ein Blitz zuckt, und bald darauf grollt ferner Donner.

»Etwas zu werden, das ich nicht sein will.«

Frau Saeki sieht mich aufmerksam an. »Aber früher oder später erleidet jeder Schaden, und das geht nicht ohne Veränderungen ab.«

»Auch wenn man Schaden erleidet, braucht man einen Ort, an den man zurückkehren kann.«

»Einen Ort, an den man zurückkehren kann?«

»Einen Ort, an den es sich lohnt zurückzukehren.«

Frau Saeki starrt mich direkt an.

Ich erröte, nehme aber all meinen Mut zusammen und schaue sie an. Sie trägt ein marineblaues Kleid mit kurzen Ärmeln. Offenbar besitzt sie mehrere Kleider in verschiedenen

Blautönen. Außer einer schmalen Silberkette und einer kleinen Uhr mit einem schwarzen Lederband trägt sie keine Accessoires. Ich suche die Gestalt des fünfzehnjährigen Mädchens in ihr, und sogleich entdecke ich sie, die tief in den Wäldern ihres Herzens verborgen schlummert. Wie bei einem Trompe d'œil wird sie sichtbar, wenn man genau hinschaut. Wieder beginnt mein Herz heftig zu klopfen. Jemand nimmt einen Hammer und treibt einen langen Nagel hinein.

»Für einen Jungen, der gerade erst fünfzehn geworden ist, redest du sehr vernünftig.«

Darauf fällt mir keine Antwort ein, also schweige ich.

»Mit fünfzehn habe ich mir auch immer gewünscht, in eine andere Welt zu gehen.« Frau Saeki lächelt. »An einen Ort so weit, dass keine Hand ihn erreicht, und an dem die Zeit nicht verfließt.«

»Aber einen solchen Ort gibt es nicht auf dieser Welt.«

»Genau. Deshalb muss ich ja auch hier leben, wo die Menschen Schaden erleiden, die Herzen sich wandeln und die Zeit unaufhaltsam vergeht.« Eine Weile schweigt sie, wie um den Fluss der Zeit zu unterstreichen. Dann fährt sie fort. »Doch, ich glaube, wenn man fünfzehn ist, gibt es bestimmt irgendwo auf der Welt einen solchen Ort. Und du kannst den Eingang zu dieser anderen Welt irgendwo entdecken.«

»Saeki-san, waren Sie einsam? Als Sie fünfzehn waren?«

»In gewisser Weise ja. Ich war zwar nicht allein, aber dennoch schrecklich einsam. Denn ich wusste, dass die Zeit meines Glücks begrenzt war. Ich wusste es ganz genau. Deshalb wünschte ich mir so sehr, an einem zeitlosen Ort zu leben, an dem alles ewig so bliebe.«

»Ich würde gern etwas schneller älter werden.«

Frau Saeki nimmt ein wenig Abstand, um in meinem Gesicht zu lesen. »Sicher bist du viel stärker als ich, und dein Geist ist

unabhängiger. Ich konnte mir damals nur vorstellen, vor der Realität zu fliehen. Aber du stellst dich ihr und kämpfst. Das ist ein großer Unterschied.«

Aber ich bin nicht stark und habe auch keinen unabhängigen Geist. Und der Realität stelle ich mich auch nur gezwungenermaßen. Doch das sage ich nicht.

»Du erinnerst mich an einen Jungen, der vor langer Zeit fünfzehn war.«

»Sah er mir ähnlich?« frage ich.

»Du bist größer und kräftiger, aber du ähnelst ihm. Er sprach nicht mit Kindern seines Alters und schloss sich immer in seinem Zimmer ein, um zu lesen oder Musik zu hören. Wenn er über etwas Kompliziertes sprach, hatte er die gleiche Falte wie du zwischen den Augenbrauen. Und du liest ja auch viel.«

Ich nicke.

Frau Saeki blickt auf die Uhr. »Danke für den Kaffee.«

Ich stehe auf und schicke mich an, den Raum zu verlassen, während Frau Saeki ihren schwarzen Füllfederhalter zur Hand nimmt und langsam die Kappe abschraubt, um weiterzuschreiben. Draußen vor dem Fenster zuckt wieder ein Blitz und taucht das Zimmer für eine Sekunde in sein seltsames Licht. Kurz darauf donnert es. Die Distanz hat sich verringert.

»Ach, warte mal«, ruft Frau Saeki mir nach.

Ich bleibe an der Schwelle stehen und wende mich um.

»Gerade fällt mir etwas ein. Ich habe vor längerer Zeit einmal ein Buch über Gewitter geschrieben.«

Ich schweige. Ein Buch über Gewitter?

»Über Leute, die vom Blitz getroffen worden sind. Ich bin durch ganz Japan gereist, um Interviews mit ihnen zu führen. Das war vor einigen Jahren. Es waren ziemlich viele Interviews und alle hochinteressant. Ein kleiner Verlag hat das Buch veröffentlicht, verkauft hat es sich aber kaum. Es hatte kein

Fazit, und ein Buch ohne Fazit wollte anscheinend niemand so gern lesen. Dabei fand ich es ganz natürlich, dass es kein Fazit hatte.«

Ein kleiner Hammer klopft in einer der Schubladen in meinem Kopf. Er klopft sehr hartnäckig. Ich versuche, mich an etwas sehr Wichtiges zu erinnern. Aber es fällt mir nicht ein. Frau Saeki wendet sich wieder ihrer Schreibarbeit zu, und ich verlasse resigniert den Raum.

Das heftige Gewitter dauert ungefähr eine Stunde an. Es ist so stark, dass ich befürchte, die Scheiben der Bibliothek könnten zersplittern. Durch das Buntglas über dem Treppenabsatz wird bei jedem Blitz ein fantastisches Bild wie aus einer fernen Vergangenheit an die weiße Wand geworfen. Aber noch vor zwei Uhr hört der Regen auf, und gelber Sonnenschein strömt durch die Wolken, als hätten sich die Elemente endlich versöhnt. Es herrscht ein mildes Licht, und nur noch ein schwaches Tropfen ist zu hören. Bald wird es Nachmittag, und ich beginne mit den Vorbereitungen für die Schließung der Bibliothek. Frau Saeki verabschiedet sich von Oshima und mir und fährt nach Hause. Als ich den Motor ihres Golf höre, stelle ich mir vor, wie sie im Wagen sitzt und den Zündschlüssel umdreht. Ich könne ruhig allein aufräumen, sage ich zu Oshima. Eine Opernarie summend wäscht er sich im Bad Gesicht und Hände, dann macht auch er sich auf den Heimweg. Sein Mazda-Roadster springt an, wird leiser und ist bald ganz verklungen. Nun bin ich in der Bibliothek allein. Die Stille ist tiefer als gewöhnlich.

Ich gehe in mein Zimmer und schaue mir die Noten von »Kafka am Strand« an, die Oshima mir ausgedruckt hat. Wie ich es vermutet habe, sind die meisten Tonfolgen sehr schlicht, und in der Überleitung gibt es zwei äußerst komplizierte Akkorde. Ich setze mich ans Klavier im Lesesaal und schlage probeweise ein paar Töne an. Die Fingerposition ist ungeheuer schwierig. Obwohl ich mehrmals angestrengt versuche, meine Hände dazu

zu bringen, diese Akkorde zu greifen, bringe ich anfangs nur Missklänge zustande. Ob in den Noten Druckfehler stecken? Oder das Klavier verstimmt ist? Aber nachdem ich die beiden Akkorde noch mehrmals konzentriert abgehört habe, bin ich überzeugt, dass in ihnen die Basis der Melodie von »Kafka am Strand« steckt. Diese beiden Akkorde sind es, die dem Lied jene Tiefe verleihen, die es von gewöhnlichen Schlagern unterscheidet. Wie ist Saeki-san nur auf diese ungewöhnlichen Akkorde gekommen?

Ich gehe wieder in mein Zimmer und mache mir mit dem Wasserkocher einen Tee. Dann lege ich nacheinander die Schallplatten aus der Abstellkammer auf. »Blonde on Blonde« von Bob Dylan, das »White Album« der Beatles, »Dock of the Bay« von Otis Redding, »Getz/Gilberto« von Stan Getz, alles Erfolge Mitte und Ende der Sechziger Jahre. Der Junge in diesem Zimmer – und mit ihm bestimmt auch Saeki-san – hat genau wie ich jetzt diese Platten aufgelegt, die Nadel aufgesetzt und der Musik aus dem Lautsprecher gelauscht. Mir ist, als ob diese Klänge das ganze Zimmer, mich eingeschlossen, in eine andere Zeit versetzen. In eine Welt, in der ich noch nicht geboren bin. Während ich die Musik höre, bemühe ich mich, das Gespräch mit Frau Saeki am Mittag möglichst genau zu rekapitulieren. »Ich glaube, wenn du fünfzehn bist, gibt es bestimmt irgendwo auf der Welt einen solchen Ort. Und du kannst den Eingang zu dieser anderen Welt irgendwo finden.«

Ich habe ihre Stimme noch im Ohr. Doch noch etwas anderes pocht hartnäckig an eine Tür in meinem Kopf. Sehr hartnäckig.

»Eingang?«

Ich nehme den Tonarm von »Getz / Gilberto« und lege »Kafka am Strand« auf. Ich setze die Nadel auf, und Saeki-san beginnt zu singen.

»Die Finger des ertrunkenen Mädchens betasten den Stein am

Eingang. Sie hebt den Saum des blauen Kleides und sieht Kafka am Strand.«

Vielleicht hat sie hier in diesem Zimmer den *Stein am Eingang* entdeckt und beiseite geschoben, ist in der anderen Welt fünfzehn geblieben und kommt nachts in ihrem hellblauen Kleid hierher, um Kafka am Strand zu betrachten.

Da fällt es mir ganz plötzlich ein. Mein Vater hat erzählt, dass er irgendwann einmal fast vom Blitz erschlagen worden sei. Ich habe die Geschichte nicht von ihm selbst gehört, sondern sie zufällig in einem Interview in irgendeiner Zeitschrift gelesen. Während mein Vater an der Kunsthochschule studierte, jobbte er als Caddy auf einem Golfplatz. Eines Julinachmittags, als er mit einen Golfer auf dem Platz unterwegs war, verfärbte sich plötzlich der Himmel, und ein heftiges Gewitter zog auf. Ein Blitz schlug in den Baum ein, unter dem er und der Mann vor dem Regen Schutz gesucht hatten. Der riesige Baum wurde in zwei Hälften gespalten, und der Golfspieler kam ums Leben. Mein Vater hatte unmittelbar davor eine Ahnung gehabt, war vom Baum weggerannt und hatte überlebt. Er erlitt nur leichte Verbrennungen, und sein Haar war angesengt. Durch den Luftdruck war er mit dem Kopf gegen einen Stein geschleudert worden und hatte das Bewusstsein verloren. Davon hatte er noch eine kleine Narbe an der Stirn. Das war es, woran ich mich am Nachmittag, als ich in der Tür zu Frau Saekis Büro stand und den Donner hörte, zu erinnern versucht hatte. Nachdem er sich von seinen Verletzungen erholt hatte, begann mein Vater sein Leben als Bildhauer. Ob Saeki-san meinen Vater kennen gelernt hat, als sie die Interviews für ihr Buch führte? Es wäre immerhin möglich. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es auf der Welt sehr viele Menschen gibt, die einen Blitzeinschlag überlebt haben.

Leise atmend warte ich, dass die Nacht fortschreitet. Der Himmel reißt auf, und Mondlicht liegt auf den Bäumen im Garten. Es gibt zu viele Übereinstimmungen. Rasch beginnen viele Fäden an einem Punkt zusammenzulaufen.

26

Es war schon später Nachmittag, und sie mussten sich zunächst mal eine Unterkunft sichern. Hoshino ging in das Tourismusbüro am Bahnhof in Takamatsu und ließ in einem geeigneten Hotel reservieren, das zu Fuß vom Bahnhof erreichbar war. Das Hotel war mittelmäßig und keineswegs beeindruckend, aber der junge Mann und Nakata waren nicht unzufrieden. Solange es ein Bett gab, in das sie sich legen und schlafen konnten, war ihnen alles andere ziemlich egal. Wie in ihrer letzten Unterkunft gab es nur Frühstück und kein Abendessen. Was ohnehin besser war, da man nie wissen konnte, wann Nakata einschlief.

Auf dem Zimmer hieß Nakata den jungen Mann, sich noch einmal bäuchlings auf die Tatami zu legen, setzte sich auf ihn und drückte die Daumen in sein Kreuz. Alsdann untersuchte er ausgiebig jeden einzelnen Muskel und jedes Gelenk vom Hüftknochen bis zur Wirbelsäule. Diesmal wandte er kaum Kraft auf. Er tastete nur die Knochen ab und suchte nach Muskelverspannungen.

»Gibt’s ein Problem?«, fragte der junge Mann unsicher. Er fürchtete sich vor einem neuen unerwarteten Schmerz.

»Nein, anscheinend alles in Ordnung. Keine ungesunde Stelle zu entdecken. Ihre Knochen haben auch wieder eine sehr gute Form«, lobte Nakata.

»Da bin ich ja froh. Ehrlich gesagt, möchte ich so was Schreckliches nicht noch mal erleben«, sagte der junge Mann.

»Jawohl. Entschuldigung. Aber weil Sie doch gesagt haben, es macht Ihnen nichts aus, wenn es wehtut, hat Nakata mit aller Kraft gedrückt.«

»Stimmt, hab ich gesagt. Aber alles hat seine Grenzen, mein

Lieber. Auf der Welt gibt es etwas, das man gesunden Menschenverstand nennt. Na ja, immerhin hast du meinen Rücken geheilt, also kann ich mich nicht beschweren. Trotzdem, der Schmerz war extrem. Brutal. Ein Schmerz, wie man sich ihn nicht vorstellen kann. Der einen in Stücke reißt. Ein Gefühl, als würde man nach seinem Tod wiedergeboren.«

»Nakata war drei Wochen tot.«

»Hm«, machte der junge Mann, der bäuchlings auf dem Boden lag. Er nahm einen Schluck Tee und knabberte ein paar Reiskräcker, die sie im Supermarkt gekauft hatten. »Aha. Du warst also drei Wochen tot?«

»Jawohl.«

»Und wo warst du während dieser Zeit?«

»Nakata kann sich nicht genau erinnern. Irgendwo ganz weit weg, und da hat er was anderes gemacht. Aber es ist ihm im Kopf verschwommen, und er weiß nicht mehr was. Dann ist er wieder hierher zurückgekommen und war dumm und konnte nicht mehr lesen und schreiben.«

»Vielleicht hast du die Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, dort gelassen.«

»Das kann sein.«

Die beiden schwiegen eine Weile. Auch wenn es wild und fantastisch klang, so hatte der junge Hoshino doch das Gefühl, dass er es dabei belassen und nicht nachbohren sollte. Auch hatte er das Gefühl, dass er nur in ein heilloses Durcheinander geraten würde, wenn er dem Umstand, dass »Nakata einmal drei Wochen tot« war, weiter nachginge. Also wechselte er das Thema und kam auf realere, unmittelbarere Fragen zu sprechen.

»So, jetzt sind wir also in Takamatsu. Und wie geht's weiter?«

»Nakata weiß nicht, was wir machen sollen.«

»Wollten wir nicht den ›Eingangsstein‹ suchen?«

»Jawohl. Ganz recht. Schon ganz vergessen. Müssen den Stein

suchen. Aber wo der Stein zu finden ist, weiß Nakata gar nicht. Alles hier ist so *verschwommen* und wird nicht richtig klar. Nakata ist sowieso schon dumm, und jetzt weiß er gar nicht mehr, was zu tun ist.«

»Das ist aber blöd.«

»Jawohl. Sehr blöd.«

»Bloß, wenn wir hier sitzen und uns anglotzen, kommt auch nichts dabei raus.«

»Sie sagen es, Herr Hoshino.«

»Wie war's, wenn wir zuerst mal rumfragen würden? Ob es in dieser Gegend so einen Stein gibt.«

»Wenn Sie das sagen, fragt Nakata mal die Leute. Nakata will nicht angeben, aber weil er dumm ist, hat er im Fragen Übung.«

»Lieber einmal fragen, als das ganze Leben lang nichts wissen, hat mein Großvater immer gesagt.«

»Ganz genau. Wenn du tot bist, ist alles, was du weißt, sowieso verschwunden.«

»Ist das nicht etwas anderes?« Der junge Mann kratzte sich am Kopf. »Egal … im Großen und Ganzen hast du Recht. Hast du vielleicht ein Bild im Kopf, wie der Stein aussieht? Wie groß er ist, welche Form und welche Farbe er hat? Und welche Wirkung? Wenn wir das nicht wissen, können wir schlecht jemanden fragen, ›Wissen Sie vielleicht, wo hier in der Nähe der Eingangsstein ist?‹ Das kapiert doch keiner, und die Leute halten uns vielleicht für verrückt. Oder?«

»Jawohl. Nakata ist dumm, aber nicht verrückt.«

»Eben.«

»Der Stein sieht so aus: Nicht so groß. Seine Farbe ist weiß, und er riecht nach nichts. Die Wirkung weiß Nakata nicht. Er hat die Form von einem Reiskloß. So.«

Nakata beschrieb mit den Händen etwa den Umfang einer Langspielplatte.

»Hm. Anscheinend würdest du ihn erkennen, wenn du ihn siehst.«

»Jawohl. Auf den ersten Blick.«

»Ist er ein mythischer Stein mit einer Geschichte oder Überlieferung? Wenn er berühmt ist, ist er vielleicht in einem Schrein ausgestellt oder so?«

»Wie? Weiß nicht, aber kann sein.«

»Oder er liegt bei irgendeiner Familie als Gewicht auf dem Deckel von einem Fass mit eingelegtem Gemüse.«

»Nein, das nicht.«

»Woher weißt du das?«

»Weil niemand ihn bewegen kann.«

»Aber du kannst ihn bewegen?«

»Jawohl. Nakata kann das vielleicht.«

»Was passiert, wenn du ihn bewegst?«

Ausnahmsweise dachte Nakata nach. Zumindest machte er ein nachdenkliches Gesicht. Dabei rieb er sich mit der Hand über den stoppligen Graukopf.

»Nakata weiß nicht. Er weiß nur, dass jemand das allmählich bald machen muss.«

»Und dieser *Jemand* bist du, oder? Jetzt.«

»Jawohl.«

»Gibt es diesen Stein nur in Takamatsu?«

»Nein, nicht nur. Er ist überall. Jetzt ist er nur zufällig hier. Nakano wäre doch näher und praktischer gewesen.«

»Ist es unter Umständen gefährlich, diesen Stein eigenmächtig zu bewegen?«

»Jawohl, Herr Hoshino. Sehr gefährlich.«

»Ich geb’s auf«, sagte Hoshino kopfschüttelnd. Er setzte seine Chunichi-Dragons-Kappe auf und zog seinen Pferdeschwanz

durch die Öffnung am Hinterkopf. »Allmählich komme ich mir vor wie in einem Indiana-Jones-Film.«

Am nächsten Morgen gingen die beiden zur Touristeninformation am Bahnhof und fragten, ob es in Takamatsu oder der Umgebung irgendeinen berühmten Stein gebe.

»Einen Stein?«, sagte die junge Frau hinter der Theke und runzelte leicht die Stirn. Diese sehr spezielle Frage verunsicherte sie offensichtlich, da sie lediglich dazu ausgebildet war, Auskunft über die historischen Sehenswürdigkeiten zu geben.

»Was ist das für ein Stein?«

»Er hat ungefähr diese Größe und ist rund«, sagte der junge Mann und beschrieb, wie Nakata es getan hatte, mit beiden Händen die Größe einer Langspielplatte. »Und er wird ›Eingangsstein‹ genannt.«

»›Eingangsstein‹.«

»Ja, so heißt er. Ich glaube, es ist ein verhältnismäßig berühmter Stein.«

»Um welchen Eingang handelt es sich dabei?«

»Wenn wir das wüssten, hätten wir keine Schwierigkeiten, oder?«

Während die Frau überlegte, musterte Hoshino sie die ganze Zeit. Sie sah nicht schlecht aus, auch wenn ihre Augen ein bisschen zu weit auseinander standen, wodurch sie ihn an ein scheues Weidetier erinnerte. Sie rief bei verschiedenen Stellen an, um sich zu erkundigen, ob jemand etwas über den Eingangsstein wisse, aber es kam nichts Verwertbares dabei heraus.

»Es tut mir leid, aber niemand scheint etwas von einem Stein dieses Namens gehört zu haben«, sagte sie.

»Überhaupt niemand?«

Sie schüttelte den Kopf. »Leider. Sind Sie eigens von weither gekommen, um diesen Stein zu suchen – wenn ich fragen darf?«

»Ja, extra. Ich bin aus Nagoya, und er ist aus Nakano in Tokyo.«

»Jawohl, Nakata aus Nakano in Tokyo«, erklärte Nakata. »Er ist in mehreren Lastwagen gefahren, und unterwegs gab es Aal. Ohne einen Yen auszugeben, ist er bis hierher gekommen.«

»Oh«, sagte die junge Frau.

»Schon gut. Wenn niemand diesen Stein kennt, kann man eben nichts machen. Dafür können Sie ja nichts. Gibt es hier in der Gegend nicht wenigstens irgendeinen berühmten Stein, auch wenn er nicht ›Eingangsstein‹ heißt? Einen historischen Stein, einen Stein mit einer Legende, einen heiligen Stein oder so was?«

Nervös musterte die junge Frau den jungen Mann mit der Chunichi-Dragons-Kappe, dem Pferdeschwanz, der grünen Sonnenbrille, dem durchstochenen Ohrläppchen und dem Hawaiihemd aus Synthetikstoff.

»Es tut mir wirklich leid, aber vielleicht möchten Sie, wenn ich Ihnen den Weg erkläre, einmal selbst in der Stadtbibliothek nachschauen? Denn mit Steinen kenne ich mich überhaupt nicht aus.«

Leider war die Stadtbücherei auch kein Erfolg. Es gab dort kein einziges Buch speziell über Steine in Takamatsu oder Umgebung. »Es könnte sein, dass hier irgendwo etwas über Steine drinsteht«, sagte die zuständige Bibliothekarin. »Wenn Sie die mal durchsehen möchten?« Sie legte Hoshino einen Stapel mit verschiedenen Büchern hin: *Überlieferungen aus der Präfektur Kagawa, Legenden um Kobo Daishi in Shikoku* und eine *Geschichte von Shikoku.* Unter Ächzen und Stöhnen ackerte der junge Hoshino die Bücher bis zum Abend durch. Nakata, der ja nicht lesen konnte, betrachtete begierig und aufgeregt Seite

für Seite einen Fotoband mit dem Titel *Berühmte Steine in Japan.*

»Nakata ist zum ersten Mal in einer Bücherei, weil er doch nicht lesen kann«, sagte er.

»Es ist nicht gerade ein Ruhmesblatt, aber ich bin auch zum ersten Mal in einer, und das, obwohl ich lesen kann«, gestand Hoshino.

»Macht richtig Spaß.«

»Freut mich zu hören.«

»In Nakano gibt es auch eine Bücherei. Von jetzt ab geht Nakata öfter hin. Vor allem, wo sie doch umsonst ist. Wusste nicht, dass auch welche, die nicht lesen können, in die Bibliothek dürfen.«

»Mein Cousin ist blind auf die Welt gekommen. Trotzdem geht er gern ins Kino. Ich hab keinen Dunst, was er daran interessant findet.«

»Wirklich? Nakata kann sehen, aber war noch nie im Kino.«

»Wir gehen mal zusammen hin.«

Die Bibliothekarin kam an den Tisch, an dem die beiden saßen, und ermahnte sie, bitte nicht so zu schreien. Die beiden verstummten und konzentrierten sich wieder auf ihre Bücher. Als Nakata *Berühmte Steine in Japan* durchgeblättert hatte, stellte er es zurück ins Regal und nahm sich *Katzen der Welt,* während der junge Hoshino weiter murrend die Bücher auf seinem Stapel durchforstete. Berichte über Steine waren leider nur wenige dabei. Er fand ein paar Aufsätze über die steinernen Mauern der Burg von Takamatsu, aber die riesigen Mauerquader hatten natürlich nicht gerade eine handliche Größe. Einen von ihnen hätte Nakata nie heben können. Außerdem gab es ein paar Legenden über Steine in Zusammenhang mit Kobo Daishi. Zum Beispiel die Geschichte, wie Kobo Daishi einmal einen Stein von einem Stück Ödland aufgehoben hatte, worauf Wasser

darunter hervorgesprudelt und ein fruchtbares Reisfeld entstanden war. In irgendeinem Tempel gab es einen berühmten »Kindersegenstein«, der jedoch ungefähr einen Meter hoch war und die Gestalt eines Mannes hatte. Somit konnte es sich nicht um Nakatas »Eingangsstein« handeln.

Resigniert verließen der junge Mann und Nakata die Bücherei und kehrten zum Abendessen in einem Lokal in der Nähe ein. Beide aßen Reis mit Tempura. Der junge Mann bestellte zusätzlich noch eine Portion Udon.

»Das war vielleicht interessant in der Bücherei«, sagte Nakata.

»Dass es so viele verschiedene Katzengesichter auf der Welt gibt, hat Nakata nicht gewusst.«

»Über den Stein haben wir nichts rausgefunden. Nicht zu ändern. Immerhin war das erst der Anfang«, sagte der junge Mann. »Wir schlafen uns mal in Ruhe aus, und morgen sehen wir dann weiter.«

Am nächsten Morgen gingen die beiden wieder in die Stadtbücherei. Wie am Tag zuvor suchte Hoshino Bücher zusammen, die entfernt mit Steinen zu tun hatten, stapelte sie auf dem Tisch und überflog eines nach dem anderen. So viele Bücher hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gelesen. Zumindest lernte er auf diese Weise einiges über die Geschichte von Shikoku und erfuhr, dass alte Steine nicht selten zu einem Gegenstand der Verehrung werden. Aber die Hauptsache – eine Beschreibung des »Eingangssteins« – war nicht zu finden. Gegen Nachmittag stellten sich bei ihm vom vielen Lesen allmählich Kopfschmerzen ein, und die beiden verließen die Bibliothek, legten sich in einen Park in der Nähe und sahen lange den ziehenden Wolken zu. Hoshino rauchte, und Nakata trank braunen Tee aus seiner Thermosflasche.

»Morgen gibt es Gewitter«, sagte Nakata.

»He, das rufst du doch nicht wieder absichtlich herbei?«

»Nein, Nakata ruft kein Gewitter. Die Kraft hat er nicht. Gewitter kommen einfach von selbst.«

»Da bin ich ja beruhigt«, sagte der junge Mann.

Nachdem sie im Hotel ihr Bad genommen hatten, legte sich Nakata zu Bett und schlief sofort ein. Hoshino schaute sich, den Ton leise gedreht, ein Baseballspiel im Fernsehen an. Da die Giants einen großen Punktevorsprung vor ihren Gegnern aus Hiroshima erzielten, bekam er schlechte Laune und schaltete ab. Er war noch nicht müde und hatte Durst. Also ging er aus, um sich in der erstbesten Bierkneipe ein Bier vom Fass und ein paar Zwiebelringe zu genehmigen. Er überlegte, ob er ein Mädchen ansprechen sollte, entschied jedoch, dass der Zeitpunkt für Vergnügungen dieser Art ungünstig sei, und ließ den Gedanken fallen. Am nächsten Morgen musste er schließlich wieder fit sein für die Suche nach dem Stein.

Als er sein Bier ausgetrunken hatte, verließ er das Lokal, setzte seine Dragons-Kappe auf und schlenderte ziellos umher. Das Viertel machte nicht gerade einen interessanten Eindruck, aber zu Fuß und allein durch eine unbekannte Stadt zu streifen war gar kein übles Gefühl. Im Grunde war es das Gehen, das ihm gefiel. Eine Marlboro zwischen den Lippen, die Hände in den Taschen, bummelte der junge Mann von Straße zu Straße, von Allee zu Allee. Wenn er nicht rauchte, pfiff er. Er kam durch belebte Gegenden und durch ganz stille, in denen er keinem Menschen begegnete. Doch alle durchschritt er rasch und im gleichen Tempo. Er war jung, frei und gesund, und es gab nichts, wovor er sich fürchten musste.

Gerade kam er aus einer schmalen Gasse mit Karaoke- und Snackbars (von der Sorte, die alle sechs Monate ihren Namen wechseln) in eine verlassene, etwas dunkle Gegend, als hinter ihm jemand laut seinen Namen rief. »Hoshino, Hoshino!«

Zuerst glaubte der junge Mann nicht, dass er gemeint war. Wer

sollte schon in Takamatsu seinen Namen kennen? Wahrscheinlich war ein anderer Hoshino gemeint. Hoshino war zwar kein allzu häufiger Name, aber so selten nun auch wieder nicht. Also ging er weiter, ohne sich umzudrehen.

Aber die Person blieb ihm, hartnäckig seinen Namen rufend, auf den Fersen. »Hoshino, Hoshino!«

Schließlich blieb Hoshino doch stehen und wandte sich um. Hinter ihm stand ein zierlicher alter Mann in einem schneeweißen Anzug. Seine Haare waren weiß, er trug eine seriös wirkende Brille und einen ergrauenden kurzen Bart. Seinen Hemdkragen zierte eine schwarze Westernkrawatte. Er hatte japanische Gesichtszüge, aber sonst erinnerte seine Erscheinung an einen amerikanischen Südstaaten-Gentleman. Er war nicht größer als eins fünfzig, und insgesamt sah er eher wie ein maßstabsgetreu verkleinerter Miniaturmensch aus und nicht wie jemand, der einfach klein war. Er streckte beide Arme waagrecht vor sich aus, als hielte er ein Tablett.

»Hoshino!«, rief der alte Mann. Er hatte eine durchdringende, schrille Stimme und einen leichten Akzent.

Sprachlos starrte Hoshino ihn an. »Sie sind –«

»Ganz recht, Colonel Sanders.«

»Ein Imitator«, sagte Hoshino verblüfft.

»Kein Imitator. Ich *bin* Colonel Sanders.«

»Der von Fried Chicken?«

Der alte Mann nickte würdevoll. »Genau der.«

»Woher kennen Sie meinen Namen, Mann?«

»Ich habe beschlossen, alle Chunichi-Dragons-Fans Hoshino zu nennen. Die Fans von den Giants nenne ich Nagashima und die von den Dragons Hoshino.«

»Ich heiße aber tatsächlich Hoshino.«

»Eine zufällige Übereinstimmung, für die ich nichts kann«, sagte Colonel Sanders blasiert.

»Und was wollen Sie von mir?«

»Hätten Sie nicht Lust auf ein hübsches Mädchen?«

»Aha«, sagte Hoshino. »Sie sind auf Kundenfang. Daher die Aufmachung.«

»Wie oft soll ich es Ihnen noch sagen, Hoshino, das ist keine Verkleidung. Ich bin Colonel Sanders. Missverstehen Sie mich nicht.«

»Und warum bieten Sie in den Gassen von Takamatsu Mädchen an, wenn Sie der echte Colonel Sanders sind, Mann? Einer wie Sie könnte doch von seinen Lizenzeinnahmen leben und jetzt irgendwo in Amerika am Pool seiner Villa einen angenehmen Ruhestand verbringen.«

»Auf der Welt gibt's eben verdrehtes Zeug.«

»Wie?«

»Du kapierst das nicht, aber durch das *Verdrehte* erhält die Welt erst ihre dreidimensionale Tiefe. Wenn man alles gerade haben will, muss man in einer rechtwinkligen Welt wohnen.«

»Mann, Sie reden vielleicht einen Stuss zusammen«, sagte Hoshino verwundert. »Nicht zu fassen, was für Typen mir in letzter Zeit über den Weg laufen. Wenn das so weitergeht, muss ich wohl meine Weltsicht ändern.«

»Das kannst du halten, wie du willst. Willst du jetzt ein Mädchen oder nicht?«

»Fashion Health?«

»Was ist das – Fashion Health?«

»Sie wissen schon – kein Reinraus, sondern bloß blasen und einen runterholen.«

»Nein.« Colonel Sanders schüttelte verärgert den Kopf. »Nein und nochmals nein. Nicht nur blasen und einen runterholen, sondern richtig Fickificki.«

»Soap?«

»Was ist denn das wieder?«

»Lassen Sie mich jetzt in Ruhe. Ich habe jemanden dabei und muss morgen früh raus. Also kann ich mir nicht die Nacht um die Ohren schlagen.«

»Du willst also kein Mädchen?«

»Heute Nacht will ich weder ein Mädchen noch Fried Chicken. Also, ich mache mich jetzt auf den Heimweg.«

»Wirst du denn überhaupt einschlafen können?«, sagte Colonel Sanders in vielsagendem Ton. »Wenn man das, was man sucht, nicht findet, kann man doch gar nicht richtig schlafen, kleiner Hoshino.«

Hoshino glotzte sein Gegenüber mit offenem Mund an.

»Wie – sucht? Woher wissen Sie überhaupt, dass ich was suche?«

»Es steht dir auf der Stirn geschrieben. Du bist eine ehrliche Haut, Hoshino. Leuten wie dir kann man alles vom Gesicht ablesen. Für einen, der ein Auge dafür hat, ist dein Kopf wie eine aufgeschnittene Makrele.«

Unwillkürlich hob Hoshino die Hand, rieb sich die Stirn und betrachtete seine Handfläche, aber es war nichts zu sehen. *Auf der Stirn geschrieben?*

»Nun, das, was du suchst«, sagte Colonel Sanders mit erhobenem Zeigefinger, »ist hart und rund? Stimmt doch, oder?«

Hoshino zog die Brauen zusammen. »Woher wissen Sie das alles überhaupt so genau?«

»Es steht in deinem Gesicht. Sag ich dir doch«, sagte Colonel Sanders und wedelte mit seinem Zeigefinger. »Ich bin nicht umsonst so lange im Geschäft. Und du willst wirklich kein Mädchen?«

»Wir suchen einen Stein, wissen Sie. Er wird Eingangsstein genannt.«

»Oh, den Eingangsstein, den kenne ich gut.«

»Wirklich?«

»Ich lüge nicht. Witze mache ich auch keine. Ich bin von Hause aus ein schlichter, aufrechter Charakter.«

»Dann wissen Sie vielleicht auch, wo dieser Stein ist?«

»Ja, das weiß ich.«

»Dann sagen Sie es mir doch bitte.«

Colonel Sanders legte einen Finger an den schwarzen Rahmen seiner Brille und räusperte sich. »Und du möchtest also wirklich kein Mädchen?«

»Wenn Sie mir sagen, wo der Stein ist, überleg ich's mir noch mal«, sagte Hoshino skeptisch.

»Gern. Vorher kommst du mit.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, begann Colonel Sanders, energisch die Straße hinunterzumarschieren. Hastig heftete Hoshino sich an seine Fersen.

»Ahem, Colonel … ich hab nur noch 25000 Yen im Portemonnaie.«

Colonel Sanders schnalzte missbilligend mit der Zunge, während er rasch weiter ausschritt. »Das reicht. Dafür kriegst du eine muntere, neunzehnjährige Schöne und unseren Spezialhimmelfahrtsservice … alles inklusive. Blasen, Runterholen, Fickificki, und als Zugabe sage ich dir anschließend, wo der Stein ist.«

»Ich geb mich geschlagen«, sagte der junge Mann.

27

Es ist 2:47, als mir ihre Anwesenheit bewusst wird. Ich sehe auf die Uhr an meinem Kopfende und merke mir die Zeit. Es ist etwas früher als in der Nacht zuvor. Heute bin ich wach geblieben und habe auf ihr Erscheinen gewartet. Von einem gelegentlichen Blinzeln abgesehen habe ich die Augen nicht geschlossen und dennoch den exakten Moment ihres Erscheinens verpasst. Auf einmal ist sie da. Sie muss durch einen toten Winkel meines Bewusstseins ins Zimmer gehuscht sein.

Wieder trägt sie das hellblaue Kleid und betrachtet ruhig, das Kinn in die Hände gestützt, das Bild von »Kafka am Strand«, während ich sie reglos und mit angehaltenem Atem beobachte. Sie, das Bild und ich – diese drei Punkte bilden ein unbewegliches Dreieck im Raum. So wenig wie sie müde wird, das Bild zu betrachten, werde ich müde, sie anzusehen.

»Saeki-san.« Ohne es zu wollen, sage ich ihren Namen. Mein Herz ist so voll, dass es überquillt und sich mit Worten Gehör verschafft. Meine Stimme ist sehr leise, dennoch hat sie Saeki-san erreicht, und eine Seite des reglosen Dreiecks bricht ab. Habe ich mir das insgeheim gewünscht? Oder gerade nicht?

Sie schaut in meine Richtung, aber ihr Blick ist nicht zielgerichtet. Sie dreht nur leicht das Gesicht, stützt aber weiter das Kinn in die Hände. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich spüre ein leichtes Vibrieren der Luft. Ich weiß auch nicht, ob Saeki-san mich sehen kann. Aber ich will, dass sie mich ansieht. Sie soll merken, dass ich lebe und hier bin.

»Saeki-san«, wiederhole ich. Der Wunsch, ihren Namen auszusprechen, ist in mir so stark, dass ich ihn einfach nicht unterdrücken kann. Vielleicht wird sie sich vor meiner Stimme fürchten oder aus Vorsicht das Zimmer verlassen. Und vielleicht

nie mehr wiederkommen. Dann wäre ich am Boden zerstört. Nein, am Boden zerstört ist gar kein Ausdruck. Ich würde damit jeden Sinn und jede Orientierung verlieren. Und dennoch kann ich es nicht lassen, ihren Namen zu sagen. Meine Zunge und meine Lippen gehorchen mir nicht und formen unweigerlich immer wieder ihren Namen.

Sie schaut nicht mehr auf das Bild. Sie sieht mich an. Zumindest hat sie den Blick auf die Stelle gerichtet, an der ich mich befinde, doch ich kann ihre Miene nicht deuten. Mit dem Ziehen der Wolken kommt und geht das Licht des Mondes. Eigentlich müsste es windig sein, aber kein Rauschen ist zu hören.

»Saeki-san«, sage ich abermals, von einem unwiderstehlichen Drang getrieben.

Sie nimmt die Hände vom Kinn und legt die rechte auf ihren Mund, wie um zu sagen »sprich nicht«. Aber will sie das wirklich sagen? Könnte ich ihr nur richtig in die Augen sehen, aus ihnen lesen, was sie denkt und fühlt. Verstehen, was sie mir mit ihrem Verhalten zu vermitteln versucht, was sie andeutet. Doch es scheint, als würde jeder Sinn von der tiefen Dunkelheit, die gegen drei Uhr morgens herrscht, verschlungen. Plötzlich kann ich nicht mehr atmen und schließe die Augen. Ein harter Klumpen Luft hat sich in meiner Brust verfangen. Als hätte ich eine Regenwolke verschluckt. Als ich nach einigen Sekunden die Augen wieder öffne, ist sie bereits verschwunden. Nur der leere Stuhl ist noch da. Wolkenschatten gleiten über den Schreibtisch.

Ich stehe auf und gehe zum Fenster. Während ich zum Nachthimmel hinaufschaue, denke ich über die Unwiederbringlichkeit der Zeit nach, über Flüsse und über das Meer, über den Wald und über hervorsprudelnde Wasser. Über Regen und Gewitter. Über Felsen, über Schatten. Sie alle sind ein Teil von mir.

Am nächsten Tag erscheint in der Bibliothek ein Kriminalbeamter in Zivil. Da ich mich in mein Zimmer zurückgezogen habe, bemerke ich nichts davon. Nachdem der Beamte Oshima ungefähr zwanzig Minuten lang befragt hat und wieder gegangen ist, kommt Oshima zu mir ins Zimmer, um mir Bericht zu erstatten.

»Es war ein Kommissar von der hiesigen Polizei. Er hat nach dir gefragt.« Oshima öffnet den Kühlschrank, nimmt eine Flasche Perrier heraus, öffnet sie und gießt sich ein Glas ein.

»Woher wusste er denn, dass ich hier bin?«

»Du hast ein Mobiltelefon benutzt, das deinem Vater gehörte.«

Es fällt mir wieder ein, und ich nicke. In der Nacht, als ich mit dem blutigen Hemd in dem Waldstück hinter dem Schrein aufgewacht bin, habe ich Sakura mit dem Handy angerufen.

»Nur einmal«, sage ich.

»Durch die Aufzeichnung dieses Telefonats hat die Polizei erfahren, dass du in Takamatsu bist. Normalerweise erklären die Beamten so etwas nicht so genau, aber bei einem Schwätzchen habe ich es aus ihm rausgekriegt. Ich kann nämlich sehr liebenswürdig sein, wenn ich will. Aber der Teilnehmer, den du angerufen hast, war nicht zu ermitteln. Wahrscheinlich ein Prepaid-Handy. Immerhin wissen sie, dass du in Takamatsu bist, und die örtliche Polizei hat bereits alle Übernachtungsmöglichkeiten überprüft und herausgefunden, dass in einem mit dem YMCA verbundenen Businesshotel kurzzeitig ein Junge gewohnt hat, auf den deine Beschreibung passt. Bis zum 28. Mai. Das war der Tag, an dem dein Vater erstochen wurde.«

Zum Glück ist es der Polizei nicht gelungen, Sakura durch das Telefongespräch ausfindig zu machen. Ich hätte ihr wirklich ungern noch mehr Ungelegenheiten bereitet.

»Der Hotelmanager erinnerte sich noch, dass er sich bei uns über dich erkundigt hat. Er hat mal angerufen, um sich zu

vergewissern, ob du wirklich jeden Tag herkommst. Weißt du noch?«

Ich nicke.

»Deswegen ist die Polizei auch hergekommen.«

Oshima trinkt von seinem Perrier. »Natürlich habe ich gelogen und gesagt, dass du nach dem 28. nicht mehr hier gewesen seist. Bis dahin seist du jeden Tag hergekommen, hättest dich aber seit dem bewussten Datum nicht mehr blicken lassen.«

»Die Polizei anzulügen kann schlimme Folgen haben«, sage ich.

»Aber wenn ich nicht gelogen hätte, wären die Folgen für dich vielleicht noch schlimmer ausgefallen.«

»Ich will Sie doch nicht in Schwierigkeiten bringen.«

Die Augen zu einem Spalt verengt, lacht Oshima. »Du weißt es nicht, aber du hast mich schon in Schwierigkeiten gebracht.«

»Natürlich, aber –«

»Also lassen wir die Diskussion über Schwierigkeiten. Die sind jetzt da, und es führt zu nichts, weiter darüber zu reden.«

Wortlos nicke ich.

»Der Kommissar hat mir für alle Fälle seine Karte dagelassen. Falls du noch mal auftauchst, soll ich ihn anrufen.«

»Werde ich verdächtigt?«

Oshima schüttelt langsam den Kopf. »Nein, ich glaube nicht. Aber du bist zweifellos ein wichtiger Zeuge, was den Mord an deinem Vater angeht. Ich habe den Fall in der Zeitung verfolgt. Es sieht so aus, als kämen die Ermittlungen nicht richtig voran. Die Polizei scheint ungeduldig zu werden. Es gibt weder Fingerabdrücke noch andere Spuren. Der Einzige, der Spuren hinterlassen hat, bist du. Die müssen dich also unter allen Umständen finden. Schließlich war dein Vater ein berühmter Mann, und der Fall wird vom Fernsehen und der Presse groß aufgemacht. Schon deshalb kann die Polizei nicht einfach

tatenlos bleiben.«

»Aber wenn rauskommt, dass Sie die Polizei angelogen haben und aus diesem Grund als Zeuge nicht glaubwürdig sind, ist mein Alibi im Eimer. Vielleicht gerate ich so in Verdacht.«

Oshima schüttelt wieder den Kopf. »Mein lieber Kafka, so dumm ist die japanische Polizei nun auch wieder nicht. Man kann vielleicht nicht sagen, dass sie vor Fantasie sprüht, aber zumindest ist sie nicht inkompetent. Bestimmt haben sie längst die Passagierlisten der Flüge zwischen Tokyo und Shikoku überprüft. Außerdem – das weißt du vielleicht nicht – sind an den Flugsteigen Videokameras installiert, die jeden ankommenden und abfliegenden Passagier aufnehmen und somit hundertprozentig bestätigen, dass du nicht nach Tokyo geflogen bist. In Japan werden solche Daten genau kontrolliert. Darum hält die Polizei dich auch nicht für den Täter. Sonst wäre ja auch nicht nur ein Provinzpolizist hier aufgetaucht, sondern gleich ein Kommissar aus dem Hauptstadtpräsidium. Er wäre auch ernster gewesen und hätte sich nicht so leicht von mir abspeisen lassen. Im Augenblick wollen sie dich bloß persönlich zu den näheren Umständen vor und nach dem Mord befragen.«

So gesehen hat Oshima sicher Recht.

»Jedenfalls lässt du dich lieber eine Weile nicht blicken«, sagt er.

»Möglicherweise patrouillieren Beamte in der Nachbarschaft und beschatten die Bibliothek. Sie haben ein Foto von dir, einen Abzug aus einem Schülerverzeichnis deiner Mittelschule. Sehr ähnlich sieht es dir nicht gerade. Du machst ein total saures Gesicht.«

Es ist das einzige Foto, das ich zurückgelassen habe. Ich habe alles getan, um jede Gelegenheit, bei der Fotos gemacht wurden, zu umgehen, aber vor den Klassenfotos hatte ich mich nicht drücken können.

»Der Beamte hat gesagt, du seist in der Schule so etwas wie

ein Problemkind gewesen. Es habe Gewalttätigkeiten gegen Mitschüler gegeben, und du seist dreimal von der Schule ausgeschlossen worden.«

»Zweimal. Und außerdem bin ich nicht ausgeschlossen worden, sondern hatte Hausarrest«, sage ich. Ich hole tief Luft und atme langsam aus. »Es gibt Zeiten, in denen mir so etwas passiert.«

»In denen du dich nicht unter Kontrolle hast?«, sagt Oshima.

Ich nicke.

»Hast du jemanden verletzt?«

»Nicht mit Absicht. Aber manchmal habe ich das Gefühl, als wäre in mir noch ein anderer. Und ehe ich mich versehe, ist es passiert.«

»Wie schwer?«, fragt Oshima.

Ich seufze. »Nicht ernsthaft. Bisher habe ich keinem die Knochen gebrochen oder die Zähne eingeschlagen.«

Oshima setzt sich aufs Bett und schlägt die Beine übereinander. Er streicht sich die Haare zurück. Dunkelblaue Chinos, weiße Adidas-Turnschuhe und ein schwarzes Polo-Hemd.

»Anscheinend hast du jede Menge Probleme zu lösen«, sagt er.

Probleme zu lösen. Ich schaue auf. »Haben Sie keine ungelösten Probleme, Herr Oshima?«

Oshima hebt beide Hände. »Es gibt nur ein Problem, das ich lösen muss, eine Sache, die ich tun muss. Und das ist, mit diesem defizitären Körper, meinem nutzlosen Gefäß, von einem Tag zum nächsten zu überleben. Eine Aufgabe, die in einer Hinsicht leicht und in anderer schwer ist. Und wenn ich es schaffe, gilt es nicht einmal als große Leistung. Niemand springt begeistert auf und applaudiert mir.«

Ich beiße mir auf die Lippen.

»Denken Sie darüber nach, Ihr Gefäß zu verlassen?«

»Meinen Körper zu verlassen?«

Ich nicke.

»Im übertragenen Sinne oder konkret?«

»Beides«, sage ich.

Oshima streicht sich mit beiden Händen die Haare straff zurück und entblößt seine weiße Stirn. Sie sieht aus, als liefen dahinter die Zahnräder seines Verstandes auf vollen Touren.

»Möchtest du das denn?« Statt zu antworten, stellt Oshima mir da eine Gegenfrage.

Ich hole tief Luft.

»Herr Oshima, ich sage Ihnen, wie es ist. Mein gegenwärtiges Gefäß gefällt mir überhaupt nicht. Seit meiner Geburt habe ich es kein einziges Mal gemocht. Ich habe es sogar die ganze Zeit gehasst. Mein Gesicht, meine Hände, mein Blut, meine Gene … alles, was ich von meinen Eltern geerbt habe, verabscheue ich. Wenn es ginge, würde ich das Ding am liebsten verlassen. Wie man ein Haus verlässt.«

Oshima sieht mich lächelnd an. »Du hast einen kräftigen, durchtrainierten Körper. Und irgendjemand hat dir auch ein ganz nettes Gesicht vererbt. Na ja, um gut aussehend zu sein, ist es vielleicht ein bisschen zu prägnant, aber gar nicht übel. Mir gefällst du zumindest. Aufgeweckt bist du auch. Und dein Schwanz kann sich auch sehen lassen. So einen hätte ich auch gern. Bestimmt träumen eine Menge Mädchen von dir. Ich verstehe eigentlich nicht, warum du unzufrieden bist mit deinem gegenwärtigen Gefäß.«

Ich werde rot.

»Schon gut. Das scheint nicht dein Problem zu sein. Warum ich mein *gegenwärtiges Gefäß* nicht mag, liegt auf der Hand. Wie man es auch dreht und wendet, das Ding ist nicht normal. Aus praktischer Sicht ist es eindeutig grauenhaft unpraktisch.

Trotz allem denke ich im Grunde Folgendes: Wenn wir uns unser Äußeres und inneres Wesen vertauscht denken – also uns das Wesen als das Äußere vorstellen und umgekehrt – dann wird doch der Sinn unseres Daseins besser verständlich, nicht wahr?«

Ich betrachte wieder meine Hände. An ihnen war eine Menge Blut gewesen, und ich erinnere mich noch ganz deutlich an das klebrige Gefühl. Ich denke über mein Äußeres und mein inneres Wesen nach, über mein inneres Ich, das von meiner äußeren Hülle umschlossen ist. Doch ich kann nur daran denken, wie sich das Blut angefühlt hat. Für etwas anderes ist in meinem Kopf kein Platz.

»Wie ist es mit Saeki-san?«, frage ich.

»In welcher Hinsicht?«

»Hat sie auch ein Problem zu lösen?«

»Das solltest du sie lieber selbst fragen«, sagt Oshima.

Um zwei Uhr bringe ich Frau Saeki auf einem Tablett ihren Kaffee. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch im ersten Stock. Die Tür steht offen. Auf dem Schreibtisch liegen wie gewohnt Manuskriptpapier und Füller, aber seine Kappe ist zugeschraubt. Beide Hände auf dem Tisch, starrt Frau Saeki in die Luft. Ihr Blick ist auf nichts Bestimmtes gerichtet. Sie sieht ein bisschen müde aus. Das Fenster hinter ihr ist geöffnet, sodass die frühsommerliche Brise die weißen Spitzenvorhänge bläht. Die Szene wirkt wie ein schönes, allegorisches Gemälde.

»Danke«, sagt sie, als ich den Kaffee auf den Schreibtisch stelle.

»Sie sehen müde aus.«

Sie nickt. »Ja, nicht wahr? Wenn ich müde bin, sehe ich immer alt aus.«

»Das stimmt nicht. Sie sind so schön wie immer«, sage ich aufrichtig.

Frau Saeki lacht. »Für dein Alter kannst du recht gut mit Frauen umgehen.«

Das Blut steigt mir ins Gesicht.

Sie deutet auf den Stuhl, auf dem ich schon gestern gesessen habe. Er steht noch am selben Platz. Ich setze mich.

»Ich bin ziemlich oft müde. Du wahrscheinlich nicht.«

»Nein.«

»Mit fünfzehn war ich das natürlich auch nicht.«

Sie nimmt die Kaffeetasse und trinkt geräuschlos.

»Kafka – was siehst du da draußen vor dem Fenster?«

Ich schaue aus dem Fenster hinter ihr. »Bäume, Himmel und Wolken. Und ein paar Vögel auf den Ästen.«

»Ein ganz alltäglicher Ausblick wie überall. Oder?«

»Ja.«

»Aber wenn er morgen verschwunden wäre, hätte er einen ganz besonderen Wert für dich, nicht wahr?«

»Ich glaube schon.«

»Hast du über so etwas schon mal nachgedacht?«

»Ja.«

Sie sieht mich überrascht an. »Wann?«

»Seit ich verliebt bin.«

Sie lächelt ein bisschen. Das Lächeln verweilt ein wenig auf ihren Lippen. Es lässt mich an Wasser denken, das jemand an einem Sommermorgen vor der Haustür verspritzt hat und von dem sich ein bisschen in einer kleinen Vertiefung gesammelt hat.

»Du bist also verliebt?«

»Ja.«

»Und ihr Gesicht und ihre Gestalt sind dir jeden Tag gleich wichtig und wertvoll?«

»Ja, und irgendwann verliere ich sie vielleicht.«

Frau Saeki sieht mich einen Moment an. Sie lächelt nicht mehr.

»Ein Vogel sitzt auf einem dünnen Zweig«, sagt sie. »Der Zweig schwankt stark im Wind. Und mit ihm zusammen schwankt auch das Gesichtsfeld des Vogels. Nicht wahr?«

Ich nicke.

»Was macht der Vogel, wie stabilisiert er den visuellen Eindruck?«

Ich schüttle den Kopf. »Das weiß ich nicht.«

»Er hebt und senkt den Kopf mit dem schwankenden Zweig. Hoch, runter. Wenn wir das nächste Mal einen stürmischen Tag haben, kannst du die Vögel beobachten. Durch dieses Fenster schaue ich ihnen oft zu. Findest du nicht, dass so ein Leben sehr anstrengend wirkt? Wenn man bei jedem Schwanken des Astes, auf dem man sitzt, selber mitschwanken muss?«

»Doch.«

»Aber die Vögel sind daran gewöhnt. Für sie ist das eine ganz natürliche Situation, die sie instinktiv zu meistern wissen. Daher sind sie auch nicht erschöpft, so wie wir es uns vorstellen. Aber da wir Menschen sind, ermüden wir von Fall zu Fall.«

»Sitzen Sie auf einem Ast, Saeki-san?«

»Hin und wieder«, sagt sie. »Und manchmal bläst ein starker Wind.«

Sie stellt die Tasse auf die Untertasse und schraubt ihren Füller auf. Es wird Zeit für mich zu gehen. Ich stehe auf.

»Ich würde Sie gern etwas fragen«, sage ich tapfer.

»Ist es etwas Persönliches?«

»Ja. Vielleicht ist es aufdringlich.«

»Aber es ist eine wichtige Frage?«

»Ja, sehr wichtig für mich.«

Sie legt ihren Füller wieder ab. In ihren Augen ist ein unbestimmtes, neutrales Licht.

»Gut, dann frag mich.«

»Haben Sie Kinder?«

Sie holt Atem und hält ihn kurz an. Langsam weicht jeder Ausdruck aus ihrem Gesicht und kehrt dann wieder zurück. *Wie* eine Parade, die nach einer gewissen Zeit wieder dieselbe Straße zurückgeht.

»Warum möchtest du das wissen?«

»Ich habe ein persönliches Problem. Ich frage nicht nur einfach so.«

Sie nimmt den dicken Montblanc-Füller, überprüft die Tintenmenge und wiegt ihn in der Hand, wie um sein Gewicht abzuschätzen. Sie legt ihn auf den Tisch zurück und hebt den Kopf.

»Es tut mir leid, aber ich kann deine Frage weder mit Ja noch mit Nein beantworten. Zumindest im Augenblick nicht. Ich bin müde, und der Wind bläst stark.«

Ich nicke. »Entschuldigen Sie, ich hätte Sie das nicht fragen sollen.«

»Schon in Ordnung. Du hast nichts Falsches getan«, sagt sie freundlich. »Danke für den Kaffee. Dein Kaffee schmeckt übrigens ausgezeichnet.«

Ich gehe durch die Tür, die Treppe hinunter und in mein Zimmer. Ich setze mich aufs Bett und schlage ein Buch auf, doch die Sätze erreichen meinen Verstand nicht. Nur mit den Augen folge ich den sich aneinander reihenden Zeichen, als würde ich eine zufällige Reihe von Zahlen betrachten. Ich lege das Buch beiseite, trete ans Fenster und schaue in den Garten. Vögel sitzen in den Zweigen der Bäume, aber es weht kein Wind. Allmählich weiß ich nicht mehr, ob ich Saeki-san in ihrer

Gestalt als fünfzehnjähriges Mädchen liebe oder in ihrer gegenwärtigen Gestalt als über fünfzigjährige Frau. Die Grenze zwischen den beiden verschwimmt, wird dünner, kann die Form nicht wahren. Das verwirrt mich. Ich schließe die Augen und suche nach einer Achse in meinen Gefühlen.

Ganz recht. Es ist, wie Saeki-san sagt. Ihr Gesicht und ihre Gestalt sind mir an jedem Tag besonders und wertvoll.

28

Colonel Sanders war für sein Alter recht behende und hatte einen schnellen Schritt. Wie ein erfahrener Geher. Zudem schien er die Stadt zu kennen wie seine Westentasche. Um abzukürzen, stieg er dunkle, enge Treppen hinauf und zwängte sich zwischen Häusern hindurch. Er sprang über Gräben und beschimpfte dabei beiläufig hinter den Hecken kläffende Hunde. Flink wie ein ungeduldiger Geist auf der Suche nach seinem angestammten Ort bewegte sich der schmächtige weiße Rücken seines Anzugs durch die Gassen der Stadt. Hoshino musste sich anstrengen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Dabei geriet er außer Atem und war schweißnass unter den Achseln. Colonel Sanders vergewisserte sich nicht ein einziges Mal, ob der junge Mann noch hinter ihm war.

»He, Colonel, ist es noch weit?«, rief Hoshino hinter ihm her, als er nicht mehr konnte.

»Du bist doch noch jung, ein Stückchen wirst du doch wohl gehen können?«, sagte Colonel Sanders, ohne sich auch nur umzudrehen.

»Aber ich bin doch der Kunde. Wenn Sie mich so rennen lassen, bin ich nachher zu kaputt für Sex.«

»Du bist vielleicht ein Schlappschwanz. Bist du überhaupt ein Mann? Bei einer so unzuverlässigen Libido kann man es ja gleich lassen.«

»Na, na«, sagte der junge Mann.

Sie überquerten eine Brücke und betraten den Hof eines Schreins. Er war ziemlich groß, aber da es schon spät war, lag das Gelände wie ausgestorben da. Colonel Sanders zeigte auf eine Bank vor dem Schreinbüro und bedeutete Hoshino, er solle sich dorthin setzen. Neben der Bank stand eine große

Quecksilberdampflaterne, die die Umgebung taghell erleuchtete. Als der junge Mann gehorsam auf der Bank Platz genommen hatte, ließ Colonel Sanders sich neben ihm nieder.

»He, Colonel, hier kann man es doch nicht treiben, oder?«, sagte Hoshino verunsichert.

»Red keinen Quatsch. Außer den Hirschen von Miyajima rammelt ja wohl keiner in einem Schrein, was? Wofür hältst du mich?«

Colonel Sanders zog ein silberfarbenes Handy aus der Tasche und drückte eine dreistellige Nummer.

»Ja, ich bin's«, sagte Colonel Sanders, als abgehoben wurde. »Wie immer, am Schrein. Ein Mann namens Hoshino. Ja … Genau. Wie immer. Verstehe. Komm sofort, wenn's geht.«

Colonel Sanders schaltete das Handy aus und steckte es wieder in eine Tasche seines weißen Jacketts.

»Bestellen Sie die Mädchen immer zum Schrein?«, fragte Hoshino.

»Stört's dich?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber gibt's da nicht passendere Orte? Vernünftigere Treffpunkte, wie ein Café oder ein Hotelzimmer?«

»Bei einem Schrein ist es ruhiger. Und die Luft ist auch besser.«

»Stimmt schon, aber mitten in der Nacht auf einer Bank vor einem Schreinbüro auf ein Mädchen zu warten, ist nicht gerade entspannend. Als sollte man von einem Fuchs verzaubert werden.« *

»Was redest du da? Mach Shikoku bloß nicht schlecht. Takamatsu ist Sitz der Präfekturverwaltung und eine Großstadt. Hier gibt's keine Füchse.«

»War doch nur ein Scherz. Aber wenn man Dienstleistungen anbietet, sollte man etwas mehr auf Atmosphäre achten. Sie sollten für ein etwas luxuriöseres Ambiente sorgen. Aber wahrscheinlich geht mich das nichts an.«

»Ganz recht, das geht dich nichts an«, sagte Colonel Sanders resolut. »Nun zum Stein.«

»Ja, ich will wissen, was mit dem Stein ist.«

»Aber zuerst machst du Fickificki. Dann reden wir.«

»Das ist wohl für Sie das Wichtigste?«

Colonel Sanders nickte feierlich. Dann strich er sich bedeutungsvoll über den Kinnbart.

»Ja. Das ist das Wichtigste. Es ist wie ein Ritual. Erst Fickificki, und dann sage ich dir, wo der Stein ist. Das Mädchen gefällt dir bestimmt. Ich will ja nicht übertreiben, aber sie ist unsere Nummer eins. Pralle Titten, Haut wie Samt, Hüften voller Schwung, feuchte Muschi, eine echte Sexmaschine. Wenn man sie mit einem Auto vergleicht, ist sie im Bett ein SUV, und wenn sie mit ihrem Lustturbo erst mal durchstartet und ihre Hände den Schaltknüppel umschließen – los geht's, um die Kurve, schalten, ein geschmeidiger Gangwechsel –, dann rauscht der kleine Hoshino auf der Überholspur mit Karacho geradewegs in den Himmel.«

»Sie sind schon ein einmaliger Typ, Colonel«, sagte Hoshino beeindruckt.

»Damit verdiene ich meine Brötchen.«

Fünfzehn Minuten später erschien die Frau. Colonel Sanders hatte nicht zu viel versprochen. Sie war eine echte Schönheit mit

einer tollen Figur. Sie trug ein hautenges schwarzes Minikleid, schwarze Stilettos, und über ihrer Schulter hing eine kleine schwarze Lacktasche. Sie hätte ein Model sein können. Ihr tiefer Ausschnitt gewährte einen Blick auf den Ansatz ihrer vollen Brüste.

»Na, gefällt sie dir, Kleiner?« fragte Colonel Sanders.

Wie vom Donner gerührt stand Hoshino da und nickte stumm. Ihm fehlten die Worte.

»Eine erstklassige Sexmaschine, mein kleiner Hoshino. Uijuijui – das wird ein Spaß«, sagte Colonel Sanders. Zum ersten Mal lachte er und kniff Hoshino dabei in den Hintern.

Die Frau verließ mit Hoshino den Schrein und führte ihn in ein Love Hotel in der Nähe. Sie ließ heißes Wasser in die Badewanne ein, entledigte sich routiniert ihrer Kleidung und zog dann Hoshino aus. In der Wanne wusch sie ihn gründlich, leckte überall an ihm und legte eine superschlachtschiffmäßige, raffinierte Fellatio hin. So was hatte der junge Mann noch nie gesehen oder gehört. Hoshino ejakulierte umstandslos und ohne sich überflüssige Gedanken zu machen.

»Mannomann, so klasse hatte ich’s ja noch nie«, sagte er und ließ sich langsam in die Wanne sinken.

»Das war erst der Anfang«, sagte sie. »Nachher fühlst du dich noch viel, viel besser.«

»Das hat sich schon ziemlich gut angefühlt.«

»Wie gut?«

»So gut, wie ich es mir nie hätte ausmalen können, in der Vergangenheit nicht und für die Zukunft auch nicht.«

»›In Wahrheit ist jede Wahrnehmung schon Gedächtnis. Die reine Gegenwart ist das unfassbare Fortschreiten der Vergangenheit, die an der Zukunft nagt‹.«

Hoshino hob den Kopf und starrte die Frau mit halboffenem Mund an. »Was war denn das?«

»Henri Bergson.« Sie brachte ihre Lippen an seine Eichel und leckte das restliche Sperma ab.

»Maderiungedäsnis.«

»Wie bitte?«

»*Materie und Gedächtnis.* Hast du's gelesen?«

»Ich glaub nicht«, sagte Hoshino nach kurzem Nachdenken. Abgesehen vom *Handbuch für die Bedienung militärischer Spezialfahrzeuge,* das er bei den Streitkräften mühselig hatte durchackern müssen (und den Büchern über die Geschichte und die Legenden von Shikoku, mit denen er sich in den zwei Tagen in der Bibliothek beschäftigt hatte), hatte er, soweit er sich erinnern konnte, niemals ein Buch gelesen – von Comicheften einmal abgesehen.

»Hast du's denn gelesen?«

Sie nickte. »Ich musste. Ich studiere Philosophie im Hauptfach und mache bald Examen.«

»Aha«, sagte Hoshino beeindruckt. »Du jobbst also nur.«

»Ich muss ja die Studiengebühren zahlen.«

Dann führte sie den jungen Mann zum Bett und ließ ihre Finger und Zunge zärtlich über seinen Körper gleiten, sodass er sofort wieder eine Erektion bekam. Er stand wacker und fest, wie der Schiefe Turm von Pisa, wenn er den Karneval willkommen heißt.

»Oha, Hoshino, du bist ja schon wieder munter«, sagte sie und begann langsam mit der nächsten Runde. »Hast du vielleicht einen speziellen Wunsch, den ich dir erfüllen kann? Herr Sanders hat mich beauftragt, dir den kompletten Service zu bieten.«

»Mir fällt kein Wunsch ein, aber du könntest noch mal so was Philosophisches zitieren. Was, weiß ich nicht, aber vielleicht komme ich dann nicht so schnell. Wenn du so weitermachst, ist es sonst gleich wieder vorbei.«

»In Ordnung. Er ist etwas altertümlich, aber wie war's mit Hegel?«

»Egal. Was du willst.«

»Ich empfehle Hegel. Er ist ein bisschen altmodisch, aber du weißt ja – Oldies, but Goodies.«

»Prima.«

»›Ich ist der Inhalt der Beziehungen und die Beziehungen selbst.‹«

»Hm.«

»Hegel hat den Begriff des ›Selbstbewusstseins‹ beschrieben. Der Mensch nimmt sein Selbst und das Andere nicht einfach als getrennt wahr; indem er das Selbst auf ein vermittelndes Anderes projiziert, kann er aktiv sein Selbst besser begreifen. Das ist dann Selbstbewusstsein.«

»Ich versteh kein Wort.«

»Also, ich mache es dir jetzt, Hoshino. Für mich bin ich das Selbst, und du bist das Andere. Für dich ist es natürlich umgekehrt. Du bist das Selbst, und ich bin das Andere. Auf diese Weise tauschen wir Selbst und Anderes aus, Projektion entsteht, und wir etablieren unser Selbstbewusstsein. Aktiv. Vereinfacht gesagt.«

»Ich versteh's immer noch nicht, aber irgendwie spornt mich das an.«

»Das ist der Punkt«, sagte sie.

Als alles fertig war, er sich von der Frau verabschiedet hatte und wieder an den Schrein zurückkam, saß Colonel Sanders noch genau wie vorher auf der Bank und wartete auf ihn.

»He, Colonel, haben Sie etwa die ganze Zeit hier gewartet?«, fragte Hoshino.

Colonel Sanders schüttelte ärgerlich den Kopf. »Stell dich

nicht blöder, als du bist. Glaubst du, ich sitze mir hier ewig den Hintern platt? Sehe ich aus, als hätte ich zu viel Zeit? Während du im Bett fröhliche Himmelfahrt gespielt hast, habe ich mich auf der Straße abgeschuftet und bin dann hierher zurückgehetzt. Wie war's denn? Unsere Sexmaschine ist doch unschlagbar?«

»Ja, toll. Da kann man nicht meckern. Es war super. Dreimal hat's geklappt. Ich glaube, ich habe zwei Kilo abgenommen.«

»Das ist die Hauptsache. Also, um auf den Stein zurückzukommen.«

»Ja, das ist wichtig.«

»Also, der Stein befindet sich im Wäldchen dieses Schreins.«

»Der ›Eingangsstein‹?!«

»Ja, der.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Colonel?«

Colonel Sanders hob empört den Kopf. »Was soll das denn heißen? Spinnst du? Habe ich dich bis jetzt ein einziges Mal angelogen? Irgendwas gesagt, das nicht gestimmt hat? Ich hab dir eine prima Sexmaschine versprochen, und eine prima Sexmaschine hast du gekriegt. Auch noch zum Sonderpreis von 15000 Yen. Dreimal hat sie's dir gemacht. Und du zweifelst noch an mir?«

»Nein, natürlich glaube ich Ihnen. Regen Sie sich doch nicht so auf. Ich hab mich nur ein bisschen gewundert, weil alles so glatt läuft. Ich gehe auf der Straße, werde von einem Opa angesprochen, der sagt, er will mir erklären, wo der Stein ist, und ehe ich mich versehe, komme ich bei einer tollen Frau zum Schuss.«

»Zu drei Schüssen.«

»Meinetwegen zu drei. Aber jeder wäre doch erstaunt, wenn dann auch noch der gesuchte Stein zufällig genau an der gleichen Stelle sein sollte.«

»So was nennt man eine Offenbarung, du Trottel.« Colonel

Sanders schnalzte mit der Zunge. »Offenbarungen überschreiten die Grenzen des Alltäglichen. Was wäre das auch für ein Leben ohne Offenbarungen? Das Wichtigste ist, von der beobachtenden Vernunft zur handelnden Vernunft überzugehen. Verstehst du, was ich sage, du vergoldetes Ungeheuer?«

»Projektion und Austausch vom Selbst und dem Anderen …«, sagte Hoshino schüchtern.

»Genau. Solange du das verstehst, ist es ja gut. Das ist der Punkt. Mir nach! Schauen wir uns den bedeutenden Stein mal an. Also, wenn das kein Service ist.«

29

Vom öffentlichen Telefon in der Bibliothek rufe ich Sakura an. Mir ist eingefallen, dass ich mich nach meiner Übernachtung in ihrer Wohnung kein einziges Mal mehr bei ihr gemeldet habe. Ich schäme mich ein bisschen, weil ich nur eine so kurze Nachricht hinterlassen habe und einfach verschwunden bin. Anschließend habe ich geradewegs die Bibliothek aufgesucht, bin mit Oshima im Wagen zu seiner Hütte in den Bergen gefahren und habe dort, von der Außenwelt abgeschlossen, mehrere Tage verbracht. Dann bin ich in die Bibliothek zurückgekehrt, habe dort gelebt und gearbeitet und jede Nacht (so etwas wie) den lebendigen Geist von Saeki-san gesehen. Dabei habe ich eine tiefe Liebe zu der Fünfzehnjährigen gefasst. Es ist eben so viel passiert. Aber eine Entschuldigung ist das eigentlich nicht.

Es ist kurz vor neun Uhr abends, als ich bei ihr anrufe. Nach dem sechsten Läuten nimmt sie ab.

»Wo bist du überhaupt, und was machst du?«, fragt Sakura mit harter Stimme.

»Ich bin noch in Takamatsu.«

Eine Weile sagt sie gar nichts. Schweigt einfach nur. Im Hintergrund sind die Geräusche einer Fernsehsendung zu hören.

»Ich überlebe irgendwie«, füge ich hinzu.

Wieder kurzes Schweigen, dann seufzt sie ergeben.

»Aber du hättest nicht so Hals über Kopf abzuhauen brauchen, als ich nicht da war. Ich hab mir Sorgen gemacht und bin an dem Tag früher nach Hause gekommen. Extra eingekauft hatte ich auch.«

»Tut mir leid. Wirklich. Aber ich musste damals einfach gehen. Ich war so verwirrt und wollte mein Gleichgewicht

wiedergewinnen und in Ruhe überlegen. Aber mit dir zusammen war ich … wie soll ich's ausdrücken …«

»Zu stark stimuliert?«

»Mmhm. Ich war davor noch nie mit einer Frau zusammen.«

»Ach so.«

»Die weibliche Atmosphäre und so. Das ganze Drumherum eben …«

»Es ist ganz schön schwierig, wenn man jung ist.«

»Scheint so«, sage ich. »Hast du viel zu tun bei der Arbeit?«

»Total viel. Aber ich will ja auch sparen, deshalb ist es ganz gut so.«

Ich mache eine Pause und sage dann: »Weißt du, ehrlich gesagt, ich werde von der Polizei gesucht.«

Sakura schweigt einen Moment.

»Hat das eventuell etwas mit dem Blut zu tun?«, fragt sie dann behutsam.

Ich entschließe mich, vorläufig zu lügen. »Nein, nein, gar nicht. Sie suchen mich, weil ich von zu Hause abgehauen bin. Wenn sie mich finden, halten sie mich fest und bringen mich nach Tokyo zurück. Mehr ist nicht. Es könnte nur sein, dass die Polizei bei dir auftaucht. In der Nacht, als ich bei dir geschlafen habe, habe ich doch mit meinem Handy deine Nummer angerufen, und sie haben über die Telefongesellschaft rausgekriegt, dass ich in Takamatsu bin. Und auch deine Nummer.«

»Ach so«, sagt sie. »Wegen meiner Nummer brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Bei Prepaid-Handys kann man den Besitzer nicht ermitteln. Außerdem gehört es eh meinem Freund. Also könnten sie keine Verbindung zu meinem Namen und meiner Adresse herstellen, denn ich hab es nur geliehen. Da kannst du also beruhigt sein.«

»Gott sei Dank«, sage ich. »Ich will dir ja auch nicht noch

mehr Schwierigkeiten machen.«

»Bei so viel Fürsorge kommen mir ja die Tränen.«

»Ich mein's ehrlich.«

»Ich weiß«, sagt sie ungeduldig. »Und wo übernachtet unser Ausreißer zurzeit?«

»Bei Bekannten.«

»Ich dachte, du hättest hier keine Bekannten.«

Darauf kann ich keine Antwort geben. Wie soll ich ihr in Kürze erklären, was in all den Tagen geschehen ist?

»Das ist eine lange Geschichte«, sage ich.

»Bei dir scheint es ziemlich viele lange Geschichten zu geben.«

»Mmhm. Ich weiß nicht warum, aber es kommt immer so.«

»Du bist prädestiniert dafür?«

»Vielleicht«, sage ich. »Irgendwann, wenn wir Zeit haben, erzähle ich sie dir in aller Ruhe. Es geht nicht darum, dass ich was geheim halten will. Ich kann's nur am Telefon nicht so gut erklären.«

»Du brauchst mir nichts zu erklären. Aber es ist kein fragwürdiger Ort, oder?«

»Nein, nicht im Geringsten. Total in Ordnung.«

Wieder seufzt sie. »Ich kenne ja deinen Charakter, du willst auf eigenen Füßen stehen, aber es wäre gut, wenn du es vermeiden könntest, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Du hast schlechte Karten. Pass auf, dass du nicht wie Billy the Kid noch als Teenager jämmerlich endest.«

»Billy the Kid ist nicht als Teenager umgekommen«, verbessere ich sie. »Er hat einundzwanzig Menschen getötet und ist mit einundzwanzig gestorben.«

»Hm«, sagt sie. »Auch gut. Gibt's übrigens einen Grund für deinen Anruf?«

»Ich wollte mich nur bedanken. Du hast mir so geholfen, und ich bin einfach grußlos verschwunden. Das hat mich bedrückt.«

»Habe ich doch kapiert. Du brauchst dir also keine Gedanken mehr zu machen.«

»Außerdem wollte ich deine Stimme hören«, sage ich.

»Das freut mich, aber nützt dir denn meine Stimme was?«

»Wie soll ich sagen … Es hört sich wahrscheinlich seltsam an, aber du lebst in der Wirklichkeit, atmest wirkliche Luft und sprichst eine wirkliche Sprache. Wenn ich mit dir rede, weiß ich, dass ich immer noch, wie es sich gehört, mit der realen Welt verbunden bin. Das ist ziemlich wichtig für mich.«

»Ist das bei den Leuten, bei denen du bist, nicht so?«

»Wahrscheinlich nicht«, sage ich.

»Versteh ich zwar nicht, aber heißt das, du bist an einem Ort außerhalb der Realität und bei Leuten außerhalb der Realität?«

Ich überlege. »So könnte man's wohl ausdrücken.«

»Hör mal, Kafka«, sagt Sakura. »Natürlich ist es dein Leben, und ich will dir nicht reinreden. Aber das hört sich so an, als solltest du lieber dort verschwinden. Ich weiß ja nicht, was das für ein Ort ist, aber irgendwie habe ich so ein Gefühl. Wie eine Vorahnung. Komm lieber gleich zu mir. Du kannst so lange bei mir wohnen, wie du willst.«

»Sakura, wieso bist du so nett zu mir?«

»Du stehst ganz schön auf der Leitung.«

»Wieso?«

»Weil ich dich gern habe, was denn sonst. Ich stecke meine Nase ganz gern in die Angelegenheit von anderen, aber das biete ich nicht jedem an. So weit geh ich nur, weil ich dich mag. Ich kann's nicht gut ausdrücken, aber es ist so, als wärst du wirklich mein kleiner Bruder.«

Ich schweige ins Telefon. In diesem Moment weiß ich nicht,

was ich tun soll. Ich verspüre einen leichten Schwindel. In meinem ganzen Leben hat noch kein einziges Mal jemand so mit mir gesprochen.

»Bist du noch da?«, sagt Sakura.

»Ja, ich höre dich.«

»Dann sag doch was.«

Ich fasse mich wieder und atme tief durch.

»Es wäre schön, wenn das ginge. Das meine ich im Ernst. Von ganzem Herzen. Aber im Moment kann ich nicht. Ich kann hier nicht weg. Zum einen, weil ich verliebt bin.«

»Du hast dich in eine komplizierte Person verliebt, die du nicht haben kannst, stimmt's?«

»Könnte man so sagen.«

Sakura seufzt wieder ins Telefon. Es ist ein sehr tiefer, fundamentaler Seufzer.

»Hör mal, in deinem Alter ist es zwar normal, sich unrealistisch zu verlieben, aber es ist noch schlimmer, wenn die Partnerin aus einer ganz anderen Welt kommt. Verstehst du?«

»Ja.«

»Du, Kafka?«

»Ja.«

»Ruf mich an, wenn irgendetwas ist. Egal, um wie viel Uhr. Du brauchst keine Rücksicht zu nehmen.«

»Danke.«

Ich hänge ein und gehe in mein Zimmer. Dort lege ich »Kafka am Strand« auf den Plattenteller und setze die Nadel auf. Lasse mich wieder an *jenen Ort* ziehen. Und in *jene Zeit.*

Als ich aufwache, ist mir, als sei jemand im Raum. Das Leuchtzifferblatt der Uhr an meinem Kopfende zeigt drei Uhr. Ich bin versehentlich eingeschlafen. Im schwachen Licht der

Gartenlaterne, das durchs Fenster scheint, erblicke ich *sie.* Wie immer sitzt sie am Schreibtisch und schaut in der gewohnten Haltung auf das Bild an der Wand. Das Kinn in die Hände gestützt, reglos. Wie üblich bleibe ich im Bett liegen, halte den Atem an und betrachte, die Augen nur einen schmalen Spalt geöffnet, ihre Silhouette. Draußen bringt der Wind vom Meer die Zweige des Hartriegelstrauchs vor dem Fenster leise zum Schwanken.

Bald spüre ich, dass etwas anderes als sonst in der Luft liegt. Ein fremdes *Etwas,* das die vollkommene Harmonie dieser kleinen Welt leicht, aber nachdrücklich stört. Angestrengt starre ich ins Dämmerlicht. Was ist nur anders? Mit einem Mal frischt der Nachtwind auf, und das Blut in meinen Adern bekommt eine zähe, eigenartige Schwere. Die Zweige des Hartriegelstrauches beschreiben hektische Irrwege auf der Fensterscheibe. Auf einmal begreife ich. Die Silhouette dort ist nicht die des Mädchens. Sie ist ihr nur sehr ähnlich. Man kann sagen, sie ist fast gleich. Aber sie ist es *auf keinen Fall.* Hier und da weicht sie in Einzelheiten ab, wie wenn man zwei leicht unterschiedliche Schablonen übereinander legt. Vor allem ihre Aura ist anders. Das spüre ich deutlich. Unwillkürlich schüttle ich den Kopf. Dort sitzt eine Person, die nicht das Mädchen ist. Etwas geschieht. Etwas Bedeutsames ist im Entstehen. Unwillkürlich balle ich die Fäuste. Kurz darauf beginnt mein Herz zum Zerspringen zu klopfen, nach einer anderen Zeit zu ticken.

Wie auf ein Signal hin bewegt sich die Silhouette auf dem Stuhl. Ganz langsam, wie wenn ein großes Schiff wendet, ändert die Gestalt ihre Position. Sie stützt sich nicht mehr auf, sondern wendet mir ihr Gesicht zu. Da merke ich, dass es Frau Saeki ist. Ich keuche, dann stockt mir der Atem. Dort sitzt *die jetzige* Saeki-san. Anders ausgedrückt, die *wirkliche* Frau Saeki. Eine Weile schaut sie mich an. Genauso wie sie das Bild »Kafka am Strand« angeschaut hat, ruhig und konzentriert. Ich denke über

die Achse der Zeit nach. Vielleicht hat ohne mein Wissen eine Verschiebung stattgefunden, aufgrund derer sich nun Realität und Traum vermischen. Wie das Wasser der Flüsse sich mit dem des Meeres vermischt. Auf der Suche nach einem Sinn darin dreht sich mir der Kopf. Aber ich komme zu keinem Ergebnis.

Bald darauf erhebt sie sich und kommt langsam auf mich zu. Wie immer ist ihr Rücken gerade und ihr Gang anmutig. Sie ist barfuss. Der Fußboden knarrt leicht unter ihren Schritten. Sie setzt sich behutsam auf die Bettkante und verweilt dort einen Moment. Ohne Zweifel besitzt ihr Körper Substanz und Gewicht. Sie trägt eine weiße Baumwollbluse und einen dunkelblauen knielangen Rock. Sie streckt eine Hand aus und berührt mein Haar. Ihre Finger streichen über mein kurzes Haar. Auch die Hand ist eindeutig real. Die Finger sind real. Sie steht auf und beginnt sich in dem bleichen Licht, das von draußen hereinscheint, wie selbstverständlich zu entkleiden. Sie beeilt sich nicht, zögert aber auch nicht. Mit gleichmäßigen, natürlichen Bewegungen öffnet sie Knopf für Knopf ihre Bluse, zieht ihren Rock und ihre Unterwäsche aus, lässt die Kleidungsstücke nacheinander zu Boden fallen. Die weichen Stoffe machen kein Geräusch. Mir wird klar, dass sie *schläft.* Ihre Augen sind zwar offen, aber sie schläft. All diese Bewegungen führt sie im Schlaf aus.

Nackt steigt sie in das enge Bett und schlingt ihre weißen Arme um mich. Ich spüre ihren warmen Atem an meinem Hals. Spüre ihr Schamhaar an meinem Oberschenkel. Offenbar hält sie mich für ihren vor langer Zeit ums Leben gekommenen jungen Geliebten. Und sucht zu wiederholen, was damals in diesem Zimmer geschehen ist. Ganz natürlich, wie etwas Selbstverständliches, schlafend. Träumend.

Ich will sie irgendwie wecken. Sie aufwecken. Sie begeht einen Irrtum. Ich muss ihr beibringen, dass ein großes Missverständnis vorliegt, dass dies kein Traum ist, sondern die Wirklichkeit. Aber alles geschieht so schnell, dass ich nicht die

Kraft habe, den Strom der Ereignisse aufzuhalten. Ich bin entsetzlich verwirrt und werde selbst in den Zerrspiegel der Zeit gesogen.

UND DU WIRST SELBST IN DEN ZERRSPIEGEL DER ZEIT GESOGEN.

MIT EINEM MAL UMSCHLIESST IHR TRAUM DEIN BEWUSSTSEIN. WEICH UND WARM WIE FRUCHTWASSER. SAEKI-SAN ZIEHT DIR DEIN T-SHIRT AUS UND DEINE BOXERSHORTS. IMMER WIEDER KÜSST SIE DEINEN HALS UND GREIFT DANN NACH DEINEM PENIS, DER SCHON SO HART WIE PORZELLAN IST. SANFT UMFÄNGT SIE DEINE HODEN UND FÜHRT WORTLOS DEINE FINGER UNTER IHR SCHAMHAAR. IHRE VAGINA IST WARM UND FEUCHT. SIE BERÜHRT MIT DEN LIPPEN DEINE BRUST, SAUGT AN DEINEN BRUSTWARZEN. UND LANGSAM, ALS WÜRDEN SIE AUFGESOGEN, DRINGEN DEINE FINGER IN SIE EIN.

WO FÄNGT DEINE VERANTWORTUNG AN? DU VERSCHEUCHST DIE MILCHIGEN WOLKEN AUS DEM BLICKFELD DEINES BEWUSSTSEINS UND VERSUCHST ANGESTRENGT, DEINE GEGENWÄRTIGE POSITION ZU BESTIMMEN, VERSUCHST, DIE RICHTUNG DER STRÖMUNG AUSZUMACHEN. DIE RICHTIGE ZEITACHSE ZU ERGREIFEN. DENNOCH GELINGT ES DIR NICHT, DIE GRENZE ZWISCHEN TRAUM UND REALITÄT ZU FINDEN. DU ERKENNST NICHT EINMAL DIE GRENZE ZWISCHEN TATSACHEN UND MÖGLICHKEITEN. DU WEISST, DASS DU DICH IN EINER HEIKLEN LAGE BEFINDEST, IN EINER HEIKLEN UND GEFÄHRLICHEN. OHNE DIE LOGIK UND DAS PRINZIP DER PROPHEZEIUNG ZU BEGREIFEN, BIST DU TEIL IHRES VOLLZUGS. WIE EINE STADT AN EINEM FLUSS VON DIESEM ÜBERFLUTET WIRD. ALLE STRASSENSCHILDER SIND IM WASSER VERSUNKEN. SICHTBAR SIND NUR NOCH DIE NAMENLOSEN DÄCHER DER HÄUSER.

IRGENDWANN STEIGT SAEKI-SAN ÜBER DEINEN AUF DEM RÜCKEN LIEGENDEN KÖRPER. SIE SPREIZT DIE BEINE UND FÜHRT DEINEN STEINHARTEN PENIS IN SICH EIN. DU HAST KEINE WAHL. SIE ENTSCHEIDET. ALS WÜRDE SIE EIN DIAGRAMM ZEICHNEN, LÄSST SIE IHRE HÜFTEN KREISEN. WIE WEIDENRUTEN SCHWINGT IHR GLATTES HAAR ÜBER DEINEN SCHULTERN. GANZ ALLMÄHLICH WIRST DU IN EINEN WEICHEN SUMPF GEZOGEN. ALLES AUF DER WELT IST WARM, FEUCHT UND

VERSCHWOMMEN, ALLEIN DEIN PENIS IST HART UND GLÄNZEND. DU SCHLIESST DIE AUGEN UND TRÄUMST DICH SELBST. DU BEMERKST NICHT MEHR, WIE DIE ZEIT VERSTREICHT. DIE FLUT KOMMT, DER MOND GEHT AUF. BINNEN KURZEM EJAKULIERST DU. NATÜRLICH VERMAGST DU DICH NICHT ZURÜCKZUHALTEN. DU EJAKULIERST MEHRMALS HEFTIG IN SIE HINEIN, UND SIE NIMMT SANFT DEINEN SAMEN AUF. UND DENNOCH SCHLÄFT SIE WEITER. SCHLÄFT MIT OFFENEN AUGEN. SIE IST IN EINER ANDEREN WELT, UND DEIN SAMEN WIRD VON DER ANDEREN WELT VERSCHLUCKT.

Lange Zeit bin ich außerstande, mich zu rühren. Bin wie gelähmt. Allerdings kann ich nicht unterscheiden, ob ich tatsächlich gelähmt bin oder mich einfach nur nicht bewegen will. Bald löst sie sich von mir und bleibt eine Weile ruhig neben mir liegen. Dann steht sie auf, zieht ihre Unterwäsche, ihren Rock und die Bluse an. Knöpft sie zu. Noch einmal streckt sie die Hand aus und berührt sacht mein Haar. Alles geschieht ohne ein Wort. Seit sie im Zimmer ist, hat sie nicht ein Wort gesprochen. Nur das Knarren des Fußbodens und das endlose Rauschen des Windes dringen an meine Ohren. Allein das Seufzen des Zimmers und das Zittern der Fensterscheibe bilden einen leisen Chor im Hintergrund.

Schlafend schreitet sie über den Boden, um den Raum zu verlassen. Sie öffnet die Tür einen Spalt, schlüpft wie ein schlanker, träumender Fisch hinaus und zieht sie lautlos hinter sich zu. Vom Bett aus beobachte ich, wie sie geht. Noch immer bin ich wie gelähmt und kann keinen Finger rühren. Mein Mund ist fest geschlossen, wie versiegelt. Alle Worte schlummern in einer Nische der Zeit.

Reglos lausche ich darauf, dass vom Parkplatz das Motorengeräusch ihres VW-Golf ertönt, aber es bleibt still. Der Wind trägt nächtliche Wolken heran und vertreibt sie wieder. Die Blätter des Hartriegelstrauches rascheln und flirren in der Dunkelheit wie unzählige kleine Messer. Das Fenster ist das Fenster zu meinem Herzen, die Tür die Tür zu meinem Herzen.

Bis zum Morgen bleibe ich wach und starre auf den leeren Stuhl.

30

Die beiden stiegen über einen Zaun und gelangten in das Wäldchen hinter dem Schrein. Colonel Sanders nahm eine kleine Taschenlampe aus seinem Jackett und leuchtete auf den Boden. Ein Pfad führte in den nicht allzu großen Hain von alten, hohen Bäumen, deren dichtes Astwerk ein dunkles Dach über den Köpfen der beiden Männer bildete. Vom Boden stieg ein starker Geruch nach Kräutern auf.

Im Gegensatz zu vorher ging Colonel Sanders nun bedächtig voran und setzte behutsam einen Fuß vor den anderen, während er mit der Taschenlampe die Erde ableuchtete. Hoshino folgte ihm.

»He, Colonel, das ist ja voll die Mutprobe«, sagte der junge Mann zu dem weißen Rücken vor ihm. »Bestimmt spukt es hier.«

»Red nicht dauernd so einen Quatsch. Kannst du nicht einmal die Klappe halten?«, sagte Colonel Sanders, ohne sich umzudrehen.

»Ja doch.«

Plötzlich fragte Hoshino sich, was Nakata wohl mache. Wahrscheinlich schlief er noch tief und fest auf seinem Futon. Den konnte nichts aufwecken, wenn er einmal eingeschlafen war. Ein echtes Murmeltier. Wovon Nakata wohl träumte, wenn er so lange schlief? Hoshino konnte es sich nicht vorstellen.

»Colonel, ist es noch weit?«

»Noch ein Stückchen«, sagte Colonel Sanders.

»Hören Sie mal«, sagte Hoshino.

»Was denn?«

»Sind Sie wirklich Colonel Sanders?«

Colonel Sanders räusperte sich. »Eigentlich nicht. Ich trete nur zurzeit in seiner Gestalt auf.«

»Hab ich mir gedacht«, sagte der junge Mann. »Und wer sind Sie dann wirklich?«

»Ich habe keinen Namen.«

»Ist das nicht unpraktisch?«

»Nein. Ich habe nicht nur keinen Namen, ich habe auch keine Form.«

»Wie ein Furz, oder?«

»So kann man das auch nicht sagen. Jemand, der keine Form hat, kann alles werden.«

»Aha.«

»Ich habe nur die Gestalt von Colonel Sanders angenommen, also der Ikone einer kapitalistischen Firma, weil sie leicht zu erkennen ist. Mickey Maus wäre mir auch recht gewesen, aber die von Disney stellen sich mit dem Copyright so an. Ich will ja nicht verklagt werden.«

»Von Mickey Maus hätte ich mir auch nicht gern eine Frau beschaffen lassen.«

»Kann ich verstehen.«

»Außerdem finde ich, dass Colonel Sanders ganz gut zu Ihrem Charakter passt.«

»Ich habe keinen Charakter. Auch keine Emotionen. ›Ich bin hier erschienen und unterhalte mich jetzt mit Euch, doch bin ich weder Gott noch Buddha‹.«

»Was ist das?«

»Ein Satz aus den *Geschichten unter dem Regenmond von* Ueda Akinari. Hast du sowieso nicht gelesen.«

»Hab ich auch nicht, aber stolz bin ich nicht drauf.«

»Ich erscheine dir jetzt in menschlicher Gestalt, aber ich bin weder ein Gott noch Buddha. Da ich keine Gefühle habe, habe

ich ganz andere Regungen als Menschen. So ist das.«

»Aha«, sagte Hoshino. »Ich versteh's zwar nicht genau, aber auf alle Fälle sind Sie kein Mensch, kein Gott und auch nicht Buddha.«

»›Ich bin weder Gott noch Buddha, sondern nur ein fühlloses Ding und habe daher weder über Tugenden noch Laster der Menschen zu urteilen.‹«

»Kapier ich nicht.«

»Da ich weder Gott noch Buddha bin, muss ich nicht beurteilen, ob ein Mensch gut oder böse ist. Das heißt, ich brauche mich selbst auch nicht nach den Maßstäben von Gut und Böse zu richten.«

»Sie sind also eine Existenz, die über Gut und Böse hinausgeht.«

»Du überschätzt mich, junger Freund. Ich bin nicht jenseits von Gut und Böse. Sie spielen nur keine Rolle für mich. Böse oder gut – davon weiß ich nichts. Ich strebe nur eins an, und zwar, meine Funktion zu erfüllen. Ich bin sehr pragmatisch. Sozusagen ein neutrales Objekt.«

»Was meinen Sie mit ›Funktion erfüllen‹?«

»Bist du nicht zur Schule gegangen?«

»Doch, aber ich war auf einer Berufsschule und Motorradfreak.«

»Im Grunde besteht meine Aufgabe in der Verwaltung der Beziehungen zwischen den Welten. Darin, die Dinge in die richtige Reihenfolge zu bringen und aufzupassen, dass nach der Ursache die Wirkung kommt. Und dass verschiedene Bedeutungen sich nicht vermischen. Damit vor der Gegenwart die Vergangenheit kommt. Und nach der Gegenwart die Zukunft. Auf ein bisschen mehr oder weniger Vorher oder Nachher kommt es dabei nicht an. Nichts auf der Welt ist vollkommen, junger Hoshino. Solange nur die Bilanz unterm

Strich einigermaßen stimmt, mach ich nicht wegen jeder Kleinigkeit ein großes Theater. Aus meiner Sicht muss es nur ungefähr hinkommen. Wissenschaftlicher ausgedrückt ist das so etwas wie die ›verkürzte sensorische Verarbeitung von Realzeitinformationen‹. Aber darauf einzugehen würde zu weit führen, und da du es wahrscheinlich sowieso nicht kapieren würdest, fasse ich mich kurz. Eigentlich will ich damit nur sagen, dass ich nicht kleinlich bin. Aber wenn am Ende die Bilanz nicht stimmt, sitze ich in der Klemme. Dann wird es zu einer Frage der Verantwortung.«

»Wenn Sie eine so bedeutende Person sind, kapier ich allerdings nicht, warum Sie in den Gassen von Takamatsu den Zuhälter spielen.«

»Ich bin keine *Person.* Wie oft soll ich dir das noch sagen!«

»Ist ja schon gut, meinetwegen.«

»Mein Auftreten als Zuhälter diente dazu, dich hierher zu Führen. Ich brauche deine Hilfe. Als Belohnung wollte ich mir was Hübsches einfallen lassen. Zur Feier des Tages sozusagen.«

»Meine Hilfe?«

»Genau. Wie gesagt, ich habe keine Form. Ich bin ein rein metaphysisches, theoretisches Objekt. Welche Gestalt ich auch immer annehme, sie hat keine Substanz. Doch um real handeln zu können, braucht man unbedingt Substanz.«

»Und ich soll jetzt die Substanz sein.«

»Genau«, sagte Colonel Sanders.

Als sie dem Pfad durch das Wäldchen eine Weile gefolgt waren, stießen sie auf einen kleinen Schrein unter einer mächtigen Eiche. Es war ein vermodertes, altes Schreinchen ohne Opfergaben und Schmuck, das verlassen, verwittert und anscheinend von allen vergessen war. Colonel Sanders leuchtete es mit der Taschenlampe an.

»Der Stein ist da drin. Mach die Tür auf.«

»Lieber nicht«, sagte Hoshino und schüttelte den Kopf. »Einen Schrein darf man nicht einfach eigenmächtig öffnen, sonst wird man garantiert verflucht. Die Nase fällt einem ab, die Ohren fallen einem ab und so.«

»Quatsch. Das geht in Ordnung. Mach das Ding jetzt auf. Es gibt keine Flüche. Und die Nase und die Ohren fallen dir auch nicht ab. Du bist vielleicht ein komischer altmodischer Kerl.«

»Könnten Sie die Tür nicht selber öffnen? Ich will so was nicht machen.«

»Was bist du nur für ein Einfaltspinsel! Habe ich dir nicht gerade erklärt, dass ich keine Substanz habe? Ich bin nicht mehr als eine abstrakte Idee. Also kann ich es nicht selbst tun. Deshalb habe ich dich doch eigens hierher mitgenommen. Und es dir dafür dreimal besorgen lassen.«

»Ja, das war schon ein tolles Gefühl … Aber irgendwie traue ich mich nicht. Als ich noch klein war, hat mir mein Großvater immer streng verboten, an einem Schrein Unfug zu machen.«

»Vergiss deinen Großvater. Die Lage ist auch ohne den hinterwäldlerischen Aberglauben von Gifu kompliziert genug. Außerdem drängt die Zeit.«

Widerstrebend und furchtsam öffnete Hoshino die Schreintür, und Colonel Sanders leuchtete mit der Taschenlampe hinein. Im Innern lag tatsächlich ein alter, runder Stein. Er hatte, wie Nakata es beschrieben hatte, die Form von einem Klebreiskloß und die Größe einer Langspielplatte. Er war weiß und flach.

»Das ist der Stein, oder?«, fragte Hoshino.

»Ja«, sagte Colonel Sanders. »Nimm ihn raus.«

»Moment mal, Colonel. Dann wäre ich ja ein Dieb.«

»Blödsinn. Das merkt doch keiner, wenn so ein Stein fehlt. Wen kümmert das schon?«

»Aber er gehört den Göttern. Die werden bestimmt sauer,

wenn den einer unerlaubt wegnimmt.«

Colonel Sanders verschränkte die Arme und starrte Hoshino ins Gesicht. »Was für Götter?«

Hoshino dachte nach.

»Wie sehen sie aus? Was machen sie?«, fuhr Colonel Sanders fort.

»Ich kenne mich mit so was nicht aus. Aber Götter sind Götter. Sie sind überall und sehen, was wir tun. Und richten über Gut und Böse.«

»Dann sind sie wie die Schiedsrichter beim Fußball?«

»Könnte man sagen.«

»Das heißt, sie haben kurze Hosen an, eine Trillerpfeife um den Hals und lassen nachspielen?«

»Sie sind echt eine Plage, Colonel«, sagte Hoshino.

»Sind die japanischen Götter mit den ausländischen verwandt? Oder sind sie deren Feinde?«

»Weiß ich doch nicht.«

»Schon gut, kleiner Hoshino. Götter existieren nur im Bewusstsein der Menschen. Jedenfalls ist man hier in Japan, was die Götter angeht – gute oder böse –, ausgesprochen flexibel. Kaum erhielt der Tenno, der ja vor dem Krieg unbestritten ein Gott war, von McArthur, dem General der Besatzungsmacht, den Befehl ›Hör auf, ein Gott zu sein‹, sagte er auch schon: ›Sehr wohl. Von nun an bin ich ein gewöhnlicher Mensch.‹ Und ist demnach seit 1946 kein Gott mehr. So anpassungsfähig sind die japanischen Götter. Auf den Befehl eines amerikanischen Soldaten mit einer billigen Pfeife und einer Sonnenbrille schaffen sie sich selber ab. So spitzenmäßig postmodern sind die. Wenn es sie geben soll, gibt es sie. Wenn nicht, dann nicht. Jetzt halt dich nicht mit solchen Nebensächlichkeiten auf.«

»Also …«

»Egal, hol jetzt den Stein da raus. Ich übernehme die volle

Verantwortung. Auch wenn ich weder Gott noch Buddha bin, habe ich doch ein paar Beziehungen. Ich werde nicht zulassen, dass du verflucht wirst.«

»Übernehmen Sie wirklich die Verantwortung?«

»Ich sag's nicht zum zweiten Mal«, sagte Colonel Sanders.

Der junge Hoshino streckte die Hände aus und hob den Stein so vorsichtig auf, als wäre er eine Tellermine.

»Der ist total schwer.«

»Steine sind eben schwer. Im Gegensatz zu Tofu.«

»Nein, er ist auch für einen Stein ziemlich schwer«, sagte Hoshino. »Was soll ich damit machen?«

»Mitnehmen und ans Kopfende vom Bett legen. Den Rest überlasse ich dir.«

»Ins Hotel?«

»Wenn er zu schwer ist, kannst du ja ein Taxi nehmen«, sagte Colonel Sanders.

»Aber darf ich ihn denn einfach so weit wegbringen?«

»Klar, kleiner Hoshino. Alle Gegenstände sind Wandlungen unterworfen. Die Erde, die Zeit, die Begriffe, die Liebe, das Leben, die Überzeugungen, die Gerechtigkeit, auch das Schlechte, alles fließt und ist vergänglich. Es gibt nichts, das für die Ewigkeit an einem Ort und in einer Gestalt verharrt. Das ganze Universum ist im Grunde genommen ein gigantischer Paketservice.«

»So?«

»Der Stein existiert hier nur vorübergehend als Stein. Und wenn du ein bisschen dabei hilfst, ihn zu verschieben, ändert sich nichts.«

»Aber wieso ist dieser Stein so wichtig? Er sieht gar nicht besonders großartig aus.«

»Genau genommen, hat der Stein selbst keine Bedeutung.

Umständehalber braucht man etwas, und zufällig ist es ein Stein. Der russische Schriftsteller Tschechow hat einmal etwas sehr Kluges gesagt: ›Wenn man im 1. Akt eine Pistole auf die Bühne bringt, muss sie im letzten Akt abgefeuert werden.‹ Verstehst du, was er damit sagen wollte?«

»Nein.«

»Das hab ich mir schon gedacht«, sagte Colonel Sanders. »Eigentlich habe ich auch nur aus Höflichkeit gefragt.«

»Besten Dank.«

»Was Tschechow damit sagen will, ist Folgendes: Das Unvermeidliche ist ein Konzept für sich, dessen Ursprung ein anderer ist als der von Logik, Moral und Bedeutung. Es geht letztlich dabei nur um die Rolle, die Funktion. Dinge, die *keine* unvermeidliche Rolle spielen, sollten nicht da sein. Unvermeidliche Dinge jedoch sollten da sein. Das ist Dramaturgie. Logik, Moral und Bedeutung sind keine Größen, die a priori vorhanden sind, sondern sie entstehen erst in einem Zusammenhang. Das war es, was Tschechow unter Dramaturgie verstand.«

»Ich versteh kein Wort. Das ist mir zu hoch.«

»Dein Stein ist, mit Tschechow gesprochen, die ›Pistole‹. Er muss abgefeuert werden. In dieser Hinsicht ist er von Bedeutung, ist er ein besonderer Stein. Aber es ist nichts Heiliges an ihm. Also brauchst du dir überhaupt keine Sorgen zu machen, verflucht zu werden.«

Hoshino runzelte die Stirn. »Dieser Stein ist eine Pistole?«

»Nur in metaphorischer Hinsicht. In Wirklichkeit wird keine Kugel aus ihm rauskommen. Da kannst du ganz beruhigt sein.«

Colonel Sanders zog ein großes quadratisches Tuch aus seiner Jacketttasche und reichte es Hoshino.

»Darin kannst du den Stein einwickeln. Wir wollen ja nicht, dass jemand ihn sieht.«

»Oh je, dann sind wir doch Räuber.«

»Was redest du da? Wie klingt denn das? Wir stehlen ihn doch nicht. Wir leihen ihn nur kurz für einen wichtigen Zweck aus.«

»Ja doch – ich hab schon verstanden. Wir folgen nur der Dramaturgie und übergeben die Materie ihrem unvermeidlichen Wandel.«

»Ganz recht.« Colonel Sanders nickte. »Jetzt hast du es begriffen.«

Hoshino wickelte den Stein in das kräftige indigoblaue Tuch und ging den Pfad zurück durch das Wäldchen. Colonel Sanders leuchtete ihm mit der Taschenlampe den Weg. Der Stein war viel schwerer, als er aussah, sodass der junge Mann unterwegs mehrmals anhalten musste, um zu verschnaufen. Als sie aus dem Wäldchen heraus waren, durchquerten sie hastig, damit niemand sie sah, den beleuchteten Teil und traten auf eine große Straße hinaus. Colonel Sanders hob die Hand, hielt ein vorbeifahrendes Taxi an und ließ den jungen Mann mit dem Stein einsteigen.

»Ich soll ihn also ans Kopfende legen?«, fragte der junge Mann.

»Genau. Sonst nichts. Mach dir keine unnötigen Gedanken. Das Wichtigste ist, dass der Stein da ist«, sagte Colonel Sanders.

»Ich muss mich bei Ihnen bedanken, Colonel. Dafür, dass Sie mir gezeigt haben, wo der Stein ist.«

Colonel Sanders lächelte. »Du brauchst mir nicht zu danken. Ich erfülle nur meine Funktion. Aber das war doch ein tolles Weib, kleiner Hoshino, was?«

»Ja, wirklich unglaublich, Colonel.«

»Das ist die Hauptsache.«

»Aber die Frau war doch echt? Kein Fuchs oder eine Abstraktion oder so was Unerfreuliches, oder?«

»Weder ein Fuchs noch eine Abstraktion. Eine echte Sexmaschine. Reinster Vierrad-Lustantrieb. Hat ziemliche Mühe

gekostet, sie zu finden. Sei also ganz beruhigt.«

»Da bin ich aber froh«, sagte Hoshino.

Als Hoshino den eingewickelten Stein an Nakatas Kopfende legte, war es bereits nach ein Uhr nachts. Er fand, es sei besser, ihn dorthin zu legen, um den Fluch abzuwenden. Erwartungsgemäß schlief Nakata tief und fest wie ein Klotz. Damit er den Stein auch sehen konnte, beschloss der junge Mann, das Tuch aufzuknoten. Dann zog er sich seinen Schlafanzug an, kroch in den Futon und war schon im nächsten Augenblick eingeschlafen. Er träumte kurz von einem Gott, der in kurzen Hosen auf einem Sportplatz rumrannte und auf einer Trillerpfeife blies.

Als Nakata am nächsten Morgen um fünf Uhr aufwachte, sah er an seinem Kopfende den Stein.

31

Kurz nach eins bringe ich frisch gekochten Kaffee in ihr Büro im ersten Stock. Wie immer ist die Tür offen. Frau Saeki steht am Fenster und sieht, eine Hand an den Rahmen gelegt, hinaus. Woran sie wohl denkt? Mit der anderen Hand spielt sie gedankenverloren an einem Blusenknopf. Weder Füller noch Papier liegen auf dem Schreibtisch, auf den ich nun die Kaffeetasse stelle. Eine dünne Wolkenschicht verschleiert den Himmel, und kein Vogelgezwitscher ist zu hören.

Als Frau Saeki mich sieht, wendet sie sich abrupt vom Fenster ab, setzt sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und nimmt einen Schluck Kaffee. Dann bietet sie mir den üblichen Platz an, und ich setze mich. Über den Schreibtisch hinweg sehe ich ihr beim Kaffeetrinken zu. Ob sie sich vielleicht doch noch ein bisschen an die Ereignisse der letzten Nacht erinnert? Ich vermag es nicht zu sagen. Dem äußeren Anschein nach könnte sie alles wissen oder überhaupt nichts. Ich erinnere mich an ihren nackten Körper. An das Gefühl, sie überall zu berühren. Aber ich bin mir nicht einmal sicher, ob es wirklich *diese* Saeki-san gewesen ist, auch wenn ich in der Nacht davon überzeugt gewesen war.

Sie trägt eine schimmernde hellgrüne Bluse und einen engen beigefarbenen Rock. Am Kragen schaut ihre schmale Silberkette hervor. Sie sieht sehr chic aus. Ihre schlanken Finger auf dem Schreibtisch lassen an fein ziseliertes Kunsthandwerk denken.

»Wie sieht’s aus? Gefällt es dir hier?«, fragt sie mich.

»In Takamatsu?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht genau. Bisher habe ich noch kaum etwas von der Stadt gesehen. Nur das, was zufällig am Weg lag. Die

Bibliothek, ein Sportstudio, den Bahnhof, ein Hotel … mehr nicht.«

»Findest du die Stadt langweilig?«

Ich schüttle den Kopf. »Ich weiß nicht. Eigentlich finde ich selten etwas langweilig. Außerdem sehen alle Städte irgendwie gleich aus … Ist Takamatsu denn langweilig?«

Sie zuckt kurz die Achseln. »Als ich jung war, fand ich das jedenfalls und wollte fort. An einen Ort, an dem es etwas Besonderes gibt und interessantere Menschen.«

»Interessantere Menschen?«

Frau Saeki schüttelt leicht den Kopf. »Ich war jung«, sagt sie.

»Und junge Leute denken meistens so. Du nicht?«

»Eigentlich nicht. Ich bin nicht fortgegangen, um etwas Interessanteres zu finden. Ich wollte nur anderswohin. Ich wollte nur nicht *dort* bleiben.«

»Dort?«

»In Nogata in Nakano. Wo ich geboren und aufgewachsen bin.«

Ich habe das Gefühl, in ihren Augen etwas aufblitzen zu sehen, als sie diese Namen hört, aber sicher bin ich nicht.

»*Wohin* du weglaufen würdest, war nicht die Frage für dich, stimmt's?«, sagt Frau Saeki.

»Nein, das war nicht die Frage. Ich wusste nur, dass ich auf keinen Fall dort bleiben konnte. Deshalb bin ich gegangen.«

Sie betrachtet ihre auf dem Schreibtisch ruhenden Hände. Mit einem sehr objektiven Blick.

»Ich habe genauso gedacht wie du, als ich mit zwanzig von hier fortging«, sagt sie ruhig. »Ich dachte, ich würde es nicht überleben, wenn ich hier bliebe, und war fest überzeugt, dass ich diese Stadt nie Wiedersehen würde. Ich hatte nicht vor zurückzukommen. Doch so vieles ist geschehen, und ich konnte

nicht anders. Es ist, wie an den Anfang zurückzukehren.«

Sie dreht sich um und schaut aus dem offenen Fenster. Die Schattierungen der Wolkendecke am Himmel zeigen nicht die mindeste Veränderung. Es ist windstill. Der Hintergrund ist reglos wie eine Studiokulisse.

»Im Leben geschehen viele unvorhersehbare Dinge.«

»Heißt das, ich werde vielleicht eines Tages an meinen Ursprung zurückkehren?«

»Das weiß ich natürlich nicht. Das ist deine Sache, und es liegt vielleicht in weiter Ferne. Aber ich glaube, der Geburtsort und der Ort, an dem ein Mensch stirbt, sind für ihn sehr wichtig. Seinen Geburtsort kann man sich natürlich nicht aussuchen. Aber den Ort, an dem man stirbt, kann man bis zu einem gewissen Grad selbst wählen.«

Sie spricht gelassen, das Gesicht dem Fenster zugewandt. »Wie kommt es nur, dass ich dir diese Gedanken anvertraue?«

»Weil ich nicht von hier bin und in einem ganz anderen Alter als Sie«, sage ich.

»Wahrscheinlich hast du Recht.«

Ein kurzes Schweigen entsteht, zwanzig, dreißig Sekunden, in denen wir wohl beide verschiedenen Gedanken nachhängen. Sie nimmt ihre Tasse und trinkt einen Schluck.

Ich fasse mir ein Herz. »Saeki-san, ich hab Ihnen auch etwas anzuvertrauen.«

Sie wendet sich mir zu und lächelt. »Also tauschen wir jetzt gegenseitig unsere Geheimnisse aus, nicht wahr?«

»Meins ist eigentlich kein Geheimnis. Eher eine Hypothese.«

»Eine Hypothese?«, sagt Frau Saeki. »Du vertraust mir eine Hypothese an?«

»Ja.«

»Klingt interessant.«

»Es ist eine Fortsetzung des Gesprächs, das wir vor kurzem hatten«, sage ich. »Sind Sie denn in diese Stadt zurückgekehrt, um zu sterben?«

Ein ruhiges Lächeln erscheint auf ihren Lippen wie der aufgehende bleiche Mond. »Könnte man sagen. Aber eigentlich spielt es keine Rolle. Im alltäglichen Dasein macht das keinen so großen Unterschied – ob man etwas tut, um zu überleben oder um zu sterben, ist im Grunde egal.«

»Sehnen Sie sich nach dem Tod?«

»Tja«, sagt sie. »Das weiß ich selbst nicht.«

»Mein Vater hat sich den Tod gewünscht.«

»Dein Vater ist gestorben?«

»Vor kurzem«, sage ich. »Vor *ganz* kurzem.«

»Warum hat sich dein Vater den Tod gewünscht?«

Ich hole tief Luft. »Den Grund dafür wusste ich nie. Aber jetzt weiß ich ihn. Seit ich hier bin, begreife ich ihn endlich.«

»Warum?«

»Ich glaube, mein Vater hat Sie geliebt. Aber er konnte Sie niemals für sich gewinnen. Das heißt, von Anfang an war er nicht imstande, Sie *wirklich* zu erreichen. Mein Vater wusste das. Deshalb hat er sich gewünscht zu sterben. Deshalb wollte er, dass ich mich mit Ihnen und meiner Schwester vereinige. Das waren die Prophezeiung und der Fluch, die er mir einprogrammiert hat.«

Sie stellt die Kaffeetasse, die sie in der Hand hält, auf die Untertasse zurück. Das Klappern klingt sehr neutral. Sie starrt mir direkt von vorne ins Gesicht. Aber sie sieht mich nicht. Sie blickt irgendwohin ins Leere.

»Habe ich deinen Vater gekannt?«

Ich schüttle den Kopf. »Es ist, wie gesagt, nur eine Hypothese.«

Sie legt ihre Hände übereinander auf den Schreibtisch. Immer noch liegt ein leichtes Lächeln auf ihren Lippen.

»Deiner Hypothese zufolge wäre ich deine Mutter, nicht wahr?«

»Ja«, sage ich. »Sie hätten mit meinem Vater zusammengelebt, mich bekommen und mich dann zurückgelassen. In dem Sommer, in dem ich vier wurde.«

»Nach deiner Hypothese.«

Ich nicke.

»Deshalb hast du mich auch gestern gefragt, ob ich Kinder hätte, ja?«

Ich nicke.

»Und ich sagte, ich könne darauf nicht antworten. Weder mit Ja noch mit Nein.«

»Ja.«

»Und deshalb funktioniert deine Hypothese noch.«

Abermals nicke ich. »Ja.«

»Und … wie ist dein Vater gestorben?«

»Jemand hat ihn getötet.«

»Du doch sicher nicht?«

»Nein. Ich habe ihn nicht angerührt. Eigentlich habe ich sogar ein Alibi.«

»Aber du bist davon nicht ganz überzeugt?«

Ich schüttle den Kopf. »Nein.«

Wieder nimmt Frau Saeki einen kleinen Schluck aus ihrer Tasse. Aber sie achtet nicht auf den Geschmack.

»Warum hat dein Vater diesen Fluch über dich verhängt?«

»Vielleicht, weil er seinen Willen auf mich übertragen wollte«, sage ich.

»Also, mich zu begehren?«

»Ja«, sage ich.

Frau Saeki schaut in die Tasse, die sie noch in der Hand hält, und hebt dann wieder das Gesicht.

»Und nun – begehrst du mich?«

Ich nicke nur einmal und mit Nachdruck. Sie schließt die Augen. Ich starre auf ihre geschlossenen Lider und sehe durch sie hindurch das Dunkel, das sie sieht. Verschiedene seltsame Gebilde tauchen aus ihm auf und verschwinden wieder. Kurz darauf öffnet sie langsam wieder die Augen.

»Hypothetisch?«

»Das hat nichts mehr mit der Hypothese zu tun. Dass ich Sie begehre, geht darüber hinaus.«

»Möchtest du mit mir schlafen?«

Ich nicke.

Wie geblendet kneift sie die Augen zusammen. »Hast du schon einmal mit einer Frau geschlafen?«

Wieder nicke ich und denke, *gestern Nacht, mit dir.* Aber es kommt mir nicht über die Lippen. Sie erinnert sich an nichts.

Frau Saeki seufzt ein bisschen. »Kafka, du weißt es ja selbst – du bist fünfzehn, und ich bin über fünfzig.«

»So simpel ist das nicht. Wir sprechen nicht von der Zeit. Ich kenne Sie mit fünfzehn. Ich habe mich in Sie *als Fünfzehnjährige* verliebt. Zutiefst. Durch dieses Mädchen liebe ich Sie. Sie schlummert auch jetzt noch in Ihnen. Sie wird immer in Ihnen sein. Und wenn Sie schlafen, beginnt sie sich zu bewegen. Ich habe sie gesehen.«

Frau Saeki schließt wieder die Augen. Ihre Lider beben ein wenig.

»Ich liebe Sie, und das ist das Wichtigste. Das sollten Sie wissen, Saeki-san.«

Sie ringt nach Luft, wie jemand, der vom Meeresgrund

auftaucht, und sucht nach Worten. Aber sie findet sie nicht.

»Kafka, es tut mir leid, aber kannst du bitte gehen? Ich möchte eine Weile allein sein«, sagt sie. »Wenn du hinausgehst, schließ die Tür.«

Ich nicke und stehe auf, um den Raum zu verlassen. Aber etwas hält mich zurück. In der Tür mache ich wieder kehrt und gehe durch den Raum zu ihr. Ich berühre ihr Haar. Meine Finger berühren ihr kleines Ohr unter ihrem Haar. Ich kann einfach nicht anders. Sie hebt überrascht den Kopf und legt ein wenig verwirrt ihre Hand auf meine.

»In jedem Fall schießt du mit deiner Hypothese weit über das Ziel hinaus. Das weißt du doch?«

Ich nicke. »Ich weiß es. Aber die Distanz ist viel kürzer geworden – metaphorisch ausgedrückt.«

»Aber weder du noch ich sind Metaphern.«

»Natürlich nicht«, sage ich. »Aber mit Metaphern kann man dasjenige, was zwischen mir und Ihnen ist, verständlicher machen.«

Mit einem leisen Lächeln sieht sie zu mir auf. »Das ist die seltsamste Werbung, die mir je zu Ohren gekommen ist.«

»Das Ganze ist ja ein bisschen seltsam. Aber ich glaube, ich komme der Wahrheit ziemlich nahe.«

»Auf reale Weise der metaphorischen Wahrheit? Oder der realen Wahrheit auf metaphorische Weise? Oder wirken sie wechselseitig aufeinander ein?«

»Jedenfalls kann ich die Traurigkeit in mir jetzt nicht mehr ertragen.«

»So geht es mir auch.«

»Deswegen sind Sie in diese Stadt zurückgekehrt, um zu sterben.«

Sie schüttelt den Kopf. »Nicht direkt um zu sterben. Wirklich nicht. Ich warte hier nur darauf, dass der Tod kommt. Wie man

auf einer Bank am Bahnhof sitzt und auf den Zug wartet.«

»Und wissen Sie, wann der Zug kommt?«

»Kafka, ich habe mein Leben bisher ziemlich ruiniert. Auch mich selbst ruiniert. Als ich mein Leben hätte beenden sollen, habe ich es nicht getan. Obwohl ich wusste, dass es sinnlos geworden war, konnte ich es aus irgendeinem Grund nicht beenden. Das Ergebnis war, dass ich Dinge getan habe, die ich nicht tun wollte, nur um die Zeit totzuschlagen. Dadurch habe ich mich selbst verletzt, und damit auch andere. Dafür erhalte ich jetzt den Lohn. Man könnte es einen Fluch nennen. Für eine begrenzte Zeit habe ich etwas Vollkommenes in Händen gehalten. Darum habe ich danach nur auf mich herabgesehen. Das ist mein Fluch. Solange ich lebe, kann ich diesem Fluch nicht entrinnen. Daher fürchte ich mich auch nicht vor dem Tod. Und um deine Frage zu beantworten: *Ich weiß ungefähr, wann er kommt.*«

Noch einmal nehme ich ihre Hand. Alles ist in der Schwebe. Ein geringes Gewicht würde genügen, um die Waagschale auf die eine oder die andere Seite zu drücken. Ich muss nachdenken. Ich muss zu einem Urteil gelangen. Ich muss vorwärts gehen.

»Saeki-san, würden Sie mit mir schlafen?«, sage ich.

»Auch wenn ich deiner Hypothese nach deine Mutter sein könnte?«

»Ich bin mitten in einem Umbruch, und alles scheint eine doppelte Bedeutung zu haben.«

Sie überlegt. »Aber für mich ist es nicht so. Es gibt keine Abstufungen. Entweder null Prozent oder hundert Prozent, eins von beidem.«

»Sie wissen, welches von beidem.«

Sie nickt.

»Darf ich Sie etwas fragen?«

»Was denn?«

»Wo haben Sie diese beiden Akkorde entdeckt?«

»Die beiden Akkorde?«

»Die Akkorde in ›Kafka am Strand‹.«

Sie sieht mich an. »Sie gefallen dir?«

Ich nicke.

»Ich habe sie in einem alten Zimmer gefunden – sehr weit fort. Damals stand die Tür dieses Zimmers offen«, sagt sie ruhig. »Es ist jetzt weit, weit fort.«

Darauf schließt sie die Augen und kehrt in ihre Erinnerungen zurück.

»Wenn du gehst, mach die Tür hinter dir zu, Kafka«, sagt sie. Ich gehorche.

Nach Bibliotheksschluss fährt Oshima in seinem Wagen mit mir in ein Fischrestaurant. Durch die großen Scheiben hat man einen Ausblick auf das abendliche Meer. Ich denke an die Wesen, die darin leben.

»Ab und zu sollten wir ausgehen und etwas für unsere Ernährung tun«, sagt er. »Ich glaube nicht, dass die Polizei hier nach dir Ausschau hält. Wir brauchen also nicht so nervös zu sein. Du musst mal auf andere Gedanken kommen.«

Wir essen einen großen Salat und teilen uns eine Paella.

»Irgendwann möchte ich nach Spanien reisen«, sagt Oshima.

»Warum nach Spanien?«

»Um am Krieg teilzunehmen.«

»Der Spanische Bürgerkrieg ist doch schon lange vorbei.«

»Weiß ich doch. Lorca starb, und Hemingway überlebte«, sagt Oshima. »Aber ich habe ein Recht darauf, nach Spanien zu gehen und am Bürgerkrieg teilzunehmen.«

»Metaphorisch gesprochen.«

»Natürlich.« Er runzelt die Stirn. »Ein Mensch unbestimmten

Geschlechts, der an Hämophilie leidet und Shikoku fast noch nie verlassen hat, kann doch unmöglich nach Spanien in den Krieg ziehen.«

Wir essen eine Menge Paella und trinken Perrier dazu.

»Gibt es irgendwelche Neuigkeiten über den Mord an meinem Vater?«, frage ich.

»Offenbar nichts Erwähnenswertes. Zumindest die hiesigen Zeitungen bringen kaum noch etwas darüber. Abgesehen von ein paar schwülstigen Nachrufen in den Feuilletons. Wahrscheinlich stecken die Ermittlungen fest. Die Aufklärungsrate von Verbrechen in Japan ist leider in ständigem Niedergang begriffen. Wie die Aktienkurse. Der verschwundene Sohn ist jedenfalls noch nicht gefunden worden.«

»Der Fünfzehnjährige.«

»Der fünfzehnjährige Ausreißer mit einem Hang zur Gewalt und mit einer Obsession«, ergänzt Oshima.

»Und über die Fische, die es geregnet hat?«

Oshima schüttelt den Kopf. »Da scheint auch eine Pause eingetreten zu sein. Seither ist außer dem fürchterlichen, monumentalen Gewitter vorgestern nichts Merkwürdiges mehr niedergegangen.«

»Hat sich die Lage entspannt?«

»Sieht so aus. Oder wir befinden uns im Auge des Orkans.«

Ich nicke, nehme eine Muschel, picke das Innere mit der Gabel heraus und lege die Schale in das dafür vorgesehene Gefäß.

»Bist du noch verliebt?«, fragt Oshima.

Ich nicke. »Und Sie?«

»Ob ich verliebt bin?«

Ich nicke.

»Du stellst mir also die intime Frage nach einer ungehörigen Romanze in meinem von sexueller Unbestimmbarkeit und

Homosexualität pervertierten Privatleben?«

Ich nicke. Er nickt.

»Es gibt da jemanden«, sagt Oshima, während er mit mürrischem Gesicht eine Muschel verzehrt. »Aber es ist keine stürmische Liebe wie in einer Oper von Puccini. Wir sind weder abhängig noch distanziert und sehen uns nur gelegentlich. Aber ich glaube, im Grunde gibt es ein tiefes gegenseitiges Verständnis.«

»Verständnis?«

»Wenn Haydn komponierte, trug er immer eine – sogar gepuderte – Perücke und Gesellschaftskleidung.«

Verblüfft sehe ich Oshima an. »Haydn?«

»Ohne die Perücke konnte er nicht richtig komponieren.«

»Warum nicht?«

»Weiß ich nicht. Das ist eine Sache zwischen Haydn und seiner Perücke. Für Außenstehende unverständlich. Wahrscheinlich konnte er es selbst nicht erklären.«

Ich nicke.

»Herr Oshima, bekommen Sie auch so ein trauriges Gefühl, wenn Sie allein sind und an die andere Person denken?«

»Natürlich«, sagt er. »Bei den verschiedensten Gelegenheiten. Besonders in der Jahreszeit, in der der Mond bläulich wirkt. Und besonders in der Jahreszeit, in der die Vögel nach Süden ziehen. Besonders –«

»Wieso *natürlich*«*,* frage ich.

»Weil jeder, der liebt, seine fehlende Hälfte sucht. Deshalb wirst du immer traurig – mal mehr, mal weniger –, wenn du an den anderen denkst. Wehmut ergreift dich, als würdest du ein Zimmer betreten, das dir schon lange nicht mehr gehört. Das ist ganz natürlich. Du hast dieses Gefühl nicht erfunden. Du brauchst es dir nicht patentieren zu lassen.«

Ich nehme meine Gabel und schaue auf.

»Die Wehmut nach einem alten Zimmer in weiter Ferne?«

»Genau«, sagt Oshima und hebt seine Gabel. »Natürlich ist das nur eine Metapher.«

Abends gegen neun Uhr kommt Saeki-san zu mir ins Zimmer. Ich sitze auf meinem Sessel und lese, als ich höre, wie ihr Golf auf den Parkplatz fährt und dort hält. Eine Wagentür wird zugeschlagen. Gummisohlen überqueren langsam den Parkplatz. Es klopft an meiner Tür. Saeki-san steht davor. Diesmal schläft sie nicht. Sie trägt ein Baumwollhemd mit Nadelstreifen und leichte Bluejeans. Dazu weiße Segeltuchschuhe. Zum ersten Mal sehe ich sie in Hosen.

»Ein Zimmer voller Erinnerungen«, sagt sie. Sie bleibt vor dem Bild an der Wand stehen und betrachtet es. »Und ein Bild voller Sehnsüchte.«

»Ist der Strand auf dem Bild hier in der Nähe?«, frage ich sie.

»Gefällt es dir?«

Ich nicke. »Wer hat es gemalt?«

»Ein junger Maler, der in einem Sommer bei den Komuras zu Gast war. Kein sonderlich berühmter Maler, zumindest damals nicht. Deshalb habe ich auch seinen Namen vergessen. Aber er war nett, und ich finde, das Bild ist sehr gut gemalt. Auf jeden Fall hat es etwas Kraftvolles. Ich habe ihm die ganze Zeit beim Malen zugeschaut und dabei halb im Scherz alle möglichen Forderungen gestellt. Wir waren gute Freunde. Ich und der Maler, in jenem Sommer vor langer Zeit. Ich war damals zwölf Jahre alt«, erzählt sie. »Und der Junge auf dem Bild war ebenfalls zwölf.«

»Die Stelle sieht aus, als wäre sie hier ganz in der Nähe.«

»Komm mit«, sagt sie. »Wir machen einen Spaziergang und ich zeige sie dir.«

Wir gehen durch das Kiefernwäldchen zum Meer, an den nächtlichen Strand. Die Wolken reißen auf, und das Licht des Halbmonds liegt auf den Wellen. Es sind kleine Wellen, die schwach ansteigen und sich leise brechen. Irgendwo setzt sie sich in den Sand, und ich lasse mich neben ihr nieder. Der Sand speichert noch ein wenig Wärme. Sie deutet vage mit dem Finger auf eine Stelle am Wasser.

»Dort war es«, sagt sie. »Aus diesem Winkel hat er die Szene gemalt. Er hat einen Liegestuhl aufgestellt und den Jungen hineingesetzt. Dort irgendwo hat er seine Staffelei platziert. Ich erinnere mich noch genau. Die Lage der Insel passt ins Bild, oder?«

Ich folge ihrer Fingerspitze. Die Lage der Insel scheint tatsächlich zu passen. Und doch sieht es, aus welchem Blickwinkel ich auch schaue, nicht aus wie die Stelle auf dem Bild. Das sage ich.

»Der Strand hat sich tatsächlich sehr verändert«, sagt Saeki-san.

»Immerhin sind inzwischen vierzig Jahre vergangen, und die Landschaft hat sich natürlich gewandelt. Die Wellen, der Wind, die Stürme und all das haben die Küstenlinie verändert. Sand ist verschwunden, Sand wurde angeschwemmt. Aber gar kein Zweifel, es war hier. Ich weiß es noch wie heute. Und in jenem Sommer bekam ich zum ersten Mal meine Periode.«

Schweigend betrachten wir die Landschaft. Die Wolken ändern ihre Form, das Mondlicht wirft Flecken auf den Sand. Hin und wieder zieht ein Windstoß durch das Kiefernwäldchen und erzeugt ein Geräusch, als fegten zahllose Besen über die Erde. Ich schöpfe mit den Händen Sand und lasse ihn durch die Finger langsam zu Boden rieseln, wo er sich mit anderem Sand vermischt – wie Zeit, die man aus den Augen verliert.

»Woran denkst du?«, fragt mich Frau Saeki.

»Daran, nach Spanien zu fahren.«

»Und was würdest du in Spanien tun?«

»Paella essen.«

»Mehr nicht?«

»Mich am Spanischen Bürgerkrieg beteiligen.«

»Aber der Spanische Bürgerkrieg ist seit über sechzig Jahren zu Ende.«

»Ich weiß«, sage ich. »Lorca ist tot, und Hemingway hat überlebt.«

»Aber du möchtest mitmachen?«

Ich nicke. »Brücken sprengen.«

»Und dich in Ingrid Bergmann verlieben.«

»Aber in Wirklichkeit bin ich in Takamatsu und in Sie verliebt.«

»Was nicht so richtig geht.«

Ich lege den Arm um ihre Schulter.

DU LEGST DEN ARM UM IHRE SCHULTER.

Sie lehnt sich an dich. Wieder vergeht eine lange Zeit.

»Weißt du was? Vor einer Ewigkeit habe ich schon einmal genau das Gleiche getan. Genau an dieser Stelle.«

»Ich weiß«, sagst du.

»Woher weißt du das?«, fragt sie und sieht dich an.

»Weil ich damals dort war.«

»Du warst dort und hast Brücken gesprengt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Metaphorisch gesprochen.«

»Natürlich.«

Du nimmst sie in die Arme, ziehst sie an dich und küsst sie. Du spürst, wie in deinen Armen die Kraft ihren Körper verlässt.

»Wir alle träumen«, sagt sie.

Alle träumen.

»Warum bist du gestorben?«

»Ich konnte es nicht verhindern«, sagst du.

Ihr beide geht am Strand entlang zur Bibliothek zurück. Dann löscht ihr das Licht im Zimmer, zieht die Vorhänge vor und umarmt euch wortlos im Bett. Beinahe das Gleiche wie in der vergangenen Nacht wiederholt sich auf fast gleiche Weise. Zwei Unterschiede gibt es jedoch. Nachdem ihr zusammen geschlafen habt, weint sie. Sie vergräbt den Kopf im Kissen und weint lange und lautlos. Du weißt nicht, was du tun sollst, und legst deine Hand sacht auf ihre nackte Schulter. Du willst irgendetwas sagen. Aber du weißt nicht, was. Die Worte sind in einer Nische der Zeit erstorben. Sind lautlos auf den Grund eines dunklen Kratersees gesunken. Das ist der eine Unterschied. Als sie diesmal geht, ertönt der Motor ihres Wagens. Das ist der zweite Unterschied. Sie startet den Motor, schaltet ihn ab, eine gewisse Zeit vergeht, als würde sie nachdenken. Dann lässt sie den Motor wieder an und fährt vom Parkplatz. Die Stille zwischen dem Anlassen und Abschalten des Motors löst große Traurigkeit in dir aus. Diese Leere zieht ein in dein Herz wie der Nebel vom Meer. Sie richtet sich für lange dort ein und wird ein Teil von dir.

Von Saeki-san ist dir nur das tränenfeuchte Kissen geblieben. Die Hand auf dem feuchten Kissen, beobachtest du, wie der Himmel vor dem Fenster allmählich heller wird. Von ferne ertönt der Ruf einer Krähe. Die Erde dreht sich langsam weiter. Und so leben wir alle in unseren Träumen.

32

Als Nakata gegen fünf Uhr morgens aufwachte, erblickte er den großen Stein an seinem Kopfende. Auf dem Futon neben ihm schlief Hoshino ganz fest mit halboffenem Mund und zerzaustem Haar. An seinem Kopfende lag die Chunichi-Dragons-Kappe. Sein schlafendes Gesicht vermittelte eine ausdrückliche Botschaft: »Was auch passiert, weck mich nicht!« Nakata war nicht überrascht, den Stein dort zu finden, und stellte sich auch keine Fragen. Sein Verstand akzeptierte den Umstand, dass der Stein an seinem Kopfende lag, prompt und ohne die Frage, wie er dorthin gekommen sein mochte. Betrachtungen über komplizierte Abläufe überforderten in den meisten Fällen sein Denkvermögen.

Nakata setzte sich aufrecht neben das Kopfende und nahm den Stein eine Weile gründlich in Augenschein. Bald streckte er eine Hand aus und berührte sacht den Stein, als fasse er eine große schlafende Katze an. Erst vorsichtig mit den Fingerspitzen, doch als er merkte, dass nichts passierte, strich er kühn und ausgiebig mit der Hand über die ganze Oberfläche. Dabei dachte er angestrengt über etwas nach. Oder zumindest lag ein nachdenklicher Ausdruck auf seinem Gesicht. Seine Hände betasteten die raue Oberfläche und prägten sich jeden Winkel, jede Delle und jeden Vorsprung ein, als läsen sie eine Landkarte. Hin und wieder legte Nakata unvermittelt, als sei ihm etwas eingefallen, eine Hand auf seinen Kopf und rieb sich über die Stoppeln, wie um etwas Verbindendes zwischen seinem Kopf und dem Stein zu entdecken.

Endlich erhob er sich mit einem Seufzer, öffnete das Fenster und steckte den Kopf nach draußen. Vom Fenster aus sah man nur die Rückseite eines angrenzenden, ärmlichen Gebäudes, in dem ärmliche Menschen ärmliche Arbeiten verrichteten, um ihr

ärmliches Brot zu verdienen. In den Straßen jeder Stadt gibt es solche Gebäude, die abseits von jeder Begünstigung liegen. Charles Dickens hätte es vermutlich zehn Seiten lang beschrieben. Die Wolken darüber wirkten wie harte Dreckklumpen, die man seit Ewigkeiten nicht aus dem Staubsauger entfernt hat. Oder als hätten die bei der dritten industriellen Revolution entstandenen Widersprüche sich zu den verschiedensten Formen verdichtet und wären gen Himmel geschwebt. Jedenfalls sah es nach Regen aus. Unten entdeckte Nakata eine abgemagerte schwarze Katze, die mit aufgerichtetem Schwanz auf der schmalen Mauer zwischen den Gebäuden herumstolzierte.

»Heute gibt es Gewitter«, sprach Nakata die Katze an. Aber seine Worte schienen sie nicht zu erreichen. Ohne sich umzudrehen oder innezuhalten, spazierte sie anmutig weiter und verschwand im Schatten der Häuser.

Er nahm die Plastiktüte mit seinem Waschzeug, ging ins Gemeinschaftsbad auf dem Flur, wusch sich das Gesicht mit Seife, putzte sich die Zähne und rasierte sich mit dem Sicherheitsrasierer. Für jede einzelne dieser Verrichtungen nahm er sich Zeit. Er wusch sich gründlich das Gesicht, putzte sich gründlich die Zähne und rasierte sich gründlich. Er stutzte sich mit der Schere die Nasenhaare, glättete seine Augenbrauen und reinigte sich die Ohren. Er war ohnehin ein Mensch, der für alles etwas länger brauchte, aber an diesem Morgen ließ er sich besonders viel Zeit. Um diese frühe Stunde war außer ihm noch niemand im Bad, und bis zum Frühstück war es noch eine Weile hin. Hoshino machte auch nicht den Eindruck, als würde er in nächster Zeit aufwachen. Also konnte Nakata, ohne auf jemanden Rücksicht nehmen zu müssen, in aller Ruhe vor dem Spiegel Toilette machen, während er die Gesichter der verschiedenen Katzen, die er in dem Buch in der Bücherei gesehen hatte, in Gedanken Revue passieren ließ. Da er nicht lesen konnte, wusste er nicht, um welche Rassen es sich

gehandelt hatte. Trotzdem erinnerte er sich an das Gesicht jeder einzelnen Katze.

»Wie viele verschiedene Katzen es doch auf der Welt gibt«, dachte er, während er sich mit einem Ohrstäbchen die Ohren reinigte. Sein erster Besuch in einer Bibliothek hatte Nakata schmerzlich zu Bewusstsein gebracht, was alles er nicht wusste. Es gab so grenzenlos vieles auf der Welt, worüber er rein gar nichts wusste. Als Nakata über die Grenzenlosigkeit nachdachte, bekam er allerdings leichte Kopfschmerzen. Natürlich hatte die Grenzenlosigkeit keine Grenze. Damit gab er es auf, über Grenzenlosigkeit nachzudenken, und dachte lieber wieder an die Fotos der Katzen in dem Buch *Katzen der Welt.* Wie schön es wäre, sich mit jeder Einzelnen von ihnen unterhalten zu können. Es gab so viele Arten zu denken auf der Welt, so viele Arten zu sprechen und so viele Arten von Katzen. Nakata überlegte, ob die Katzen im Ausland auch ausländisch sprachen. Aber auch diese Frage war so schwierig, dass Nakata abermals Kopfschmerzen bekam.

Als er sich fertig gemacht hatte, ging er wie gewohnt auf die Toilette. Dafür brauchte er nie lange. Anschließend nahm er die Plastiktüte mit seinem Waschzeug und ging aufs Zimmer zurück. Hoshino rührte sich nicht und schlief immer noch fest. Nakata hob sein Hawaiihemd und die Bluejeans vom Boden auf und faltete sie ordentlich zusammen. Er legte sie übereinander ans Kopfende des jungen Mannes und krönte den Stapel – wie um ihm einen Sammelbegriff zu verleihen – mit der Chunichi-Dragons-Kappe. Dann zog er den Hausmantel aus und schlüpfte in Hemd und Hose. Er rieb sich die Hände und atmete tief ein und aus.

Wieder setzte er sich aufrecht vor den Stein auf den Boden, betrachtete ihn einen Moment und streckte scheu die Hand aus, um ihn zu berühren. »Heute gibt es Gewitter«, sagte Nakata zu niemandem speziell. Oder zu dem Stein. Dann nickte er sich selber mehrmals zu.

Als Nakata vor dem Fenster seine Gymnastik machte, wachte der junge Hoshino endlich auf. Nakata pfiff leise die Erkennungsmelodie der Radiogymnastik vor sich hin und turnte dazu. Hoshino öffnete die Augen einen Spalt und sah auf seine Armbanduhr. Es war kurz nach acht. Dann drehte er den Kopf und vergewisserte sich, dass der Stein an Nakatas Kopfende lag. Der Stein wirkte viel größer und rauer als im Dunkeln.

»Also war es doch kein Traum«, sagte Hoshino.

»Was meinen Sie?«, fragte Nakata.

»Der Stein«, sagte Hoshino. »Er ist tatsächlich hier. Ich hab nicht bloß geträumt.«

»Der Stein ist hier«, sagte Nakata knapp, während er seine Gymnastik fortführte. Seine Worte klangen wie die bedeutende These eines deutschen Philosophen aus dem 19. Jahrhundert.

»W*ieso er hier ist,* das ist eine schrecklich lange Geschichte, mein Freund«, sagte Hoshino.

»Jawohl. Das hat Nakata sich gedacht.«

»Aber lassen wir das.« Der junge Mann richtete sich mit einem tiefen Seufzer auf. »Das Wie und Warum ist ja auch egal. Auf alle Fälle ist er hier. Um die lange Geschichte kurz zu machen.«

»Der Stein ist hier«, wiederholte Nakata. »Das ist die Hauptsache.«

Hoshino wollte noch etwas sagen, als er merkte, dass er fürchterlichen Hunger hatte.

»He, alter Freund, alles was recht ist, ich muss frühstücken.«

»Jawohl. Nakata hat auch Hunger.«

Als sie nach dem Frühstück ihren Tee tranken, fragte der junge Mann:

»Was machen wir jetzt mit dem Stein?«

»Was sollen wir denn damit machen?«

»Jetzt hör aber auf«, sagte Hoshino kopfschüttelnd. »Ich hab den Stein doch gestern Nacht nur hergebracht, weil du ihn unbedingt finden musstest, oder nicht? Jetzt kannst du mich doch nicht fragen, was wir damit sollen.«

»Jawohl. Sie haben ganz Recht, aber ehrlich gesagt, weiß Nakata noch nicht, was wir machen sollen.«

»Das ist ja blöd.«

»Jawohl, sehr blöd«, sagte Nakata, machte aber keineswegs ein Gesicht, als sei ihm die Sache irgendwie unangenehm.

»Wenn du eine Weile nachdenkst, kommst du allmählich dahinter, oder?«

»Jawohl. Vielleicht. Aber Nakata braucht für alles länger als andere Leute.«

»Nakata, weißt du was?«

»Jawohl, Herr Hoshino.«

»Wer ihm den Namen ›Eingangsstein‹ gegeben hat, wissen wir nicht, aber eins ist sicher. Er muss früher vor irgendeinem Eingang gelegen haben. Der Name ist eine Überlieferung oder Beschreibung.«

»Jawohl. Bestimmt.«

»Aber du weißt nicht, was für ein Eingang das sein könnte?«

»Nein, Nakata weiß noch nicht. Er hat oft mit Katzen gesprochen, aber noch nie mit einem Stein.«

»Mit einem Stein zu reden ist wahrscheinlich schwierig, was?«

»Jawohl. Ganz anders als mit Katzen.«

»Aber ob man nicht doch verflucht wird, wenn man eigenmächtig so etwas Wichtiges aus einem Schrein nimmt? Allmählich mache ich mir doch Sorgen. Erst bringen wir ihn her, und jetzt wissen wir nicht, was wir damit sollen. Colonel

Sanders hat zwar gesagt, man würde nicht verflucht, aber jetzt traue ich dem Kerl nicht mehr so recht.«

»Colonel Sanders?«

»Da war ein Mann, der so hieß. So einer, wie man ihn oft auf den Schildern von diesen Kentucky Fried Chicken-Imbissen sieht. Weißer Anzug, Bart, unauffällige Brille … Du weißt schon.«

»Verzeihung, aber Nakata kennt den Herrn nicht.«

»Ach so, du kennst Kentucky Fried Chicken nicht. Ist heutzutage auch selten geworden. Egal. Aber dieser Mann selbst ist eine abstrakte Idee. Er ist kein Mensch, kein Gott und auch nicht Buddha. Und weil er eine abstrakte Idee ist, hat er keine Form. Doch weil er eine Erscheinung brauchte, hat er zufällig diese Gestalt angenommen.«

Nakata machte ein etwas betretenes Gesicht und rieb sich mit der falschen Hand seinen stoppligen Graukopf. »Nakata weiß nicht, was das ist.«

»Ehrlich gesagt, ich auch nicht«, sagte der junge Mann. »Aber auf alle Fälle ist so ein eigenartiger Mann von irgendwoher aufgetaucht und hat mir dieses Zeug runtergerasselt. Um es kurz zu machen: Im Endeffekt hat er mir geholfen, den Stein zu finden und ihn herzuschleppen. Ich will nicht jammern, aber es war eine anstrengende Nacht. Und ich habe dir den Stein geliefert und alles für dich erledigt. Den Rest möchte ich dir überlassen, offen gesagt.«

»Jawohl, Nakata übernimmt jetzt den Stein.«

»Gut«, sagte Hoshino. »Du kapierst schnell.«

»Herr Hoshino«, sagte Nakata.

»Was denn?«

»Es kommt jetzt ein großes Gewitter. Wir wollen es erwarten.«

»Nützt uns das Gewitter denn etwas mit dem Stein?«

»Nakata weiß noch nicht genau, aber allmählich hat er so ein Gefühl.«

»Gewitter … na gut. Klingt interessant. Also warten wir aufs Gewitter. Und sehen mal, was passiert.«

Wieder auf ihrem Zimmer legte Hoshino sich bäuchlings auf die Tatami und schaltete den Fernseher ein. Auf sämtlichen Kanälen liefen Unterhaltungsmagazine für Hausfrauen. Hoshino hätte lieber etwas anderes gesehen, aber da ihm nichts Besseres einfiel, um die Zeit totzuschlagen, schaute er zu, wobei er höhnisch den Inhalt kommentierte.

Unterdessen saß Nakata vor dem Stein, betrachtete ihn und fummelte daran herum. Hin und wieder murmelte er etwas. Aber was er sagte, verstand Hoshino nicht. Wahrscheinlich unterhielt sich Nakata mit dem Stein.

Um die Mittagszeit begann es endlich zu donnern.

Ehe es zu regnen anfing, holte Hoshino noch Milch und etwas Gebäck aus einem Supermarkt in der Nähe, das die beiden als Mittagessen verzehrten. Als sie beim Essen waren, steckte das Zimmermädchen den Kopf hinein und wollte saubermachen, aber Hoshino lehnte ab. Es sei schon in Ordnung so, sagte er.

»Gehen Sie denn gar nicht aus?«, fragte sie.

»Nein. Wir bleiben hier«, antwortete Hoshino.

»Weil es Gewitter gibt«, sagte Nakata.

»Aha, Gewitter«, sagte das Mädchen, machte ein skeptisches Gesicht und verzog sich. Sie beschloss, sich möglichst wenig mit den beiden abzugeben.

Bald darauf ertönte von ferne dumpfes Donnergrollen, begleitet von platschenden Regentropfen. Bis jetzt war der Donner noch nicht beeindruckend; er klang, als würde ein träger Zwerg auf einer Trommel herumstampfen. Aber die Regentropfen wurden immer riesiger, bis es in Strömen goss.

Die Welt versank in dampfigem Regendunst.

Wie zwei Indianer, die die Friedenspfeife rauchen, saßen die beiden um den Stein herum. Vor sich hin brummelnd, strich Nakata bald über den Stein, bald rieb er sich den Kopf. Hoshino sah ihm dabei zu und rauchte.

»Herr Hoshino«, sagte Nakata.

»Was ist?«

»Können Sie jetzt eine Weile hier bleiben?«

»Ja, klar. Bei dem Wetter könnte ich sowieso nirgends hin.«

»Vielleicht passiert etwas Komisches.«

»Meiner bescheidenen Meinung nach«, sagte Hoshino, »ist schon eine Menge Komisches passiert.«

»Herr Hoshino?«

»Was ist?«

»Nakata fällt plötzlich was ein. Was ist Nakata überhaupt für ein Mensch?«

Hoshino überlegte. »Mann, frag mich was Leichteres. Wie soll ich das so plötzlich beantworten? Ich weiß ja nicht mal, was für ein Mensch ich selber bin. Wie soll einer, der nicht mal weiß, was er selber ist, sich bei anderen auskennen! Nicht dass ich stolz drauf wäre, aber im Denken bin ich eine Null. Meinem Gefühl nach bist du jedenfalls eine ehrliche Haut. Oder ein bisschen großartiger ausgedrückt, einer, dem man vertrauen kann. Wäre ich sonst bis nach Shikoku mit dir gekommen? Ich bin vielleicht nicht der Schlauste, aber für Menschen hab ich einen Blick.«

»Herr Hoshino?«

»Was ist?«

»Nakata ist nicht nur schwach im Kopf. Er ist auch leer. Das hat er jetzt gemerkt. Nakata ist wie eine Bibliothek ohne ein einziges Buch. Früher war das nicht so. Da gab es Bücher in

Nakata. Die ganze Zeit wusste er es nicht mehr, aber jetzt ist es ihm wieder eingefallen. Jawohl. Nakata war einmal ein ganz normaler Mensch, genau wie die anderen. Aber irgendwann ist etwas passiert, und aus Nakata wurde eine leere Schachtel.«

»Aber Nakata, wir sind doch alle mehr oder weniger leer, oder? Wir essen, kacken, machen irgendeine alberne Arbeit, bekommen ein paar Kröten, und manchmal ficken wir. Mehr nicht. Und trotzdem leben wir lustig weiter. Wie, weiß ich nicht, aber … Mein Großvater hat oft gesagt, das Leben ist nur interessant, wenn wir unseren Willen nicht kriegen. Da ist was Wahres dran. Wer würde sich noch Baseball angucken, wenn die Chunichi Dragons alle Spiele gewinnen würden?«

»Sie haben Ihren Großvater gern gehabt, Herr Hoshino, ja?«

»Doch, schon. Wer weiß, was ohne ihn aus mir geworden wäre. Nur ihm zuliebe wollte ich trotz allem irgendwie ein anständiges Leben führen. Ich kann's nicht richtig beschreiben, aber ich hatte das Gefühl, ich hätte einen Anker gefunden. Also habe ich aufgehört, ein Rowdy zu sein, und bin zu den Streitkräften gegangen. Und irgendwann bin ich dann vernünftig geworden.«

»Aber Nakata hat niemanden. Und nichts. Auch keinen Anker. Lesen kann er nicht. Und sein Schatten ist auch nur halb.«

»Jeder hat seine Fehler.«

»Herr Hoshino?«

»Was ist?«

»Der normale Nakata hätte bestimmt ein ganz, ganz anderes Leben geführt. Wie seine beiden Brüder hätte er vielleicht studiert, wäre bei einer Firma angestellt, hätte geheiratet, Kinder bekommen, würde ein großes Auto fahren und an freien Tagen Golf spielen, ja? Aber weil Nakata nicht der normale Nakata ist, lebt er so wie jetzt. Und es ist zu spät, das zu ändern. Das weiß er. Trotzdem würde Nakata gern, auch nur für ganz kurze Zeit, der normale Nakata werden. Ehrlich gesagt, hat er sich bis jetzt

nichts gewünscht. Nakata hat brav gemacht, was die Leute ihm gesagt haben. Oder was zufällig gekommen ist. Aber jetzt ist es anders. Nakata wünscht sich ganz klar, wieder der normale Nakata zu werden. Er möchte eigene Gedanken und eine eigene Bedeutung haben.«

Der junge Hoshino seufzte. »Wenn das dein Wunsch ist, mir soll's recht sein. Meinetwegen kannst du wieder normal werden. Aber ich hab keine Ahnung, was für ein Nakata dieser normale Nakata sein soll.«

»Jawohl. Nakata hat auch keine Ahnung.«

»Aber ich wünsche dir, dass es klappt, und bete mit aller Kraft, dass du ein normaler Mensch wirst.«

»Aber vorher muss Nakata noch vieles in Ordnung bringen.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Die Sache mit Johnnie Walker.«

»Johnnie Walker?«, sagte der junge Mann. »Von dem hast du schon mal gesprochen. Ist das der Johnnie Walker von dem Whiskey?«

»Jawohl. Nakata ist sofort auf die Wache gegangen und hat alles erzählt. Er dachte, man müsste es dem Herrn Gouverneur melden. Aber sie haben sich nicht darum gekümmert. Deshalb kann Nakata das Problem nur aus eigener Kraft lösen. Danach will Nakata, wenn möglich, der normale Nakata werden.«

»Worum es da genau geht, kapier ich nicht, aber letzten Endes brauchst du dazu den Stein, ja?«

»Jawohl. Nakata muss die andere Hälfte von seinem Schatten wiederhaben.«

Der Donner war inzwischen markerschütternd. Blitze zuckten in verschiedenen Formen über den Himmel, und unmittelbar darauf krachten die Donnerschläge so rasch aufeinander, dass sie einander überlappten. Die Luft erzitterte, die losen Fensterscheiben klapperten nervenaufreibend. Schwärzliche

Wolken überzogen wie eine Decke den Himmel, und es wurde so dunkel, dass einer das Gesicht des anderen kaum noch erkennen konnte. Dennoch schalteten sie das Licht nicht an, sondern blieben unverändert, den Stein zwischen sich, einander gegenüber sitzen. Vor dem Fenster ging ein so heftiger Regen nieder, dass ihnen beim bloßen Hinsehen die Luft wegblieb. Bei jedem Blitz wurde das Zimmer für einen Augenblick hell erleuchtet. Zeitweise konnten die beiden sich nicht einmal unterhalten.

»Aber warum musst du dich um diesen Stein kümmern? Warum ausgerechnet du?«, fragte Hoshino, als das Donnern vorerst nachließ.

»Weil Nakata einer ist, der *hinein- und hinausgegangen* ist.«

»Hinaus- und hineingegangen?«

»Jawohl. Nakata ist einmal von hier hinausgegangen und wieder zurückgekommen. Zu der Zeit, als in Japan der große Krieg war. Damals ging einen Moment lang der Deckel auf, und Nakata schlüpfte hinaus. In einem anderen Moment kam er dann wieder hierher zurück. Und war dann nicht mehr der normale Nakata. Auch von seinem Schatten war nur noch die Hälfte übrig. Stattdessen konnte er mit Katzen sprechen, was jetzt nicht mehr geht. Vielleicht konnte er auch machen, dass es Sachen vom Himmel regnet.«

»Wie letztes Mal die Blutegel, oder?«

»Jawohl.«

»Das kann nicht jeder.«

»Nein, nicht jeder.«

»Aber du kannst es, weil du vor langer Zeit *hinaus- und hineingegangen* bist? Deshalb bist du kein normaler Mensch?«

»Jawohl. Nakata ist seither kein normaler Nakata mehr. Er konnte nicht mehr lesen. Und fasst keine Frauen an.«

»Kaum zu glauben.«

»Herr Hoshino.«

»Was ist?«

»Nakata hat Angst. Wie gesagt, Nakata ist leer. Wissen Sie, Herr Hoshino, was es heißt, ganz leer zu sein?«

Hoshino schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Leer, wie ein leeres Haus. Wie ein unverschlossenes, leeres Haus. Jeder, der will, kann einfach so hinein. Davor fürchtet sich Nakata sehr. Nakata kann machen, dass es Sachen vom Himmel regnet. Aber meistens weiß er überhaupt nicht, was er vom Himmel fallen lässt. Was soll er machen, wenn als Nächstes zehntausend Küchenmesser vom Himmel fallen, oder eine große Bombe oder Giftgas? Bloß um Entschuldigung bitten reicht da nicht.«

»Ja, da hast du Recht. Mit einer Entschuldigung ist's in so einem Fall nicht getan«, pflichtete der junge Mann ihm bei. »Blutegel sind ja schon hart an der Grenze, viel schlimmer darf s also nicht kommen.«

»Johnnie Walker ist einfach in Nakata reingekommen und hat ihn Dinge tun lassen, die er nicht tun wollte. Johnnie Walker hat Nakata benutzt. Und Nakata konnte sich nicht dagegen wehren. Er hatte nicht die Kraft dazu. Weil Nakata keinen Inhalt hat.«

»Und deshalb möchtest du wieder der normale Nakata werden. Du selbst mit einem richtigen Inhalt.«

»Jawohl, genau. Nakata ist ja dumm. Er kann nur Möbel machen, also hat er eben Tag für Tag Möbel gemacht. Es macht Spaß, Tische, Stühle und Kommoden zu machen. Dinge zu machen, die eine Form haben, ist gut. In diesen vielen Jahren hat Nakata sich nie gewünscht, wieder der normale Nakata zu werden. Außerdem gab es nie jemanden in seiner Nähe, der in Nakata hinein wollte. Er brauchte keine Angst zu haben. Aber jetzt, wo dieser Johnnie Walker da war, muss Nakata sich fürchten.«

»Und was hat Johnnie Walker dich machen lassen, als er in dir war?«

Ein ohrenbetäubendes Krachen zerriss plötzlich die Luft. Als habe es irgendwo ganz in der Nähe eingeschlagen. Hoshinos Trommelfelle brannten. Nakata legte den Kopf schräg und streichelte, während er auf den Donner lauschte, weiter langsam mit beiden Händen die Oberfläche des Steins.

»Es wurde Blut vergossen, das nicht vergossen werden sollte.«

»Blut vergossen?«

»Aber das Blut war nicht an Nakatas Händen.«

Der junge Mann überlegte eine Zeit lang, kam jedoch nicht dahinter, was Nakata ihm sagen wollte.

»Also, wenn man jedenfalls diesen Stein wegrollt und den Eingang öffnet, fällt alles Mögliche ganz automatisch wieder an die richtige Stelle, ja? Wie Wasser von einer höheren an eine niedrigere fließt.«

Nakata dachte nach. Oder machte zumindest sein nachdenkliches Gesicht. »So einfach geht das wohl nicht. Nakata musste den Stein finden. Und jetzt den Eingang öffnen. Genau gesagt, Nakata weiß nicht, wie es weitergeht.«

»Aber wieso ist der Stein eigentlich in Shikoku?«

»Der Stein ist überall, nicht nur in Shikoku. Und es muss auch nicht unbedingt ein Stein sein.«

»Versteh ich nicht. Wenn es ihn überall gibt, wäre es doch besser gewesen, das in Nakano zu machen. Das hätte uns viel Mühe erspart.«

Nakata strich sich über die kurzen Haare. »Es gibt ein schwieriges Problem. Nakata hat vorhin die ganze Zeit dem Stein zugehört, aber er kann ihn noch nicht so gut verstehen. Aber Nakata und auch Herr Hoshino mussten wohl hierher kommen. Und die große Brücke überqueren. In Nakano hätte es wahrscheinlich nicht geklappt.«

»Kann ich dich noch was fragen?«

»Jawohl. Was denn bitte?«

»Wenn wir es schaffen, den Eingang zu öffnen, könnte das dann das Signal für irgendeinen Superknaller sein? Oder vielleicht taucht ein komischer Geist auf wie in *Aladin und die Wunderlampe,* oder der Froschkönig hopst raus und knutscht uns ab oder wir fallen den Marsmenschen zum Fraß?«

»Kann sein, dass was passiert, aber vielleicht passiert auch gar nichts. Nakata hat so was ja auch noch nie aufgemacht. Wir erleben es erst, wenn der Eingang offen ist.«

»Und es kann auch etwas Gefährliches sein?«

»Jawohl.«

»Du liebe Güte«, sagte Hoshino. Er nahm ein Päckchen Marlboro aus der Tasche und zündete sich mit dem Feuerzeug eine an.

»Mein Großvater hat immer gesagt, es ist meine Schwäche, mich unüberlegt mit Fremden einzulassen. So war ich schon als Kind. ›Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr‹, so heißt es doch. Aber das ist schon in Ordnung. Nicht zu ändern. Wir sind extra nach Shikoku gekommen und haben den Stein gefunden. Jetzt noch unverrichteter Dinge zurückzufahren wäre Quatsch. Wir machen den Deckel auf – auf eigene Gefahr. Und sehen mit eigenen Augen, was passiert. Dann haben wir unseren Enkeln wenigstens was zu erzählen.«

»Jawohl. Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten.«

»Was für einen?«

»Könnten Sie den Stein anheben?«

»Na klar.«

»Er ist aber inzwischen viel schwerer geworden.«

»Ich bin zwar nicht Arnold Schwarzenegger, aber auch kein Schwächling. Bei den Streitkräften bin ich beim Armdrücken Zweiter in meiner Einheit geworden. Außerdem hast du ja

gerade erst meinen Rücken wieder in Ordnung gebracht.«

Hoshino stand auf, umfasste den Stein mit beiden Armen und versuchte ihn hochzuheben. Der Stein rührte sich nicht vom Fleck.

»Der ist tatsächlich schwerer geworden«, sagte der junge Mann keuchend. »Als wäre er am Boden festgenagelt. Vorhin konnte ich ihn doch noch problemlos heben.«

»Jawohl. Aber weil er jetzt der berühmte Eingangsstein geworden ist, lässt er sich nicht mehr so leicht bewegen. Das gäbe ja sonst auch nur Probleme.«

»Da hast du auch wieder Recht.«

Ununterbrochen spalteten gezackte weiße Lichtlinien den Himmel. Eine Reihe von Donnerschlägen ließ die Erde bis ins Innerste erbeben. Als hätte jemand das Tor zur Hölle geöffnet, dachte Hoshino. Zum Schluss krachte ganz in der Nähe ein Donner, und dann trat mit einem Mal völlige Stille ein. Eine erstickende, dichte Stille. Die Luft war voller Feuchtigkeit und stand. In ihr lag ein Hauch von Argwohn und Verschwörung. Hoshino hatte das Gefühl, unzählige Ohren in verschiedener Größe hingen im Raum, um sie zu belauschen. Mitten am Tag umgab Dunkelheit die beiden, und sie erstarrten und schwiegen. Kurz darauf schleuderte ein unvermittelter Windstoß erneut dicke Regentropfen an die Scheiben, und es begann wieder zu donnern, wenn auch nicht mit der gleichen Heftigkeit wie zuvor. Das Zentrum des Gewitters war über die Stadt hinweggezogen.

Hoshino hob den Kopf und sah sich im Zimmer um. Es wirkte fremd, und seine vier Wände schienen noch ausdrucksloser als vorher geworden zu sein. Die Marlboro im Aschenbecher war zu einem Aschestäbchen heruntergebrannt. Der junge Mann schluckte und schüttelte die drückende Stille aus seinen Ohren.

»Mannomann, Nakata.«

»Was ist denn, Herr Hoshino?«

»Ich hab das Gefühl, schlecht geträumt zu haben.«

»Jawohl. Dann haben wir zumindest den gleichen Traum gehabt.«

»Hm«, sagte Hoshino und kratzte sich ergeben am Ohrläppchen.

»Also – jedenfalls – ist der Kopf dicker als der Hals. Wie beruhigend.«

Er stand auf, um noch einmal zu versuchen, den Stein hochzuwuchten. Er holte tief Luft, hielt sie an, konzentrierte seine ganze Kraft auf seine Arme und hob mit einem leisen Ausruf den Stein an. Diesmal hatte der Stein sich ein paar Zentimeter bewegt.

»Er hat sich bewegt«, sagte Nakata.

»Angenagelt ist er jedenfalls nicht. Aber das war ja wohl nicht genug.«

»Jawohl. Wir müssen ihn ganz umdrehen.«

»Wie einen Eierkuchen?«

»Genau.« Nakata nickte. »Nakata mag Eierkuchen.«

»Prima. Dann mal Friede, Freude, Eierkuchen, alles in Buddha, wie man so schön sagt. Ich probier's noch mal. Mal sehen, ob wir ihn nicht doch irgendwie sauber auf die andere Seite kriegen.«

Der junge Mann schloss die Augen und konzentrierte sich. Nahm alle seine Kraft zusammen. Diesmal klappt's, dachte er. Jetzt fällt die Entscheidung. Jetzt oder nie.

Er platzierte seine Hände sorgfältig auf dem Stein, packte fest zu und regulierte seine Atmung. Zum Schluss holte er tief Luft und wuchtete mit einem Stöhnen, das sich ihm aus tiefster Bauchhöhle entrang, den Stein in einem Ruck in eine Drehung von 45 Grad. Das war die Grenze. Dennoch gelang es ihm irgendwie, den Stein in dieser Position zu halten. Als er, den Stein verzweifelt umklammernd, ausatmete, schrie sein ganzer

Körper vor Schmerz. Es war, als kreischte jeder einzelne Knochen, Muskel und Nerv. Doch er durfte jetzt nicht aufgeben. Noch einmal holte er tief Luft und stieß einen Schrei aus. Er selbst hörte ihn nicht. Er wusste nicht einmal, was er da schrie. Mit geschlossenen Augen überschritt er die Grenzen seiner Kraft hin zu einer Kraft, die er eigentlich gar nicht haben konnte. Eine Sauerstoffunterversorgung seines Gehirns ließ alles um ihn herum weiß werden. Als würden Sicherungen durchbrennen, gab ein Nerv nach dem anderen nach. Hoshino konnte nichts sehen. Nichts hören. Nichts denken. Er bekam nicht genügend Luft. Dennoch hielt der junge Mann den Stein irgendwie fest und drehte ihn mit einem Schrei sogar noch auf die andere Seite. Als ein bestimmter Punkt überschritten war, gab der Stein plötzlich den Widerstand auf und rollte durch sein eigenes Gewicht fast von allein auf die andere Seite. Es rummste, dass die Wände wackelten. Das ganze Hause schien zu beben.

Hoshino stolperte nach hinten und fiel rücklings auf die Tatami. Er keuchte heftig. Wirbel aus weichem Schlamm schienen sich in seinem Kopf zu drehen. So was Schweres werde ich wohl nie wieder heben, dachte er. (Zu diesem Zeitpunkt konnte er es noch nicht wissen, aber seine Prognose sollte sich als zu optimistisch erweisen.)

»Herr Hoshino.«

»Was ist?«

»Der Eingang ist offen!«

»Mann, alter Freund, Nakata!«

»Ja, bitte, was ist denn?«

Der junge Mann drehte sich mit geschlossenen Augen um und atmete noch einmal tief ein und aus.

»Sonst wäre ich auch ganz schön blamiert gewesen.«

33

Bevor Oshima eintrifft, bereite ich alles für die Öffnung der Bibliothek vor. Sauge Staub, putze die Fenster, reinige die Toilette und wische alle Stühle und Tische ab. Das Treppengeländer poliere ich mit einem Möbelspray. Vorsichtig reibe ich die Buntglasscheiben im Flur ab. Ich kehre den Garten, schalte die Klimaanlage im Lesesaal und den Lufttrockner in der Bibliothek an. Ich mache Kaffee und spitze Bleistifte. Die morgendliche Leere der Bibliothek, die Worte und Gedanken, die stumm dort ruhen, berühren mein Herz, sodass ich das Bedürfnis verspüre, diesen Ort möglichst schön, sauber und unversehrt zu erhalten. Ein ums andere Mal unterbreche ich meine Arbeit, um die Reihen der schweigenden Bände in den Regalen zu betrachten und einige der Buchrücken zu berühren. Um halb elf höre ich wie üblich auf dem Parkplatz den Motor von Oshimas Roadster. Sein Besitzer sieht noch etwas verschlafen aus. Wir plaudern ein wenig, bis die Bibliothek öffnet.

Nachdem wir aufgemacht haben, frage ich Oshima, ob er etwas dagegen hätte, wenn ich ein bisschen wegginge.

»Wohin denn?«, fragt er.

»Ins Sportstudio, um mir etwas Bewegung zu verschaffen. Ich habe schon eine ganze Weile nicht richtig trainiert.«

Natürlich ist es nicht nur das. Ich möchte es vermeiden, Saeki-san zu begegnen, wenn sie im Laufe des Vormittags zur Arbeit kommt. Ich will sie erst Wiedersehen, wenn ich mich etwas beruhigt habe.

Oshima schaut mich an und nickt, nachdem er ein- und ausgeatmet hat. »Aber pass ein bisschen auf. Ich will keine Glucke sein und dich nerven, aber in deiner Lage kannst du dich

gar nicht genügend vorsehen.«

»Mach ich«, sage ich.

Meinen Rucksack über der Schulter, fahre ich mit der Straßenbahn zum Bahnhof, wo ich in den Bus zum Sportstudio umsteige. In der Umkleide ziehe ich meine Sportkleidung an und absolviere ein Zirkeltraining, während ich auf meinem Discman eine Prince-CD höre. Weil ich länger nicht trainiert habe, tut mein Körper sich am Anfang schwer. Aber ich muss mich überwinden. Dass der Körper quietscht und kracht und sich wehrt, ist eine ganz normale Reaktion. Ich muss diesen Widerstand einfach überwinden und unterdrücken. Im Rhythmus von »Little Red Corvette« atme ich ein, halte den Atem an und atme wieder aus. Einatmen, anhalten, ausatmen. In regelmäßiger Abfolge. Nacheinander bringe ich meine einzelnen Muskeln bis an die Schmerzgrenze. Der Schweiß läuft, und mein T-Shirt wird nass und schwer. Mehrmals muss ich am Wasserkühler Flüssigkeit tanken.

Während ich eine Runde nach der anderen an den Geräten drehe, wandern meine Gedanken immer wieder zu Saeki-san. Ich muss dauernd daran denken, dass ich mit ihr geschlafen habe. Ich befehle mir, an nichts zu denken, aber das ist gar nicht so einfach. Ich versuche, mein Bewusstsein ganz auf meine Muskeln zu konzentrieren, mein Ich im monotonen Rhythmus aufgehen zu lassen. Die gleichen Geräte, die gleiche Belastung, die gleiche Anzahl. »Sexy Motherfucker«, singt mir Prince in die Ohren. In meiner Penisspitze ist ein leichter Schmerz zurückgeblieben. Beim Pinkeln brennt es in der Harnröhre. Die Eichel ist gerötet. Mein Penis, dessen Vorhaut sich gerade erst geschält hat, ist noch jung und empfindlich. Mein Kopf droht zu platzen vor wilden erotischen Fantasien, der unergründlichen Stimme von Prince und den Zitaten aus allen möglichen Büchern.

In der Dusche wasche ich mir den Schweiß ab, ziehe frische Unterwäsche an und fahre mit dem Bus zum Bahnhof zurück. Da ich hungrig bin, esse ich etwas Einfaches in einem Lokal in der Nähe. Dabei fällt mir auf, dass es dasselbe ist, in dem ich am Tag meiner Ankunft in Takamatsu gewesen bin. Wie viele Tage sind inzwischen vergangen? In der Bibliothek wohne ich seit etwa einer Woche. Wahrscheinlich bin ich insgesamt ungefähr seit drei Wochen in Takamatsu. Ich hole mein Tagebuch aus dem Rucksack, um nachzulesen, denn mir fehlt der Überblick, um die einzelnen Tage im Kopf nachzurechnen.

Nach dem Essen trinke ich einen Tee und beobachte das emsige Kommen und Gehen vor dem Bahnhof. All diese Menschen haben ein Ziel. Wenn ich will, könnte ich einer von ihnen werden. Ich könnte jetzt in einen Zug steigen und einfach woanders hinfahren. Alles hier hinter mir lassen, aufgeben, in eine fremde Stadt fahren und noch einmal bei null anfangen. Eine neue Seite in meinem Heft aufschlagen. Ich könnte zum Beispiel nach Hiroshima fahren oder nach Fukuoka. Ich bin an nichts gebunden. Ich bin zu einhundert Prozent frei. In dem Rucksack über meiner Schulter ist alles, was ich vorerst zum Leben brauche. Kleidung, Waschzeug, Schlafsack. Das Geld aus dem Arbeitszimmer meines Vaters habe ich bis jetzt auch kaum angerührt.

Aber mir ist auch klar, dass ich nicht mehr fortgehen kann.

»Aber dir ist auch klar, dass du nicht mehr fortgehen kannst«, sagt Krähe.

DU HAST SAEKI-SAN UMARMT UND IN IHR EJAKULIERT. MEHRMALS. SIE HAT DEINEN SAMEN AUFGENOMMEN. DEIN PENIS BRENNT NOCH DAVON. AN IHM SPÜRST DU NOCH IHRE VAGINA. SIE IST DER EINE ORT FÜR DICH. DENK AN DIE BIBLIOTHEK. DENK AN DIE SCHWEIGENDEN BÜCHER, WIE SIE SICH MORGENS STILL IN DEN REGALEN REIHEN. DENK AN OSHIMA. AN DAS FÜNFZEHNJÄHRIGE MÄDCHEN, DAS IN DEIN ZIMMER KOMMT, UM SICH »KAFKA AM STRAND« AN DER WAND ANZUSEHEN. DU SCHÜTTELST DEN KOPF. DU KANNST NICHT VON

Am Bahnhof komme ich mehrmals an Streifenpolizisten vorbei, die jedoch keinerlei Notiz von mir nehmen. Braungebrannte Jugendliche mit Rucksack gibt es überall. Wahrscheinlich gehe ich als einer von ihnen in der Umgebung auf. Es gibt keinen Grund, nervös zu sein. Ich muss mich nur ganz natürlich verhalten. Dann beachtet mich auch keiner.

Ich steige in die kleine Straßenbahn und fahre zur Bibliothek zurück.

»Hallo, da bist du ja wieder«, begrüßt mich Oshima. Er wirft einen resignierten Blick auf meinen Rucksack. »Du meine Güte, du läufst ja noch immer mit Sack und Pack durch die Gegend. Du erinnerst mich an diesen Jungen mit der Schmusedecke aus Charlie Brown.«

Ich setze Wasser auf und mache mir Tee. Oshima dreht wie üblich einen langen gespitzten Bleistift zwischen den Fingern. (Was wird eigentlich aus den Bleistiften, wenn sie kürzer werden?)

»Für dich ist der Rucksack doch sicher ein Symbol deiner Freiheit«, sagt Oshima.

»Vielleicht.«

»Ein Symbol für Freiheit zu besitzen, kann ein größeres Glück sein als die Freiheit selbst.«

»Manchmal.«

»Manchmal«, wiederholt er. »Sollte es irgendwo auf der Welt einen ›Wettbewerb der kurzen Antworten‹ geben, könntest du ihn mit Leichtigkeit gewinnen.«

»Vermutlich.«

»Vermutlich«, sagt Oshima resigniert. »Vermutlich, lieber Kafka, streben die meisten Menschen auf der Welt gar nicht

nach Freiheit. Sie bilden es sich nur ein. Alles Illusion. Wären sie auf einmal tatsächlich frei, wären viele ziemlich aufgeschmissen. Das solltest du dir merken. In Wirklichkeit lieben wir die Unfreiheit.«

»Sie auch, Herr Oshima?«

»Ja, ich auch. Natürlich nur bis zu einem gewissen Grad. Jeanjacques Rousseau zufolge entsteht Zivilisation dann, wenn die Menschheit Schranken errichtet. Sehr tiefsinnig, was? Demnach ist jede Zivilisation das Resultat von Schranken und Unfreiheit. Nur die Aborigines in Australien sind anders. Bis ins 17. Jahrhundert hatten sie eine Zivilisation ohne Schranken. Sie waren von Grund auf frei. Sie gingen, wann es ihnen gefiel, wohin es ihnen gefiel, um zu tun, was ihnen gefiel. Ihr Leben war buchstäblich eine einzige Wanderschaft. Das Umherziehen war die profunde Metapher ihres Lebens. Als die Engländer kamen und Zäune für ihr Vieh bauten, begriffen die Aborigines den Sinn davon nicht. Da sie nicht imstande waren, dieses Prinzip zu verstehen, jagte man sie als asoziale, gefährliche Wesen in die Wildnis. Deshalb solltest auch du auf der Hut sein, mein lieber Kafka. Auf dieser Welt haben letztlich die Menschen die besten Überlebenschancen, die hohe, dauerhafte Zäune errichten. Wenn du die nicht anerkennst, wirst du in die Wildnis gejagt.«

Ich gehe in mein Zimmer, um meine Sachen abzulegen. Dann koche ich in der Küche frischen Kaffee und bringe wie gewohnt eine Tasse in Saeki-sans Zimmer. Das Metalltablett in beiden Händen steige ich behutsam Stufe für Stufe die Treppe hinauf. Die alten Dielen knarren. Das Buntglas im Flur wirft leuchtende Farben auf den Boden. Ich setze meine Füße auf die bunten Male.

Saeki-san sitzt am Schreibtisch und schreibt. Ich stelle die Tasse ab. Sie schaut hoch und fordert mich auf, auf meinem

Stuhl Platz zu nehmen. Sie trägt ein milchkaffeebraunes Hemd über einem schwarzen T-Shirt. Ihr Haar hat sie von der Stirn mit einer Spange hochgesteckt. Kleine Perlenstecker zieren ihre Ohrläppchen.

Eine Weile sagt sie gar nichts und starrt mit unbewegter Miene auf das Geschriebene. Sie verschließt ihren Füllhalter mit der Kappe und legt ihn auf das Papier. Spreizt die Finger, um zu prüfen, ob keine Tinte daran haftet. Die Strahlen der sonntäglichen Nachmittagssonne dringen durchs Fenster. Im Garten unterhält sich jemand.

»Herr Oshima hat mir gesagt, du seist im Sportstudio«, sagt sie und wirft mir einen Blick zu.

»Stimmt.«

»Was für einen Sport treibst du?«

»Ich trainiere an Geräten und mit Gewichten«, antworte ich.

»Und sonst?«

Ich schüttle den Kopf.

»Sind das nicht sehr einsame Sportarten?«

Ich nicke.

»Du möchtest wohl stark werden?«

»Wenn man nicht stark ist, kann man nicht überleben. Besonders in meinem Fall.«

»Weil du allein bist.«

»Mir hilft niemand. Bis jetzt hat das zumindest niemand getan. Also bleibt mir nur, aus eigener Kraft zu handeln. Deshalb muss ich stark werden. Wie eine Krähe, die sich verirrt hat. Deshalb habe ich mir den Namen Kafka gegeben. Kafka heißt auf Tschechisch Krähe.«

»So?«, sagt sie etwas erstaunt. »Und nun bist du Krähe.«

»Ja«, sage ich.

JA, SAGT DER JUNGE NAMENS KRÄHE.

»Aber eine solche Lebensweise hat auch ihre Grenzen. Man kann sich nicht mit Stärke umgeben wie mit einer Mauer. Auch Stärke kann von Stärkerem gebrochen werden. Im Prinzip.«

»Weil die Stärke selbst zur Moral wird.«

Saeki-san lächelt. »Du begreifst sehr schnell.«

»Aber ich bin nicht auf der Suche nach einer Stärke, die gewinnt oder unterliegt. Ich will keine Mauer, um Kräfte von außen abzuwehren. Was ich will, ist stark genug sein, um die von außen kommenden Kräfte aufzunehmen und ihnen standzuhalten. Ich brauche die Kraft, um gelassen Ungerechtigkeit, Unglück, Traurigkeit, Missverständnisse, Ignoranz und solche Dinge zu ertragen.«

»Diese Kraft ist wohl am schwierigsten zu erlangen.«

»Ich weiß.«

Ihr Lächeln vertieft sich. »Du weißt wirklich eine Menge, nicht wahr?«

Ich schüttle den Kopf. »Nein, das ist nicht wahr. Ich bin erst fünfzehn, und es gibt so vieles, was ich nicht weiß. Dinge, die ich wissen müsste und doch nicht weiß. Zum Beispiel weiß ich nichts über dich.«

Sie greift nach ihrer Tasse Kaffee und nimmt einen Schluck. »Es gibt eigentlich nichts, was du über mich wissen müsstest. Im Grunde musst du nur wissen, dass nichts in mir ist.«

»Erinnerst du dich noch an meine Hypothese?«

»Natürlich«, sagt sie. »Aber es ist deine Hypothese, nicht meine. Also bin ich auch nicht dafür verantwortlich, nicht wahr?«

»Stimmt. Die Richtigkeit einer Hypothese zu beweisen ist Sache desjenigen, der sie aufgestellt hat«, sage ich. »In diesem Zusammenhang hätte ich noch eine Frage.«

»Ja?«

»Du hast doch vor längerer Zeit ein Buch über Menschen

geschrieben, die vom Blitz getroffen wurden, und es veröffentlicht?«

»Ja.«

»Ist es noch erhältlich?«

Sie schüttelt den Kopf. »Die Auflage war von Anfang an nicht hoch, es ist längst vergriffen. Falls es noch Restbestände gab, wurden sie wahrscheinlich eingestampft. Ich besitze nicht einmal selbst ein Exemplar. Wie gesagt, kaum jemand hat sich für das Buch interessiert.«

»Und wieso hat dich das Thema interessiert?«

»Ja, warum? Vielleicht wegen seines Symbolcharakters. Vielleicht wollte ich mir auch nur eine passende Aufgabe stellen, um Körper und Geist in Bewegung zu setzen, einfach um mich zu beschäftigen. Den unmittelbaren Grund habe ich inzwischen vergessen. Irgendwann hatte ich die Idee und fing an zu recherchieren. Damals habe ich auch von Berufs wegen geschrieben. Geldsorgen hatte ich nicht und auch mehr als genug Zeit, also konnte ich praktisch tun, was mir gefiel. Die Arbeit interessierte mich sehr. Ich lernte die unterschiedlichsten Menschen kennen und konnte ihre Geschichte hören. Ohne dieses Projekt hätte ich mich vielleicht immer mehr von der Realität entfernt und in mich zurückgezogen.«

»Mein Vater hat als junger Mann als Caddy auf einem Golfplatz gejobbt und ist dabei vom Blitz getroffen worden. Er hat überlebt. Der Mann, der bei ihm war, wurde getötet.«

»Es kommt relativ häufig vor, dass Leute auf dem Golfplatz vom Blitz erschlagen werden. Ein weiter, ebener Platz, kaum eine Stelle zum Unterstellen – Golfplätze sind geradezu prädestiniert dafür. Dein Vater hieß doch sicher Tamura, nicht wahr?«

»Ja. Er war ungefähr in deinem Alter.«

Sie schüttelt den Kopf. »Ich kann mich an keinen Herrn

Tamura erinnern. Von meinen Interviewpartnern hieß keiner Tamura.«

Ich schweige.

»Das gehört wohl auch zu deiner Hypothese? Dass ich deinen Vater im Zuge meiner Arbeit an dem Buch über Blitzeinschläge kennen gelernt und in Folge dieser Begegnung dich bekommen habe?«

»Ja.«

»Tja, damit endet die Geschichte. So war es nicht. Also trifft deine Hypothese nicht zu.«

»Das muss nicht sein«, sage ich.

»Wie bitte?«

»Ich glaube nicht, was du da sagst.«

»Wieso nicht?«

»Zum Beispiel eines – bei der Erwähnung des Namens Tamura hast du sofort behauptet, jemand dieses Namens sei nicht dabei gewesen. Du hast nicht einmal richtig überlegt. Vor über zwanzig Jahren hast du eine Menge Interviews geführt. Da erinnert man sich doch nicht sofort daran, ob einer der Interviewten Tamura hieß oder nicht.«

Saeki-san schüttelt den Kopf und nimmt noch einen Schluck Kaffee. Der Hauch eines Lächelns umspielt ihren Mund. »Ach, Kafka, ich …«, setzt sie an, verstummt jedoch gleich wieder. Sie sucht nach Worten. Ich warte, dass sie sie findet.

»Ich habe das Gefühl, dass sich in meiner Umgebung etwas zu verändern beginnt.«

»Was denn?«

»Ich kann es nicht richtig sagen. Aber ich spüre es. Der Luftdruck, die Geräusche, die Reflexion des Lichts, die Bewegungen meines Körpers, der Lauf der Zeit. Als würden sich kleine Veränderungen wie Tropfen allmählich ansammeln und einen Strom bilden.«

Saeki-san nimmt ihren schwarzen Montblanc-Füller, betrachtet ihn und legt ihn wieder an seinen Platz zurück. Dann schaut sie mir geradewegs ins Gesicht.

»Was gestern Nacht in deinem Zimmer zwischen dir und mir geschehen ist, ist wahrscheinlich eine dieser Veränderungen. Ob das, was wir getan haben, richtig war oder nicht, weiß ich nicht. Aber ich habe beschlossen, nicht mehr unnötig zu urteilen. Falls es diesen Strom gibt, wollte ich mich ihm überlassen.«

»Darf ich dir sagen, was ich über dich denke?«

»Natürlich, bitte!«

»Was du zu tun versuchst, ist vielleicht, verlorene Zeit nachzuholen.«

Sie denkt einen Moment lang darüber nach. »Das kann sein«, sagt sie. »Aber woher weißt du das?«

»Vielleicht tue ich das Gleiche.«

»Verlorene Zeit nachholen?«

»Ja«, sage ich. »In meiner Kindheit ist mir sehr viel genommen worden. Viel *Wichtiges.* Jetzt muss ich mir einiges davon zurückholen.«

»Um weiterzuleben.«

Ich nicke. »Ich muss es tun. Der Mensch braucht einen Ort, an den er immer wieder zurückkehren kann. Jetzt ist es vielleicht noch nicht zu spät. Für mich nicht und auch für dich nicht.«

Sie schließt die Augen und legt die Hände über dem Schreibtisch zusammen. Dann schlägt sie wie resigniert die Augen wieder auf.

»Wer bist du?« fragt sie. »Warum weißt du so vieles?«

EIGENTLICH MÜSSTE SIE WISSEN, WER DU BIST, SAGST DU. ICH BIN »KAFKA AM STRAND«. DEIN GELIEBTER, DEIN SOHN. DER JUNGE NAMENS KRÄHE. UND WIR KÖNNEN NICHT FREI WERDEN. WIR BEFINDEN UNS IN EINEM GROSSEN STRUDEL. MANCHMAL AUSSER-HALB DER ZEIT. WIR SIND IRGENDWO VOM BLITZ GETROFFEN WOR-DEN. VON EINEM LAUTLOSEN, UNSICHTBAREN BLITZ.

In dieser Nacht umarmt ihr euch wieder. Du hörst das Geräusch, das die Leere in ihr ausfüllt. Es ist ein leises Geräusch, wie das Rieseln von feinem Seesand im Mondlicht, und du lauschst ihm mit angehaltenem Atem. Du bist in deiner Hypothese, du bist außerhalb deiner Hypothese. In deiner Hypothese. Außerhalb deiner Hypothese. Einatmen, Luft anhalten, ausatmen. Einatmen, Luft anhalten, ausatmen. Ununterbrochen windet sich der Gesang von Prince in deinem Kopf wie eine Molluske. Der Mond geht auf, die Flut kommt. Meerwasser mischt sich mit den Flüssen. Die Zweige des Hartriegelstrauches vor dem Fenster schwanken hektisch. Du nimmst sie in die Arme. Sie birgt ihren Kopf an deiner Brust. Du spürst ihren Atem auf deiner nackten Haut. Sie zeichnet jeden Einzelnen deiner Muskeln nach. Dann streichelt sie sanft deinen geröteten Penis, wie um den Schmerz zu lindern. Einmal kommst du in ihrem Mund. Sie schluckt deinen Samen wie etwas Kostbares. Du küsst ihre Vagina. Mit deiner Zungenspitze berührst du sie überall. Du wirst dort zu jemand anderem und zu etwas anderem. Du bist an einem anderen Ort.

»In mir ist nichts, von dem du wissen müsstest«, sagt sie. Bis zum Montagmorgen haltet ihr euch umfangen und lauscht dem Rauschen der verstreichenden Zeit.

34

Die riesigen Gewitterwolken zogen träge über die Stadt hinweg, die Blitze, die in rascher Folge über den Himmel gezuckt waren, als wollten sie jeden Winkel nach einer verlorenen Moral ausleuchten, ließen nach, und bald waren auch die letzten von Osten kommenden schwachen Unmutstöne verklungen. Gleichzeitig versiegte der heftige Regen. Eine unnatürliche Ruhe trat ein. Hoshino stand vom Boden auf, öffnete das Fenster und ließ frische Luft ins Zimmer. Die schwarzen Wolken waren verschwunden, und ein dünner heller Schleier überzog wieder den Himmel. Alle Gebäude trieften vor Nässe, und die Risse, die durch ihre Mauern liefen, hoben sich dunkel davon ab wie die Venen auf der Haut alter Leute. Von den Stromleitungen tropfte es, und der ganze Boden war voller frischer Pfützen. Die Vögel, die vor dem Gewitterregen geflüchtet waren, kamen hervor und suchten zwitschernd nach Regenwürmern.

Hoshino drehte mehrmals den Kopf hin und her, überprüfte den Zustand seiner Knochen und streckte sich ausgiebig. Er setzte sich ans Fenster, warf einen Blick auf die regennasse Aussicht, nahm seine Marlboros aus der Tasche und zündete sich mit dem Feuerzeug eine an.

»Ich muss schon sagen, Nakata, da haben wir jetzt den schweren Stein mit aller Kraft umgedreht und den Eingang geöffnet, aber was Weltbewegendes ist nicht passiert. Weder ein Frosch noch ein Dämon oder sonst was Merkwürdiges ist herausgekommen. Nichts ist passiert. Es hat mächtig gekracht, aber nach dem ganzen Aufwand hätte ich mir schon etwas mehr erwartet.«

Es kam keine Antwort. Als er sich umwandte, war Nakata, der vor kurzem noch aufrecht gesessen hatte, zusammengesunken, stützte sich mit beiden Händen am Boden ab und hatte die

Augen geschlossen. Er sah aus wie ein todkrankes Insekt.

»Was ist? Geht's dir nicht gut?«, fragte Hoshino.

»Verzeihung, Nakata ist sehr müde. Er fühlt sich nicht gut. Wenn's geht, möchte er sich hinlegen und etwas schlafen.«

Tatsächlich war Nakatas Gesicht kalkweiß, als wäre alles Blut daraus gewichen. Seine Augen waren eingesunken, und seine Finger zitterten leicht. In den letzten Stunden schien er stark gealtert zu sein.

»Klar. Ich breite dir gleich den Futon aus, und du legst dich hin. Du kannst schlafen, solange du willst«, sagte Hoshino. »Aber ist denn alles in Ordnung? Hast du Bauchschmerzen, ist dir übel, hast du Ohrensausen, willst du aufs Klo oder irgendwas? Soll ich einen Arzt rufen? Bist du krankenversichert?«

»Ja, der Herr Gouverneur hat mir eine Versicherung gegeben. Ich hebe sie ordentlich in meiner Tasche auf.«

»Schon gut. Weißt du, Nakata, es klingt vielleicht im Augenblick kleinlich, aber die Krankenversicherung kriegt man nicht vorn Gouverneur. Das ist eine staatliche Krankenversicherung, die man von der japanischen Regierung bekommt. Wahrscheinlich. Genau weiß ich's auch nicht. Der Gouverneur kümmert sich nicht um alles. Vergiss doch mal eine Weile den Gouverneur«, sagte Hoshino, während er einen Futon aus dem Wandschrank holte und ausbreitete.

»Jawohl. Verstanden. Die Krankenversicherung ist nicht vom Gouverneur. Gouverneur eine Weile vergessen. Aber, Herr Hoshino, Nakata braucht keinen Arzt. Wenn er sich hinlegt und tüchtig schläft, wird vielleicht alles wieder gut.«

»Mensch, Nakata, kann es sein, dass du wieder so lange schläfst wie vor kurzem? Sechsunddreißig Stunden oder so?«

»Verzeihung, Nakata weiß das nicht. Er kann nicht planen und dann bestimmen, wie lange er schläft.«

»Schon klar«, sagte der junge Mann. »Nach Programm kann man nicht schlafen. Ist schon gut. Schlaf einfach, solange du willst. Es war ja auch ein anstrengender Tag. Es hat gedonnert wie verrückt, und du hast mit dem Stein gesprochen. Und *irgendeinen Eingang* geöffnet. So was passiert nicht alle Tage. Du hast deinen Kopf gebraucht und musst müde sein. Nimm auf keinen Rücksicht und schlaf dich richtig aus. Um alles andere kümmert sich der alte Hoshino. Du kannst ganz beruhigt schlafen.«

»Danke bestens, Herr Hoshino. Nakata macht so viel Mühe. Nakata kann Ihnen nicht genug danken. Wenn Sie nicht wären, wäre Nakata bestimmt völlig aufgeschmissen. Und wo Sie doch auch noch Ihre Arbeit haben!«

»Ach die, ja stimmt«, sagte Hoshino etwas betrübt. Bei all den Aufregungen hatte er seine Arbeit völlig vergessen.

»Wenn wir schon davon sprechen, allmählich muss ich zur Arbeit zurück. Mein Chef ist bestimmt schon sauer. Am Telefon habe ich gesagt, ich hätte zu tun und müsse zwei oder drei Tage frei nehmen, mehr nicht. Das gibt eine Strafpredigt, wenn ich zurückkomme.«

Er steckte sich eine neue Marlboro an. Langsam blies er den Rauch aus und schnitt einer Krähe, die auf einem Strommast saß, Grimassen.

»Macht aber nichts. Von mir aus kann mein Chef meckern, bis ihm Dampf aus dem Schädel zischt. Die ganzen Jahre hab ich für andere gearbeitet, bin rumgesaust und hab geschuftet wie eine Ameise. He, Hoshino, wir haben gerade keinen anderen, kannst du heute Abend noch nach Hiroshima fahren? Klar Chef, wird gemacht. Ohne Murren hab ich freiwillig alles übernommen. Zum Dank hab ich mir, wie man sieht, den Rücken versaut. Wer weiß, was noch Schlimmes daraus geworden wäre, wenn du mich nicht geheilt hättest. Wieso soll ich mir für so einen Mist die Gesundheit ruinieren, wo ich erst

Mitte zwanzig bin? Kann man's mir da übel nehmen, wenn ich mal frei mache? Aber, weißt du, Nakata –«

Als er ihn ansprach, merkte der junge Mann, dass Nakata bereits tief und fest schlief. Er hatte die Augen geschlossen, das Gesicht zur Decke gerichtet und die Lippen aufeinander gepresst. Ruhig atmete er durch die Nase. Der umgedrehte Stein lag noch immer an seinem Kopfende.

»Wie einer nur so plötzlich einschlafen kann«, sagte Hoshino verwundert.

Da er nun Zeit hatte, legte er sich auf den Boden, um noch ein bisschen fernzusehen, aber die Nachmittagssendungen waren unerträglich öde. Ihm fiel ein, dass er keine Unterwäsche mehr hatte und sich allmählich irgendwo etwas kaufen musste. Kleiderwaschen war Hoshino überaus verhasst. Anstatt seine Hosen mühsam zu waschen, kaufte er sich lieber eine billige neue. Er ging zur Rezeption und bezahlte noch eine Übernachtung. Sein Begleiter sei müde und schlafe fest, also bitte er darum, ihn nicht zu wecken.

»Allerdings würde er wahrscheinlich sowieso nicht aufwachen«, fügte er noch hinzu.

Ziellos schlenderte Hoshino durch die Stadt und atmete die regenfrische Luft ein. Wie gewohnt trug er seine Chunichi-Dragons-Kappe, die grüne Ray-Ban-Sonnenbrille und sein Hawaiihemd. Am Bahnhof kaufte er sich eine Zeitung. Nachdem er im Sportteil die Spielergebnisse der Chunichi Dragons überprüft hatte (sie hatten in Hiroshima verloren), überflog er das Kinoprogramm. Er beschloss, sich einen neuen Film mit Jackie Chan anzuschauen. Zeitlich kam es genau hin. In einem Polizeiwachhäuschen erfuhr er, dass das Kino ganz in der Nähe lag und er zu Fuß hingehen konnte. Er kaufte sich eine Karte, ging hinein und sah sich, Erdnüsse knabbernd, den Film an.

Als er zu Ende war und Hoshino das Kino verließ, dämmerte

es schon. Da ihm nichts Besseres einfiel, beschloss er, etwas essen zu gehen, obwohl er noch keinen großen Hunger verspürte. Er betrat das erstbeste Sushi-Lokal und bestellte eine Portion Nigirisushi und ein Bier. Nach dem anstrengenden Tag war er ausgelaugter, als er vermutet hatte, und er schaffte nur die Hälfte von seinem Bier.

»Na ja, kein Wunder, wenn man nach so einer Schinderei kaputt ist«, dachte der junge Mann. »Ich fühle mich wie das Haus von dem ältesten der drei kleinen Schweinchen, nachdem der böse Wolf es bis Okayama gepustet hat.«

Er verließ das Sushi-Lokal, ging in die nächste Pachinko-Halle und verspielte im Handumdrehen 2000 Yen. Er hatte nicht gerade eine Glückssträhne. Resigniert verließ er die Spielhalle und spazierte wieder eine Weile durch die Stadt. Dabei fiel ihm ein, dass er noch immer keine Unterwäsche gekauft hatte. Unmöglich – das war doch überhaupt der Grund dafür gewesen, dass er ausgegangen war. In einem Discountladen auf einer Einkaufsstraße kaufte er Unterhosen, ein weißes T-Shirt und Socken. Jetzt konnte er seine schmutzigen Sachen endlich wegschmeißen. Allmählich wurde es auch Zeit, das Hawaiihemd zu wechseln, aber nachdem er in mehreren Geschäften gesucht hatte, kam er zu dem Ergebnis, dass es in Takamatsu wohl unmöglich war, ein Hemd nach seinem Geschmack zu finden. Sommers wie winters trug er fast ausschließlich Hawaiihemden, aber natürlich nicht jedes.

In einer Bäckerei an der Einkaufsstraße kaufte er ein paar Brötchen, falls Nakata in der Nacht aufwachen und Hunger bekommen sollte. Außerdem besorgte er eine kleine Tüte Orangensaft. Schließlich ging er noch auf die Bank, hob 5000 Yen ab und steckte sie in sein Portemonnaie. Er rief seinen Kontostand ab und überzeugte sich, dass noch genug Geld da war. Er hatte die ganzen Jahre so viel gearbeitet, dass er nicht einmal Zeit gehabt hatte, seinen Lohn auszugeben.

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Plötzlich bekam

Hoshino Lust, einen Kaffee zu trinken. Als er sich umschaute, entdeckte er, etwas von der Einkaufszeile zurückgesetzt, das Schild eines altmodischen Cafes, wie man es heutzutage nur noch selten findet. Er ging hinein, setzte sich in einen der gemütlichen, weichen Sessel und bestellte eine Tasse Kaffee. Aus den englischen, mit solidem Walnussholz verkleideten Lautsprechern ertönte Musik. Er war der einzige Gast. Der junge Mann ließ sich tief in den Sessel sinken. Zum ersten Mal seit langem konnte er sich einmal entspannen. In dem Café herrschte eine so heitere, ungezwungene Atmosphäre, dass er sich wohl und behaglich fühlte. In einer sehr stilvollen Tasse wurde ihm ein kräftiger, schmackhafter Kaffee serviert. Er schloss die Augen und lauschte ruhig atmend dem Einklang von Klavier und Streichern. Er hatte bisher kaum klassische Musik gehört, aber aus irgendeinem Grund beruhigte sie ihn. Ließ ihn nach innen schauen, könnte man vielleicht sagen.

Während er sich mit geschlossenen Augen in dem weichen Sessel der Musik hingab, kamen ihm allerlei Gedanken, die sich hauptsächlich um sein eigenes Dasein drehten. Je mehr er darüber nachdachte, desto inhaltsleerer erschien ihm sein Leben. Es kam ihm bedeutungslos und überflüssig vor.

Da bin ich zum Beispiel die ganze Zeit Feuer und Flamme für die Dragons gewesen, dachte er. Aber was für eine Bedeutung haben die eigentlich für mich? Werde ich vielleicht besser, wenn die Chunichi Dragons über die Yomiuri Giants siegen? Nein. Also, wieso habe ich die bis jetzt angefeuert, als wären sie die Stellvertreter für mich?

Nakata sagt von sich, er sei leer. Kann ja sein. *Aber wie steht es denn mit mir?* Nakata ist, wie er sagt, als Kind durch einen Unfall leer geworden. Aber ich hatte keinen Unfall. Wenn Nakata leer ist, bin ich dann, wenn ich’s mir recht überlege, nicht noch leerer? Nakata hat zumindest etwas, das mich dazu gebracht hat, ihn nach Shikoku zu begleiten. Etwas Besonderes. Auch wenn ich eigentlich nicht genau weiß, was.

Der junge Mann bestellte sich noch einen Kaffee.

»Schmeckt Ihnen unser Kaffee?«, erkundigte sich der weißhaarige Inhaber. (Hoshino konnte es nicht wissen, aber er war ursprünglich Beamter im Kultusministerium gewesen. Nach seiner Pensionierung war er in seine Heimatstadt Takamatsu zurückgekehrt und hatte dieses Café eröffnet, in dem es klassische Musik und guten Kaffee gab.)

»Ja, sehr gut. Besonders mag ich den Duft.«

»Wir mahlen den Kaffee selbst und sortieren die Bohnen von Hand aus.«

»Kein Wunder also.«

»Ich hoffe, die Musik stört Sie nicht.«

»Die Musik?«, sagte Hoshino. »Das ist wunderbare Musik. Sie stört mich überhaupt nicht. Kein bisschen. Wer spielt denn da?«

»Das Trio Rubinstein, Heifetz, Feuermann, das auch das ›Million-Dollar-Trio‹ genannt wird. Hochberühmte Künstler. Diese Aufnahme ist alt – von 1941, aber ihr Glanz ist nicht verblasst.«

»Den Eindruck habe ich auch. Etwas Gutes wird nie altmodisch.«

»Es gibt Leute, die eine eher strukturierte, klassische und nüchterne Interpretation des ›Erzherzog-Trios‹ bevorzugen. Zum Beispiel die des Oistrach-Trios.«

»Nein, ich mag diese«, sagte der junge Mann. »Klingt irgendwie – nostalgisch.«

»Danke sehr«, sagte der Inhaber höflich im Namen des »Million-Dollar-Trios«. Als er sich zurückgezogen hatte, nahm Hoshino bei seiner zweiten Tasse seinen Gedankengang wieder auf.

Zumindest bin ich im Augenblick für Nakata von Nutzen. Ich lese für ihn und habe auch den Stein für ihn gefunden. Es ist gar kein übles Gefühl, zu etwas nütze zu sein. Das erlebe ich zum

ersten Mal. Obwohl ich einfach blaumache und mich auf lauter unmögliches Zeug eingelassen habe, bereue ich nicht, dass es so gekommen ist.

Irgendwie habe ich echt das Gefühl, am richtigen Platz zu sein. Die Frage, *was ich überhaupt bin,* spielt für mich gar keine Rolle, wenn ich mit Nakata zusammen bin. Der Vergleich ist vielleicht etwas übertrieben, aber irgendwie komme ich mir vor wie ein Jünger von Buddha oder Jesus. So muss es gewesen sein, Buddha zu folgen. Dabei geht es nicht um komplizierte Dinge wie eine Lehre oder die Wahrheit, sondern um dieses Gefühl.

Als ich klein war, hat mir Großvater manchmal von Buddhas Jüngern erzählt. Einer von ihnen hieß Myoga, ein ziemlich dämlicher Kerl, der sich nicht ein einziges einfaches Sutra merken konnte, sodass die anderen Jünger sich über ihn lustig machten. Eines Tages sagte Buddha Shakyamuni zu ihm: »He, Myoga, du bist ja nicht gerade der Klügste, also brauchst du keine Sutren mehr zu lernen. Stattdessen setzt du dich in den Flur und putzt die Schuhe von den anderen.« Myoga war ein unkomplizierter Mensch, und deshalb murrte er nicht: »Das soll wohl ein Witz sein, Shakyamuni. Du kannst mich mal«, sondern putzte gehorsam zehn, zwanzig Jahre lang fleißig die Schuhe. Und eines Tages erlangte er – peng – mit einem Mal die Erleuchtung und wurde einer der herausragendsten Jünger Shakyamunis. Dass Hoshino sich noch so gut an diese Geschichte erinnerte, lag wohl daran, dass er ein Leben, in dem einer zehn oder zwanzig Jahre Schuhe putzte, so beschissen gefunden und für den hinterletzten Quatsch gehalten hatte. Aber als er jetzt noch einmal darüber nachdachte, rührte diese Geschichte in seinem Herzen eine besondere Saite an.

Das Leben ist so oder so beschissen, dachte er. Als ich klein war, hab ich das nur noch nicht gewusst.

Bis das Erzherzog-Trio zu Ende war, dachte er an nichts anderes. Die Musik half ihm bei seinen Spekulationen.

»Wie hieß diese Musik noch?«, fragte er den Inhaber, ehe er das Café verließ. »Sie haben es mir gesagt, aber ich hab's vergessen.«

»Das war Beethovens Erzherzog-Trio.«

»Was für ein Trio?«

»Das Erzherzog-Trio. Beethoven hat dieses Stück für den österreichischen Erzherzog Rudolph komponiert. Erzherzog-Trio ist auch nicht der offizielle Name des Stücks, es wird nur so genannt. Erzherzog Rudolph war der Sohn von Kaiser Leopold II., also ein Mitglied der kaiserlichen Familie. Er war musikalisch sehr begabt, wurde mit sechzehn Jahren Beethovens Schüler und lernte bei ihm Klavier und Musiktheorie. Er wurde ein großer Verehrer von Beethoven. Rudolph vollbrachte als Pianist und Komponist keine großen Leistungen, aber in praktischen Dingen war er dem weltfremden Beethoven eine große Hilfe und stand ihm in jeder Lebenslage zur Seite. Wenn er nicht gewesen wäre, hätte Beethoven einen noch viel schwereren Lebensweg gehabt.«

»Auf der Welt muss es auch solche Menschen geben.«

»Völlig richtig.«

»Wenn es nur hochbegabte Genies gäbe, wäre die Welt ganz schön in Schwierigkeiten. Irgendjemand muss ja die Augen offen halten und die alltäglichen Dinge erledigen.«

»Sie sagen es. Wenn alle Genies wären, gerieten wir in große Schwierigkeiten.«

»Ein sehr schönes Stück.«

»Ein wundervolles Stück. Man bekommt es niemals satt. Von den Klaviertrios, die Beethoven geschrieben hat, ist es das genialste und vornehmste. Beethoven hat es mit vierzig geschrieben und danach nie wieder ein Klaviertrio komponiert. Vielleicht empfand er es selbst als den Höhepunkt seines Schaffens.«

»Ich glaube, das verstehe ich. Alles muss einen Höhepunkt haben«, sagte Hoshino.

»Bitte beehren Sie mich bald wieder.«

»Ja, ganz bestimmt.«

Als er ins Zimmer zurückkam, schlief Nakata, wie vorauszusehen gewesen war, noch immer. Da dies nun zum zweiten Mal geschah, wunderte der junge Mann sich nicht besonders. Sollte er ruhig schlafen, wenn er schlafen wollte. Der Stein lag noch in der gleichen Position an seinem Kopfende. Hoshino legte die Tüte mit den Brötchen daneben. Dann badete er und zog seine neue Wäsche an. Die bis dahin getragene steckte er in eine Papiertüte und warf sie in den Mülleimer. Er legte sich ins Bett und schlief sofort ein.

Um neun Uhr am nächsten Morgen wachte Hoshino auf. Nakata lag noch in unveränderter Haltung auf dem Futon neben ihm. Er atmete ruhig und gleichmäßig. Er schlief ganz fest. Hoshino frühstückte allein und bat die Wirtin, seinen Begleiter nicht zu wecken.

»Sie brauchen die Futons nicht wegzuräumen«, sagte er.

»Macht es denn nichts, wenn er so lange schläft?«, sagte sie.

»Nein, nein, das ist völlig in Ordnung. Er stirbt nicht. Seien Sie ganz beruhigt. Wenn er so schläft, kommt er wieder zu Kräften. Ich kenne ihn.«

Am Bahnhof kaufte er eine Zeitung, setzte sich damit auf eine Bank und schaute das Kinoprogramm durch. In einem Kino in der Nähe des Bahnhofs lief eine François-Truffaut-Retrospektive. Er hatte keine Ahnung, wer dieser François Truffaut war (nicht mal, ob es ein Mann oder eine Frau war), aber es gab zwei Filme nacheinander, und da er sich die Zeit bis zum Abend vertreiben musste, beschloss er, sie sich anzusehen. Gezeigt wurden »Sie küssten und sie schlugen ihn« und

»Schießen Sie auf den Pianisten«. Es waren nur wenige Zuschauer im Kino. Hoshino war nicht gerade das, was man einen Cineasten nennt. Er trottete zwar hin und wieder ins Kino, sah sich aber nur Kung Fu- und Action-Filme an. So gab es in den beiden alten Truffaut-Filmen mehrere Dinge und Passagen, die für ihn schwierig zu verstehen waren. Zudem spielte sich alles sehr langsam ab. Doch trotz allem war Hoshino fähig, die einzigartige Atmosphäre, die Nuancen der Szenen und die suggestive psychologische Darstellung in den Filmen zu genießen. Zumindest langweilte er sich nicht. Als die Filme zu Ende waren, hätte er nichts dagegen gehabt, sich noch weitere Werke dieses Regisseurs anzuschauen.

Nach dem Kino ging er zu Fuß zur Einkaufsstraße und betrat dasselbe Café wie am Abend zuvor. Der Inhaber erkannte ihn gleich. Der junge Mann setzte sich wieder in denselben Sessel und bestellte Kaffee. Auch heute waren keine anderen Gäste da. Aus den Lautsprechern ertönte ein Cello-Konzert.

»Das erste Cello-Konzert von Haydn, gespielt von Pierre Fournier«, sagte der Inhaber, als er den Kaffee brachte.

»Es klingt sehr natürlich«, sagte Hoshino.

»Da haben Sie ganz Recht«, pflichtete der Cafetier ihm bei. »Pierre Fournier schätze ich von allen Musikern am höchsten. Er ist wie ein erlesener Wein – er hat Aroma, Körper, wärmt das Blut und stärkt das Herz. Ich nenne ihn stets ›Meister Fournier‹. Natürlich bin ich nicht persönlich mit ihm bekannt, aber er ist der Lehrer meines Lebens geworden.«

Während er Fourniers fließenden, feinen Celloklängen lauschte, dachte Hoshino an seine Kindheit. An die Zeit, in der er jeden Tag zum Fluss gelaufen war, um Schmerlen zu fangen. Damals brauchte er über nichts nachzudenken. Es genügte, wenn er einfach lebte. Solange er am Leben war, war er *etwas*. Es hatte sich ganz natürlich so ergeben. Doch mittlerweile war das nicht mehr so. Durch das Leben war er zu einem *Nichts*

geworden. Es war schon eine komische Sache. Ein Mensch musste doch, um zu leben, geboren werden? Oder etwa nicht? Dennoch verlor er, je länger er lebte, immer mehr von seinem Inhalt. Und vielleicht würde er im Laufe seines Lebens zunehmend zu einem überflüssigen, leeren Menschen werden. Da stimmte doch etwas nicht. Das durfte es doch nicht geben. Ob er den Lauf der Dinge irgendwie ändern konnte?

»Entschuldigen Sie«, sprach Hoshino den Inhaber an, der an der Kasse stand.

»Ja, bitte?«

»Könnten Sie vielleicht, wenn Sie Zeit hätten und es Ihnen nicht lästig ist, mal herkommen und ein bisschen mit mir reden? Ich würde gern was über diesen Haydn erfahren, der das Stück gemacht hat.«

Der Cafetier, eigentlich ein scheuer Mann, gesellte sich zu Hoshino und erzählte ihm angeregt von Haydns Musik und Leben, denn wenn es um klassische Musik ging, wurde er sehr gesprächig. Haydn war Musiker von Beruf gewesen, hatte während seines langen Lebens vielen Fürsten gedient und in ihrem Auftrag zahlreiche Stücke komponiert. Er war äußerst praktisch, liebenswürdig und bescheiden. Zugleich war er jedoch auch ein komplizierter Mensch, der eine stille und dunkle Seite in sich barg.

»In gewisser Hinsicht war Haydn eine rätselhafte Persönlichkeit. Niemand wusste, welch heftiges Pathos sich in seinem Inneren verbarg. Wie es der Epoche der Aristokratie entsprach, in der er geboren wurde, versteckte er sein Ego geschickt unter dem Mantel des Gehorsams und gab sich stets lächelnd und gefällig. Andernfalls wäre er gewiss untergegangen. Vielen Menschen gilt Haydn im Vergleich zu Bach und Mozart als zu oberflächlich, sowohl was seine Musik als auch sein Leben angeht. Gewiss hat er in seinem langen Leben vergleichsweise wenig Innovatives, geschweige denn

Avantgardistisches geleistet. Aber wenn man mit ganzem Herzen und sehr aufmerksam lauscht, kann man eine geheime Verehrung für das moderne Ich heraushören. Unaufdringlich schwingt sie als fernes Echo, das den Widerspruch einschließt, in Haydns Musik mit. Hören Sie zum Beispiel einmal auf diesen Akkord. Da, jetzt – er ist so ruhig und doch voll der lebhaften Neugier eines Knaben, und ein beharrlicher, auf ein Zentrum gerichteter Geist liegt auch darin.«

»Wie in einem Film von François Truffaut.«

»Genau«, sagte der Inhaber und klopfte dem jungen Hoshino unwillkürlich auf die Schulter. »Eigentlich ist es genau das Gleiche, was auch Truffauts Werken zugrunde liegt. Lebhafte Neugier und ein beharrlicher, auf einen Mittelpunkt gerichteter Geist.«

Als die Musik zu Ende war, durfte der junge Mann noch einmal das Erzherzog-Trio hören, gespielt von Rubinstein, Heifetz und Feuermann. Und während er lauschte, gab er sich aufs Neue längeren Betrachtungen hin.

Ich werde Nakata so lange wie möglich begleiten und die Arbeit Arbeit sein lassen, beschloss Hoshino.

35

Als morgens um sieben das Telefon klingelt, liege ich noch in tiefem Schlaf. Im Traum dringe ich ins Innere einer Höhle vor und suche gebückt, eine Taschenlampe in der Hand, in der Dunkelheit nach etwas. Da höre ich, wie jemand vom Eingang der Höhle her einen Namen ruft. Es ist mein Name. Weit entfernt, schwach. Mit lauter Stimme antwortete ich. Aber dieser Jemand scheint mich nicht zu hören und ruft hartnäckig weiter meinen Namen. Ratlos richte ich mich auf und mache mich auf den Weg zum Eingang der Höhle. Gleich werde ich den Rufer ja finden, denke ich. Aber zugleich bin ich im Innersten erleichtert, dass er nicht zu finden ist. An dieser Stelle wache ich auf. Ich schaue mich um und sammle allmählich die verstreuten Teile meines Bewusstseins wieder ein. Mir wird klar, dass das Telefon klingelt. Das Telefon in der Bibliothek. Ich ziehe den Vorhang beiseite, und das frische Morgenlicht scheint ins Zimmer. Saeki-san ist nicht mehr da. Ich liege allein im Bett.

In T-Shirt und Boxershorts springe ich aus dem Bett und laufe zum Telefon. Obwohl ich eine ganze Weile dazu brauche, klingelt es unaufhörlich weiter.

»Hallo?«

»Hast du noch geschlafen?«, sagt Oshima.

»Ja.«

»Tut mir leid, dass ich dich an deinem freien Tag so früh wecke, aber es ist etwas Unangenehmes passiert.«

»Etwas Unangenehmes? Was denn?«

»Die genauen Umstände erkläre ich dir später, auf jeden Fall musst du vorläufig eine Weile verschwinden. Ich komme gleich zu dir. Kannst du schnell ein paar Sachen zusammenpacken? Wenn ich auf den Parkplatz fahre, steigst du sofort, ohne etwas

zu sagen, zu mir in den Wagen. Verstanden?«

»Ja.«

Gehorsam gehe ich auf mein Zimmer und packe. Sonderlich zu beeilen brauche ich mich nicht. Innerhalb von fünf Minuten bin ich fertig. Ich muss nur meine gewaschenen Sachen holen, die im Bad zum Trocknen hängen, mein Waschzeug, ein Buch und mein Tagebuch in den Rucksack packen, und das war's. Ich ziehe mich an und mache das zerwühlte Bett, indem ich das zerknitterte Laken straff ziehe, das zerknautschte Kissen aufschüttele und die Decke glatt streiche. Ich verwische alle Spuren. Dann setze ich mich hin und denke an Saeki-san, die noch bis vor kurzem bei mir gewesen ist.

Bevor der grüne Mazda-Roadster auf den Parkplatz fährt, esse ich noch ein leichtes Frühstück aus Cornflakes und Milch. Ich spüle das benutzte Geschirr und räume es weg, putze mir die Zähne und wasche mir das Gesicht. Als ich es im Spiegel genauer erforschen will, höre ich den Wagen.

Das Wetter wäre ideal, um im offenen Cabrio zu fahren, aber das Verdeck ist geschlossen. Den Rucksack über der Schulter gehe ich rasch zum Wagen und setze mich auf den Beifahrersitz. Wie letztes Mal befestigt Oshima meinen Rucksack geschickt auf dem Gepäckträger. Er trägt eine dunkle Sonnenbrille von Armani und über seinem weißen T-Shirt mit V-Ausschnitt ein kariertes Leinenhemd. Zu den weißen Jeans hat er dunkelblaue Lowcuts von Converse an den Füßen, lässige Freizeitkleidung eben. Er reicht mir eine dunkelblaue Mütze mit einem North-Face-Logo.

»Du hast deine Mütze irgendwo verloren, hast du gesagt. Du kannst die hier haben. Wenn nötig, kannst du sie tief ins Gesicht ziehen.«

»Danke.« Ich setze die Mütze auf. Oshima nimmt mich prüfend in Augenschein und nickt zustimmend.

»Eine Sonnenbrille hast du, oder?«

Ich nicke, hole meine Rebo Skyblue aus der Tasche und setze sie auf.

»Cool«, sagt Oshima mit einem Blick auf mein Gesicht, »und jetzt dreh die Mütze mal nach hinten.«

Folgsam drehe ich die Mütze, sodass der Schirm nach hinten zeigt.

Wieder nickt Oshima.

»Super, wie ein Rap-Sänger aus gutem Haus.«

Er legt den Gang ein, tritt langsam aufs Gaspedal und lässt die Kupplung kommen.

»Wohin fahren wir?«, frage ich.

»Wo wir schon mal waren.«

»Nach Kochi in die Berge?«

Oshima nickt. »Wird wieder eine lange Fahrt«, sagt er und schaltet die Stereoanlage im Wagen ein. Ein heiteres Stück von Mozart mit Streich- und Blasinstrumenten ertönt. Ich erinnere mich, es schon gehört zu haben. Die Posthorn-Serenade.

»Hast du die Berge schon satt?«

»Nein, mir gefällt es dort. Es ist ruhig, und ich kann lesen.«

»Gut«, sagt Oshima.

»Und was ist das Unangenehme?«

Oshima wirft einen kritischen Blick in den Rückspiegel. Dann schaut er mich flüchtig an und sieht wieder nach vorn.

»Erstens hat die Polizei sich wieder gemeldet. Sie haben gestern Abend bei mir angerufen. Inzwischen wird ernsthaft nach dir gefahndet. Die Stimmung hat sich völlig geändert.«

»Aber ich habe doch ein Alibi. Oder?«

»Natürlich. Dein Alibi ist bombensicher. Am Tag des Mordes warst du die ganze Zeit in Shikoku. Das steht auch nicht in Zweifel. Aber es besteht immerhin die Möglichkeit, dass du mit jemandem ein Komplott geschmiedet hast.«

»Ein Komplott?«

»Vielleicht hattest du einen Komplizen. So was in der Richtung.«

Einen Komplizen? Ich schüttele den Kopf. »Woher kommt denn so eine Geschichte?«

»Die Polizei hat mich wie üblich nicht näher informiert. Sie fragen andere gern aus, aber ihre eigene Mitteilsamkeit ist eher bescheiden. Also habe ich die ganze Nacht im Internet nach Informationen gesucht. Ich habe auch eine Menge gefunden, bis hin zu einer Sonderseite über den Fall. Du hast es zu einiger Berühmtheit gebracht. Der Vagabundenprinz, der den Schlüssel zur Tat in Händen hält.«

Ich zucke kurz die Achseln. *Vagabundenprinz?*

»Außerdem weiß man bei diesen Angaben leider nie genau, inwieweit sie wahr sind und woher die Vermutungen stammen. Zusammengefasst ergibt sich ungefähr folgendes Bild: Die Polizei sucht zurzeit nach einem Mann, etwa Mitte sechzig, der in der Tatnacht eine Polizeiwache an der Einkaufsstraße von Nogata aufgesucht und gestanden hat, kurz zuvor in der Nachbarschaft einen Menschen getötet zu haben. Mit einem Messer erstochen. Allerdings redete er so viel ungereimtes Zeug, dass der wachhabende junge Polizist ihn für verrückt hielt und nicht ernst nahm. Er hörte sich die Geschichte gar nicht erst richtig an und ließ den Mann gehen. Als der Mord entdeckt wurde, erinnerte der Polizist sich natürlich wieder an den Alten und begriff, dass er einen schweren Fehler begangen hatte. Er hatte den Mann nicht einmal nach Namen und Adresse gefragt. Hätte er die Sache jetzt noch seinem Vorgesetzten gemeldet, hätte er sich auf etwas gefasst machen können. Also hielt er den Mund. Aber durch irgendwelche Umstände – welche weiß ich nicht – kam der Sachverhalt doch ans Licht. Gegen den Polizisten wurde natürlich ein Disziplinarverfahren eingeleitet. Damit ist seine Laufbahn wahrscheinlich leider beendet.«

Oshima schaltete herunter, überholte einen weißen Toyota Tasel vor uns und scherte zügig wieder auf die Fahrspur ein.

»Die Polizei versucht nun mit allen Mitteln, diesen alten Mann ausfindig zu machen. Die genauen Hintergründe sind unbekannt, aber er scheint geistig behindert zu sein. Nicht schwer behindert, nur ein bisschen daneben. Er lebt von der Unterstützung durch seine Verwandten und von Sozialhilfe. Er wohnt allein. Aber in seiner Wohnung ist er nicht mehr. Als die Polizei ihm auf die Spur gekommen war, hat sich herausgestellt, dass er sich per Anhalter auf den Weg nach Shikoku gemacht hat. Der Fahrer eines Überlandbusses erinnert sich, dass ein solcher Mann von Kobe aus mit ihm gefahren ist. Er wusste noch, dass der Mann eine sonderbare Ausdrucksweise hatte und seltsame Dinge sagte. Ein jüngerer Mann, etwa Mitte zwanzig, soll bei ihm gewesen sein. Beide stiegen am Bahnhof Tokushima aus. Der Polizei ist es sogar gelungen, das Hotel zu ermitteln, in dem die beiden in Tokushima übernachtet haben. Der Wirtin zufolge wollten sie mit dem Zug nach Takamatsu weiterfahren. Eure Spuren überschneiden sich ständig. Auch du bist, genau wie der alte Mann, von Nogata in Nakano nach Takamatsu gefahren. Das passt zu gut zusammen, um ein Zufall zu sein. Natürlich wittert die Polizei da einen Zusammenhang. Ihr könntet euch verschworen und die Tat gemeinsam geplant haben. Diesmal haben sie auch jemanden vom Hauptstadtpräsidium geschickt. In der ganzen Stadt wird nach dir gefahndet. Die Bibliothek ist kein sicheres Versteck mehr für dich. Deshalb habe ich beschlossen, dich in die Berge zu bringen.«

»Ein geistig behinderter alter Mann, der in Nakano wohnt?«

»Hast du dazu irgendeine Idee?«

Ich schüttele den Kopf. »Überhaupt keine.«

»Er wohnt ganz in eurer Nähe. So ungefähr fünfzehn Minuten zu Fuß entfernt.«

»Ach, in Nakano wohnen massenhaft Leute. Ich weiß nicht

mal, wer direkt neben uns wohnt.«

»Also gut. Die Geschichte geht noch weiter.« Oshima schaut mich flüchtig an. »*Er* hat es in der Einkaufsstraße Sardinen und Makrelen regnen lassen. Zumindest hat er dem Polizisten am Tag zuvor vorausgesagt, dass Fische vom Himmel fallen werden.«

»Donnerwetter.«

»Mindestens«, sagt Oshima. »In der Nacht des gleichen Tages hat es am Autobahnrastplatz Fujikawa Blutegel geregnet. Erinnerst du dich?«

»Klar.«

»Auf diesen Zusammenhang ist die Polizei natürlich auch aufmerksam geworden, und es besteht der Verdacht, dass diese merkwürdigen Vorfälle und der rätselhafte alte Mann in irgendeiner Beziehung zueinander stehen. Die Spuren laufen fast zu einer zusammen.«

Die Posthorn-Serenade ist zu Ende, und ein anderes Stück von Mozart setzt ein.

Die Hände am Lenkrad schüttelt Oshima den Kopf. »Eine äußerst merkwürdige Wendung. Die Geschichte war ja von Anfang an seltsam, aber jetzt wird sie immer seltsamer. Unvorhersehbar. Aber eins ist sicher: Die Fäden der Geschichte laufen allmählich *hier in dieser Gegend* zusammen. Dein Weg und der des geheimnisvollen Alten scheinen sich hier irgendwo zu kreuzen.«

Mit geschlossenen Augen lausche ich dem Brummen des Motors.

»Herr Oshima, wäre es nicht vielleicht besser, ich würde einfach in irgendeine andere Stadt fahren?«, sage ich. »Was auch geschieht, ich will Sie und Saeki-san nicht noch mehr in Schwierigkeiten bringen.«

»Und wohin zum Beispiel?«

»Ich weiß nicht. Wenn Sie mich zum Bahnhof bringen würden, könnte ich mich dort entscheiden. Eigentlich wäre mir jeder Ort recht.«

Oshima seufzt. »Ich kann nicht behaupten, dass ich die Idee besonders gut finde. Bestimmt wimmelt es am Bahnhof nur so von Polizisten, die nach einem großen, coolen Fünfzehnjährigen mit einem Rucksack und einer Obsession auf dem Buckel Ausschau halten.«

»Sie könnten mich ja an einem weiter entfernten Bahnhof absetzen, der nicht beobachtet wird.«

»Macht keinen Unterschied. Geschnappt wirst du überall.«

Ich sage nichts mehr.

»Jetzt mal ganz ruhig. Immerhin wurde kein Haftbefehl gegen dich erlassen. Und du wirst auch nicht steckbrieflich gesucht. Na also«, sagt Oshima.

Ich nicke.

»Und außerdem bist du auch jetzt noch frei. Wenn ich dich irgendwo hinbringe, ist das nur meine Sache. Ich verstoße gegen kein Gesetz. Ich kenne ja nicht mal deinen richtigen Namen, Kafka Tamura. Um mich brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Ich bin ein äußerst vorsichtiger Mensch. So leicht kriegt man mich nicht zu fassen.«

»Herr Oshima?«

»Ja?«

»Ich habe mich mit niemandem verschworen. Wenn ich wirklich beschlossen hätte, meinen Vater umzubringen, hätte ich niemanden beauftragt.«

»Das weiß ich doch.«

Als wir an einer Ampel halten müssen, stellt Oshima den Rückspiegel ein. Er steckt sich ein Zitronenbonbon in den Mund und bietet mir auch eins an. Ich nehme es und werfe es mir in den Mund.

»Und dann?«

»Und dann was?«, fragt Oshima.

»Sie haben vorhin ›erstens‹ gesagt und einen der Gründe gemeint, aus denen ich mich in den Bergen verstecken muss. Wo es einen ersten Grund gibt, müsste es doch auch einen zweiten geben.«

Oshima starrt unentwegt auf die Ampel, aber sie will einfach nicht grün werden. »Der zweite Grund ist nicht so wichtig. Verglichen mit dem ersten.«

»Aber ich möchte ihn hören.«

»Saeki-san«, sagt Oshima. Endlich schaltet die Ampel auf Grün, und er gibt Gas. »Du schläfst mit ihr, stimmt's?«

Ich kann nicht antworten.

»Das ist schon in Ordnung. Mach dir keine Gedanken. Ich weiß das, weil ich über Intuition verfüge. Mehr nicht. Sie ist ein wunderbarer Mensch, und obwohl sie eine Frau ist, wirklich hinreißend. Sie ist – ein ganz besonderer Mensch. In vieler Hinsicht. Natürlich ist der Altersunterschied zwischen euch sehr groß, aber das ist eigentlich kein Problem. Ich kann sehr gut verstehen, dass du dich zu ihr hingezogen fühlst. Du willst mit ihr schlafen. Das ist in Ordnung. Sie will mit dir schlafen. Auch in Ordnung. Eine einfache Sache. Mehr Gedanken mache ich mir darüber nicht. Wenn es für euch gut ist, ist es das auch für mich.«

Oshima rollte sein Zitronenbonbon im Mund herum.

»Doch im Moment ist es für dich und für Saeki-san besser, wenn ihr für eine Weile getrennt seid. Das hat nicht einmal etwas mit dem blutigen Ereignis in Nakano-Nogata zu tun.«

»Mit was denn sonst?«

»Sie befindet sich jetzt in einer sehr kritischen Zeit.«

»Kritisch?«

»Saeki-san –«, Oshima sucht nach Worten. »Also einfach

ausgedrückt: Sie ist im Begriff zu sterben. Ich weiß es. Ich spüre es schon die ganze Zeit.«

Ich nehme meine Sonnenbrille ab und sehe Oshima von der Seite an. Er fährt, den Blick geradeaus gerichtet. Wir sind eben auf die Autobahn in Richtung Kochi abgebogen. Ausnahmsweise bewegt sich der Wagen unter Einhaltung der Geschwindigkeitsbegrenzung auf der Fahrspur. Geräuschvoll rast ein schwarzer Toyota Supra an unserem Roadster vorbei.

»Sie ist im Begriff zu sterben …«, sage ich. »An einer unheilbaren Krankheit? Wie Krebs oder Leukämie?«

Oshima schüttelt den Kopf. »Kann sein, kann aber auch nicht sein. Ich habe keine Ahnung von ihrem Gesundheitszustand. Vielleicht hat sie so ein Leiden. Nicht auszuschließen, oder? Aber ich frage mich, ob es nicht eher um seelische Dinge geht. Um etwas, das mit ihrem Willen zu leben zu tun hat.«

»Sie meinen, sie hat ihren Lebenswillen verloren?«

»Ja, so etwas in der Art. Sie hat den Willen *weiterzuleben* verloren.«

»Glauben Sie, sie wird Selbstmord begehen?«

»Eigentlich nicht«, sagt Oshima. »Sie schreitet nur langsam und ruhig auf ihren Tod zu. Oder der Tod kommt auf sie zu.«

»Wie ein Zug auf den Bahnhof zufährt?«

»So ähnlich.« Oshima bricht ab und presst die Lippen aufeinander. »Und nun, mein Lieber, bist du aufgetaucht. Cool wie eine Gurke, geheimnisvoll wie Kafka. Und ihr fühlt euch zueinander hingezogen und habt – um einen klassischen Ausdruck zu gebrauchen – beschlossen, ein Verhältnis miteinander einzugehen.«

»Und?«

Oshima nimmt für einen Moment die Hände vom Lenkrad. »Das ist alles.«

Ich schüttele langsam den Kopf. »Ich glaube, Herr Oshima,

Sie meinen, *ich wäre dieser Zug.*«

Oshima schweigt lange. »Ganz genau«, gibt er zu. »Du hast Recht. Das meine ich.«

»Sie glauben, ich werde Saeki-sans Tod herbeiführen, nicht wahr?«

»Aber ich verurteile dich deswegen nicht«, sagt er. »Eher glaube ich, dass es gut so ist.«

»Warum?«

Darauf gibt Oshima mir keine Antwort. *Das musst du selbst herausfinden,* sagt sein Schweigen. Oder *Darüber braucht man doch nicht nachzudenken.*

Ich schließe die Augen und lasse mich in den Sitz sinken. Mir wird schwach.

»Herr Oshima?«

»Ja?«

»Ich weiß überhaupt nicht, was ich machen soll. Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Was richtig und was falsch ist, ob ich vorwärts gehen soll oder lieber umkehren.«

Oshima schweigt beharrlich.

»Was soll ich denn nur tun?«, frage ich.

»Am besten gar nichts«, erwidert er knapp.

»Überhaupt nichts?«

Oshima nickt. »Deshalb bringe ich dich ja in die Berge.«

»Aber was soll ich in den Bergen machen?«

»Dem Wind lauschen«, sagt er. »Das mache ich auch immer.«

Ich denke über seine Worte nach.

Oshima streckt die Hand aus und legt sie liebevoll auf meine.

»Das ist doch alles nicht deine Schuld. Und meine auch nicht. Es liegt auch nicht an der Prophezeiung oder an einem Fluch. Es ist weder die Schuld der DNA noch des Absurden, auch nicht

die des Strukturalismus oder der dritten industriellen Revolution. Dass wir alle zugrunde gehen und verloren sind, liegt daran, dass die Welt an sich auf Vergänglichkeit und Verlust beruht. Unsere Existenz ist nicht mehr als ein Schattenriss dieses Prinzips. Der Wind weht. Es gibt stürmische, starke Winde und angenehme, sanfte Brisen. Aber jeder Windhauch geht irgendwann verloren und verschwindet. Wind hat keine Substanz. Wind ist nicht mehr als ein Überbegriff für die Bewegungen der Luft. Spitz die Ohren, und du verstehst diese Metapher.«

Ich drücke Oshimas Hand. Eine weiche, warme Hand. Glatt, geschlechtslos, von schlanker Eleganz.

»Herr Oshima«, sage ich. »Es ist besser, wenn ich Saeki-san jetzt nicht sehe, ja?«

»Ja, mein lieber Kafka. Es ist besser, wenn du für eine Weile von ihr getrennt bist. Sie allein lässt. Sie ist klug und stark. Lange hat sie große Einsamkeit ertragen und mit grausamen Erinnerungen gelebt. Sie besitzt die Fähigkeit, in Ruhe und allein zu entscheiden.«

»Letzten Endes bin ich ein Kind und störe sie nur, nicht wahr?«

»Das nicht«, sagt Oshima mit weicher Stimme. »So würde ich es nicht sagen. Du hast getan, was du tun solltest, und es hatte eine Bedeutung. Eine Bedeutung für dich und auch für sie. Das Weitere kannst du ihr überlassen. Das klingt vielleicht kalt, aber im Augenblick gibt es nichts, was du für Saeki-san tun kannst. Du wirst nun allein in die Berge gehen und dich um deine eigenen Dinge kümmern. Auch für dich ist die Zeit gekommen.«

»Um meine eigenen Dinge?«

»Hör gut zu, Kafka«, sagt Oshima. »Sperr die Ohren auf wie Venusmuscheln.«

36

Als der junge Mann ins Gasthaus zurückkam, schlief Nakata erwartungsgemäß noch immer. Die Brötchentüte und der Orangensaft, die Hoshino ihm ans Kopfende gestellt hatte, waren unberührt. Er hatte sich im Schlaf nicht einmal gedreht. Wahrscheinlich war er kein einziges Mal aufgewacht. Im Geist überschlug Hoshino, wie lange Nakata nun schon schlief. Da er sich am Tag zuvor nachmittags gegen zwei hingelegt hatte, schlief er jetzt dreißig Stunden ohne Unterbrechung. Hoshino überlegte, was für ein Wochentag es überhaupt war. Man verlor hier wirklich jegliches Gefühl für die Tage. Er nahm sein Notizbuch aus der Reisetasche und sah nach. Also, am Samstag waren sie in Kobe in den Bus gestiegen und nach Tokushima gefahren. Dort hatte Nakata bis Montag durchgeschlafen. Am Montag waren sie dann von Tokushima nach Takamatsu gekommen. Am Donnerstag war die Sache mit dem Stein und dem Gewitter gewesen, und nachmittags hatte Nakata sich schlafen gelegt. Eine Nacht war vergangen, demnach war heute Freitag. Wenn man es genau nahm, war der Mann offenbar nach Shikoku gekommen, um sich mal richtig auszuschlafen.

Wie am Abend zuvor nahm der junge Mann ein Bad und kroch, nachdem er noch etwas ferngesehen hatte, in seinen Futon. Nakata schnaufte noch immer friedlich und schlief. Es kommt, wie es kommt, dachte Hoshino. Wenn er schlafen will, lass ich ihn eben schlafen. Sinnlos, darüber nachzudenken. Ich hau mich auch aufs Ohr. Ist ja schon nach halb elf.

Um fünf Uhr morgens klingelte das Handy in seiner Tasche. Hoshino wachte sofort auf und nahm es heraus. Neben ihm schlief Nakata noch immer tief und fest.

»Hallo?«

»Kleiner Hoshino«, sagte eine Männerstimme.

»Colonel Sanders«, sagte Hoshino.

»Erraten. Wie geht's?«

»Eigentlich ganz gut, aber …«, sagte der junge Mann. »Woher wissen Sie denn meine Nummer? Ich hab sie Ihnen doch gar nicht gegeben. Außerdem hab ich das Handy hier immer abgeschaltet. Damit die von der Arbeit mich nicht nerven. Wie konnten Sie mich da anrufen? Das ist ja merkwürdig. Da stimmt doch was nicht!«

»Hab ich's dir nicht gesagt, kleiner Hoshino? Ich bin kein Gott, nicht Buddha und auch kein Mensch. Ich bin ein ganz besonderes Wesen. Ich bin eine Idee. Deswegen ist es auch ein Kinderspiel für mich, dein Telefon einfach so klingeln zu lassen. Angeschaltet oder ausgeschaltet spielt für mich keine Rolle. Da staunst du, was? Wenn ich mich gleich an dein Bett gesetzt hätte, du wärest womöglich beim Aufwachen vom Schlag getroffen worden.«

»Allerdings.«

»Deshalb rufe ich an. Schließlich weiß ich, was sich gehört.«

»Das ist die Hauptsache«, sagte Hoshino. »Aber hören Sie mal, was machen wir jetzt mit dem Stein? Nakata und ich, wir haben ihn umgedreht und irgendeinen Eingang geöffnet. Bei einem Mordsgewitter. Der Stein war so schwer, dass ich fast gestorben wäre. Und Nakata hat noch nicht mit ihm gesprochen. Nakata ist der, mit dem ich reise –«

»Ich weiß, wer Nakata ist«, sagte Colonel Sanders. »Du brauchst es mir nicht extra zu erklären.«

»Aha«, sagte Hoshino. »Also, danach ist Nakata in eine Art Winterschlaf gefallen und schläft noch immer fest. Den Stein haben wir hier. Sollten wir ihn nicht allmählich in den Schrein zurückzubringen? Wo wir ihn doch unerlaubt weggenommen haben. Ich mache mir doch Sorgen wegen dem Fluch.«

»Du bist vielleicht eine Nervensäge. Wie oft soll ich dir noch

sagen, dass es keinen Fluch gibt?«, sagte Colonel Sanders unwillig. »Ihr behaltet den Stein jetzt eine Weile bei euch. Ihr habt ihn weggerollt.

Wer den Eingang einmal geöffnet hat, muss ihn auch wieder schließen. Danach bringt ihr ihn zurück. Die Zeit dafür ist noch nicht gekommen. Kapiert? Okay?«

»Okay«, sagte Hoshino. »Was wir geöffnet haben, schließen. Was wir weggenommen haben, im ursprünglichen Zustand zurückerstatten. Jawohl, hab ich verstanden. Ich geb mir Mühe. Wissen Sie, Colonel, am besten denke ich einfach nicht mehr darüber nach. Es nützt ja doch nichts. Ich mache alles, wie Sie es sagen. Gestern Abend ist mir aufgegangen, dass es sich nicht lohnt, über jede Verrücktheit ernsthaft nachzudenken.«

»Ein weiser Entschluss. ›Denken tun Narren, kluge Leute wissen schon‹, sagt das Sprichwort.«

»Ein gutes Sprichwort.«

»Ein tiefsinniges Sprichwort.«

»Man kann auch sagen ›Wenn Grillen Grillen grillen, grillen Grillen Grillen‹.«

»Was soll denn das heißen?«

»Ein Zungenbrecher. Hab ich selbst erfunden.«

»Ist das etwas, das unbedingt hier und jetzt gesagt werden musste?«

»Nein, ich hab’s nur mal so gesagt.«

»Eine Bitte, Hoshino, würdest du es freundlicherweise unterlassen, solchen Blödsinn zu reden? Da wird man ja ganz verrückt. Ich vertrage solches Zeug nicht, das weder Sinn noch Verstand hat.«

»Entschuldigen Sie«, sagte Hoshino. »Wollten Sie eigentlich etwas von mir? Sonst würden Sie doch sicher nicht so früh anrufen.«

»In der Tat – das hätte ich fast vergessen«, sagte Colonel

Sanders.

»Das Wichtigste kommt ja noch. Also, kleiner Hoshino, ihr müsst jetzt schnellstens das Gasthaus verlassen. Die Zeit drängt, und Frühstück ist nicht drin. Du weckst jetzt sofort Nakata, ihr schnappt euch den Stein, dann raus aus dem Hotel und rein in ein Taxi. Du lässt dir kein Taxi vom Hotel aus rufen, sondern hältst eins auf der Straße an.

Dem Fahrer sagst du folgende Adresse. Hast du was zu schreiben zur Hand?«

»Ja«, sagte Hoshino und holte sein Notizbuch und einen Kugelschreiber aus seiner Tasche. »Schippe und Besen, allzeit bereit.«

»Du sollst nicht rumblödeln!«, schrie Colonel Sanders ins Telefon.

»Die Sache ist ernst. Es geht um Sekunden.«

»Jawohl, ich habe Papier und Stift.«

Colonel Sanders diktierte ihm eine Adresse, der junge Mann schrieb sie auf und las sie zur Sicherheit noch einmal vor. »** dritter Block, 16-15, Takamatsu Park Heights, Apartment 308. Richtig so?«

»Gut«, sagte Colonel Sanders. »Vor der Tür steht ein schwarzer Schirmständer. Darunter liegt ein Schlüssel. Damit schließt du auf, und ihr geht in die Wohnung. Fühlt euch wie zu Hause. Es ist alles da, was ihr braucht, sodass ihr vorläufig gar nicht aus dem Haus müsst.«

»Ist das Ihre Wohnung, Colonel?«

»Ja. Sie gehört mir, obwohl gehören nicht ganz das richtige Wort ist. Ich habe sie nur gemietet. Ihr könnt es euch bequem machen. Es ist alles da.«

»Colonel?«, sagte Hoshino.

»Was gibt's?«

»Sie sind weder Gott, Buddha noch Mensch. Außerdem haben

Sie keine Form. Stimmt doch, oder?«

»Genau.«

»Und Sie sind nicht von dieser Welt.«

»Richtig.«

»Wie kann denn ein solches *Wesen* überhaupt eine Wohnung mieten? Wenn Sie kein Mensch sind, haben Sie doch auch kein Familienregister, keine Meldebescheinigung, keine Verdienstbescheinigung, kein Siegel und keinen registrierten Stempel, oder? Aber ohne die kann man keine Wohnung mieten. Haben Sie's mit einem Zaubertrick geschafft? Ein Blatt von einem Baum in ein Siegel verwandelt und damit den Vermieter getäuscht? Ich habe keine Lust, in noch mehr Schwierigkeiten verwickelt zu werden.«

»Du bist ein Trottel.« Colonel Sanders schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Ein ausgemachter Hohlkopf. Du spinnst wohl – ein Blatt von einem Baum! Ich bin doch kein Dachs [*].

Ich bin eine Idee. Eine Idee und ein Dachs sind völlig verschiedene Dinge. Was redest du nur immer für einen Mist. Glaubst du, ich gehe extra zu einem Makler und fülle ein idiotisches Formular aus? Und feilsche um die Miete? ›Könnten Sie mir nicht etwas entgegenkommen?‹ Du bist wohl nicht ganz bei Trost. Mit solchen weltlichen Dingen beauftrage ich meine Sekretärin. Sie hat alle nötigen Papiere besorgt. *Was* glaubst denn du?«

»Ach so, Sie haben eine Sekretärin«, sagte Hoshino verwundert.

»Natürlich. Wofür hältst du mich? Für bescheuert? Ich bin außerordentlich beschäftigt, was ist so seltsam daran, dass ich eine Sekretärin habe?«

»Ist ja schon gut. Regen Sie sich doch nicht auf. Ich hab Sie

---

[*] Nach japanischem Volksglauben können Dachse – wie Füchse – Zauberwesen sein und z. B. Blätter in Gegenstände verwandeln.

doch nur ein bisschen hochgenommen. Aber Colonel, wieso müssen wir eigentlich so Hals über Kopf hier weg? Können wir nicht wenigstens noch in Ruhe frühstücken? Bestimmt kriegen wir Hunger. Außerdem schläft Nakata noch fest, und er ist bestimmt nicht einfach zu wecken …«

»Hör zu, kleiner Hoshino. Das hier ist kein Scherz. Die Polizei ist wie verrückt hinter euch her. Sie haben heute morgen als Erstes angefangen, alle Hotels und Gasthäuser abzuklappern. Eure Personenbeschreibung haben sie längst. Die brauchen nur an der Rezeption nachzufragen, dann seid ihr dran. Jedenfalls seid ihr beide äußerlich sehr gut zu erkennen. Es geht um Sekunden.«

»Die Polizei?«, fragte Hoshino. »Jetzt hören Sie aber auf, Colonel. Wir haben doch nichts gemacht. In meiner Schulzeit hab ich ein paar Motorräder geknackt, aber auch nur für mich zum Rumfahren, nicht zum Verkaufen oder so. Wenn ich genug rumgefahren war, habe ich sie wieder zurückgestellt. Seitdem habe ich mir die Hände nicht mehr schmutzig gemacht. Das Einzige ist, dass wir den Stein aus dem Schrein geklaut haben. Aber das haben Sie mir gesagt.«

»Es hat nichts mit dem Stein zu tun«, sagte Colonel Sanders scharf. »Einfaltspinsel! Du sollst den Stein vergessen, hab ich gesagt. Die Polizei weiß nichts von dem Stein, und wenn sie es wüsste, wäre es ihr auch egal. Ganz bestimmt würde sie deshalb nicht in aller Frühe die Stadt durchkämmen. Es geht um etwas viel Gravierenderes.«

»Etwas viel Gravierenderes?«

»Nakata wird deswegen von der Polizei verfolgt.«

»Colonel, das verstehe ich nicht. Nakata ist doch der Letzte, der irgendein Verbrechen begehen würde. Was ist denn dieses *Gravierende* für ein Verbrechen? Und was hat es mit Nakata zu tun?«

»Ich habe keine Zeit, dir das hier am Telefon ausführlich zu

erklären. Das Wichtigste ist, dass du Nakata beschützt und mit ihm fliehst. Alles liegt jetzt auf deinen Schultern, kleiner Hoshino. Verstanden?«

»Nein«, sagte Hoshino kopfschüttelnd ins Telefon. »Ich verstehe überhaupt nicht, was hier läuft. Werde ich nicht zum Komplizen, wenn ich das tue?«

»Nein, wirst du nicht. Vielleicht wirst du befragt. Aber wir haben keine Zeit. Du musst jetzt erst mal alles schlucken, kleiner Hoshino, und ohne Widerrede tun, was dir gesagt wird.«

»Halt, halt, hören Sie auf. Das muss ich Ihnen sagen, Colonel, dass ich mit Bullen nichts zu tun haben will. Absolut nichts. Die Typen sind schlimmer als Yakuza und die Kerle bei der Armee. Sie haben dreckige Methoden, sind arrogant, und Schwächere zu quälen liegt ihnen ganz besonders. Schon als Schüler haben die Bullen mich ständig auf dem Kieker gehabt, und in meiner ganzen Zeit als Fernfahrer auch. Ich will mit denen keinen Zoff. Du hast keine Chance zu gewinnen, und eins kommt zum anderen, verstehen Sie? Wieso soll ich mich in so was verwickeln lassen? Im Grunde …«

Colonel Sanders hatte aufgelegt.

»Du meine Güte«, sagte Hoshino. Mit einem tiefen Seufzer packte er das Handy wieder in die Tasche und machte sich daran, Nakata zu wecken.

»He, Nakata, alter Freund. Es brennt. Hochwasser! Erdbeben! Revolution! Godzilla ist da! Steh auf! Ich bitte dich.«

Es dauerte ziemlich lange, bis Nakata die Augen aufschlug. »Nakata war gerade mit Kantenabschleifen fertig. Die Reste hat er zum Feuermachen benutzt. Nein, Katzen baden nicht. Das Bad ist für Nakata«, sagte er. Er schien in einer anderen Zeit, in einer anderen Welt zu sein. Der junge Mann rüttelte ihn an der Schulter, kniff ihn in die Nase und zog ihn an den Ohren. Endlich kam Nakata zu sich.

»Sind Sie’s, Herr Hoshino?«, fragte er.

»Ja, ich bin's, Hoshino«, sagte der junge Mann. »Tut mir leid, dass ich dich wecke.«

»Das macht doch nichts. Nakata muss sowieso allmählich aufstehen. Machen Sie sich bitte keine Gedanken. Ich habe schon angeheizt.«

»Da bin ich ja froh. Aber es ist etwas Unangenehmes eingetreten, und wir müssen schnellstens hier ausziehen.«

»Bestimmt wegen Johnnie Walker, nicht wahr?«

»Über die genaueren Umstände weiß ich nichts. Die Information kommt aus einer bestimmten Quelle, und die sagt, wir müssen hier weg. Die Polizei ist hinter uns her.«

»O je, wirklich?«

»Ja. Aber was war denn nun eigentlich mit Johnnie Walker?«

»Hat Nakata Ihnen das nicht schon erzählt?«

»Nein, hast du nicht.«

»Es kommt ihm aber so vor.«

»Nein, das Wichtigste hast du nicht erzählt.«

»Also, ehrlich gesagt, Nakata hat Johnnie Walker getötet.«

»Ohne Witz?«

»Ja, Nakata hat Johnnie Walker ohne Witz getötet.«

»Du meine Güte«, sagte der junge Mann.

Hoshino packte seine Tasche und wickelte den Stein in das indigoblaue Tuch. Der Stein hatte wieder sein altes Gewicht. Er war nicht gerade leicht, aber auch nicht so schwer, dass man ihn nicht tragen konnte. Nakata packte seine Sachen in seinen Stoffbeutel. Der junge Mann ging zur Rezeption und sagte, sie müssten wegen einer dringenden Angelegenheit schon früher abreisen. Da er im Voraus bezahlt hatte, nahm die Rechnung kaum Zeit in Anspruch. Nakata war noch ein bisschen wacklig auf den Beinen, konnte aber einigermaßen gehen.

»Wie lange hat Nakata denn geschlafen?«

»Ja, wie lange?«, sagte Hoshino und rechnete im Kopf nach. »Ungefähr vierzig Stunden.«

»Nakata fühlt sich gut ausgeschlafen.«

»Kein Wunder. Müsstest du eigentlich auch sein. Sonst hätte der Schlaf seinen Dienst schlecht getan. Wie sieht's aus, alter Freund, hast du Hunger?«

»Nakata kommt es so vor.«

»Kannst du es noch ein bisschen aushalten? Wir müssen schleunigst hier weg. Essen tun wir später.«

»Jawohl. Nakata hält noch durch.«

Hoshino stützte Nakata, sie gingen auf die große Straße hinaus, und er hielt ein vorbeifahrendes Taxi an. Dann zeigte er dem Fahrer die Adresse, die Colonel Sanders ihm gegeben hatte. Der Fahrer nickte und brachte die beiden dorthin. Die Fahrt dauerte ungefähr fünfundzwanzig Minuten. Der Wagen fuhr auf die Landstraße hinaus und kam bald in ein vorstädtisches Wohngebiet. Das elegante, ruhige Viertel stand in krassem Gegensatz zu den Bahnhofsgegenden, wo sie bisher übernachtet hatten.

Ihr Ziel war ein gepflegtes vierstöckiges Apartmenthaus, wie man sie überall findet, und nannte sich Takamatsu Park Heights, auch wenn weder etwas von einem Park noch von einer Anhöhe zu sehen war. Die beiden fuhren mit dem Aufzug in den dritten Stock, und Hoshino fand unter dem Schirmständer den Schlüssel. Die Wohnung bestand aus zwei Schlafzimmern, einem Wohnzimmer, einem kombinierten Ess- und Küchenbereich und einem Badezimmer. Alles war hübsch und neu. Die Möbel sahen fast unbenutzt aus. Großer Fernseher, kleine Stereoanlage. Eine Couchgarnitur. In jedem Schlafzimmer ein frisch bezogenes Bett. In der Küche gab es Kochutensilien, im Schrank stand Geschirr. An den Wänden hingen mehrere geschmackvolle Holzschnitte. Das Ganze sah

aus wie eine teure Musterwohnung, die ein Makler für potentielle Käufer eingerichtet hatte.

»Gar nicht so übel, was?«, sagte Hoshino. »Persönlich kann man es nicht nennen, aber immerhin sauber.«

»Eine hübsche Wohnung«, sagte Nakata.

Als sie den riesigen Kühlschrank in gebrochenem Weiß öffneten, fanden sie ihn mit Lebensmitteln geradezu voll gestopft. Unter Gemurmel begutachtete Nakata die einzelnen Lebensmittel. Dann nahm er Eier, Paprika und Butter heraus. Er wusch die Paprika und schnitt sie in feine Streifen, die er anbriet. Die Eier verrührte er in einer Schale. Nun wählte er eine Pfanne in passender Größe aus und bereitete geschickt zwei Paprika-Omeletts zu. Noch ein paar Scheiben Toast, und er brachte ein Frühstück für zwei auf den Tisch. Schließlich goss er noch schwarzen Tee auf.

»Du kannst das ja richtig gut«, sagte Hoshino anerkennend.

»Toll!«

»Nakata hat doch immer allein gelebt und ist daran gewöhnt.«

»Ich wohne auch allein, aber Kochen kann ich null.«

»Nakata hat Zeit und nichts anderes zu tun.«

Sie verspeisten ihr Brot und ihre Omeletts. Weil beide danach noch immer Hunger hatten, briet Nakata nun Speck und Kohl. Dazu aßen sie jeder noch zwei Scheiben Toast, dann fühlten sie sich endlich wieder halbwegs menschlich.

Sie machten es sich auf dem Sofa bequem und tranken ihren Tee.

»Also«, sagte Hoshino. »Du hast einen Menschen getötet, alter Freund.«

»Ja, Nakata hat einen Menschen getötet«, sagte Nakata und berichtete, wie er Johnnie Walker erstochen hatte.

»Donnerwetter«, sagte Hoshino. »Eine tolle Geschichte. Aber wenn du die erzählst – da kannst du noch so ehrlich sein –

glaubt dir die Polizei kein Wort. Noch vor kurzem hätte ich dir das auch nicht abgenommen, aber inzwischen glaub ich dir alles.«

»Nakata versteht das alles ja auch nicht.«

»Immerhin wurde ein Mensch ermordet, und das kann man nicht auf die leichte Schulter nehmen. Die Polizei ist ernsthaft an dem Fall dran und fahndet nach dir. Bis nach Shikoku sind sie dir gefolgt.«

»Und Herr Hoshino bekommt auch noch Schwierigkeiten.«

»Aber stellen willst du dich nicht?«

»Nein«, sagte Nakata mit ungewöhnlichem Nachdruck. »Zuerst ja, aber jetzt nicht mehr. Denn Nakata muss etwas anderes tun. Wenn er jetzt zur Polizei geht, kann er das nicht zu Ende führen. Und die Reise nach Shikoku hätte keinen Sinn mehr.«

»Du musst den Eingang, den wir geöffnet haben, wieder schließen?«

»Jawohl, Herr Hoshino, genauso ist es. Was offen ist, muss geschlossen werden. Danach kann Nakata wieder der normale Nakata werden. Aber vorher hat er noch viel zu tun.«

»Colonel Sanders hat uns bei unseren Aktionen geholfen«, sagte Hoshino. »Der Mann hat mir gesagt, wo der Stein ist, und uns hier Unterschlupf gegeben. Warum tut er das alles für uns? Ob zwischen Colonel Sanders und Johnnie Walker eine Beziehung besteht?«

Je länger der junge Mann nachdachte, desto verwirrter wurde er. Es hat keinen Zweck, Sinn in etwas Unsinniges bringen zu wollen, dachte er.

»Denken tun Narren, kluge Leute wissen schon, oder?«, sagte Hoshino und verschränkte die Arme.

»Herr Hoshino?«

»Was denn?«

»Es riecht nach Meer.«

Der junge Mann ging zur Balkontür und öffnete sie. Er trat hinaus auf den schmalen Balkon und sog die Luft durch die Nase ein. Aber es roch nicht nach Meer. In der Ferne sah man ein grünes Kiefernwäldchen, über das weiße, frühsommerliche Wolken zogen.

»Ich rieche nichts«, sagte Hoshino.

Nakata stellte sich neben ihn und schnupperte wie ein Eichhörnchen. »Doch, doch, da drüben ist das Meer.« Er deutete in die Richtung der Kiefern.

»Hm, alter Freund, du hast eine feine Nase«, sagte der junge Mann. »Einer meiner Schwachpunkte ist meine chronisch verstopfte Nase.«

»Wollen wir nicht ans Meer gehen?«

Hoshino überlegte. Ein Strandspaziergang konnte nichts schaden.

»In Ordnung, gehen wir«, sagte er.

»Vorher möchte Nakata noch aufs Klo, geht das?«

»Wir haben es doch nicht eilig, nimm dir so viel Zeit, wie du willst.«

Während Nakata auf der Toilette war, sah sich Hoshino in der Wohnung um. Wie Colonel Sanders gesagt hatte, war sie mit allem, was man zum Leben brauchte, komplett ausgestattet. Im Bad war von Rasiercreme, neuen Zahnbürsten, Wattestäbchen, Pflaster bis zum Nagelknipser alles vorhanden. Es gab sogar ein Bügeleisen und ein Bügelbrett.

»Natürlich hat diese ganzen Kleinigkeiten seine Sekretärin besorgt, aber trotzdem ist das unheimlich fürsorglich. Es fehlt nichts«, sagte er zu sich.

Sogar Unterwäsche und Kleidung lagen im Schrank bereit. Kein Hawaiihemd, dafür karierte Hemden mit Reverskragen und Poloshirts. Alles ganz neue Sachen von Tommy Hilfiger.

»Colonel Sanders ist zwar schlau, aber so schlau nun auch wieder nicht«, murrte Hoshino vor sich hin. »Dass ich auf Hawaiihemden stehe, sieht man doch auf den ersten Blick. Hawaiihemden kann man sogar im Winter tragen. Wenn er sich schon solche Mühe gibt, hätte er wenigstens ein Hawaiihemd bereitstellen können.«

Aber sein Hawaiihemd war inzwischen wirklich durchgeschwitzt, und so zog er resigniert ein Polohemd über den Kopf. Es passte ihm wie angegossen.

Auf dem Weg zum Meer gingen sie durch das Kiefernwäldchen und überquerten einen Damm, bis sie an der ruhigen Inlandsee an einen Strand gelangten. Sie setzten sich nebeneinander in den Sand und sahen lange schweigend auf die Wasserfläche, die sich hob und senkte wie ein Laken, und auf die kleinen Wellen, die sich mit leisem Plätschern brachen. Vor der Küste waren ein paar kleine Inseln zu erkennen. Da der Anblick des Meeres ungewohnt für beide war, konnten sie sich gar nicht daran satt sehen.

»Herr Hoshino?«, sagte Nakata.

»Was denn?«

»Das Meer ist schön.«

»Finde ich auch. Wenn man es ansieht, wird einem ganz friedlich zumute.«

»Warum das wohl so ist?«

»Vielleicht weil es so weit und leer ist«, sagte der junge Mann und wies mit der Hand über die weite Fläche des Meeres. »Wenn es hier einen Seven Eleven, dort einen Seiyu-Markt, da drüben eine Pachinko-Halle und da vorn eine Plakatwand mit Werbung für das Yoshikawa-Pfandbüro gäbe, kämen bestimmt keine friedlichen Gefühle auf. Es tut gut, nichts zu sehen, soweit das Auge reicht.«

»Ja. Kann sein.« Nakata dachte ein Weilchen nach. »Herr

Hoshino?«

»Was denn?«

»Nakata hat eine Frage.«

»Schieß los.«

»Was ist denn eigentlich auf dem Meeresgrund?«

»Der Meeresgrund ist eine eigene Welt. Dort leben Fische, Muscheln, Meerespflanzen und so was. Warst du noch nie in einem Aquarium?«

»Nein, Nakata war noch nie in seinem Leben im Aquarium. In Matsumoto, wo er die ganze Zeit gewohnt hat, gab es kein Aquarium.«

»Ach so, ja, Matsumoto liegt im Gebirge. Da gibt es höchstens ein Pilzmuseum oder so was«, sagte der junge Mann. »Jedenfalls gibt es im Meer die verschiedensten Lebewesen. Die meisten atmen, indem sie ihren Sauerstoff aus dem Wasser ziehen. Deshalb können sie ohne Luft leben. Im Gegensatz zu uns. Es gibt viele hübsche Geschöpfe dort und kluge, gefährliche und eklige. Jemandem den Meeresboden zu beschreiben, der ihn noch nie gesehen hat, ist schwierig. Auf alle Fälle ist es eine völlig andere Welt. An die tiefsten Stellen kommt kaum Sonne. Dort wohnen besonders eklige Viecher. He, weißt du was, Nakata? Wenn dieses ganze Durcheinander vorbei ist, gehen wir beide mal zusammen in ein Aquarium. Ich war auch schon lange in keinem mehr. Das wäre doch interessant, oder? Takamatsu liegt so nah am Meer, hier gibt es bestimmt eins.«

»O ja, Nakata möchte unbedingt ins Aquarium.«

»Übrigens, Nakata –«

»Ja, was denn, Herr Hoshino?«

»Vorgestern um die Mittagszeit haben wir doch den Stein hochgehoben und den Eingang geöffnet.«

»Ja, Nakata und Herr Hoshino haben den Eingang geöffnet.

Genau. Danach hat Nakata fest geschlafen.«

»Ich wüsste gern, ob durch das Offnen etwas passiert ist.«

Nakata nickte. »Jawohl. Es ist etwas passiert.«

»Aber was passiert ist, wissen wir noch nicht.«

Nakata schüttelte entschieden den Kopf. »Jawohl. Das wissen wir noch nicht.«

»Vielleicht … passiert es irgendwo genau in diesem Augenblick?«

»Jawohl, ich glaube ja. Sie sagen es, es passiert jetzt gerade. Und Nakata wartet darauf, dass es *zu Ende passiert.*«

»Und dann, wenn es zu Ende ist, ist das ganze Durcheinander gelöst, stimmt's?«

Wieder schüttelte Nakata entschieden den Kopf. »Nein, Herr Hoshino, das weiß Nakata nicht. Er hat nur getan, was er *tun sollte.* Aber was dadurch alles passiert, weiß Nakata nicht. Er ist zu dumm, um solche schwierigen Sachen zu verstehen. Er weiß nicht, was kommt.«

»Auf alle Fälle kann es wohl noch dauern, bis die Sache zum Abschluss kommt, oder?«

»Jawohl.«

»Und in der Zwischenzeit müssen wir sehen, dass die Polizei uns nicht erwischt. Wir haben noch was vor.«

»Jawohl, Herr Hoshino. Nakata hat nichts dagegen, zur Polizei zu gehen. Er macht alles, was der Gouverneur sagt. Aber im Moment passt es nicht so gut.«

»Lass nur, alter Freund«, sagte Hoshino. »Wenn du denen deine Wahnsinnsgeschichte erzählst, biegen die sich für ihr Protokoll sowieso nur was zurecht. Zum Beispiel, dass jemand in das Haus eingebrochen ist, um zu klauen, dann ein Messer genommen und den Mann erstochen hat. Das kapiert jeder. So was wie Wahrheit oder Gerechtigkeit ist denen doch schnurz. Hauptsache, sie können ohne große Anstrengung einen

Verbrecher schnappen und verhaften. Und du kommst ins Gefängnis oder in eine Anstalt oder so was Schreckliches. Und vielleicht lassen sie dich dann nie mehr raus. Kohle für einen anständigen Anwalt hast du auch nicht, also würden sie dir nur einen Pflichtverteidiger verpassen. Das liegt doch auf der Hand.«

»Mit so schwierigen Sachen kennt Nakata sich nicht aus.«

»Aber ich – genauso macht es die Polizei«, sagte der junge Mann.

»Deshalb will ich mit denen nichts zu tun haben. Die Bullen und ich, wir werden niemals Freunde.«

»Jawohl. Nakata macht Herrn Hoshino viele Ungelegenheiten.«

Hoshino seufzte tief. »Weißt du, alter Freund, es gibt doch die Redensart ›das Gift bis zum Teller‹ auslöffeln.«

»Was heißt das?«

»Wenn man Gift isst, muss man es bis zum Teller aufessen.«

»Aber, Herr Hoshino, wenn der Mensch den Teller aufisst, muss er sterben. Seine Zähne gehen kaputt, und er bekommt auch Halsschmerzen.«

»Ja, stimmt«, sagte der junge Mann verwundert. »Wieso muss man eigentlich den Teller aufessen?«

»Nakata ist zu dumm, um das zu verstehen. Gift geht, nur ein Teller ist zu hart zum Essen.«

»Ja, genau. Ich blicke da auch nicht durch. Ich muss zugeben, dass ich selber nicht besonders helle bin. Damit wollte ich doch nur sagen, dass ich jetzt, wo wir so weit gekommen sind, weiter zu dir halte. Dass du was Schlechtes gemacht haben sollst, kann ich mir einfach nicht vorstellen. Ich lasse dich nicht im Stich. Das gelobe ich, so wahr ich Hoshino heiße.«

»Vielen Dank. Nakata kann Ihnen wirklich nicht genug danken«, sagte Nakata. »Da Sie so freundlich sind, habe ich

noch eine Bitte.«

»Sprich dich aus.«

»Vielleicht brauchen wir ein Auto.«

»Geht auch ein Leihwagen?«

»Nakata kennt keine Leihwagen, aber was für eins, ist egal. Klein oder groß, Hauptsache ein Auto.«

»Wenn's weiter nichts ist. Autos sind mein Spezialgebiet. Später besorge ich eins für uns. Und dann fahren wir irgendwohin?«

»Jawohl, vielleicht fahren wir irgendwohin.«

»Ach Nakata, alter Freund.«

»Jawohl, Herr Hoshino?«

»Mit dir wird es nie langweilig. Es gibt zwar jede Menge Unsinn, aber Langeweile kommt nicht auf.«

»Besten Dank für dieses Kompliment. Sie sind sehr freundlich. Aber, Herr Hoshino?«

»Ja?«

»Ehrlich gesagt, Nakata weiß nicht, wie das ist – *Langeweile.*«

»Dir ist wohl noch nie langweilig gewesen?«

»Nein, noch kein Mal.«

»Aha. Hätte ich mir denken können.«

37

Unterwegs halten wir in einer größeren Stadt an, essen eine Kleinigkeit und gehen wie beim letzten Mal in einen Supermarkt, um Lebensmittel und Mineralwasser einzukaufen. Über die ungeteerte Piste fahren wir zur Hütte hinauf, die wir im gleichen Zustand vorfinden, in dem wir sie vor einer Woche verlassen haben. Ich öffne das Fenster und lasse die eingesperrte Luft hinaus. Dann räume ich die Lebensmittel ein.

»Ich würde gern ein bisschen schlafen.« Oshima gähnt, wobei er sich beide Hände vors Gesicht hält. »Gestern Nacht habe ich fast kein Auge zugetan.«

Er muss wirklich sehr müde sein, denn er macht sich gleich das Bett, legt sich, wie er ist, hinein, dreht sich zur Wand und ist auch schon eingeschlafen. Ich koche mit Mineralwasser Kaffee und fülle ihm seine Thermosflasche. Anschließend mache ich mich mit den beiden leeren Plastikkanistern auf, um Wasser vom Bach zu holen. Auch der Wald ist noch genauso wie letztes Mal. Das Gras duftet, die Vögel zwitschern, der Bach murmelt, der Wind streicht durch die Äste und lässt die Blätter der Bäume flimmern. Die Wolken, die über mich hinwegziehen, erscheinen ganz nah. Alles ist mir so vertraut, dass ich es als natürlichen Teil von mir empfinde.

Während Oshima noch schläft, setze ich mich mit einem Stuhl auf die Veranda, trinke Tee und lese ein Buch über Napoleons Russischen Feldzug von 1812. In diesem ungeheuren Krieg, der praktisch kaum eine Bedeutung hatte, verloren etwa vierhunderttausend französische Soldaten in dem weiten, fremden Land ihr Leben. Die Schlachten waren natürlich brutal und grausam. Es gab nur wenige Ärzte, und wegen des Mangels an Medikamenten starb ein Großteil der Schwerverwundeten unter größten Qualen die entsetzlichsten Tode. Mehr noch

verhungerten oder erfroren, was einen nicht minder brutalen und grausamen Tod bedeutet. Während ich auf der Veranda inmitten der Berge sitze, die Vögel singen höre und Tee trinke, weile ich in Gedanken im Schneetreiben auf einem russischen Schlachtfeld.

Als ich etwa ein Drittel gelesen habe, ergreift mich Unruhe, ich lege das Buch nieder und gehe hinein, um nach Oshima zu sehen. Auch für eine Person, die sehr fest schläft, wirkt er ein bisschen zu ruhig. Ich spüre keine Präsenz. Er atmet sehr leise unter seiner leichten Decke. Als ich näher herantrete, merke ich, dass sich seine Schultern sehr sachte heben und senken. Während ich so neben ihm stehe und seine Schultern betrachte, fällt mir plötzlich ein, dass Oshima ja eine Frau ist, ein Umstand, der mir nur sehr selten zu Bewusstsein kommt. In der Regel sehe ich ihn als Mann. Was ja vermutlich auch seinem Wunsch entspricht. Seltsamerweise scheint er sich jedoch im Schlaf in eine Frau *zurückzuverwandeln.*

Ich gehe wieder auf die Veranda hinaus und lese weiter. Meine Gedanken kehren zu den gefrorenen Leichen auf den Landstraßen bei Smolensk zurück.

Nachdem Oshima zwei Stunden geschlafen hat, kommt er auf die Veranda und sieht zu seinem Wagen hinüber. Von der Fahrt über die trockene Piste ist der grüne Roadster fast weiß von Staub. Nachdem sich Oshima ausgiebig gestreckt hat, setzt er sich neben mich.

»Dieses Jahr fällt die Regenzeit spärlich aus«, sagt er, wobei er sich die Augen reibt. »Das ist nicht gut. Wenn die Regenzeit zu trocken ist, haben wir im Sommer in Takamatsu Wassermangel.«

»Weiß Saeki-san, wo ich jetzt bin?«, frage ich ihn.

Oshima schüttelt den Kopf. »Ehrlich gesagt, habe ich ihr noch nichts davon erzählt. Vermutlich weiß sie nicht mal, dass ich diese Hütte habe. Ich finde es am besten, wenn sie so wenig wie

möglich weiß. Dann muss sie sich nicht verstellen und wird auch in nichts verwickelt.«

Ich nicke. Das entspricht auch meinen Wünschen.

»Sie hat schon genug Schweres erlebt«, sagt Oshima.

»Ich habe ihr erzählt, dass mein Vater gerade gestorben ist«, sage ich. »Auch dass er ermordet wurde. Aber dass ich von der Polizei gesucht werde, habe ich ihr nicht gesagt.«

»Ich habe aber das Gefühl, dass sie trotzdem im Großen und Ganzen Bescheid weiß, denn sie ist klug. Deshalb wird sie mir wohl auch keine Fragen stellen, wenn ich ihr morgen in der Bibliothek Grüße von dir bestelle und sage, dass du wegen einer dringenden Angelegenheit eine Weile verreisen musstest. Sie wird nicken und die Sache ohne weitere Erklärung schweigend akzeptieren.«

Ich nicke.

»Aber du würdest sie gern sehen, nicht wahr?«

Darauf sage ich nichts, weil ich nicht weiß, wie ich mich ausdrücken soll. Aber die Antwort ist klar.

»Es tut mir leid für dich, aber ich bin, wie gesagt, dafür, dass ihr euch eine Zeit lang nicht seht«, sagt Oshima.

»Aber vielleicht sehe ich sie so überhaupt nie wieder.«

»Das könnte passieren«, bestätigt Oshima, nachdem er einen Moment nachgedacht hat. »Es klingt platt, aber was geschehen wird, weiß man erst, wenn es wirklich geschehen ist. Mitunter sind die Dinge nicht so, wie sie scheinen.«

»Was Saeki-san wohl empfindet?«

Oshima sieht mich nachdenklich an. »In welcher Hinsicht?«

»Also … wenn sie wüsste, dass sie mich vielleicht nie mehr sieht, ob sie dann das Gleiche empfände wie ich jetzt?«

Oshima lächelt. »Warum fragst du das mich?«

»Weil ich überhaupt keine Ahnung habe. Weil ich bisher noch

nie jemanden so geliebt und so begehrt habe. Und noch nie von jemandem so begehrt worden bin.«

»Und deshalb bist du verwirrt und ratlos?«

Ich nicke. »Genau. Verwirrt und ratlos.«

»Du weißt nicht, ob sie die reinen, starken Gefühle, die du für sie empfindest, auch für dich hegt«, sagt Oshima.

Ich schüttele den Kopf. »Darüber nachzudenken ist eine Qual für mich.«

Eine Weile sieht Oshima wortlos mit zusammengekniffenen Augen zum Wald hinüber. Vögel huschen von Ast zu Ast. Er verschränkt die Arme hinter dem Kopf.

»Ich verstehe sehr gut, was du fühlst«, sagt er. »Doch darüber musst du selbst nachdenken und befinden. Niemand kann das an deiner Stelle tun. So ist es eben mit der Liebe, junger Kafka. Himmelhoch jauchzend bist du allein, zu Tode betrübt bist du auch allein. Dein Körper und dein Herz müssen es ertragen.«

Gegen halb drei steigt Oshima in seinen Wagen und fährt davon.

»Wenn du gut haushaltest, sollten die Lebensmittel für etwa eine Woche reichen. Bis dahin bin ich zurück. Sollte mir etwas dazwischenkommen, sage ich meinem Bruder Bescheid, damit er dir was zu essen bringt. Er wohnt ungefähr eine Stunde von hier entfernt. Ich habe ihm gesagt, dass du hier bist. Also mach dir keine Sorgen. In Ordnung?«

»In Ordnung«, sage ich.

»Und noch mal – pass gut auf, dass du dich nicht im Wald verläufst.«

»Ich passe auf.«

»Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg hat eine Einheit der Kaiserlichen Armee hier ein großes Manöver abgehalten, um sich auf die Kämpfe gegen die Sowjetarmee in Sibirien vorzubereiten. Hab ich dir davon erzählt?«

»Nein.«

»Immer vergesse ich, das Wichtigste zu erzählen.« Oshima tippt sich mit dem Finger an die Schläfe.

»Aber hier sieht es doch gar nicht aus wie in Sibirien.«

»Stimmt. Das hier ist Laubwald, während in Sibirien vornehmlich Nadelwald wächst. Aber mit solchen Kleinigkeiten hielten die Militärs sich nicht auf. Hauptsächlich ging es darum, in voller Montur durch den Wald zu marschieren, um für den Krieg fit zu sein.«

Er gießt sich aus der Thermosflasche einen Becher von dem Kaffee ein, den ich gekocht habe, streut ein paar Krümel Zucker hinein und trinkt genüsslich.

»Auf Verlangen der Armee hat mein Urgroßvater ihnen den Berg geliehen. ›Bitte, bitte verfügen Sie frei über den Berg. Wir haben ja keine Verwendung dafür.‹ In dem Stil. Die Einheiten marschierten den Weg hinauf, den wir mit dem Auto gekommen sind. Dann drangen sie in den Wald vor. Aber als das Manöver nach einigen Tagen beendet war und zum Appell gerufen wurde, fehlten zwei Soldaten. Sie waren mitsamt ihrer Ausrüstung im Wald verschwunden. Beide waren frisch eingezogene Rekruten. Trotz der riesigen Suchaktion, die die Armee natürlich durchführte, wurden die beiden nie gefunden.«

Oshima nimmt noch einen Schluck Kaffee.

»Ob sie sich im Wald verlaufen hatten oder desertiert waren, weiß man bis heute nicht. Immerhin ist der Wald hier sehr tief, und man kann fast nichts Essbares finden.«

Ich nicke.

»Neben der Welt, in der wir leben, existiert stets noch eine andere, die wir bis zu einem gewissen Punkt betreten und aus der wir dennoch wieder heil zurückgelangen können. Wenn wir vorsichtig genug sind. Doch wenn eine bestimmte Grenze überschritten ist, gibt es kein Zurück mehr. Es ist wie in einem

Labyrinth. Weißt du übrigens, wo das Labyrinth erdacht wurde?«

Ich schüttele den Kopf.

»Soweit ich weiß, haben die alten Mesopotamier als Erste den Begriff des Labyrinths geschaffen. Sie nahmen die Eingeweide von Tieren – oder vielleicht auch die von Menschen – und lasen daraus die Zukunft. Die komplizierten, verschlungenen Formen beeindruckten sie. Eingeweide sind also die Urform des Labyrinths. Das Prinzip des Labyrinths spiegelt dein eigenes Inneres wider, das wiederum ein Spiegel der labyrinthischen Eigenschaften deiner Außenwelt ist.«

»Eine Metapher«, sage ich.

»Genau. Eine reziproke Metapher. Das, was außerhalb von dir ist, projiziert sich auf dein Inneres, und umgekehrt. Durch das Betreten eines äußeren Labyrinths gelangt man häufig auch in das innere Labyrinth. Und das ist oftmals gefährlich.«

»Wie bei Hansel und Gretel im Wald.«

»Stimmt, sie geraten in die Falle des Waldes. Auch wenn du sehr vorsichtig und vorausschauend bist, kommen die Vögel mit ihren scharfen Augen und picken die Brotkrumen auf, die du als Wegweiser ausgestreut hast.«

»Ich pass schon auf«, sage ich.

Oshima öffnet das Verdeck seines Roadsters und steigt ein. Er setzt seine Sonnenbrille auf und legt die Hand auf den Schaltknüppel. Das vertraute Motorengeräusch dröhnt durch den Wald. Oshima streicht sich das Haar zurück, winkt mir kurz zu und fährt davon. Eine Staubwolke erhebt sich, wird aber sofort vom Wind davongetragen.

Ich gehe in die Hütte, lege mich auf das Bett, auf dem gerade noch Oshima geschlafen hat, und schließe die Augen. Eigentlich habe ich in der letzten Nacht ja auch kaum geschlafen. Ich spüre Oshimas Gegenwart auf dem Kissen und in der Decke. Nein,

nicht Oshimas Gegenwart, eher etwas, das nach Oshimas Schlaf zurückgeblieben ist und in das ich meinen Körper nun hineingleiten lasse. Als ich etwa eine halbe Stunde geschlafen habe, ertönt vor der Hütte ein lautes Krachen. Als ob ein Ast irgendetwas Schweres nicht mehr tragen konnte, abgebrochen und auf die Erde gefallen ist. Ich wache auf, gehe auf die Veranda hinaus und schaue mich um, aber soweit ich sehen kann, hat sich nichts verändert. Wahrscheinlich eines von den rätselhaften Geräuschen, wie sie hin und wieder im Wald entstehen. Oder ich habe geträumt. Ich kann es nicht unterscheiden.

Ich setze mich auf die Veranda und lese, bis die Sonne gen Westen sinkt.

Schweigend und allein verzehre ich mein einfaches Abendessen. Nachdem ich das Geschirr weggeräumt habe, lege ich mich auf das alte Sofa und denke an Saeki-san.

»Wie Oshima sagt, ist sie eine sehr kluge Frau und hat ihren eigenen Stil«, sagt Krähe.

Er setzt sich neben mich aufs Sofa. Wie damals im Arbeitszimmer meines Vaters.

»Sie ist ganz anders als du«, sagt er.

SIE IST GANZ ANDERS ALS DU. SAEKI-SAN HAT SCHON DIE VERSCHIEDENSTEN SITUATIONEN – DINGE, DIE MAN NICHT ALLTÄGLICH NENNEN KANN – ERLEBT. SIE WEISS VIELES, WAS DU NICHT WEISST, UND HAT GEFÜHLE ERLEBT, VON DENEN DU NOCH KEINE AHNUNG HAST. SIE KANN BESSER UNTERSCHEIDEN, WAS IM LEBEN WICHTIG IST UND WAS NICHT. SIE HAT SCHON VIELE WICHTIGE ENTSCHEIDUNGEN GEFÄLLT UND DEREN FOLGEN ERFAHREN.

DU ABER NICHT. SO IST ES DOCH? LETZTEN ENDES BIST DU NUR EIN KIND MIT EINEM BEGRENZTEN ERFAHRUNGSHORIZONT. DU STRENGST DICH UNHEIMLICH AN, STARK ZU WERDEN. UND IN MANCHER HINSICHT BIST DU

AUCH STÄRKER GEWORDEN, DAS MUSS ICH ZUGEBEN. ABER DER NEUEN SITUATION IN DIESER NEUEN WELT STEHST DU ZIEMLICH HILFLOS GEGENÜBER, WEIL DU DIESE ERFAHRUNGEN ZUM ERSTEN MAL MACHST.

Du bist hilflos. Die sexuellen Begierden einer Frau sind für dich ein unverständliches Phänomen. Natürlich ist dir theoretisch klar, dass Frauen eine Libido haben. Das weißt sogar du. Aber du hast keine Ahnung, welcher Art sie ist und welche Empfindungen dabei praktisch im Spiel sind. Deine eigene Libido ist leicht zu verstehen. Sie ist sehr simpel. Aber die weibliche Lust, insbesondere die von Saeki-san, entzieht sich deinem Verständnis. Empfindet sie die gleiche körperliche Lust wie du, wenn sie dich umarmt? Oder unterscheidet ihre sich ganz wesentlich von dem, was du empfindest?

Je mehr du darüber nachdenkst, desto mehr erbittert es dich, dass du erst fünfzehn bist. Du bist sogar verzweifelt. Wenn du zwanzig wärst, nein, achtzehn würde schon reichen, zumindest nicht fünfzehn, dann könntest du Saeki-san als Mensch und den Sinn ihrer Worte und Handlungen besser verstehen. Und angemessener darauf reagieren. Im Moment bist du mitten in etwas Wunderbarem. Vielleicht wirst du nie wieder mit etwas so Wunderbarem gesegnet sein, so wunderbar ist es. Dennoch bist du im Augenblick außerstande, es richtig zu begreifen. Deine Ungeduld lässt dich verzweifeln.

Du malst dir aus, was sie jetzt gerade tut. Heute ist Montag, und die Bibliothek hat geschlossen. Was tut Saeki-san eigentlich an solchen Tagen? Du stellst dir vor, dass sie allein in ihrer Wohnung ist, und siehst einzelne Szenen vor dir – sie wäscht, sie kocht, sie putzt und macht Einkäufe. So lange, bis der Gedanke, dass du hier festsitzt, dir den Atem nimmt. Du möchtest dich in eine kühne Krähe verwandeln und diese Berghütte verlassen. In den Himmel fliegen, über die Berge,

dich vor ihrem Haus niederlassen und ihr für alle Ewigkeit zusehen.

Oder vielleicht kommt Saeki-san in die Bibliothek und klopft an deine Zimmertür. Keine Antwort. Die Tür ist nicht abgeschlossen, und sie entdeckt, dass du fort bist. Auch deine Sachen sind nicht mehr da. Das Bett ist ordentlich gemacht. Sie überlegt, wohin du wohl gegangen sein könntest, und beschließt, eine Weile auf deine Rückkehr zu warten. Dazu setzt sie sich vielleicht auf den Stuhl vor dem Schreibtisch, stützt das Kinn in die Hände und betrachtet »Kafka am Strand«. Denkt an die in dem Bild gehortete Vergangenheit. Sie wartet lange, doch du kommst nicht zurück. Also gibt sie es auf und verlässt dein Zimmer, geht zum Parkplatz, steigt in ihren Golf und lässt den Motor an. Du willst sie nicht so gehen lassen. Du möchtest dort sein, sie fest in die Arme schließen und die Bedeutung jeder einzelnen Bewegung ihres Körper verstehen. Aber du bist nicht dort, du bist allein an einem Ort, der von aller Welt abgeschnitten ist.

Du gehst zu Bett, löschst das Licht und wünschst dir, Saeki-san möge im Raum erscheinen. Auch wenn es die Fünfzehnjährige wäre. Du willst sie sehen, ganz gleich in welcher Gestalt, als lebendigen Geist oder als Vision. Du wünschst dir, dass sie bei dir wäre. Diese Gedanken überfluten deinen Verstand. Dein Körper scheint in winzige Splitter zu zerspringen. Doch so sehr du dich auch danach sehnst, solange du auch wartest, sie kommt nicht. Nur der Wind wispert vor dem Fenster, und hin und wieder ertönt der dumpfe Schrei eines Nachtvogels. Mit angehaltenem Atem starrst du angestrengt in die Dunkelheit. Lauschst auf das Rauschen des Windes und versuchst, seinen Sinn zu deuten. Irgendeine Botschaft zu erspüren. Doch nur die verschiedenen Schattierungen von Dunkelheit hüllen dich ein. Bald gibst du es auf, schließt die Augen und schläfst ein.

38

Hoshino suchte im Branchenverzeichnis, das in der Wohnung bereit lag, unter den Autovermietungen in der Stadt eine geeignete heraus und rief dort an.

»Ich brauche einen normalen PKW für zwei, drei Tage. Nicht groß und möglichst unauffällig.«

»Wissen Sie, mein Herr«, sagte sein Gesprächspartner. »Wir vermieten hier Wagen der Firma Mazda. Also haben wir nicht einen einzigen auffälligen PKW.«

»Dann ist's ja gut.«

»Wie wäre es mit einem Familia? Ein zuverlässiger Wagen, und unauffällig. Das garantiere ich Ihnen bei allen Göttern.« Die Autovermietung lag in Bahnhofsnähe. Hoshino sagte, er komme den Wagen in einer Stunde abholen.

Er fuhr allein mit dem Taxi hin, wies Kreditkarte und Führerschein vor und mietete den Wagen zunächst für zwei Tage. Der weiße Familia auf dem Parkplatz war tatsächlich ausgesprochen unauffällig, geradezu der Inbegriff von Anonymität. Kaum hatte man den Blick von ihm abgewandt, wusste man schon nicht mehr, wie er aussah.

Auf der Fahrt zurück zur Wohnung kaufte Hoshino in einem Buchladen einen Stadtplan von Takamatsu und eine Straßenkarte von Shikoku. In der Nähe entdeckte er ein CD-Geschäft und fragte dort nach Beethovens »Erzherzog-Trio«. Da es sich um einen kleinen Laden an der Landstraße ohne eine größere Klassikabteilung handelte, hatten sie nur eine preiswerte Version des »Erzherzog-Trios« und leider keine Aufnahme des Million-Dollar-Trios, aber Hoshino kaufte die CD, zumal sie bloß tausend Yen kostete.

Als er zurückkam, stand Nakata in der Küche und bereitete

routiniert ein Gericht aus Rettich und ausgebackenen Tofu-Scheiben zu. Ein köstlicher Duft erfüllte die ganze Wohnung. »Nakata hatte Zeit und hat ein paar Sachen gekocht«, sagte er.

»Prima. Wenn man ständig auswärts isst, kriegt man mit der Zeit auch mal Appetit auf herzhafte Hausmannskost«, sagte der junge Mann. »Übrigens habe ich einen Wagen gemietet. Er steht vor der Tür. Wollen wir ihn gleich mal ausprobieren?«

»Nein, erst morgen. Heute möchte ich noch ein bisschen mit dem Stein reden.«

»Gut, in Ordnung. Reden ist wichtig. Reden ist besser als nicht reden, egal mit wem oder mit was. Wenn ich einen Laster fahre, rede ich auch oft mit dem Motor. Und wenn ich gut aufpasse, kann ich alles Mögliche heraushören.«

»Jawohl. Nakata findet das auch. Nakata kann zwar nicht mit Motoren reden, aber reden ist gut, egal mit wem.«

»Also bist du jetzt einigermaßen zu dem Stein durchgedrungen?«

»Jawohl. Allmählich versteht Nakata ihn, kommt ihm vor.«

»Das ist die Hauptsache. Sag mal, Nakata, ist der Stein nicht sauer oder wütend, dass wir ihn eigenmächtig hierher gebracht haben?«

»Nein. Nach Nakatas Eindruck macht sich der Stein nicht viel aus Orten.«

Hoshino nahm diese Nachricht mit Erleichterung auf. »Da bin ich aber froh. Wir hätten ganz schön in der Klemme gesteckt, wenn uns auch noch der Stein verflucht hätte.«

Die Zeit bis zum Abend verbrachte Hoshino damit, das »Erzherzog-Trio« zu hören. Es war keine so hervorragende und stimmungsvolle Darbietung wie die des Million-Dollar-Trios, sondern eine solide, unspektakuläre Allerweltsaufnahme, aber auch nicht schlecht. Hoshino lag auf dem Sofa und lauschte den Klängen des Klaviers und der Streicher. Die tiefe, schöne

Melodie erfüllte seine Brust und die präzis gefugten Wendungen regten ihn an.

Hätte ich diese Musik vor einer Woche gehört, dachte der junge Mann, hätte ich wahrscheinlich nichts verstanden. Ich hätte sie nicht einmal verstehen wollen. Aber ein seltsamer Zufall hatte ihn in das kleine Café geführt; er hatte sich auf einen bequemen Sessel gesetzt und köstlichen Kaffee getrunken. Erst dadurch hatte er die Musik ganz unvoreingenommen und intuitiv aufnehmen können. Diesem Ereignis maß er eine große Bedeutung bei.

Um sich seiner neu erworbenen Fähigkeit zu vergewissern, hörte er die CD immer wieder. Auf ihr war auch ein Klaviertrio mit dem Titel »Geistertrio« vom selben Komponisten. Auch dieses Stück war nicht übel, aber das »Erzherzog-Trio« gefiel Hoshino besser. Es hatte mehr Tiefe. Währenddessen saß Nakata in einer Ecke des Zimmers und brummelte auf den runden weißen Stein ein. Hin und wieder nickte er und rubbelte sich mit der Hand den Kopf. Obwohl die beiden sich in einem Raum aufhielten, ging jeder seiner eigenen Beschäftigung nach.

»Stört dich die Musik, wenn du mit dem Stein sprichst?«, hatte Hoshino gefragt.

»Nein, gar nicht. Musik stört Nakata nie. Musik ist wie Wind.«

»Aha«, sagte Hoshino. »Wie Wind also.«

Gegen sechs Uhr machte Nakata sich an die Vorbereitungen fürs Abendessen. Es gab gebratenen Lachs und einen Salat. Die Speisen, die er vorgekocht hatte, richtete er auf Tellern an. Hoshino schaltete den Fernseher ein, um sich die Nachrichten anzusehen. Ob die Untersuchungen des Mordes in Nakano, dessen Nakata verdächtigt wurde, etwas Neues ergeben hatten? Aber der Fall wurde nicht einmal erwähnt. Berichtet wurde nur über die Entführung eines kleinen Mädchens, die Racheaktionen zwischen Israelis und Palästinensern, einen spektakulären Verkehrsunfall auf der Chugoku-Autobahn, über eine

ausländische Diebesbande, den sexistischen Ausrutscher eines Ministers und über die Arbeitsniederlegung bei einem großen Medienkonzern. Nicht eine gute Nachricht war darunter.

Die beiden setzten sich einander gegenüber an den Tisch und aßen.

»Mmh, das schmeckt«, sagte Hoshino anerkennend. »Du bist ja ein richtiges Kochtalent, alter Freund.«

»Danke sehr. Aber es ist das erste Mal, dass jemand Essen isst, das Nakata gekocht hat.«

»Hast du keine Freunde oder Verwandten, mit denen du zusammen isst?«

»Nein. Da sind die Katzen, aber die essen ganz andere Sachen als Nakata.«

»Versteht sich«, sagte der junge Mann. »Jedenfalls schmeckt alles total prima. Besonders die gekochten Sachen.«

»Das ist die Hauptsache. Weil Nakata doch nicht lesen kann, macht er manchmal unmögliche Fehler, und unmögliche Sachen kommen raus. Deshalb benutzt er immer die gleichen Zutaten und kocht immer das Gleiche. Wenn Nakata lesen könnte, könnte er mehr verschiedene Gerichte kochen.«

»Mich stört's jedenfalls nicht.«

»Herr Hoshino?« Nakata richtete sich auf und seine Stimme klang ernst.

»Was?«

»Wer nicht lesen kann, hat es sehr schwer.«

»Kann ich mir schon denken«, sagte Hoshino. »Aber in dem Beiheft von der CD steht, dass Beethoven nicht hören konnte. Beethoven war ein großer Komponist und galt in seinen jungen Jahren als Europas bester Pianist. Seine Konzerte waren hochberühmt. Doch eines Tages verlor er durch eine Krankheit sein Gehör. Nicht mehr hören zu können ist eine Katastrophe für einen Komponisten. Verstehst du das?«

»Ja, es kommt Nakata so vor, als könnte er es irgendwie verstehen.«

»Es ist im Grunde das Gleiche, wie wenn ein Koch seinen Geschmackssinn verliert. Oder ein Frosch seine Schwimmhäute. Oder ein Fernfahrer seinen Führerschein. Die Lage ist quasi aussichtslos. Aber Beethoven hat nicht aufgegeben. Ich glaube, sein Unglück hat ihn ziemlich niedergehauen, aber besiegt hat es ihn nicht. Das Leben ist eine Achterbahn, mal geht's rauf, mal runter. Jedenfalls hat er einfach weiterkomponiert und noch herrlichere Musik mit noch tieferem Inhalt als vorher geschaffen. Großartige Werke. Zum Beispiel das Erzherzog-Trio, das ich vorhin gehört habe, hat er komponiert, als er schon nicht mehr hören konnte. Es ist bestimmt lästig und schwer für dich, dass du nicht lesen kannst, aber Lesen ist nicht alles. Dafür gibt es andere Dinge, die nur du kannst. Du solltest es einmal von der Seite sehen. Zum Beispiel kannst du doch mit dem Stein sprechen!«

»Ja, stimmt. Nakata kann ein bisschen mit dem Stein sprechen. Früher konnte er mit Katzen sprechen.«

»Wahrscheinlich bist du der Einzige, der das kann. Auch wenn sie noch so viele Bücher lesen, können normale Menschen nicht mit Steinen oder Katzen sprechen.«

»Aber Herr Hoshino, Nakata träumt jetzt oft. Im Traum kann Nakata lesen. Aus irgendeinem Grund kommt es, dass er lesen kann. Und nicht mehr dumm ist. Nakata ist froh, er geht in die Bücherei und liest viele Bücher. Nakata liebt Bücher und liest ein Buch nach dem anderen. Aber plötzlich geht das Licht aus, und es wird stockdunkel. Jemand hat das Licht ausgemacht. Er kann nichts sehen. Und nicht mehr lesen. Dann wacht Nakata auf. Auch wenn es nur ein Traum ist, ist Lesenkönnen herrlich. Bücher lesen!«

»Hm«, sagte Hoshino. »Ich kann zwar lesen, aber ich lese nie ein Buch. Es trifft doch immer die Falschen.«

»Herr Hoshino?«, sagte Nakata.

»Was denn?«

»Was ist heute für ein Wochentag?«

»Samstag.«

»Dann ist morgen Sonntag?«

»Normalerweise schon.«

»Können wir morgen mit dem Auto fahren?«

»Klar, wohin fahren wir denn?«

»Das weiß Nakata nicht. Er denkt darüber nach, wenn wir eingestiegen sind.«

»Das glaubt mir echt keiner«, seufzte Hoshino. »Ich wusste, dass er das sagt.«

Am nächsten Morgen gegen sieben wachte der junge Mann auf. Nakata war schon auf und machte in der Küche das Frühstück. Hoshino ging ins Bad, wusch sich mit kaltem Wasser gründlich das Gesicht und rasierte sich mit dem Elektrorasierer. Das Frühstück bestand aus heißem weißem Reis, Auberginen, Misosuppe, getrockneter Makrele und eingelegtem Gemüse. Der junge Mann aß sogar noch eine zweite Portion Reis.

Während Nakata das Frühstücksgeschirr abräumte, schaute Hoshino sich wieder die Nachrichten an. Diesmal brachten sie einen kurzen Bericht über den Mordfall in Nakano. »Zehn Tage sind seit der Tat vergangen, und noch immer gibt es keine gesicherten Hinweise«, erklärte der NHK-Sprecher in unbeteiligtem Ton. Auf dem Bildschirm erschien ein Haus mit einem prächtigen Tor, einige Polizeibeamte standen an einem Absperrungsseil.

»Die Suche nach dem Sohn des Toten, der kurz vor dem Mord verschwunden ist, wird fortgesetzt. Weiterhin fehlt von ihm jede Spur. Auch nach dem sechzigjährigen Mann aus der Nachbarschaft, der gleich nach der Tat eine Polizeiwache

aufgesucht und den Mord gemeldet hatte, wird weiter gefahndet. Ob zwischen den beiden eine Beziehung besteht, ist noch unklar. Da es im Haus keine Spuren von räuberischer Gewalteinwirkung gibt, ist nicht auszuschließen, dass es sich um einen persönlichen Racheakt gehandelt hat. Gegenwärtig unterzieht die Polizei das gesellschaftliche Umfeld des Opfers Tamura einer genaueren Untersuchung. Um das künstlerische Lebenswerk Tamuras zu würdigen, wird das Nationalmuseum für Moderne Kunst in Tokyo –«

»Nakata, hör mal!«, rief der junge Mann zu Nakata hinüber, der in der Küche stand.

»Jawohl, was ist denn?«

»Wäre es möglich, dass du den Sohn von dem Mann kennst, der in Nakano ermordet wurde? Er scheint erst fünfzehn zu sein.«

»Nakata kennt diesen Sohn nicht. Wie gesagt, Nakata kennt nur Johnnie Walker und den Hund.«

»Hm«, machte Hoshino. »Anscheinend sucht die Polizei außer nach dir noch nach diesem Sohn. Er hat keine Geschwister. Eine Mutter gibt es wohl auch nicht. Der Junge ist vor dem Mord von zu Hause abgehauen. Wo er sich aufhält, ist unklar.«

»Wirklich?«

»Ein rätselhafter Fall«, sagte der junge Mann. »Bestimmt wissen die Bullen mehr und rücken nur nicht damit raus. Colonel Sanders sagt, die wissen, dass du in Takamatsu bist. Außerdem hätten sie rausgekriegt, dass du in Begleitung eines sehr gut aussehenden jungen Mannes unterwegs bist, der große Ähnlichkeit mit mir hat. Aber das haben sie bisher nicht in den Medien veröffentlicht. Sie haben Schiss, dass wir uns aus dem Staub machen, wenn sie überall rumposaunen, dass sie uns in Takamatsu suchen. Also wissen sie offiziell nicht, wo wir sind. Charakterlose Bande!«

Gegen halb neun stiegen die beiden in den Familia, der vor

dem Haus geparkt war. Nakata hatte die Thermoskanne mit heißem Tee gefüllt. Er trug seine übliche zerknautschte Baumwollmütze, hatte Schirm und Stoffbeutel dabei und lehnte sich entspannt auf dem Beifahrersitz zurück. Auch Hoshino hatte seine gewohnte Chunichi-Dragons-Kappe aufsetzen wollen, aber als er im Flur in den Spiegel sah, fiel ihm ein, dass der Polizei bestimmt bekannt war, dass der besagte »junge Mann« in Dragons-Kappe, grüner Ray-Ban-Sonnenbrille und Hawaiihemd auftrat. In der Präfektur Kagawa trug vermutlich kaum jemand eine Chunichi-Dragons-Kappe. Vorausschauend hatte Colonel Sanders darum auch statt eines Hawaiihemds dieses unauffällige dunkelblaue Polohemd bereitgelegt. Der Typ machte wirklich keine Fehler. Hoshino beschloss, Sonnenbrille und Baseballkappe zu Hause zu lassen.

»Also, wohin soll ich fahren?«, fragte er.

»Ist egal. Fahren Sie bitte in der Stadt herum.«

»Egal wo?«

»Jawohl. Wohin Sie möchten, Herr Hoshino. Nakata guckt nur aus dem Fenster.«

»Umph«, machte Hoshino. »Fahren kann ich, bei den Streitkräften und bei der Spedition habe ich nichts anderes gemacht. Aber weißt du, wenn ich mich ans Steuer gesetzt habe, gab es immer ein bestimmtes Ziel. Daran bin gewöhnt. Bis jetzt hat noch keiner zu mir gesagt, ›egal, fahr, wohin's dir passt‹. Da bin ich irgendwie ziemlich aufgeschmissen.«

»Entschuldigen Sie bitte.«

»Da gibt's nichts zu entschuldigen. Dann werde ich eben mal mein Bestes tun«, sagte Hoshino. Er legte das Erzherzog-Trio in den CD-Spieler. »Ich fahre jetzt einfach in der Stadt rum, und du guckst aus dem Fenster. In Ordnung?«

»Jawohl.«

»Und wenn du gefunden hast, was du suchst, halte ich an, und

die Geschichte nimmt ganz von allein eine neue Wendung. Stimmt's?«

»Jawohl. Vielleicht«, sagte Nakata.

»Hoffentlich«, sagte Hoshino und breitete auf seinen Knien den Stadtplan aus.

Also kurvten die beiden durch Takamatsu. Hoshino hakte die Straßen mit einem Marker auf dem Stadtplan ab. Wenn sie einen Block vollständig abgefahren hatten, ging er, nachdem er sich noch einmal vergewissert hatte, dass sie alle Straßen abgedeckt hatten, zum nächsten Block über. Ab und zu machte er Halt, trank von Nakatas Tee und rauchte eine Marlboro. Ein ums andere Mal hörten sie das »Erzherzog-Trio«. Um die Mittagszeit gingen sie in ein Restaurant und aßen Curryreis.

»Aber Nakata, was suchst du denn nun eigentlich?«, fragte Hoshino nach dem Essen.

»Das weiß Nakata nicht. Es –«

»Ja, ja, du weißt es, wenn du's siehst, und wenn du es nicht siehst, weißt du's nicht.«

»Jawohl.«

Ermattet schüttelte Hoshino den Kopf. »Die Antwort war mir von Anfang an klar. Ich wollt's nur irgendwie bestätigt kriegen.«

»Herr Hoshino?«

»Was denn?«

»Es kann etwas dauern, bis wir es finden.«

»In Ordnung. Wir machen's eben, so gut wir können. Der Dampfer ist sowieso abgefahren.«

»Fahren wir jetzt mit dem Schiff?«, fragte Nakata.

»Nein, wir fahren jetzt nicht mit dem Schiff!«, erwiderte Hoshino.

Gegen drei Uhr gingen die beiden in ein Café, und Hoshino trank Kaffee. Nakata entschied sich nach langem Hin und Her für ein Glas eisgekühlte Milch. Mittlerweile war der junge Mann ziemlich erledigt und hatte keine Lust mehr zu reden. Auch das »Erzherzog-Trio« hatte er allmählich satt. Ewig durch den gleichen Ort zu kurven entsprach nicht seinem Temperament. Es war langweilig, und ihm fehlte die Geschwindigkeit. Nur noch mit Mühe schaffte er es, sich zu konzentrieren. Sooft sie einem Polizeiwagen begegneten, wich Hoshino den Blicken der Beamten aus. Er vermied es möglichst, an Polizeiwachen vorbeizufahren. Auch wenn der Mazda Familia wirklich unauffällig war, würde die Polizei sie vielleicht doch anhalten, wenn er allzu oft gesehen wurde. Obendrein musste er höllisch aufpassen, dass er nicht aus Versehen auf einen anderen Wagen auffuhr.

Während Hoshino beim Fahren den Stadtplan las, starrte Nakata, beide Hände auf der Fensterscheibe wie ein Kind oder ein braver Hund, unentwegt nach draußen. Offenbar hielt er konzentriert nach etwas Ausschau. In ihre jeweilige Aufgabe vertieft, schwiegen die beiden bis zum Abend fast die ganze Zeit.

»Was suchen wir denn nur –«, sang Hoshino fast schon verzweifelt, ein Lied von Yosui Inoue. Da er den übrigen Text vergessen hatte, erfand er selbst etwas Passendes.

»Noch nicht, noch nicht gefunden Langsam geht die Sonne unter Hoshino hat Hunger Noch immer fahren wir rum und schauen uns um.«

Gegen sechs Uhr kehrten sie in die Wohnung zurück.

»Morgen machen wir weiter, Herr Hoshino«, sagte Nakata.

»Wir haben heute den ganzen Tag die Stadt abgefahren, da bleibt für morgen vielleicht kaum mehr was übrig«, sagte

Hoshino. »Aber ich möchte dich was fragen.«

»Jawohl, Herr Hoshino. Was denn?«

»Was hast du vor, wenn wir in Takamatsu nichts finden?«

Nakata rieb sich den Kopf. »Dann vergrößern wir den Kreis.«

»Aha«, sagte der junge Mann. »Und wenn wir dann immer noch nichts finden?«

»Dann vergrößern wir den Kreis noch mehr«, sagte Nakata.

»Also erweitern wir unseren Radius so lange, bis wir es gefunden haben, oder? Wie Hunde immer auf einen Laternenpfahl stoßen.«

»Jawohl. Ich denke schon«, sagte Nakata. »Aber eins versteht Nakata nicht. Wieso stoßen die Hunde auf den Laternenpfahl? Ich dachte, die Hunde gehen um den Pfahl herum.«

Hoshino schüttelte verwundert den Kopf. »Eigentlich hast du Recht. Das ist mir bisher nie aufgefallen, aber warum stoßen Hunde überhaupt immer auf Laternenpfähle?«

»Komisch.«

»Ist ja auch egal«, sagte Hoshino. »Wenn wir jetzt auch noch darüber nachdenken, wird die Geschichte immer komplizierter. Das Problem mit den Hunden und den Pfählen lassen wir erst mal beiseite. Was ich wissen möchte, ist, bis wohin wir unsere Suche ausdehnen. Wenn wir nicht aufpassen, sind wir plötzlich in der Präfektur Ehime oder in Kochi. Es könnte sein, dass darüber der Sommer vergeht und es Herbst wird.«

»Kann sein. Aber Herr Hoshino, auch wenn es Herbst oder Winter wird, Nakata muss es finden. Natürlich können Sie Nakata nicht für immer helfen. Später geht er allein zu Fuß auf die Suche.«

»Aber das ist doch …«, stotterte Hoshino. »Kann uns der Stein denn nicht doch ein paar genauere, gut gemeinte Ratschläge geben? In welcher Gegend ungefähr wir suchen sollen oder so. *Ungefähr* würde ja schon reichen.«

»Entschuldigung, aber der Stein ist sehr schweigsam.«

»Ja. Dass er schweigsam ist, sieht man ihm irgendwie an«, sagte Hoshino. »Schwimmen gehört wahrscheinlich auch zu seinen Schwächen. Die ganze Grübelei bringt jetzt auch nichts. Am besten, wir schlafen uns erst mal aus und sehen morgen weiter.«

Am nächsten Tag wiederholte sich das Ganze. Hoshino fuhr nach dem gleichen Muster wie am Vortag die westliche Hälfte der Stadt ab. Straße um Straße markierte er mit dem gelben Leuchtstift. Der einzige Unterschied bestand darin, dass der junge Mann immer öfter gähnte. Nakata sah unverändert aus dem Fenster und hielt mit ernster Miene Ausschau. Die beiden sprachen kaum miteinander. Hoshino lenkte und gab auf Polizisten Acht, während Nakata unermüdlich spähte. Was sie suchten, fanden sie freilich nicht.

»Heute ist Montag, nicht?«, fragte Nakata.

»Ja, da gestern Sonntag war, ist heute Montag«, sagte der junge Mann und sang fast verzweifelt eine bekannte Melodie mit Worten, die er sich dazu ausgedacht hatte.

»Ist heute Montag, kommt morgen Dienstag.

Die Ameise ist als Arbeiter wohlbekannt Doch die Schwalbe ist stets elegant.

Hoch ist der Schlot, die Abendsonne ist rot.«

»Herr Hoshino?«, sagte Nakata kurze Zeit später.

»Was ist?«

»Ameisen kann man ewig bei der Arbeit zusehen und man sieht sich nicht satt.«

»Stimmt«, sagte Hoshino.

Um die Mittagszeit gingen die beiden in ein Aal-Restaurant. Um drei suchten sie sich ein Café und tranken Kombucha. Bis sechs Uhr war der Stadtplan völlig gelb. Es gab kaum noch eine Straße in der Stadt, die die unauffälligen Reifen des Mazda Familia nicht durchquert hatten. Aber das Gesuchte war immer noch nicht gefunden.

»Was suchen wir denn nur –«, sang Hoshino wieder mit kraftloser Stimme ins Blaue hinein.

»Noch nicht, noch nicht gefunden durch die ganze Stadt geschunden die Ärsche tun uns weh wollen wir nicht bald nach Hauseee?«

»Wenn das so weitergeht, werde ich noch ein waschechter Chansonnier«, sagte Hoshino.

»Was ist denn das?«, fragte Nakata.

»Ach, nichts weiter. Nur ein harmloser Scherz.«

Resigniert verließen die beiden die Innenstadt von Takamatsu, um auf der Landstraße zu ihrer Wohnung zurückzufahren. In Gedanken versunken, bog Hoshino jedoch an der falschen Stelle nach links ab. Er versuchte, wieder auf die ursprüngliche Route zurückzukommen, aber durch die seltsame Straßenführung und wegen der vielen Einbahnstraßen verlor er die Orientierung. Binnen kurzem gerieten die beiden in ein Wohnviertel, an das sie sich nicht erinnern konnten. Vornehme alte, von hohen Mauern umgebene Häuser reihten sich an der ungewöhnlich ruhigen und menschenleeren Straße.

»Entfernungsmäßig sind wir wahrscheinlich gar nicht so weit von unserem Haus weg, aber ich hab keine Ahnung, wo genau wir hier sind.« Hoshino fuhr auf einen freien Platz, stellte den Motor ab, zog die Handbremse an und breitete den Stadtplan aus. Er hielt nach einem Strommast Ausschau, auf dem der

Name des Viertels stand, und suchte die Stelle dann auf dem Stadtplan. Aber seine müden Augen konnten nichts entdecken.

»Herr Hoshino?«, sprach ihn Nakata an.

»Was ist?«

»Entschuldigen Sie, wenn Nakata Sie stört, aber auf dem Schild dort an dem Tor steht doch etwas, oder?«

Hoshino schaute vom Stadtplan auf und in die Richtung, in die Nakata deutete. Da war eine hohe Mauer und kurz dahinter ein altmodisches Tor, neben dem ein großes Holzschild hing. Die schwarzen Türen des Tors waren fest verschlossen.

»Komura-Gedächtnisbibliothek …«, las Hoshino. »Dass es in dieser ruhigen Gegend eine Bibliothek gibt! Außerdem sieht sie gar nicht aus wie eine Bibliothek. Eher wie eine Privatvilla.«

»Komura-Gedächtnisbibliothek?«

»Genau. Wahrscheinlich ist die Bibliothek zum Andenken an einen, der Komura heißt, eingerichtet worden. Aber ich hab null Ahnung, wer dieser Komura ist.«

»Herr Hoshino?«

»Was denn?«, antwortete Hoshino, während er den Stadtplan studierte.

»Dort ist es.«

»Dort ist was?«

»Was Nakata die ganze Zeit gesucht hat, ist da drin.«

Hoshino schaute vom Stadtplan auf und sah Nakata in die Augen. Dann starrte er mit gerunzelter Stirn das Tor zur Bibliothek an. Langsam las er noch einmal die Zeichen auf dem Schild. Er nahm sein Päckchen Marlboro, steckte sich eine in den Mund und zündete sie mit seinem Plastikfeuerzeug an. Langsam inhalierte er den Rauch und blies ihn durch das offene Fenster nach draußen.

»Wirklich?«

»Ja. Kein Zweifel.«
»Ein beängstigender *Zufall,* oder?«, sagte Hoshino.
»Ja, wirklich«, pflichtete Nakata ihm bei.

39

Mein zweiter Tag in den Bergen verstreicht wie immer langsam und gleichförmig. Der einzige Unterschied, den es zwischen dem einen und dem anderen Tag geben mag, ist das Wetter. Wenn das Wetter ähnlich bleibt, verliere ich jedes Zeitgefühl. Die Unterschiede zwischen gestern und heute und heute und morgen verschwimmen. Ziellos wie ein Schiff auf dem weiten Ozean, das seinen Anker verloren hat, treibt die Zeit dahin.

Ich rechne mir aus, dass es Dienstag ist. Wie üblich wird Saeki-san ihre kleine Tour durch die Bibliothek veranstalten – selbstverständlich nur, wenn es Interessenten gibt. Wie an dem Tag, als ich zum ersten Mal durch das Tor der Komura-Gedächtnisbibliothek gegangen bin … Das Klacken ihrer hohen Absätze, wenn sie die Treppe hinaufsteigt, hallt durch die Stille der Bibliothek. Das Schimmern ihrer Strümpfe, ihre blütenweiße Bluse, die kleinen Perlohrringe, der Montblanc-Füller auf dem Schreibtisch und ihr mildes Lächeln (auf dem die langen Schatten des Verzichts liegen) – all das erscheint mir so unendlich weit fort, dass ich beinahe das Gefühl habe, es sei nicht real.

Während ich auf dem Sofa in der Hütte den Duft des verblichenen Stoffes einatme, stelle ich mir wieder vor, wie wir zusammen geschlafen haben. Eine nach der anderen beschwöre ich die Erinnerungen herauf und lasse sie in Gedanken Revue passieren. Langsam entkleidet sie sich. Dann kommt sie ins Bett. Unnötig zu erwähnen, dass mein Penis steif wird. Er wird sehr hart. Aber seit gestern schmerzt er nicht mehr. Die Rötung der Eichel ist unbemerkt verblasst.

Als ich es müde bin, mich meinen sexuellen Fantasien hinzugeben, gehe ich nach draußen und absolviere mein übliches Trainingsprogramm. Ich umfasse das Geländer der

Veranda und trainiere meine Bauchmuskeln, mache in schnellem Tempo Squats und schwierige Dehnübungen. Als mir der Schweiß ausbricht, tauche ich ein Handtuch in den Bach im Wald und wische mich damit ab. Das kalte Wasser kühlt meine aufgepeitschten Sinne. Anschließend setze ich mich auf die Veranda und höre Radiohead auf meinem Discman. Seit ich von zu Hause fort bin, habe ich fast die ganze Zeit immer wieder die gleiche Musik gehört. »Kid A« von Radiohead und »Greatest Hits« von Prince und manchmal »My Fair Lady« von John Coltrane.

Um zwei Uhr am Nachmittag – genau zurzeit der Bibliotheksführung – gehe ich in den Wald. Ich folge dem kleinen Pfad vom letzten Mal und gelange wieder auf die Lichtung. Dort setze ich mich ins Gras. An einen Baumstamm gelehnt, sehe ich durch die überhängenden Äste zum Himmel hinauf. Am Rand des runden Durchgucks sind weiße Sommerwolkenspitzen zu sehen. Bis hierher reicht die sichere Zone; noch kann ich problemlos zur Hütte zurückkehren. Ein Labyrinth für Anfänger, oder, um es in der Sprache der Videospiele auszudrücken, Level 1, also leicht zu bewältigen. Doch mit jedem weiteren Schritt würde ich in ein tieferes, riskanteres Labyrinth geraten. Der Pfad würde immer schmaler werden, bis das Meer der Farne ihn bis zur Unkenntlichkeit verschluckt.

Dennoch beschließe ich, ein bisschen weiter vorzudringen.

Ich will herausfinden, wie weit ich in den Wald eindringen kann. Mir ist bewusst, dass dort Gefahr lauert. Doch ich will mit eigenen Augen sehen und am eigenen Leib erfahren, wie diese Gefahr aussieht und wie bedrohlich sie ist. Ich kann nicht anders. Irgendetwas treibt mich dazu.

Aufmerksam folge ich dem, was mir wie ein Weg erscheint. Die Bäume werden immer stattlicher. Die Luft wird dichter und

schwerer. Die Äste über mir verschränken sich nun so dicht, dass der Himmel kaum noch sichtbar ist. Die Leichtigkeit des Sommers, die mich gerade noch umgeben hat, ist verschwunden. Jahreszeiten scheinen hier nicht zu existieren. Bald stellen sich Zweifel ein, ob der Weg, den ich gehe, überhaupt noch einer ist. Es sieht aus wie ein Weg und hat die Form eines Weges, scheint jedoch in Wirklichkeit keiner zu sein. Der erstickende Atem des Grüns lässt Definitionen und Begriffe verschwimmen. Recht und Unrecht vermischen sich. Eine Zeit lang krächzt über mir eine Krähe. Sehr durchdringend. Vielleicht warnt sie mich. Ich halte inne und sehe mich aufmerksam um. Es ist zu gefährlich, ohne ausreichende Ausrüstung weiter vorzudringen. Zeit für den Rückzug.

Aber das ist nicht gerade einfach. Wahrscheinlich ist es schwieriger, als vorwärts zu gehen. Genau wie bei Napoleons Rückzug. Nicht nur, dass der Weg kaum zu erkennen ist, die umgebenden Bäume stehen auch so dicht, dass sie wie eine schwarze Mauer alle Sicht versperren. Mein Atmen klingt ungewöhnlich laut. Wie ein Windzug, der durch einen Spalt aus einem Winkel der Welt herüberweht. Ein handgroßer schwarzer Schmetterling durchquert mein Blickfeld. Seine Form ähnelt dem Blutfleck auf meinem weißen T-Shirt. Er taucht aus dem Schatten der Bäume auf, taumelt langsam durch die Luft und verschwindet wieder im Schatten der Bäume. Als der Schmetterling nicht mehr zu sehen ist, wird die Umgebung noch düsterer und die Luft ein Grad kühler. Angst befällt mich, ich könnte den richtigen Weg aus dem Blick verloren haben. Nah über mir schreit wieder die Krähe, anscheinend derselbe Vogel mit derselben Botschaft. Ich bleibe stehen, um noch einmal nach oben zu schauen, kann aber keinen Vogel entdecken. Ab und zu weht unvermittelt ein ganz realer Wind, und die dunklen Blätter zu meinen Füßen rascheln unruhig. Alle möglichen Schatten scheinen hinter meinem Rücken umherzuhuschen, doch wie abrupt ich mich auch umwende, immer haben sie sich schon

irgendwo versteckt.

Trotz allem schaffe ich es irgendwie, auf die runde Lichtung – meine ruhige Insel der Sicherheit – zurückzufinden. Wieder setze ich mich ins Gras und atme tief durch. Ein ums andere Mal sehe ich zum hellen Rund des realen Himmels hinauf, um mich zu überzeugen, dass ich in meiner ursprünglichen Welt angekommen bin, wo der gute alte Sommer herrscht. *Wie* eine wärmende Folie umfängt mich der Sonnenschein. Aber die Angst, die mich auf dem Rückweg gepackt hat, bleibt lange in mir, so wie manchmal ein Schneefleck in einer schattigen Gartenecke nicht schmelzen will. Mein Herz tut hin und wieder einen unregelmäßigen Satz, und leichte Schauer laufen mir über die Haut.

An diesem Abend liege ich leise atmend in der Dunkelheit und warte mit weit geöffneten Augen darauf, dass sie sich zeigt. Ich bete darum. Ob Beten zu etwas führen kann, weiß ich nicht. Jedenfalls konzentriere ich meine Gefühle und wünsche mir ganz stark in der Hoffnung, irgendeine Wirkung hervorzurufen.

Doch meine Hoffnung erfüllt sich nicht. Meine Bitte wird zurückgewiesen. Wie am Tag zuvor erscheint Saeki-san nicht. Weder als Person noch als Illusion, auch nicht als fünfzehnjähriges Mädchen. Die Dunkelheit bleibt Dunkelheit. Für lange Zeit. Vor dem Einschlafen habe ich auf einmal eine heftige Erektion, viel stärker und härter als sonst. Aber ich masturbiere nicht. Ich beschließe die Erinnerung an Saeki-san zu bewahren, indem ich mich eine Weile nicht berühre. Die Hände fest geballt, schlafe ich ein und wünsche mir, von Saeki-san zu träumen.

Aber ich träume von Sakura.

Oder vielleicht ist es auch gar kein Traum, alles wirkt so real und stimmig, nichts daran ist verschwommen. Wie ich es sonst nennen soll, weiß ich nicht. Aber als Phänomen kann es natürlich nichts anderes sein als ein Traum. Ich bin in ihrer

Wohnung. Sie liegt schlafend im Bett. Ich bin in meinem Schlafsack. Es ist die gleiche Situation wie damals, als ich bei ihr übernachtet habe. Die Zeit ist zurückgedreht, und ich stehe an einem Wendepunkt.

Mitten in der Nacht wache ich mit brennendem Durst auf und verlasse meinen Schlafsack, um am Wasserhahn zu trinken. Ich trinke mehrere Gläser, fünf oder sechs. Auf meiner Haut liegt ein dünner Schweißfilm, und ich habe eine furchtbare Erektion. Meine Boxershorts wölben sich steinhart nach vorn. Wie ein anderes Lebewesen mit einem anderen Bewusstsein, das nach einem anderen System funktioniert, kommt mir mein Penis vor. Das Wasser, das ich trinke, nimmt er eigenständig auf. Ich kann leise Schluckgeräusche hören.

Ich stelle das Glas ins Spülbecken und lehne mich kurz an die Wand. Ich möchte wissen, wie spät es ist, sehe aber keine Uhr. Vielleicht ist es die tiefste Stunde der Nacht, eine Zeit, in der sogar die Uhren verloren gehen. Ich stehe an Sakuras Bett. Das Licht der Straßenlaternen dringt durch die Vorhänge ins Zimmer. Sie liegt auf dem Rücken und schläft ganz fest. Unter der dünnen Decke schauen die Sohlen ihrer kleinen, wohlgeformten Füße hervor. Hinter mir scheint jemand heimlich einen Schalter zu betätigen, ein leises Klicken ertönt. Bäume stehen dicht an dicht und versperren die Sicht. Es gibt dort nicht einmal Jahreszeiten. Ich beschließe, mich zu Sakura zu legen. Ihr kleines Einzelbett quietscht unter dem Gewicht zweier Personen. Ihr Hals duftet leicht nach Schweiß. Sacht lege ich von hinten eine Hand auf ihre Hüfte. Sakura gibt einen leisen, tonlosen Laut von sich, schläft jedoch weiter. Eine Krähe krächzt. Ich blicke nach oben, aber ich sehe sie nicht. Nicht mal den Himmel sehe ich.

Ich hebe Sakuras T-Shirt an und berühre ihre weichen Brüste, nehme ihre Spitzen zwischen die Finger, als würde ich ein Radio einstellen. Mein erigierter Penis drückt sich hart gegen die Rückseite ihres Oberschenkels. Aber Sakura gibt keinen Laut

von sich. Sie atmet gleichmäßig weiter. Bestimmt ist sie tief in einen Traum versunken, denke ich. Abermals schreit die Krähe und sendet mir eine Botschaft, doch ich kann ihren Inhalt nicht deuten.

Sakuras Körper ist warm und feucht von Schweiß wie meiner. Kühn mache ich mich daran, ihre Haltung zu ändern. Langsam ziehe ich sie nach vorn und drehe sie zu mir herum. Sie stößt einen tiefen Atemzug aus, wacht aber noch immer nicht auf. Ich lege mein Ohr auf ihren Bauch, der so flach ist wie Zeichenpapier, und versuche im Labyrinth darin ihre Träume zu erlauschen.

Meine Erektion bleibt. Es kommt mir vor, als hätte ich sie seit einer Ewigkeit. Ich ziehe Sakura das Baumwollhöschen aus, langsam ziehe ich es ihr über die Füße. Dann lege ich die Hand auf ihr Schamhaar und führe meine Finger sacht in die Partie darunter. Sie ist warm und einladend feucht. Langsam bewege ich die Finger. Sakura erwacht noch immer nicht, sondern seufzt nur wieder laut auf.

Gleichzeitig versucht in einer Nische in mir *etwas* aus seiner Schale auszuschlüpfen. Auf einmal habe ich in meinem Inneren Augen und kann diese Szene beobachten. Noch weiß ich nicht, ob dieses *Etwas* etwas Gutes oder etwas Schlechtes ist. Zumindest vermag ich seine Bewegungen weder zu fördern noch sie aufzuhalten. Noch ist es gesichtslos und schleimig. Bald wird es wohl ausschlüpfen, ein Gesicht haben und die schleimige Hülle um seinen Körper abstreifen. Erst dann werde ich sein wahres Wesen erkennen. Doch bis jetzt ist es nichts als ein formloses Etwas, das wie ein Symbol aussieht. Es streckt eine Art von Arm aus, um den weichsten Teil der Schale zu durchstoßen. Ich sehe seine Bewegungen. Ich entscheide mich.

Nein, stimmt nicht. In Wirklichkeit entscheide ich überhaupt nichts, denn ich habe gar keine Wahl. Ich ziehe meine Boxershorts aus. Mein Penis kommt frei. Ich umfange Sakuras Körper, spreize ihre Beine und dringe in sie ein. Es ist nicht

schwierig. Sie ist sehr weich, und ich bin sehr hart. Mein Penis schmerzt nicht mehr. Die Eichel ist in den vergangenen Tagen ganz fest geworden. Sakura ist noch in ihren Träumen. Ich versenke meinen Körper in ihre Träume.

Plötzlich wacht sie auf. Und merkt, dass ich in ihr bin.

»He, Kafka, was machst du da?«

»Ich bin in dir drin, Sakura«, sage ich.

»Was soll das? Warum tust du das?«, sagt Sakura mit schrecklich trockener Stimme. »Habe ich dir nicht ganz klar gesagt, dass ich das nicht will?«

»Aber ich konnte nicht anders.«

»Hör jetzt auf. Nimm *ihn* ganz schnell raus.«

»Nein.« Ich schüttle den Kopf.

»Hör gut zu: Erstens habe ich einen festen Freund. Zweitens bist du einfach, als ich geschlafen habe, in mich eingedrungen. Das ist nicht richtig.«

»Ich weiß.«

»Es ist noch nicht zu spät. Du bist zwar in mir drin, aber du hast dich nicht bewegt und noch nicht ejakuliert. Du bist einfach da, als ob du überlegst, nicht wahr?«

Ich nicke.

»Geh raus«, sagt Sakura drohend. »Und wir vergessen die Sache. Ich vergesse sie und du auch. Ich bin deine Schwester, und du bist mein kleiner Bruder. Selbst wenn wir keine Blutsverwandten sind, sind wir Bruder und Schwester und dürfen uns nicht vermischen. Das verstehst du doch? Wir sind eine Familie. Da gehört sich so was nicht.«

»Es ist zu spät«, sage ich.

»Warum?«

»Weil ich es beschlossen habe«, sage ich.

»WEIL DU ES BESCHLOSSEN HAST«, SAGT DER JUNGE NAMENS KRÄHE.

DU WILLST NICHT MEHR DER SPIELBALL VON ANDEREN SEIN. DU WILLST DICH NICHT VERWIRREN LASSEN. DU HAST SCHON DEINEN VATER UMGEBRACHT. UND MIT DEINER MUTTER GESCHLAFEN. JETZT BIST DU IN DEINE SCHWESTER EINGEDRUNGEN. WENN ES DEN FLUCH GIBT, DANN BIST DU IHM GEFOLGT UND HAST IHN ANGENOMMEN. ICH GLAUBE, DU SOLLTEST DAS PROGRAMM SCHNELLSTENS HINTER DICH BRINGEN. DANN BIST DU DIE SACHE LOS UND NICHT MEHR IN DIE ABSICHTEN EINES ANDEREN VERWICKELT. DANN KANNST DU ENDLICH DEIN EIGENES LEBEN LEBEN. DAS WÜNSCHST DU DIR DOCH?

SIE SCHLÄGT DIE HÄNDE VORS GESICHT UND WEINT. SIE TUT DIR LEID. ABER DU KANNST NUN NICHT MEHR AUS IHR HERAUS. DEIN PENIS IN IHR WIRD IMMER GRÖSSER UND HÄRTER, ALS WOLLE ER DORT WURZELN SCHLAGEN.

»VERSTEHE. ES GIBT NICHTS MEHR ZU SAGEN«, SAGT SIE. »ABER EINS MERK DIR: DU VERGEWALTIGST MICH. ICH MAG DICH, ABER DAS WILL ICH NICHT. WIR WERDEN UNS WAHRSCHEINLICH NIE WIEDERSEHEN, SELBST WENN WIR ES UNS SPÄTER UNHEIMLICH WÜNSCHEN. DAS WAR'S DANN ALSO.« DU ANTWORTEST NICHT DARAUF. DU SCHALTEST DEIN DENKEN AB, DRÜCKST SIE AN DICH UND BEGINNST DIE HÜFTEN ZU BEWEGEN. ERST RÜCKSICHTSVOLL UND VORSICHTIG, DANN HEFTIG. DAMIT DU WIEDER ZURÜCKFINDEST, VERSUCHST DU DIR DIE FORM DER BÄUME AN DEINEM WEG EINZUPRÄGEN, ABER SIE SEHEN ALLE GLEICH AUS UND WERDEN SOFORT VOM MEER DER ANONYMITÄT VERSCHLUCKT. SAKURA SCHLIESST DIE AUGEN UND ÜBERLÄSST SICH DER BEWEGUNG. SIE SAGT NICHTS, WEHRT SICH AUCH NICHT. SIE SCHAUT AUSDRUCKSLOS ZUR SEITE. ABER DU KANNST DIE KÖRPERLICHE LUST, DIE SIE EMPFINDET, GLEICHSAM WIE EINE VERLÄNGERUNG DEINER SELBST SPÜREN. DAS BEGREIFST DU JETZT. DIE BÄUME SCHIEBEN SICH VOREINANDER UND WERDEN ZU EINER SCHWARZEN WAND, DIE DIR DIE SICHT VERSPERRT. DER VOGEL SENDET DIR KEINE BOTSCHAFTEN MEHR. UND DU EJAKULIERST.

Ich ejakuliere.

Ich wache auf. Ich liege im Bett, und niemand ist da. Es ist mitten in der Nacht. Überall herrscht tiefste Dunkelheit, eine Dunkelheit, in der jede Uhr verloren geht. Ich verlasse das Bett und ziehe die Unterhose aus. In der Küche wasche ich das Sperma mit Wasser ab. Es ist weiß, schwer und zäh, wie ein illegitimes Kind, das die Finsternis hervorgebracht hat. Ich trinke ein Glas Wasser nach dem anderen. Doch soviel ich auch trinke, ich kann meinen Durst nicht stillen. Ich fühle mich unerträglich einsam. Im tiefen Dunkel der Nacht, mitten im Wald, empfinde ich eine Einsamkeit, die alle Einsamkeiten übersteigt, in der es weder Jahreszeiten gibt noch Licht. Ich gehe zum Bett zurück, setze mich und seufze laut. Dunkelheit umfängt mich.

DAS ETWAS IN DIR NIMMT NUN DEUTLICHE GESTALT AN. ALS SCHWARZER SCHATTEN RUHT ES SICH DORT AUS. DIE SCHALE IST NIRGENDS MEHR ZU SEHEN. SIE WURDE GESPRENGT UND ABGEWORFEN. AN DEINEN HÄNDEN IST ETWAS KLEBRIGES. ES FÜHLT SICH AN WIE MENSCHLICHES BLUT. DU HÄLTST DIR BEIDE HÄNDE VOR DIE AUGEN, DOCH DAS LICHT REICHT NICHT AUS, UM ETWAS ZU ERKENNEN. INNEN WIE AUSSEN IST ES VIEL ZU DUNKEL.

40

Neben dem Schild »Komura-Gedächtnisbibliothek« hing ein Schild mit dem Hinweis, dass die Bibliothek außer montags von elf bis fünf geöffnet und der Eintritt kostenlos sei. An Dienstagen um zwei Uhr finde eine Führung für Interessenten statt. Hoshino las Nakata alles vor.

»Ausgerechnet ist heute Montag, also haben sie geschlossen«, sagte der junge Mann und sah auf seine Armbanduhr. »Egal, um diese Zeit wäre sowieso schon zu.«

»Herr Hoshino.«

»Was denn?«

»Diese Bücherei sieht ganz anders aus als die, wo wir vorher waren, nicht?«, sagte Nakata.

»Hm, das war eine große städtische Bücherei und das hier ist eine Privatbibliothek. Das ist eine ganz andere Liga.«

»Versteht Nakata nicht. Was ist eine Privatbibliothek?«

»Ein reicher Mäzen, der Bücher liebt, errichtet einen Ort und stellt die Bücher, die er gesammelt hat, der Öffentlichkeit zur Verfügung. Alle dürfen sie lesen. Eine feine Sache. Nach dem Tor zu schließen, ist sie ganz schön prächtig.«

»Was ist ein Mäzen?«

»Ein reicher Mann.«

»Was ist der Unterschied zwischen einem Mäzen und einem reichen Mann?«

Hoshino wiegte den Kopf. »Tja, was ist der Unterschied? Weiß ich auch nicht genau. Aber es kommt mir so vor, als wäre ein Mäzen irgendwie kultivierter als ein Reicher.«

»Was ist kultiviert?«

»Im Grunde ist jeder, der Geld hat, ein Reicher. Wenn wir

Geld hätten, wären wir auch Reiche. Aber Mäzene würden wir nicht. Mäzen zu werden dauert länger.«

»Das ist aber schwierig.«

»Ja, schon, aber für uns spielt es sowieso keine Rolle. Wir haben ja nicht mal die *Aussicht, gewöhnliche Reiche* zu werden.«

»Herr Hoshino.«

»Was?«

»Wenn heute Montag und Ruhetag ist, dann ist die Bibliothek doch geöffnet, wenn wir morgen um elf kommen, oder?«, sagte Nakata.

»Genau. Morgen ist Dienstag.«

»Darf Nakata auch in die Bibliothek?«

»Auf dem Schild steht, dass sie allen offen steht. Also auch dir.«

»Auch wer nicht lesen kann, darf hinein, ja?«

»Ja, klar. Die prüfen doch nicht am Eingang, ob einer lesen kann oder nicht«, sagte Hoshino.

»Dann möchte Nakata hineingehen.«

»In Ordnung. Gleich morgen früh kommen wir beide her und gehen hinein«, sagte der junge Mann. »Aber nur um sicherzugehen – ist das hier wirklich *der Ort?* In dieser Bibliothek ist das, was du so dringend suchst, oder?«

Nakata nahm seine Mütze ab und fuhr sich mit der Hand mehrere Male über das kurze Haar. »Jawohl. So ist es.«

»Dann brauchen wir also nicht weiterzusuchen?«

»Nein.«

»Gott sei Dank«, sagte Hoshino erleichtert. »Ich hatte mir schon überlegt, was ich machen soll, falls die Sache sich bis zum Herbst hinzieht.«

Die beiden fuhren zu Colonel Sanders' Apartment zurück und schliefen sich aus. Am nächsten Vormittag um elf machten sie sich auf den Weg zur Komura-Gedächtnisbibliothek. Da sie nur zwanzig Minuten von der Wohnung entfernt lag, konnten sie zu Fuß gehen. Den Wagen hatte Hoshino am Morgen zur Autovermietung am Bahnhof zurückgebracht.

Als sie an der Bibliothek ankamen, stand das Tor weit offen. Ein schwül-heißer Tag kündigte sich an. Der Boden war mit Wasser befeuchtet. Hinter dem Tor sahen sie einen gepflegten Garten.

»Und nun, alter Freund?«, sagte Hoshino am Tor.

»Jawohl, bitte.«

»Wir gehen jetzt in die Bibliothek, und was machen wir dann? Ich frage lieber mal, um irgendwelchen plötzlichen Scherereien vorzubeugen. Auch ich muss mich ja innerlich vorbereiten.«

Nakata überlegte. »Was wir drinnen machen sollen, weiß Nakata auch nicht. Aber weil es doch eine Bibliothek ist, könnten wir zuerst mal lesen. Nakata nimmt sich ein Buch mit Fotos oder Bildern, und Sie können sich ein Buch zum Lesen aussuchen.«

»Verstehe. Eine Bibliothek ist in erster Linie zum Lesen da. Klingt vernünftig.«

»Über das, was noch kommt, denken wir später nach.«

»In Ordnung. Über Später denken wir später nach. Das ist doch mal eine gesunde Einstellung«, sagte Hoshino.

Beeindruckt durchquerten die beiden den schönen gepflegten Garten und traten durch den altmodischen Flur in das Gebäude. Dort kamen sie gleich an eine Theke, hinter der ein schlanker, gut aussehender junger Mann saß. Er trug ein weißes, durchgeknöpftes Baumwollhemd und eine kleine Brille. Am Scheitel war sein Haar lang, sodass es ihm in die Stirn fiel. Ein Typ wie aus diesen Schwarzweißfilmen von François Truffaut,

dachte Hoshino. Der junge Mann lächelte den beiden freundlich entgegen.

»Guten Tag«, sagte Hoshino mit heiterer Stimme.

»Guten Tag«, sagte der junge Mann. »Was kann ich für Sie tun?«

»Also, wir würden gern etwas lesen.«

»Natürlich, bitte«, sagte der junge Mann und nickte. »Lesen Sie nach Herzenslust. Diese Bibliothek steht der Allgemeinheit offen.

Alle Regale sind frei zugänglich, und Sie können nach Belieben wählen. Wir haben ein Karteikartensystem, aber Sie können auch per Computer suchen. Sollten Sie eine Frage haben, wenden Sie sich bitte umgehend an mich. Ich helfe Ihnen gern.«

»Vielen Dank.«

»Interessieren Sie sich für ein spezielles Gebiet oder suchen Sie ein bestimmtes Buch?«

Hoshino schüttelte den Kopf. »Nein, im Augenblick nicht. Wir interessieren uns eigentlich eher für die Bibliothek an sich als für die Bücher. Wir kamen zufällig vorbei, und weil sie so interessant aussah, wollten wir mal reinschauen. Das ist ja ein prächtiges Gebäude.«

Oshima lächelte leicht und anmutig und nahm einen säuberlich gespitzten langen Bleistift in die Hand. »Viele Herrschaften kommen aus diesem Grund.«

»Wie gut«, sagte Hoshino.

»Falls Sie Zeit haben – um zwei Uhr findet eine kleine Führung statt. Die machen wir immer dienstags, wenn es gewünscht wird. Die Leiterin erläutert die Geschichte der Entstehung der Bibliothek.«

»Klingt interessant. Wie sieht’s aus, Nakata, wollen wir?«

Während Hoshino und Oshima sich über die Theke hinweg

unterhielten, hatte Nakata, seine Mütze knetend, geistesabwesend umhergeschaut. Als sein Name fiel, kam er wieder zu sich.

»Jawohl. Was gibt es, bitte?«

»Weißt du, um zwei gibt es so was wie eine Besichtigung. Hast du Lust?«

»Jawohl, Herr Hoshino, besten Dank. Nakata würde gern besichtigen«, sagte Nakata.

Interessiert beobachtete Oshima den Austausch zwischen den beiden. Nakata und Hoshino – was wohl für eine Beziehung zwischen ihnen bestand? Wie Verwandte sahen sie nicht aus. Auch von ihrem Alter und ihrem Äußeren her waren sie ein ziemlich seltsames Paar. Er konnte keine Gemeinsamkeiten entdecken. Zudem hatte der ältere Mann, der Nakata hieß, eine sonderbare Art zu reden. Etwas Rätselhaftes ging von ihm aus. Aber er machte keinen schlechten Eindruck.

»Sind Sie von weit gekommen?«, fragte Oshima.

»Ja, aus Nagoya«, antwortete Hoshino schnell, noch bevor Nakata den Mund aufmachen konnte. Käme heraus, dass er aus Nakano war, konnten sich Komplikationen ergeben. Dass ein älterer Mann, auf den Nakatas Beschreibung passte, mit dem Mordfall in Nakano in Zusammenhang gebracht wurde, war bereits durch alle Nachrichtensendungen im Fernsehen gegangen. Wenigstens war, soweit Hoshino wusste, noch kein Foto von Nakata gezeigt worden.

»Das ist ja ganz schön weit«, sagte Oshima.

»Jawohl, wir sind über eine Brücke gekommen. Eine sehr große, prächtige Brücke«, sagte Nakata.

»Ja, wirklich, die Brücke ist gewaltig. Ich habe sie noch nie überquert«, sagte Oshima.

»Nakata hat noch nie im Leben so eine große Brücke gesehen.«

»Diese Brücke zu bauen hat ewig gedauert und eine Menge Geld gekostet«, sagte Oshima. »Der Presse zufolge hat das Straßenbauamt, das für die Brücken und Schnellstraßen zuständig ist, pro Jahr rund hundert Milliarden Yen rote Zahlen geschrieben. Die wurden zum Großteil mit unseren Steuern abgedeckt.«

»Nakata weiß nicht, was hundert Milliarden sind.«

»Genau weiß ich es auch nicht«, sagte Oshima. »Wenn eine Summe einen bestimmten Punkt überschreitet, verliert sie an Realität.«

»Vielen Dank für Ihre Hilfe«, unterbrach Hoshino. Man konnte ja nie wissen, was Nakata noch alles sagen würde, wenn er den Dingen ihren Lauf ließ. »Wir dürfen also um zwei an der Besichtigung teilnehmen?«, sagte Hoshino.

»Kommen Sie bitte um zwei Uhr hierher. Die Bibliotheksleiterin führt Sie dann herum«, sagte Oshima.

»Bis dahin lesen wir dort drüben ein bisschen«, sagte der junge Hoshino.

Den Bleistift in der Hand zwirbelnd, sah Oshima den beiden nach. Dann nahm er seine Arbeit wieder auf.

Die beiden suchten sich aus den Regalen etwas aus. Hoshino entschied sich für *Beethoven und seine Zeit.* Nakata nahm mehrere Fotobände über Möbel und legte sie auf ein Pult. Als Nächstes erkundete er wie ein wachsamer Hund genauestens den Raum. Fasste hier an, betastete dort, beschnupperte und beguckte bestimmte Stellen. Da es um diese Uhrzeit noch keine anderen Leser gab, konnte Nakatas Verhalten keinen Anstoß erregen.

»He, alter Freund«, sagte Hoshino leise.

»Jawohl, was gibt es bitte?«

»Ich habe eine dringende Bitte. Ich möchte, dass du möglichst

nicht erwähnst, dass du aus Nakano kommst.«

»Warum denn nicht?«

»Es würde zu lange dauern, dir das zu erklären. Kurz gesagt, ich finde es besser. Wenn andere Leute erfahren, dass du aus Nakano bist, könnte es Unannehmlichkeiten geben.«

»Verstanden.« Nakata nickte feierlich. »Unannehmlichkeiten machen ist nicht gut. Nakata wird nicht darüber sprechen, dass er aus Nakano kommt.«

»Dafür bin ich dir sehr dankbar«, sagte Hoshino. »Hast du übrigens dieses wichtige Ding, das du suchst, schon gefunden?«

»Nein, Herr Hoshino, noch nichts gefunden.«

»Aber das hier ist bestimmt der richtige Ort?«

Nakata nickte. »Jawohl. Gestern Abend vor dem Einschlafen hat Nakata noch mal mit dem Stein geredet. Es gibt keinen Zweifel, hier ist es richtig.«

»Dem Himmel sei Dank.«

Hoshino nickte und wandte sich wieder seiner Beethoven-Biografie zu. Beethoven war sehr stolz. Er setzte unbedingtes Vertrauen in sein eigenes Talent und schmeichelte sich nicht bei den Adligen ein.

Die Kunst, der richtige Ausdruck der Gefühle, war in seiner Welt etwas Erhabeneres, dem Achtung zu zollen war, und er war der Ansicht, dass Macht und Geld ihnen zu dienen habe. Wenn Haydn bei seinem Fürsten lebte, aß er mit dem Gesinde, denn zu seiner Zeit gehörten die Musiker zum Dienstpersonal. (Der gesellige, joviale Haydn zog die Mahlzeiten mit den Dienstboten ohnehin den steifen Diners der Herrschaften vor.)

Beethoven dagegen geriet in Rage, wenn er sich dergestalt zurückgesetzt fühlte, warf Dinge an die Wand und bestand darauf, neben seinen adligen Auftraggebern bei Tisch zu sitzen. Beethoven war ungeduldig (fast jähzornig) und, wenn er einmal wütend war, schwer wieder zu besänftigen. Aus seinen radikalen

politischen Ansichten machte er ebenfalls kein Hehl. Als sein Gehör schlechter wurde, verstärkten sich auch seine Temperamentsausbrüche. Seine Musik gewann mit dem Alter an Weite und zugleich an innerer Dichte. Die Vereinigung dieser Widersprüche gelang niemandem so wie Beethoven. Doch seine außergewöhnliche Schöpferkraft zerstörte allmählich sein reales Leben. Körper und Seele eines Menschen haben ihre Grenzen und sind nicht dafür geschaffen, solchen Extremen standzuhalten.

»Genies sind doch schwierige Menschen.« Tief beeindruckt unterbrach Hoshino seine Lektüre und seufzte. Im Musiksaal seiner Schule hatte eine Bronzebüste von Beethoven gestanden, an deren grimmige, verbitterte Gesichtszüge er sich noch gut erinnern konnte, aber dass das Leben dieses Mannes so leidvoll gewesen war, hatte er nicht gewusst.

Kein Wunder, dass er so grimmig guckt, dachte Hoshino. Da verzichte ich lieber darauf, ein berühmter Mann zu werden. Hoshino blickte zu Nakata hinüber. Der vollführte meißelnde und hobelnde Gebärden, während er auf die Bilder von alten Möbeln starrte. Offenbar führte sein Körper ganz von allein die gewohnten Handgriffe aus, wenn Nakata sich Möbel ansah.

Vielleicht hätte er ein bedeutender Mann werden können, dachte Hoshino. Er wirkt nicht wie ein durchschnittlicher Mensch. Er ist genial.

Da sich nach zwölf Uhr noch andere Leser einstellten (zwei Damen mittleren Alters), gingen die beiden nach draußen, um Luft zu schnappen. Hoshino hatte sich zum Mittagessen Brot mitgebracht, und Nakata trank wie üblich seinen braunen Tee aus der kleinen Thermosflasche, die er in seinem Beutel mit sich führte. Hoshino hatte bei Oshima an der Theke nachgefragt, ob man irgendwo essen dürfe.

»Natürlich«, sagte Oshima. »Draußen auf der Veranda können Sie in aller Ruhe mit Blick auf den Garten essen. Wenn Sie

möchten, können Sie anschließend einen Kaffee haben. Das macht überhaupt keine Umstände.«

Hoshino bedankte sich. »In der Bibliothek hier geht es sehr familiär zu, nicht?«

Oshima lächelte. »Ja, sie ist ein bisschen anders als die üblichen Bibliotheken. Man könnte sie tatsächlich als familiär bezeichnen. Wir möchten eine harmonische Umgebung schaffen, in der man entspannt lesen kann.«

Er macht einen sympathischen Eindruck, dachte Hoshino. Intelligent, adrett und wohlerzogen. Außerdem sehr freundlich. Vielleicht war er schwul. Aber Hoshino hatte keine besonderen Vorurteile gegenüber Schwulen. Die Menschen hatten eben verschiedene Vorlieben. Es gab sogar welche, die mit Steinen sprechen konnten. Dass es Männer gab, die mit Männern schliefen, war im Vergleich dazu gar nicht so sonderbar.

Als sie gegessen hatten, stand Hoshino auf, streckte sich ausgiebig und ging allein an die Theke. Er bekam einen heißen Kaffee. Nakata, der keinen Kaffee trank, blieb auf der Veranda, trank seinen braunen Tee aus der Thermoskanne und schaute den Vögeln im Garten zu.

»Haben Sie denn etwas gefunden, das Sie interessiert?«, erkundigte sich Oshima.

»Ja, ich habe die ganze Zeit in einer Beethoven-Biografie gelesen«, sagte Hoshino. »Ein sehr interessantes Buch. Wenn man sich Beethovens Leben vor Augen führt, kommen einem so allerlei Gedanken.«

Oshima nickte. »Ja. Beethovens Leben war ziemlich heftig, milde ausgedrückt.«

»Er hatte wirklich ein schweres Leben«, sagte Hoshino. »Andererseits hatte er im Grunde auch selber Schuld daran, finde ich. Beethoven war gar nicht umgänglich und dachte nur an sich. Nur sich und seine Musik hatte er im Kopf. Dafür war er allerdings zu jedem Opfer bereit. Aber im Alltag ist so ein

Typ doch nicht zum Aushalten. ›He, Ludwig, lass mich in Ruhe!‹ hätte ich gesagt. Kein Wunder, dass sein Neffe verrückt wurde. Aber seine Musik ist herrlich. Sie geht einem ans Herz. Komisch, oder?«

Oshima pflichtete ihm bei.

»Aber warum musste er sich das Leben nur absichtlich so schwer machen? Es hätte schon gereicht, wenn er etwas respektabler und normaler gelebt hätte, oder?«

Oshima zwirbelte den Bleistift in der Hand. »Stimmt, aber zu Beethovens Zeit war es wohl essentiell, seinem Ego freien Lauf zu lassen. Ein solches Verhalten galt in früheren Zeiten, eigentlich in allen Monarchien, als unpassend und wurde als Verstoß gegen gesellschaftliche Regeln streng unterdrückt. Durch den Aufstieg des Bürgertums im 19. Jahrhundert lockerten sich diese Zwänge mit einem Mal, und das Ich konnte sich in vielen Bereichen emanzipieren. Freiheit und Selbstverwirklichung waren Synonyme. Eine Welle von Veränderungen ergriff die Kunst, insbesondere die Musik. All die Künstler, die auf Beethoven folgten – Berlioz, Wagner, Liszt, Schumann – führten ein exzentrisches, stürmisches Leben. Exzentrizität galt zu dieser Zeit einfach als Lebensideal. Man nennt das die Zeit der Romantiker. Auf alle Fälle muss diese Lebensweise für die Leute selbst oft ziemlich anstrengend gewesen sein, glaube ich«, sagte Oshima. »Lieben Sie Beethoven?«

»Um das sagen zu können, habe ich nicht genug von ihm gehört«, gab Hoshino ehrlich zu. »Eigentlich fast nichts. Mir gefällt das ›Erzherzog-Trio‹.«

»Das mag ich auch sehr.«

»Besonders vom Million-Dollar-Trio gespielt«, sagte Hoshino.

»Mir persönlich gefällt die Version des tschechischen Suk-Trios. Sie ist wundervoll ausgewogen und duftet wie eine Brise, die über die Wiesen weht. Aber die Version von Rubinstein,

Heifetz und Feuermann gefällt mir auch. Sie ist eine elegante Darbietung, die man ins Herz schließt.«

»Also Herr – äh – Oshima«, sagte Hoshino mit einem Blick auf das Namensschildchen, das auf der Theke stand. »Sie kennen sich mit Musik ziemlich gut aus, was?«

Oshima lächelte. »Auskennen ist zu viel gesagt, aber ich liebe Musik und höre viel, wenn ich allein bin.«

»Dann möchte ich Sie was fragen. Glauben Sie, dass Musik die Kraft hat, einen Menschen zu verändern? Ich meine, jemand hört irgendwann eine bestimmte Musik, und die bewirkt eine völlige Veränderung in seinem Inneren, so was in der Art?«

Oshima nickte. »Natürlich gibt es das. Wir machen eine Erfahrung, und die setzt *etwas* in uns in Gang. Wie bei einer chemischen Reaktion. Wenn wir uns anschließend erforschen, stellen wir fest, dass unsere Maßstäbe um eine Stufe gestiegen sind. Dass die Welt sich für uns rundherum erweitert hat. Ich habe diese Erfahrung auch schon gemacht. Sie kommt selten vor, aber manchmal eben doch. Wie eine große Liebe.«

Hoshino fehlte noch die Erfahrung mit einer solchen Liebe, aber er nickte trotzdem.

»So etwas ist bestimmt sehr bedeutsam, oder?«, sagte er. »Ich meine, für unser Leben.«

»Ja, ich glaube schon«, erwiderte Oshima. »Ohne solche Erfahrungen wäre unser Leben wahrscheinlich dürr und duftlos. Berlioz hat gesagt, wenn jemand sein Leben beschließe, ohne Hamlet gelesen zu haben, habe er es in einem Kohlebergwerk verbracht.«

»In einem Kohlebergwerk …«

»Na ja, so haben sie’s im 19. Jahrhundert ausgedrückt.«

»Vielen Dank für den Kaffee«, sagte Hoshino. »Und für das Gespräch.«

Oshima lächelte liebenswürdig.

Bis es zwei wurde, lasen Hoshino und Nakata. Hingebungsvoll und in ständiger Bewegung sah Nakata sich die Fotos von den Möbeln an. Außer den beiden Damen trafen nach der Mittagszeit noch drei weitere Besucher ein, aber nur Nakata und Hoshino wünschten die Bibliothek zu besichtigen.

»Für zwei Teilnehmer lohnt sich das doch gar nicht. Ich habe ein ganz schlechtes Gewissen, wenn Sie sich nur wegen uns beiden die Mühe machen«, sagte Hoshino zu Oshima.

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken. Die Bibliotheksleiterin macht die Führung sogar für eine Person«, sagte Oshima.

Um zwei kam eine gut aussehende Dame mittleren Alters in einem gut geschnittenen dunkelblauen Kostüm die Treppe hinunter. Sie hatte einen schönen geraden Gang und trug schwarze Schuhe mit hohen Absätzen. Ihre Haare waren im Nacken zusammengebunden. In ihrem Ausschnitt schimmerte eine schmale Silberkette. Sie wirkte sehr fein und geschmackvoll. Nichts an ihr war überflüssig.

»Guten Tag. Mein Name ist Saeki, und ich bin die Leiterin dieser Bibliothek«, sagte sie mit einem leichten Lächeln. »Allerdings sind wir hier nur zu zweit, Herr Oshima und ich.«

»Hoshino«, sagte Hoshino.

»Nakata kommt aus Nakano«, sagte Nakata, seine Mütze in den Händen knautschend.

»Von so weit her. Dann begrüße ich Sie besonders herzlich«, sagte Frau Saeki. Hoshino erschrak, aber ihr schien nichts aufzufallen. Dieser Nakata merkte sowieso und überhaupt nie etwas.

»Jawohl. Nakata ist über eine sehr große Brücke gefahren.«

»Ein wundervolles Gebäude«, lenkte Hoshino ab. Wenn Nakata erst einmal von der Brücke anfing, gab es

wahrscheinlich kein Halten mehr.

»Ja, ursprünglich wurde das Gebäude in der Meiji-Zeit als separates Gästehaus an die Bibliothek der Familie Komura angebaut. Zahlreiche Literaten und Künstler sind hier für längere Zeit zu Gast gewesen. Unser Haus stellt einen bedeutenden Teil des kulturellen Erbes von Takamatsu dar.«

»Liter-raten?« fragte Nakata.

»Leute, die sich mit Kunst beschäftigen – Schriften verfassen, Gedichte machen, Romane schreiben und so fort. Früher haben die vermögenden Familien der verschiedenen Regionen als Mäzene die Künstler unterstützt. Anders als heute betrieb man die Künste nicht als Lebensunterhalt. Die hiesige Familie Komura gehörte einer vermögenden Schicht an und förderte über lange Jahre die Kultur. Diese Bibliothek dient dazu, ihr Erbe und ihre Geschichte der Nachwelt zu erhalten.«

»Nakata weiß, was ein Mäzen ist«, sagte Nakata. »Um Mäzen zu werden, braucht man Zeit.«

Frau Saeki nickte lächelnd. »Ja, nicht wahr? Dazu braucht man Zeit. Auch mit noch so viel Geld kann man Zeit nicht kaufen. Bitte folgen Sie mir nun in den ersten Stock.«

Der Reihe nach besichtigten sie nun die Räume im ersten Stock. Wie üblich erzählte Frau Saeki etwas über die Literaten, die die Zimmer bewohnt hatten, und zeigte die Schriften und Werke, die sie hinterlassen hatten. Auf dem Schreibtisch des Raumes, der Frau Saeki zurzeit als Büro diente, lag wie stets ihr Füllhalter. Nakata nahm während der Tour alles ausgiebig und höchst interessiert in Augenschein, die Erläuterungen freilich schienen an ihm vorbeizurauschen. Es war Hoshinos Aufgabe, Aufmerksamkeit zu zeigen und Frau Saekis Erklärungen mit Nicken oder Ahas aufzunehmen. Die ganze Zeit beobachtete er aus dem Augenwinkel besorgt, ob Nakata auch nichts Merkwürdiges anstellte. Doch der betrachtete nur eingehend die

verschiedenen Gegenstände. Frau Saeki erweckte nicht den Eindruck, als sei sie durch Nakata irritiert. Kompetent und freundlich führte sie die beiden durch die Bibliothek.

Nach etwa zwanzig Minuten war die Besichtigung beendet. Die beiden bedankten sich bei Frau Saeki. Während der ganzen Führung war ihr Lächeln nicht versiegt, und doch verwunderte Hoshino ihr Verhalten. Sie sieht uns lächelnd an, dachte er, aber eigentlich sieht sie uns gar nicht. Sie sieht gleichzeitig etwas ganz anderes. Und während sie spricht, denkt sie an etwas anderes. Sie ist so höflich und liebenswürdig, beantwortet jede Frage freundlich und leicht verständlich, aber mit dem Herzen scheint sie nicht bei der Sache zu sein. Nicht, dass sie das hier ungern täte, teilweise hat sie sogar Freude daran, ihre praktische Aufgabe so akkurat zu erledigen. Aber in Gedanken ist sie ganz woanders.

Die beiden kehrten in den Lesesaal zurück, setzten sich in die Sessel und blätterten schweigend in ihren Büchern. Dabei musste Hoshino wieder an Frau Saeki denken. Diese schöne Dame hatte etwas Eigenartiges an sich, das er nicht in Worte fassen konnte.

Um drei Uhr stand Nakata unvermittelt auf, und zwar mit einer für ihn ungewöhnlich entschlossenen, energischen Bewegung. Er griff nach seiner Mütze.

»He, alter Freund, wohin?«, fragte Hoshino leise. Aber Nakata antwortete nicht. Die Lippen fest zusammengepresst, lief er hastig in Richtung Flur. Seine Sachen ließ er auf dem Boden stehen. Hoshino klappte sein Buch zu und stand auf. Irgendetwas stimmte da nicht.

»He, warte«, sagte er. Als er begriff, dass Nakata nicht warten würde, rannte er hinter ihm her. Die anderen Leser hoben die Köpfe und schauten den beiden nach.

Nakata bog vor dem Flur nach links ein und begann ohne zu zögern, die Treppe hinaufzusteigen. Am Eingang der Treppe

stand ein Schild »Zutritt für Unbefugte verboten«, aber Nakata ignorierte es – er konnte es ja ohnehin nicht lesen. Die abgetragenen Gummisohlen seiner Turnschuhe quietschten auf den Stufen.

»Hallo, Entschuldigung«, rief Oshima ihm nach, über die Theke gebeugt. »Sie können da nicht hinauf.«

Aber Nakata schien ihn nicht zu hören. Hoshino rannte hinter ihm her die Treppe hoch. »He, Nakata, das geht nicht, da darf man nicht rauf.« Oshima kam hinter der Theke hervor und lief nun seinerseits hinter Hoshino her die Treppe hoch.

Unbeirrt schritt Nakata den Gang entlang und betrat Frau Saekis Büro, dessen Tür wie üblich offen stand. Sie saß mit dem Rücken zum Fenster am Schreibtisch und las. Als sie die Schritte hörte, hob sie den Kopf und sah Nakata an. Er kam an den Schreibtisch, blieb stehen und sah ihr geradewegs ins Gesicht. Keiner von ihnen sagte etwas. Gleich danach kam Hoshino ins Zimmer und kurz hinter ihm Oshima.

»Alter Freund, was machst du denn?«, sagte Hoshino und legte Nakata von hinten die Hand auf die Schulter. »Hier darf man nicht einfach so rein. Das ist eine Regel. Lass uns lieber wieder zurückgehen.«

»Nakata muss Ihnen etwas sagen«, sagte Nakata zu Frau Saeki.

»Was möchten Sie mir denn sagen?«, fragte sie freundlich.

»Etwas über den Stein. Nakata möchte etwas über den *Eingangsstein* sagen.«

Frau Saeki blickte Nakata einige Augenblicke wortlos an. In ihren Augen lag ein schrecklich kaltes Leuchten. Dann blinzelte sie mehrmals und schloss ruhig das Buch, in dem sie gerade gelesen hatte. Sie legte die Hände nebeneinander auf den Schreibtisch und sah wieder zu Nakata auf. Sie wirkte, als sei sie unschlüssig, was sie tun sollte. Dann nickte sie einmal kurz und sah zu Hoshino, dann zu Oshima hin.

»Würden Sie uns beide wohl einen Moment allein lassen?«, sagte sie zu Oshima. »Ich habe mit dem Herrn zu sprechen. Und schließen Sie bitte die Tür.«

Oshima war einen Moment lang verdutzt, dann aber nickte er. Sacht nahm er Hoshino am Ellbogen, ging mit ihm in den Korridor und schloss die Tür zum Büro.

»Geht das denn in Ordnung?«, fragte Hoshino.

»Saeki-san hat ein gutes Urteilsvermögen«, erwiderte Oshima, während er mit dem jungen Mann die Treppe hinunterging. »Wenn sie sagt, es ist in Ordnung, dann ist es das auch. Da braucht man sich keine Sorgen zu machen. Kommen Sie, Herr Hoshino, trinken wir einen Kaffee.«

»Sich Sorgen wegen Nakata zu machen, das kann man sich glatt sparen, aber ehrlich«, sagte Hoshino kopfschüttelnd.

41

Dieses Mal rüste ich mich für mein Vorhaben, weiter in den Wald vorzudringen. Kompass, Messer, Wasserflasche und Proviant, Arbeitshandschuhe, eine Spraydose mit gelber Farbe, die ich in der Werkzeugtasche entdeckt habe, und ein kleines Beil. Ich packe alles in einen kleinen Nylonrucksack (den ich auch beim Werkzeug gefunden habe). Meine unbedeckten Hautflächen reibe ich mit Insektenschutzmittel ein. Ich ziehe ein langärmliges Hemd an, wickle mir ein Handtuch um den Hals und setze die Kappe auf, die ich von Oshima bekommen habe. Bleierne Wolken hängen am Himmel; es ist schwül und sieht nach Regen aus. Also packe ich vorsichtshalber noch ein Regencape in den Rucksack. So mache ich mich auf den Weg. Unter Rufen ziehen Vogelschwärme an den tief hängenden grauen Wolken vorbei.

Wie immer erreiche ich ohne Schwierigkeiten die runde Lichtung. Ich vergewissere mich auf meinem Kompass, wo ungefähr Norden ist, und betrete den Wald. In gewissen Abständen sprühe ich auf die Stämme der Bäume an meinem Weg gelbe Farbe. Um zu meinem Ausgangspunkt zurückzukommen, brauche ich nur diesen Markierungen zu folgen. Im Gegensatz zu den Brotkrumen, die Hansel und Gretel ausstreuten, steht nicht zu befürchten, dass Vögel meine gelbe Sprayfarbe aufessen.

Diese Vorkehrungen mildern vorläufig meine Angst. Natürlich bin ich aufgeregt, aber Herzklopfen habe ich überhaupt keines. Mich treibt die Neugier. Ich will wissen, was hinter dem Pfad liegt. Sollte da nichts zu entdecken sein, will ich zumindest wissen, dass da nichts ist. Ich *muss* es wissen. Entschlossen bahne ich mir Schritt für Schritt einen Weg und präge mir dabei aufmerksam das Bild der Landschaft ein.

Hin und wieder höre ich irgendwo ein unbestimmbares Geräusch. Ein Plumpsen, als fiele etwas zu Boden, oder einen Laut, als knarre der Boden unter einem Gewicht. Dazu so sonderbare Geräusche, dass sie sich nicht benennen lassen. Was sie bedeuten, weiß ich nicht. Es ist sogar schwierig, sich etwas darunter vorzustellen. Bald scheinen sie von weither zu kommen, bald aus meiner unmittelbaren Nähe. Es ist, als ob sich die Distanzen einmal ausdehnen, dann wieder zusammenziehen. Über mir ertönt der Flügelschlag eines Vogels. Seltsam laut, vielleicht lauter als in Wirklichkeit. Bei jedem dieser Geräusche bleibe ich stehen und lausche. Warte mit angehaltenem Atem, dass etwas geschieht. Da nichts geschieht, gehe ich weiter.

Abgesehen von diesen unvermittelten Lauten ist meist alles ruhig. Es weht kein Wind, und die Blätter über mir bewegen sich nicht. Nur meine eigenen Schritte im Gras dringen an mein Ohr. Sooft ich auf einen heruntergefallenen Zweig trete, knackt es unter meinen Füßen.

Das kleine Beil, das ich an einem Wetzstein frisch geschärft habe, trage ich in der rechten Hand. Sein Griff fühlt sich in meiner bloßen Hand rau an. Noch muss ich es nicht benutzen, aber seine handliche Schwere gibt mir das Gefühl, mich verteidigen zu können. Mich verteidigen zu können – aber wogegen überhaupt? In den Wäldern von Shikoku leben weder Bären noch Wölfe. Selbst Giftschlangen sind selten. Nach einigem Überlegen wird mir klar, dass das gefährlichste Lebewesen in diesem Wald wahrscheinlich ich selber bin. Fürchte ich mich letztlich nicht nur vor meinem eigenen Schatten?

Dennoch ist mir, als würde ich gesehen und gehört, während ich durch den Wald gehe, als würde ich von irgendwoher beobachtet. Leise atmend lauern sie im Hintergrund und lassen mich nicht aus den Augen. Von ferne horchen sie auf die Geräusche, die ich verursache, und schließen daraus, welche Richtung ich einschlagen werde. Doch ich versuche, nicht daran

zu denken. Wahrscheinlich ist es Einbildung, und je länger man über Eingebildetes nachdenkt, desto mehr bläht es sich auf und desto deutlicher nimmt es Gestalt an, so lange, bis es keine Einbildung mehr ist.

Ich pfeife, um die Stille zu übertönen. Das Sopransaxophon in »My Fair Lady« von John Coltrane. Natürlich kann ich mit meinem dilettantischen Gepfeife nicht die komplizierten Improvisationen von einander dicht überlagernden Tonfolgen reproduzieren. Letztlich reihe ich nur irgendwelche Töne aus dem Gedächtnis aneinander, aber das ist besser als nichts. Ich schaue auf die Uhr. Halb elf am Vormittag. Sicher bereitet Oshima gerade alles für die Öffnung der Bibliothek vor. Heute ist … Mittwoch. Ich stelle mir vor, wie er den Garten bewässert, die Tische abwischt, Wasser aufsetzt und Kaffee macht. Das sind normalerweise meine Aufgaben. Doch ich bin jetzt in diesem tiefen Wald. Und im Begriff, noch tiefer hineinzugehen. Niemand weiß, dass ich hier bin. Nur ich und *sie* wissen es.

Ich folge dem Weg. Auch wenn man diese Furche kaum als Weg bezeichnen kann. Vielleicht hat Wasser sie ausgehöhlt, das Gras weggewaschen, die Wurzeln der Bäume freigelegt und ist um größere Felsen einfach herumgeflossen. Als dann der Regen aufhörte und das Wasser sich zurückzog, ist ein trockenes Bachbett entstanden und damit ein Weg, dem ein Mensch folgen kann. An vielen Stellen ist dieser »Weg« von Farnen und Gräsern überwuchert. Wenn ich nicht Acht gebe, verliere ich ihn sofort aus den Augen. Hin und wieder wird es steil, sodass ich mich an den Wurzeln der Bäume festhalten und klettern muss.

Bald gebe ich es auf, John Coltranes Sopransax-Solo zu pfeifen. Nun ertönt ein Klaviersolo von MacCoy Tyner in meinen Ohren. Die linke Hand spielt einen tickenden, monotonen Rhythmus, die rechte eine Serie dichter, dunkler Akkorde. Das Stück scheint eine mythische Szene zu beschreiben, in der die dunkle Vergangenheit eines namen- und gesichtslosen Jemand wie Eingeweide in allen Einzelheiten aus

dem Dämmer gezerrt wird. So klingt es jedenfalls für meine Ohren. Durch die andauernde Wiederholung wird die Realität Stück für Stück zerpflückt und dann wieder zusammengesetzt. Das Stück sondert einen leicht hypnotischen Hauch von Gefahr ab. Es gleicht – dem Wald.

Indem ich mit der Sprayfarbe in meiner linken Hand kleine Zeichen auf die Baumstämme sprühe, arbeite ich mich voran. Hin und wieder drehe ich mich um und prüfe, ob die gelben Markierungen auch gut sichtbar sind. In Ordnung. Die Zeichen, die mir den Rückweg zeigen sollen, setzen sich schwankend wie Bojen auf dem Meer fort. Zur Sicherheit hacke ich ab und zu noch mit dem Beil eine Kerbe in die Baumstämme. Ich mache meine Zeichen in verschiedene Bäume. An einigen greift mein kleines Beil nicht. Sind die Stämme weich und nicht allzu dick, schlage ich ihnen frische Wunden. Schweigend nehmen sie meine Schläge hin.

Wie Kundschafter umschwirren mich zuweilen große schwarze Moskitos und versuchen, mich in die freiliegenden Partien um die Augen zu stechen. Ihr Sirren dringt in meine Ohren. Ich verjage sie mit der Hand oder schlage sie mit lautem Klatschen tot. Einige haben mich schon gestochen und sind voll Blut. Die Stelle juckt. Das Blut an meiner Hand wische ich mit dem Handtuch ab, das ich um den Hals trage.

Damals wurden die Soldaten bei ihrem Marsch durch den Wald bestimmt auch von den Mücken geplagt, zumindest falls es Sommer war. Wie schwer wohl eine »vollständige Kampfausrüstung« war? Ein altmodisches Gewehr wie ein Batzen Eisen, dann eine Menge Munition, ein Bajonett, ein eiserner Helm, natürlich Proviant und Wasser, ein paar Handgranaten, eine Schaufel zum Ausheben von Schützengräben, Essgeschirr … das waren bestimmt über zwanzig Kilo. Jedenfalls muss es furchtbar schwer gewesen sein. Im Gegensatz zu meinem Nylonrucksack. Meine Fantasie

geht mit mir durch, und ich bilde mir ein, dass ich gleich hinter dem nächsten Gebüsch auf diese Soldaten stoßen werde. Aber ihr Verschwinden liegt ja über sechzig Jahre zurück.

Mir fällt Napoleons Russischer Feldzug ein, über den ich auf der Veranda der Hütte gelesen habe. Die französischen Soldaten, die im Sommer 1812 den langen Weg bis Moskau marschiert waren, wurden gewiss auch von Moskitos gequält. Natürlich nicht nur von Stechmücken. Sie mussten ihr Leben gegen so viele Widrigkeiten verteidigen. Es gab Hunger und Durst, schlammige, schlechte Wege, ansteckende Krankheiten, große Hitze, Partisaneneinheiten der Kosaken, die die langen Nachschublinien angriffen, Mangel an Arznei und natürlich ständig schwere Gefechte gegen die regulären russischen Truppen. Die Zahl der Soldaten, die am Ende das fast menschenleere Moskau einnahmen – die Einwohner waren geflohen –, hatte sich dramatisch von 50000 auf 10000 verringert. Ich bleibe stehen und befeuchte mir die Kehle aus meiner Wasserflasche. Meine Armbanduhr zeigt genau elf. Die Stunde, um die die Bibliothek öffnet. Ich stelle mir vor, wie Oshima das Tor öffnet und sich hinter die Theke setzt, auf der wie immer ein langer, gespitzter Bleistift liegt. Hin und wieder dreht er ihn in der Hand. Tippt sich mit dem Radiergummi leicht an die Schläfe. Diese Szene steht mir ganz real vor Augen, obwohl sie sich in so weiter Ferne zuträgt.

ICH HABE KEINE PERIODE. MEINE BRUSTWARZEN SIND UNEMPFINDLICH, MEINE KLITORIS NICHT. GESCHLECHTSVERKEHR HABE ICH NICHT ÜBER DIE VAGINA, SONDERN ÜBER DEN ANUS.

Ich erinnere mich, wie Oshima mit dem Gesicht zur Wand auf dem Bett in der Hütte geschlafen hat, und an seine/ihre Präsenz, die dort zurückgeblieben ist. Ich habe im selben Bett geschlafen, um mich von dieser Präsenz einhüllen zu lassen. Ich muss aufhören, über diese Dinge nachzudenken.

Stattdessen denke ich über den Krieg nach. Über die Napoleonischen Kriege und die Kriege, in denen japanische Soldaten kämpfen mussten. Ich spüre das Gewicht des Beils in den Händen. Seine frisch geschärfte helle Klinge blinkt. Unwillkürlich wende ich den Blick ab. Warum kämpfen die Menschen? Warum tun sich Hunderttausende, Millionen von Menschen zusammen, um sich gegenseitig abzuschlachten? Ist es Zorn, der zu diesen Kämpfen führt, oder Angst? Oder sind Zorn und Angst bloß zwei Seiten der gleichen Idee?

Ich schlage das Beil in die Bäume. Unhörbar schreien sie auf, unsichtbares Blut fließt. Ich wandere weiter. John Coltrane nimmt sein Saxophonsolo wieder auf. Die Wiederholung zerpflückt die Realität und fügt sie neu zusammen.

Unversehens kehrt mein Geist in das Reich meines Traums zurück. Es geschieht ganz ruhig. Ich umschlinge Sakura. Sie ist in meinen Armen, und ich dringe in sie ein.

Ich will nicht der Spielball von anderen sein. Will mich nicht verwirren lassen. Meinen Vater habe ich schon getötet. Und meine Mutter geschändet. Jetzt bin ich in meiner Schwester. Wenn es einen Fluch gibt, sollte ich ihm Folge leisten und ihn willig annehmen. Und alles schnell hinter mich bringen. Diese Last so rasch es geht von meinen Schultern werfen, um danach endlich mein eigenes Leben zu leben, ohne in jemandes Absichten verstrickt zu sein. Das ist es, was ich mir wünsche. Und ich ejakuliere in ihr.

»Auch im Traum solltest du so was nicht tun«, sagt Krähe zu mir.

Er ist direkt hinter mir. Er ist mit mir in den Wald gekommen.

»Ich habe damals ernsthaft versucht, dich aufzuhalten. Du hast das bestimmt gemerkt. Du hast doch meine Stimme gehört. Aber du hast nicht auf mich gehört, sondern einfach weitergemacht.«

Ich gebe keine Antwort, drehe mich auch nicht um, sondern

gehe einfach schweigend weiter.

»Du hast gedacht, du könntest dadurch den Fluch, der dir anhaftet, überwinden. Nicht wahr? Aber das hat sich nicht bewahrheitet, oder?«, fragt Krähe mich.

ABER DAS HAT SICH NICHT BEWAHRHEITET, ODER? DU HAST DEINEN VATER GETÖTET UND DEINE MUTTER UND DEINE SCHWESTER GESCHÄNDET. DU HAST DIE WEISSAGUNG ERFÜLLT. DU HATTEST DIE ABSICHT, DEN FLUCH, DEN DEIN VATER ÜBER DICH VERHÄNGT HAT, ZU BEENDEN. ABER IN WIRKLICHKEIT IST ÜBERHAUPT NICHTS BEENDET. DU HAST NICHTS ÜBERWUNDEN. DER FLUCH LODERT HELLER ALS ZUVOR IN DIR. DAS WEISST DU GENAU. DEINE GENE SIND IMMER NOCH VON DIESEM FLUCH ERFÜLLT. DEIN ATEM TRÄGT IHN IN ALLE VIER WINDE ÜBER DIE GANZE WELT. DAS FINSTERE CHAOS IN DIR BLEIBT. STIMMT'S? WEDER DEINE ANGST, NOCH DEIN ZORN, NOCH DEINE UNSICHERHEIT SIND VERFLOGEN. SIE SIND WEITER IN DIR UND QUÄLEN DICH UNABLÄSSIG.

»Also gut, der Kampf, der diesen Kampf beenden kann, ist nicht irgendwo«, sagt Krähe. »Der Kampf wächst in dir selbst heran. Er schlürft Blut, das gewaltsam vergossen wurde, und er frisst das Fleisch, dem Gewalt angetan wurde. Davon nährt er sich. Der Kampf ist gleichsam ein vollkommenes Lebewesen. Das musst du wissen.«

Schwester, sage ich.

Ich hätte Sakura nicht vergewaltigen dürfen. *Auch wenn es im Traum geschehen ist.*

»Was soll ich tun?«, frage ich, den Blick auf die Erde vor mir gerichtet.

»Vielleicht musst du die Angst und die Wut in dir überwinden«, sagt Krähe. »Mit einem hellen Licht in dein Herz hineinleuchten und das Eis zum Schmelzen bringen. Das wird wirklich hart. Aber wenn dir das gelingt, bist du zum ersten Mal

der stärkste Fünfzehnjährige auf der Welt. Du verstehst doch, was ich sage? Es ist immer noch nicht zu spät. Du kannst auch jetzt dein Ich noch zurückgewinnen. Gebrauche deinen Kopf und denk nach. Denk nach, was zu tun ist. Du bist doch kein Dummkopf. Du kannst denken.«

»Habe ich meinen Vater wirklich getötet?«, frage ich.

Es kommt keine Antwort. Ich drehe mich um. Krähe ist nicht mehr da. Meine Frage geht in der Stille unter.

Ganz allein in einem tiefen Wald fühlt man sich schrecklich leer. Ich habe das Gefühl, plötzlich zu einem »hohlen« Menschen geworden zu sein, wie Oshima es nennt. In mir herrscht eine große Leere, die zusehends anschwillt und allmählich alles frisst, was noch in mir ist. Ich kann ihre Geräusche hören. Meine Existenz wird mir immer unbegreiflicher. Ich bin völlig ratlos. Es gibt keine Richtung mehr, weder Himmel noch Erde. Ich denke an Saeki-san, an Sakura, an Oshima. Aber ich bin Lichtjahre von ihnen entfernt. Soweit ich meine Arme auch ausstrecke, ich kann sie nicht berühren. Es ist, als ob ich von der verkehrten Seite durch ein Fernglas sähe. Ich bin allein im Halbdunkel eines Labyrinths. Auf den Wind soll ich lauschen, hat Oshima gesagt. Ich lausche. Aber es weht kein Wind. Krähe ist verschwunden.

Gebrauch deinen Kopf und denk nach. Überleg, was du tun musst.

Aber ich kann nicht nachdenken. Jeder Gedanke führt mich letztlich nur in eine Sackgasse des Labyrinths. Aber was ist überhaupt mein Inneres? Kann es der Leere widerstehen?

Ich denke ernsthaft daran, meine Existenz hier und jetzt auszulöschen. Innerhalb der dicken Mauern dieses Waldes, auf diesem Weg, der keiner ist, aufzuhören zu atmen, mein Bewusstsein stumm in der Dunkelheit zu begraben, das dunkle Blut, in dem die Gewalt fließt, bis zum letzten Tropfen aus mir herausströmen und alle meine Gene im Gras verrotten zu lassen.

Wäre damit mein Kampf nicht zum ersten Mal beendet? Würde ich andernfalls nicht für alle Ewigkeit meinen Vater töten, meine Mutter und Schwester schänden und unaufhörlich weiter die Welt besudeln? Ich schließe die Augen und richte meinen Blick auf mein Inneres. Die Dunkelheit, die es verschleiert, ist ungleichmäßig und körnig. Sie flirrt wie tausend kleine Messer und wie die Blätter des Hartriegels, wenn die dunklen Wolken aufreißen und der Mond darauf scheint.

Auf einmal ist mir, als verschiebe sich unter meiner Haut etwas. Ein Klick ertönt in meinem Kopf. Ich öffne die Augen und hole tief Luft. Und lasse die Spraydose zu Boden fallen. Das Messer werfe ich weg und den Kompass auch. Die Geräusche ihres Aufpralls klingen sehr weit entfernt. Ich fühle mich nun ganz leicht. Ich streife den Rucksack ab und lasse auch ihn zu Boden fallen. Mein Tastsinn wird feiner als zuvor, die Luft um mich herum transparenter, die Atmosphäre des Waldes dichter. In meinen Ohren spielt John Coltrane unentwegt sein labyrinthisches Solo. Es ist endlos.

Dann überlege ich es mir anders und nehme doch das scharfe Jagdmesser aus dem Schreibtisch meines Vaters aus dem Rucksack und stecke es ein. Notfalls kann ich mir damit die Pulsadern aufschneiden, mein Blut in der Erde versickern lassen und den Mechanismus auf diese Weise zerstören.

Ich betrete das Innerste des Waldes. *Ich bin ein hohler Mann.* Ich bin die Leere, die die Substanz verschlungen hat. Darum brauche ich mich nicht mehr zu fürchten. Vor gar nichts.

UND ICH BETRETE DAS INNERSTE DES WALDES.

42

Als sie allein waren, bot Frau Saeki Nakata einen Stuhl an. Nach kurzem Zögern nahm er Platz, und sie sahen einander eine Weile wortlos über den Schreibtisch hinweg an. Nakata legte seine Mütze auf seine geschlossenen Knie und strich sich wie immer mit der flachen Hand über sein kurzes Haar. Frau Saeki legte beide Hände auf den Tisch und sah ihn ruhig an.

»Wenn ich mich nicht irre, habe ich auf Sie gewartet.«

»Jawohl. Nakata glaubt das auch«, sagte Nakata. »Aber es hat lange gedauert. Ist Ihnen das Warten nicht lang geworden? Nakata hat sich beeilt, so gut er konnte, schneller ging es nicht.«

Frau Saeki schüttelte den Kopf. »Nein, ganz und gar nicht. Wären Sie früher gekommen, oder auch später, hätte mich das sicher mehr verwirrt. Für mich ist jetzt genau der richtige Augenblick.«

»Wenn Herr Hoshino nicht die ganze Zeit so freundlich gewesen wäre, hätte Nakata bestimmt noch viel länger gebraucht. Weil Nakata doch nicht lesen kann.«

»Herr Hoshino ist Ihr Freund, nicht wahr?«

»Jawohl.« Nakata nickte. »Das kann sein. Aber ehrlich gesagt, Nakata kennt sich mit so was nicht richtig aus. Außer ein paar Katzen hat Nakata noch nie einen Freund gehabt.«

»Ich habe auch schon seit langem keine Freunde«, sagte Frau Saeki.

»Außer meinen Erinnerungen.«

»Saeki-san?«

»Ja?«

»Ehrlich gesagt, Nakata hat auch keine Erinnerungen. Weil er dumm ist. Was sind eigentlich Erinnerungen?«

Frau Saeki betrachtete ihre Hände auf dem Tisch und sah dann wieder Nakata an. »Erinnerungen sind das, was Ihren Körper von innen wärmt. Zugleich können Erinnerungen Sie innerlich auch in Stücke reißen.«

Nakata schüttelte den Kopf. »Sehr schwierig. Erinnerungen versteht Nakata noch nicht. Nur die Gegenwart.«

»Bei mir scheint es umgekehrt zu sein«, sagte Frau Saeki.

Tiefes Schweigen senkte sich für einige Augenblicke über den Raum. Nakata brach als Erster das Schweigen. Er räusperte sich.

»Saeki-san.«

»Was ist?«

»Kennen Sie den Eingangsstein?«

»Ja, ich kenne ihn«, sagte sie. Ihre Finger berührten den Montblanc-Füllhalter auf dem Schreibtisch. »Vor langer Zeit bin ich irgendwo auf ihn gestoßen. Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, ich hätte nichts davon erfahren. Aber das konnte ich mir nicht aussuchen.«

»Nakata hat den Eingang vor ein paar Tagen noch einmal geöffnet. An dem Nachmittag, als es so gedonnert hat. Viele Gewitter sind über die Stadt gezogen. Herr Hoshino hat geholfen. Nakata konnte das nicht allein. Wissen Sie, wann der Tag mit den Gewittern war?«

Frau Saeki nickte. »Ich erinnere mich.«

»Nakata hat ihn geöffnet, weil er ihn öffnen musste.«

»Ich verstehe. Um verschiedene Dinge wieder so einzurichten, *wie sie sein sollten.*«

Nakata nickte. »Genau.«

»Sie besitzen diese Fähigkeit.«

»Nakata weiß nicht genau, was Fähigkeit ist. Aber er hatte keine andere Wahl. Nakata hat in Nakano einen Menschen getötet, weil Johnnie Walker ihn dazu gebracht hat. Nakata

musste diese Aufgabe für einen fünfzehnjährigen Jungen übernehmen.«

Frau Saeki schloss die Augen, öffnete sie wieder und sah Nakata an. »Vielleicht sind all diese Dinge nur passiert, weil ich vor langer Zeit den Eingang geöffnet habe. Ob das die Nachwirkungen sind, die immer noch hier und da Verzerrungen hervorbringen?«

Nakata schüttelte den Kopf. »Saeki-san?«

»Ja«, sagte sie.

»Damit kennt Nakata sich nicht aus. Nakatas Aufgabe ist nur, hier und jetzt die Dinge so einzurenken, dass sie wieder die Form haben, die sie haben sollen. Deswegen ist Nakata aus Nakano fortgegangen, hat die große Brücke überquert und ist nach Shikoku gekommen. Sie wissen sicher, Frau Saeki, dass Sie nicht hier bleiben können?«

Frau Saeki lächelte. »Gut«, sagte sie. »Das ist es, was ich so lange gesucht habe, Herr Nakata. In der Vergangenheit habe ich danach gesucht und in der Gegenwart, aber nie bekam ich es zu fassen. Ich musste geduldig abwarten, bis die Zeit dazu gekommen war -*jetzt* endlich gekommen ist. Oft war das kaum zu ertragen. Aber natürlich bin ich mitverantwortlich für die schmerzhaften Dinge, die mir widerfahren sind.«

»Saeki-san«, sagte Nakata. »Nakata hat nur einen halben Schatten. Wie Sie.«

»Ja.«

»Nakata hat seinen im letzten Krieg verloren. Wieso das passiert ist und warum es ausgerechnet Nakata getroffen hat, weiß er nicht. Auf alle Fälle ist seitdem viel Zeit vergangen, und *wir* müssen allmählich hier weg.«

»Ich verstehe.«

»Nakata hat lange gelebt, aber er hat, wie gesagt, keine Erinnerungen. Deswegen kennt er die ›schmerzhaften‹ Gefühle

nicht, von denen Sie gesprochen haben. Aber sicher möchten Sie diese Erinnerungen, auch wenn sie schmerzhaft sind, nicht aufgeben?«

»Nein«, sagte Frau Saeki. »Genau, ich glaube nicht, dass ich sie aufgeben will, solange ich lebe, so schmerzhaft sie auch sein mögen. Sie sind der einzige Beweis dafür, dass ich gelebt habe.«

Schweigend nickte Nakata.

»Dadurch, dass ich länger gelebt habe, als nötig war, habe ich vielen Menschen Schaden zugefügt«, fuhr sie fort. »Ich hatte sexuelle Beziehungen zu dem fünfzehnjährigen Jungen, den Sie erwähnt haben. Gerade vor kurzem. In *diesem Zimmer* bin ich wieder zu einem fünfzehnjährigen Mädchen geworden und habe mit *ihm* geschlafen. Ich konnte einfach nicht anders – ob es nun richtig war oder falsch. Vielleicht habe ich dadurch nur neuen Schaden angerichtet. Das wäre das Einzige, was mir leid täte.«

»Nakata kennt sich mit Sex nicht aus«, sagte Nakata. »Er hat keine Erinnerungen und keine Sexualität. Also kennt er auch nicht den Unterschied zwischen richtigem und falschem Sex. Aber was passiert ist, ist eben passiert. Richtig oder falsch, es ist sowieso nicht mehr zu ändern. Das ist Nakatas Standpunkt.«

»Herr Nakata?«

»Jawohl.«

»Ich habe eine Bitte an Sie.«

Frau Saeki nahm aus der Handtasche, die zu ihren Füßen stand, einen kleinen Schlüssel und öffnete die Schreibtischschublade. Sie zog einige dicke Ordner hervor und legte sie auf den Tisch. »Seit ich wieder hier in der Stadt bin, habe ich an diesem Manuskript geschrieben. Es ist die Geschichte meines Lebens. Ich bin ganz hier in der Nähe geboren und habe den Jungen, der damals in diesem Haus lebte, zutiefst geliebt. Tiefer kann man nicht lieben. Und er liebte mich auf die gleiche Weise wider. Wir lebten wie in einem vollendeten Kreis. Alles innerhalb dieses Kreises war

vollkommen. Aber natürlich konnte das so nicht ewig bleiben. Wir wurden erwachsen, die Zeiten änderten sich. Der Kreis wurde hier und da porös, Dinge von außen drangen in unser Paradies ein und Dinge von innen drängten nach außen. Das ist ganz natürlich. Damals allerdings fand ich das überhaupt nicht natürlich. Um dieses Eindringen und Austreten zu verhindern, schob ich den Eingangsstein beiseite und öffnete den Eingang. Wie ich das gemacht habe, weiß ich heute nicht mehr. Ich wollte ihn jedoch um jeden Preis öffnen, damit ich meinen Liebsten nicht verlor und damit unsere Welt von dem, was von außen kam, nicht zerstört wurde. Was das bedeutete, konnte ich damals nicht ermessen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass ich dafür bitter bezahlt habe.«

Sie brach ab, nahm den Füller in die Hand und schloss die Augen.

»Für mich war das Leben mit zwanzig zu Ende. Alles, was danach kam, war nicht mehr als eine sich endlos dahinziehende Folge von Tagen. Mein Leben war wie ein langer, düsterer, gewundener Korridor, der nirgendwo hinführt. Dennoch musste ich weiterleben, indem ich einen leeren Tag nach dem anderen hinter mich brachte. Ich habe viele Irrtümer begangen. Oder nein, offen gesagt, habe ich sogar fast nur Fehler gemacht. Ich zog mich völlig in mich zurück. Es war, als lebte ich ganz allein auf dem Grund eines tiefen Brunnens. Ich hasste und verfluchte alles, was draußen war. Einmal bin ich hinausgegangen und habe so getan, als ob ich lebte. Ich akzeptierte alles und ging völlig gefühllos durch die Welt. Ich schlief auch mit vielen Männern. Irgendwann heiratete ich sogar. Aber all das hatte keine Bedeutung für mich. Alles war im Augenblick vorüber, und nichts blieb nachher davon übrig außer den zahllosen Narben, die meine Verachtung und meine Verwüstungen hinterlassen haben.«

Sie legte die Hände auf die drei auf dem Schreibtisch gestapelten Ordner.

»Diese Ereignisse habe ich in allen Einzelheiten zu Papier gebracht, um mit mir selbst ins Reine zu kommen. Ich wollte mich noch einmal der Dinge vergewissern, die meine Person und mein Leben zu dem gemacht haben, was sie sind. Natürlich kann ich niemandem einen Vorwurf machen außer mir selbst, aber es war eine schwere und quälende Aufgabe. Nun habe ich sie endlich zu Ende gebracht und brauche die Aufzeichnungen nicht mehr. Ich will jedoch nicht, dass jemand anderer sie liest. Dadurch würde vielleicht nur neuer Schaden entstehen. So wollte ich Sie bitten, sie irgendwo zu verbrennen. So, dass nichts davon übrig bleibt. Wäre es möglich, dass Sie, Herr Nakata, das für mich tun? Außer Ihnen habe ich niemanden, den ich fragen könnte. Meine Bitte ist sehr egoistisch, aber würden Sie es trotzdem tun?«

»Schon verstanden«, sagte Nakata und nickte mehrmals heftig.

»Wenn das Ihr Wunsch ist, wird Nakata alles restlos verbrennen. Seien Sie ganz beruhigt.«

»Danke«, sagte Frau Saeki.

»Schreiben ist etwas Wichtiges, ja?«, fragte Nakata.

»Ja, schon. Doch das Geschriebene in seiner fertigen Form ist für mich bedeutungslos.«

»Nakata kann nicht lesen und schreiben, deshalb kann er auch nichts aufschreiben«, sagte Nakata. »Nakata ist wie die Katzen.«

»Herr Nakata?«

»Ja, bitte?«

»Ich habe das Gefühl, Sie schon sehr lange zu kennen«, sagte Frau Saeki. »Sind Sie nicht auf *jenem Bild?*. Im Hintergrund am Strand? Die Person, die mit aufgekrempelter weißer Hose im Wasser steht?«

Nakata erhob sich ruhig von seinem Stuhl und stand nun vor dem Schreibtisch. Er legte seine raue, sonnenverbrannte Hand auf ihre Hand, die auf den Ordnern ruhte. Und nahm, als würde

er angespannt lauschen, ihre Wärme mit seiner eigenen Handfläche auf.

»Saeki-san?«

»Ja.«

»Nakata versteht ein bisschen.«

»Was denn?«

»Was Erinnerungen sind. Durch Ihre Hand kann Nakata sie auch spüren.«

Frau Saeki lächelte. »Wie schön«, sagte sie.

Lange ließ Nakata seine Hand auf der ihren ruhen. Bald schloss Frau Saeki die Augen und versank langsam in ihren Erinnerungen. Es gab dort keinen Schmerz mehr. Jemand saugte den Schmerz in die Ewigkeit ein. Der Kreis schloss sich wieder. Sie öffnete die Tür zu einem fernen Zimmer, an dessen Wand sie gleich schlummernden Eidechsen zwei wunderschöne Akkorde erblickte. Sacht berührte sie die Eidechsen mit dem Finger. Sie konnte ihren friedlichen Schlummer erspüren. Eine leichte Brise wehte, sie merkte es daran, dass der alte Vorhang sich hin und wieder blähte. Er bewegte sich bedeutungsvoll, wie eine *Allegorie.* Sie trug ein langes blaues Kleid, das sie vor langer Zeit einmal irgendwo getragen hatte. Der Saum raschelte ganz leicht, wenn sie ging. Vor dem Fenster lag der Strand. Sie hörte die Wellen rauschen. Und jemandes Stimme. Der Wind roch nach Salz. Es war Sommer. Es war immer Sommer. Am Himmel schwebten scharf umrissene, kleine weiße Wolken.

Nakata nahm die drei dicken Ordner und ging damit die Treppe hinunter. Oshima saß an der Theke und sprach mit einem Besucher. Als er Nakata die Treppe herunterkommen sah, lächelte er freundlich. Dieser reagierte mit einer pflichteifrigen Verbeugung. Oshima nahm sein Gespräch wieder auf. Hoshino war im Lesesaal eifrig in seine Lektüre vertieft.

»Herr Hoshino«, sagte Nakata.

Hoshino legte sein Buch auf den Tisch und schaute zu Nakata auf.

»He, das hat ja ganz schön gedauert. Konntest du deine Aufgabe erledigen?«

»Jawohl. Alles erledigt. Wenn Sie so weit sind, können wir allmählich nach Hause gehen.«

»Ja, von mir aus. Ich hab das Buch einigermaßen durch. Beethoven ist schon gestorben und wird gerade beerdigt. Es gab eine prächtige Beerdigung. Fünfundzwanzigtausend Wiener gaben ihm das Geleit. Sogar die Schulen waren geschlossen.«

»Herr Hoshino?«

»Was ist?«

»Nakata hat noch eine Bitte.«

»Sag schon.«

»Wir müssen das hier verbrennen.«

Hoshino schaute auf die Ordner, die Nakata im Arm hielt. »Hm, eine ganze Menge Zeug. So viel Papier kann man nicht einfach irgendwo abfackeln. Was wir brauchen, ist ein Flussufer.«

»Herr Hoshino?«

»Was ist?«

»Kommen Sie. Ein Flussufer suchen.«

»Vielleicht ist es blöd, wenn ich noch mal nachfrage, aber ist es denn so wichtig, dass wir es nicht einfach irgendwo hier wegschmeißen können?«

»Jawohl, Herr Hoshino, es ist sehr wichtig. Wir müssen es unbedingt verbrennen. Wir müssen sehen, wie der Rauch zum Himmel steigt, um ganz sicher zu sein.«

Hoshino stand auf und streckte sich gründlich.

»Schon kapiert. Also suchen wir beide uns jetzt ein schönes,

breites Flussufer. Ich weiß zwar nicht, wo es eins gibt, aber wenn wir langsam und gründlich suchen, finden wir bestimmt eins.«

An diesem Nachmittag ging es in der Bibliothek so lebhaft zu wie schon lange nicht. Ein große Anzahl Besucher traf ein, von denen viele fachliche Fragen stellten. Oshima kam mit den Antworten und der Suche nach den gewünschten Materialien kaum nach. Er musste auch einiges im Computer nachschauen. Normalerweise hätte er Frau Saeki um Unterstützung gebeten, aber heute schien das nicht zu gehen. Mehrmals verließ er seinen Platz, um nachzusehen, ob Nakata noch nicht zurück sei. Als der Betrieb etwas nachließ, er sich umschaute und begriff, dass die beiden Männer die Bibliothek bereits verlassen hatten, ging Oshima hinauf in den ersten Stock zu Frau Saekis Büro. Die Tür war ausnahmsweise geschlossen. Er klopfte zweimal kurz und wartete einen Moment. Aber es kam keine Antwort. Er klopfte noch einmal. »Saeki-san«, rief er von außen durch die Tür. »Ist alles in Ordnung?«

Wieder keine Antwort. Sachte drehte er den Türknauf. Es war nicht abgeschlossen. Oshima öffnete die Tür einen Spalt und spähte ins Zimmer. Er sah Frau Saeki vornübergebeugt auf dem Schreibtisch liegen. Ihr Haar war nach vorne gefallen und bedeckte ihr Gesicht. Oshima wunderte sich ein wenig. Vielleicht war sie nur müde und schlief, obwohl er es bisher noch nie erlebt hatte, dass sie ein Nickerchen machte. Sie war nicht der Typ, der bei der Arbeit einschlief. Er trat ein und ging zum Schreibtisch, beugte sich vor und rief ihr ihren Namen ins Ohr. Keine Reaktion. Er berührte sie an der Schulter, dann nahm er ihr Handgelenk und legte die Finger darauf. Kein Pulsschlag. Ihre Haut sonderte noch eine leichte Wärme ab, doch sie fühlte sich entsetzlich nichtssagend und distanziert an.

Er hob ihr Haar an und sah prüfend in ihr Gesicht. Beide Augen waren leicht geöffnet. Sie schlief nicht. Sie war tot. Aber

auf ihrem Gesicht lag der Ausdruck eines Menschen, der einen heiteren Traum hat. Ihre Lippen lächelten eine Spur. Auch im Tod hat sie ihre Anmut nicht verloren, dachte Oshima. Er ließ ihr Haar zurückfallen und griff nach dem Telefon auf dem Schreibtisch.

Er hatte damit gerechnet, dass dieser Tag bevorstand. Aber jetzt, wo er in der Stille des Büros mit der Toten allein war, wusste er nicht, was er tun sollte. Sein Herz fühlte sich wie verdorrt an. *Ich habe sie gebraucht,* dachte Oshima. Vielleicht habe ich ihre Existenz gebraucht, um die Leere in mir auszufüllen. Aber die Leere, in der sie lebte, konnte niemand füllen. Die war allein ihre Sache, bis zum Schluss.

Von unten rief jemand seinen Namen. Zumindest kam es ihm so vor, als hätte er eine Stimme gehört. Die Tür war nur angelehnt, und aus dem unteren Stockwerk tönten die Geräusche geschäftigen Kommens und Gehens herauf. Auch das Telefon klingelte. Aber Oshima ignorierte alles. Er setzte sich und betrachtete sie. Sollten sie ihn doch rufen, sooft sie wollten; sollte das Telefon doch klingeln. Bald ertönte in der ferne die Sirene eines Rettungswagens. Sie kam allmählich näher. Gleich würden Leute kommen und Saeki-san fortbringen. Für immer. Er hob den linken Arm und sah auf die Uhr. Es war 4 Uhr 35.

Dienstagnachmittag, 4 Uhr 35. Diesen Zeitpunkt musste er sich merken. Diesen Tag, diesen Nachmittag durfte er nie vergessen.

»Kafka Tamura«, flüsterte er zur Wand hin, »Ich muss es dir sagen. Natürlich nur, falls du es noch nicht weißt.«

43

Nachdem ich mich meiner Ausrüstung entledigt habe, gehe ich nunmehr unbelastet durch den Wald. Ich konzentriere mich nur darauf, voranzukommen. Es ist nicht mehr nötig, die Bäume zu markieren. Nicht mehr nötig, sich den Rückweg zu merken. Ich gebe es sogar auf, mir die Umgebung genau anzuschauen. Ihr Anblick ändert sich sowieso kaum: dichte, hoch aufragende Bäume, wuchernde Farne, hängende Efeuranken, knotige Wurzeln, faulendes Laub am Boden, vertrocknete Insektenpanzer. Zähe, klebrige Spinnennetze. Und unzählige Äste, eine wahre Welt von Ästen. Drohende Äste, miteinander verschlungene Äste, sich geschickt verbergende Äste, knorrige Äste, meditierende Äste, welke und abgestorbene Äste. Eine endlos wiederkehrende Szenerie. Nur wird sie im Laufe der Wiederholung ganz allmählich *immer dichter*.

Den Mund fest geschlossen, folge ich dem Weg – oder dem, was aussieht wie ein Weg. Es geht die ganze Zeit bergauf, aber nicht mehr so steil, dass ich außer Puste gerate. Zuweilen scheint der Weg sich im Meer der Farne oder im dornigen Gestrüpp zu verlieren. Folge ich jedoch meinem Instinkt, finde ich ihn immer wieder. Ich fürchte mich nicht mehr vor dem Wald. Auch hier gibt es so etwas wie Regeln, oder zumindest Regelmäßigkeiten. Seit ich keine Angst mehr habe, werden sie mir allmählich offenbar. Ich nehme die ewige Wiederkehr darin in mich auf und werde selbst ein Teil von ihr.

Ich habe nichts mehr. Weder die Spraydose mit der gelben Farbe, mit der ich noch vor kurzem so sorgfältig umgegangen bin, noch das frisch geschärfte Beil. Auch der Rucksack ist weg, mit ihm Wasserflasche und Proviant. Kein Kompass. Alles habe ich unterwegs nacheinander zurückgelassen. Damit versuche ich dem Wald sichtbar zu vermitteln, dass ich mich nicht fürchte

und dass meine Wehrlosigkeit frei gewählt ist. Vielleicht auch mir selbst. Nachdem ich meinen harten Panzer abgeworfen habe, mache ich mich nackt auf den Weg ins Innere des Labyrinths, um mich der Leere, die dort herrscht, zu überlassen.

Plötzlich erstirbt die Musik, die die ganze Zeit in meinen Ohren erklang. Nur ein schwaches weißes Rauschen bleibt – weiß und straff wie ein Laken, das über ein großes breites Bett gespannt ist. Ich lege die Fingerspitzen darauf und spüre seiner Weiße nach. Sie erstreckt sich endlos. Mir bricht der Schweiß unter den Achseln aus. Der Himmel, der hier und dort durch die hohen Äste der Bäume schimmert, ist gleichmäßig und lückenlos von grauen Wolken überzogen. Es sieht jedoch noch nicht nach Regen aus. Die Wolken bewegen sich nicht; alles steht still. Die Vögel in den hohen Zweigen stoßen kurze, bedeutungsvolle Warnrufe aus. Insekten sirren ahnungsvoll im Gras.

Ich denke an das nun unbewohnte Haus in Nogata. Vermutlich hat man es versiegelt. Meinetwegen kann es versiegelt bleiben. Das Blut, das dort versickert ist, kann von mir aus auch dort bleiben. Mir doch egal. Ich habe nicht vor, dorthin zurückzukehren. Schon vor der jüngsten Bluttat ist in dem Haus vieles gestorben. Nein*, getötet* worden.

Der Wald bedroht mich bald von oben, bald vom Boden her. Ich spüre einen kalten Hauch im Nacken. Ich spüre etwas wie tausend Nadelstiche auf der Haut. Der Wald versucht auf verschiedene Weise, den Fremdkörper abzustoßen. Doch mit der Zeit bin ich imstande, seine Drohungen an mir abprallen zu lassen, und gelange zu der Einsicht, dass dieser Wald letzten Endes ein Teil von mir ist. Ich bin auf einer Reise durch mein eigenes Inneres. Wie Blut, das durch Adern fließt. Was ich im Wald sehe, ist in mir selbst, und was ich als Bedrohung wahrnehme, ist das Echo der Angst in meinem Herzen. Die Spinnengewebe im Wald sind die Spinnengewebe in meinem Herzen. Die rufenden Vögel über mir sind die Vögel, die ich in

mir selbst herangezogen habe. Solche Bilder entstehen in mir und fassen Wurzeln.

Wie von einem gewaltigen Herzklopfen angetrieben, haste ich den Waldweg entlang, der zu einem besonderen Ort in mir selbst führt – zum Born der Dunkelheit mit seinen tonlosen Klängen. Ich will mich überzeugen, was dort ist. Ich bin der geheime Bote, der mir selbst einen fest versiegelten, wichtigen Brief in meiner eigenen Handschrift überbringt.

Frage.

Warum hat sie mich nicht geliebt?

WARUM HABE ICH NICHT DIE FÄHIGKEIT BESESSEN, VON MEINER MUTTER GELIEBT ZU WERDEN?

Seit vielen Jahren brennt diese Frage in meinem Herzen und nagt an meiner Seele. Muss es nicht an mir liegen, wenn ich von meiner Mutter nicht geliebt worden bin? Bin ich nicht ein Mensch, an dem von Geburt an ein Makel haftet? Ein Mensch, der dazu geboren ist, dass andere die Augen von ihm abwenden?

Bevor meine Mutter fortgegangen ist, hat sie mich nicht einmal in die Arme geschlossen. Nicht ein Wort hat sie mir zurückgelassen. Sie hat sich von mir abgewandt und ist ohne ein Wort mit meiner Schwester von zu Hause fortgegangen. Lautlos wie Rauch ist sie aus meinem Blickfeld verschwunden, hat ihr Gesicht abgewandt und es mir für immer genommen.

Wieder stößt über mir ein Vogel einen schrillen Schrei aus. Ich sehe zum Himmel, an dem ausdruckslos die grauen Wolken stehen. Kein Wind. Ich gehe immer weiter. Gehe an den Ufern meines Bewusstseins entlang. Wie Wellen rollt es heran und flutet wieder zurück. Eine Welle kommt und hinterlässt ein Schriftzeichen, das die nächste jedoch sofort wieder löscht. Hastig versuche ich, in den Abständen zwischen den Wellen die Zeichen zu lesen, doch das ist nicht leicht. Letztlich wird jedes Wort, ehe ich es zu lesen vermag, von der nächsten Woge

überspült. Mehr als rätselhafte Wortfetzen lässt mein Bewusstsein nicht zurück.

Und wieder zieht es mein Herz zu dem Haus in Nogata. Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem meine Mutter und meine Schwester fortgingen. Ich sitze allein auf der Veranda und schaue in den Garten. Es ist ein Nachmittag im Frühsommer, und die Schatten der Bäume sind lang. Im Haus bin nur ich. Keine Ahnung wieso, aber ich weiß, dass ich verstoßen und allein zurückgelassen wurde. Und ich begreife, dass dieses Ereignis später einen schwerwiegenden Einfluss auf mich haben wird. Niemand muss es mir sagen. Ich *weiß* es einfach. Das Haus ist menschenleer wie ein aufgegebener Grenzposten in einer abgelegenen Gegend. Die Sonne neigt sich gen Westen, und ich beobachte, wie die Welt langsam im Schatten der Dinge versinkt. In einer Welt, in der die Zeit regiert, lässt sich nichts rückgängig machen. Stück für Stück erobern die Schatten neues Gebiet, fressen sich hinein, bis ihr dunkles, kaltes Reich das Gesicht meiner Mutter, das eben noch da gewesen ist, verschlungen hat. Ihr Gesicht wird als etwas strikt Abgewandtes unwiederbringlich aus meinem Gedächtnis geraubt und getilgt.

Während ich durch den Wald gehe, denke ich an Saeki-san. Ich rufe mir ihr Gesicht ins Gedächtnis, ihr stilles, leichtes Lächeln und die Wärme ihrer Hände. Ich stelle mir vor, dass sie die Mutter ist, die mich, als ich gerade vier Jahre alt war, verlassen hat. Unwillkürlich schüttle ich den Kopf. Es erscheint mir als unwahrscheinlich und nicht zu ihr passend. *Warum hat sie das tun müssen?* Warum hat sie mir das angetan und mein Leben ruiniert? Es muss einen triftigen, bedeutenden Grund dafür geben, einen Grund, der sich mir bisher nicht offenbart hat.

Ich versuche mich in ihre damalige Gefühlslage zu versetzen. Ihren Standpunkt einzunehmen. Das ist natürlich nicht einfach. Immerhin bin ich derjenige, der verlassen wurde, und sie ist die,

die mich verlassen hat. Dennoch löse ich mich langsam von meiner Person. Meine Seele streift die steife Hülle meines Ichs ab und wird zu einer schwarzen Krähe, die auf einem Kiefernast sitzt und von dort den vierjährigen Knaben auf der Veranda beobachtet.

Ich werde zur schwarzen Krähe, die Vermutungen anstellt.

»Es stimmt nicht, dass deine Mutter dich nicht geliebt hat«, spricht mich der Junge namens Krähe von hinten an. »In Wahrheit hat sie dich sogar sehr geliebt. Das musst du zunächst einmal glauben. Das ist der Ausgangspunkt.«

»Aber sie hat mich verlassen. Sie hat mich allein am falschen Ort zurückgelassen und ist verschwunden. Damit hat sie mich zutiefst verletzt, und ich habe Schaden genommen, das weiß ich jetzt. Wie konnte sie das tun, wenn sie mich wirklich geliebt hat?«

»Bestimmt war es eine Folge davon«, sagt Krähe, »dass du tief verletzt wurdest und Schaden genommen hast. Und nun die ganze Zeit diese Verletzung mit dir herumschleppst. Das tut mir auch wirklich leid für dich. Aber sieh es doch einmal so: Du kannst es nicht mehr rückgängig machen. Du bist jung und stark. Und biegsam und geschmeidig bist du auch. Du kannst die Wunde schließen, dich aufrichten und vorwärts gehen. Aber sie kann das nicht mehr. Für sie bleibt nur der Verlust. Wer gut ist und wer böse, ist hier nicht die Frage. Heute bist du derjenige, der im Vorteil ist. Daran solltest du denken.«

Ich schweige.

»Es ist doch schon passiert«, fährt Krähe fort. »Was geschehen ist, ist geschehen. Natürlich hätte sie dich damals nicht verlassen dürfen. Aber mit Vergangenem ist es wie mit zerbrochenem Geschirr. Es gibt kein Mittel, es wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Stimmt's?«

Ich nicke. *Es gibt kein Mittel, es wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen.* Ganz genauso ist es.

»Deine Mutter«, sagt Krähe weiter, »verspürte große Angst und heftigen Zorn in sich, genau wie du jetzt. Deshalb konnte sie damals nicht anders. Sie musste dich verlassen.«

»Obwohl sie mich geliebt hat?«

»Ja doch«, sagt Krähe. »Auch wenn sie dich geliebt hat, musste sie dich verlassen. Und du musst sie verstehen und es akzeptieren. Und nicht in ihre Fußstapfen treten und das Ganze wiederholen. Du musst ihr verzeihen. Natürlich ist das nicht ganz einfach. Aber du musst. Es ist deine einzige Rettung. Eine andere Rettung gibt es nicht.«

Ich denke nach, aber je mehr ich nachdenke, desto verwirrter werde ich. Ich bin innerlich aufgelöst, und meine Haut schmerzt an einigen Stellen, als würde sie mir abgezogen.

»Ist Saeki-san denn wirklich meine Mutter?«, frage ich.

»Gesagt hat sie das ja nicht«, erwidert Krähe. »Das Ganze läuft also noch unter Hypothese, nicht wahr? Im Moment kann ich es nur als *Hypothese* bezeichnen.«

»Eine Hypothese, für die sich noch keine gültige Gegenthese gefunden hat.«

»Richtig«, sagt Krähe.

»Und dieser Gegenthese muss ich ernsthaft und bis zuletzt nachspüren.«

»Ganz recht«, sagt Krähe entschieden. »Es lohnt sich, einer Hypothese nachzugehen, für die es keine gültige Gegenthese gibt. Etwas anderes kannst du nicht tun. Du hast keine andere Wahl, als dieser Hypothese bis zum bitteren Ende, sogar bis zur Selbstaufgabe, zu folgen.«

»*Sogar bis zur Selbstaufgabe?*« Die Worte haben einen seltsamen Klang. Ich kann sie nicht richtig schlucken.

Es kommt jedoch keine Antwort. Ich werde unsicher und drehe mich um. Krähe ist noch da. Er geht im gleichen Tempo unmittelbar hinter mir.

»Was für eine Angst und was für einen Zorn hat Saeki-san damals wohl gehabt? Und woher kam das?«, frage ich ihn, während ich weiter ausschreite, nach vorn gewandt.

»Was glaubst denn *du,* was für eine Angst und was für ein Zorn das war?«, wirft Krähe mir die Frage zurück. »Denk mal gut nach. Es bleibt dir nichts anderes übrig, als dir selbst den Kopf darüber zu zerbrechen. Dafür hast du ihn doch.«

Ich überlege. Ich muss es verstehen und akzeptieren, bevor es zu spät ist. Doch ich kann die kleinen Zeichen an den Ufern meines Bewusstseins noch nicht entziffern. Die Intervalle zwischen den heranrollenden und zurückflutenden Wellen sind entsetzlich kurz.

»Ich bin in Saeki-san verliebt«, sage ich. Die Wort kommen mir ganz selbstverständlich über die Lippen.

»Ich weiß«, sagt Krähe unwirsch.

»Ein solches Gefühl habe ich bisher nicht gekannt. Und im Moment bedeutet es mir mehr als alles andere«, sage ich.

»Natürlich«, sagt Krähe. »Das brauchst du mir nicht zu erzählen. Natürlich bedeutet es dir viel. Wärst du sonst hierher gekommen?«

»Aber, weißt du, ich begreife die ganze Sache noch immer nicht. Ich bin völlig ratlos. Du sagst, meine Mutter hat mich geliebt. Sehr tief geliebt. Ich möchte dir das glauben. Aber selbst wenn es so war, verstehe ich es nicht. Wie kann es sein, dass man jemanden so sehr liebt und ihn zugleich tief verletzt! Was für eine Bedeutung hat es dann überhaupt, jemanden zu lieben? Wie kann so etwas überhaupt passieren?«

Ich warte auf seine Antwort und sage lange Zeit nichts mehr. Aber es kommt keine Antwort.

Ich drehe mich um. Krähe ist nicht mehr da. Über mir ertönt das harte Schlagen von Flügeln.

Kurze Zeit später tauchen die beiden Soldaten auf.

Sie tragen die Felduniform der Kaiserlichen Armee, das kurzärmlige Sommermodell. Sie haben Gamaschen und Tornister auf dem Rücken. Anstelle von Helmen haben sie Schirmmützen auf, und ihre Gesichter sind mit schwarzer Farbe bemalt. Beide sind jung. Der eine, mit einer Nickelbrille, ist groß und dünn, der andere klein, breitschultrig und kräftig gebaut. Seite an Seite sitzen sie auf einem flachen Felsen. Ihre Haltung ist nicht eben kriegerisch. Ihre Infanteriegewehre Modell 38 haben sie zu ihren Füßen abgestellt. Der Größere kaut gelangweilt auf einem Grashalm. Als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, beobachten sie ohne jede Aufregung, wie ich auf sie zukomme.

Die Landschaft öffnet sich etwas und wird ebener. Wie ein Treppenabsatz.

»Na?«, sagt der größere Soldat freundlich.

»Guten Tag«, sagt der Kräftigere mit etwas missmutigem Gesicht.

»Guten Tag«, grüße ich zurück. Eigentlich hätte mich ihr Anblick erschrecken müssen, aber ich erschrecke nicht, ich wundere mich nicht einmal. Die Sache kommt mir ganz plausibel vor.

»Wir haben gewartet«, sagt der Lange.

»Auf mich?«, frage ich.

»Natürlich«, sagt er. »Wer außer dir soll denn sonst noch kommen?«

»Wir warten schon ewig«, sagt der Kräftige.

»Na ja, Zeit spielt hier keine sehr große Rolle«, fügt der Lange hinzu. »Trotzdem hat es länger gedauert, als wir erwartet

hatten.«

»Ihr seid die, die vor langer Zeit hier im Wald verschollen sind, oder? Bei dem Manöver«, frage ich.

Der Kräftige nickt. »Genau.«

»Man hat lange nach euch gesucht«, sage ich.

»Wissen wir«, sagt der Kräftige. »Wir wissen, dass sie uns gesucht haben. Wir wissen alles, was hier im Wald vor sich geht. Wie verrückt haben die nach uns gesucht, aber gefunden haben sie uns nicht.«

»Ehrlich gesagt, wir hatten uns gar nicht verlaufen«, sagt der Lange gelassen. »Man könnte sagen, wir sind abgehauen.«

»Noch besser gesagt, wir haben zufällig diesen Platz entdeckt und sind geblieben«, fügt der Kräftige hinzu. »Auf alle Fälle haben wir uns nicht bloß verlaufen.«

»Niemand kann ihn finden«, sagt der Lange. »Aber wir konnten es und du auch. Für uns beide war das jedenfalls ein Glück.«

»Sonst wären wir nämlich als Soldaten nach Übersee geschickt worden«, sagt der Kräftige. »Hätten Menschen töten müssen oder wären von ihnen getötet worden. Aber dort wollten wir nicht hin. Ich war Bauer, und er hier kam frisch von der Universität. Wir wollten überhaupt niemanden töten, geschweige denn, selber getötet werden. Das ist ja klar.«

»Wie steht’s mit dir? Hättest du Lust, jemanden zu töten oder getötet zu werden?«, fragt mich der Lange.

Ich schüttele den Kopf. Ich will niemanden töten. Und von niemandem getötet werden.

»Das geht allen so«, sagt der Lange, »fast allen wenigstens. Aber im Krieg kann das Vaterland ja nicht freundlich sagen, ›Aha, du willst also nicht kämpfen? In Ordnung, dann brauchst du auch nicht.‹ Abhauen kannst du auch nicht. Wo solltest du dich in Japan schon verstecken? Du würdest überall sofort

entdeckt. Schließlich ist Japan nur ein kleines Inselreich, nicht wahr? Also sind wir hier geblieben, dem einzigen Ort, an dem wir uns verbergen konnten.«

Kopfschüttelnd fährt er mit seiner Geschichte fort.

»Wir sind also schon die ganze Zeit hier. Seit einer *Ewigkeit.* Aber wie gesagt, Zeit spielt hier keine große Rolle. Zwischen heute und früher besteht kaum ein Unterschied.«

Der Kräftige winkt ab. »Gar kein Unterschied.«

»Ihr habt also gewusst, dass ich herkomme?«, frage ich.

»Natürlich«, sagt der Kräftige.

»Wir halten hier ständig Wache, also wissen wir genau, wenn jemand kommt. Wir sind sozusagen ein Teil des Waldes«, sagt sein Kamerad.

»Immerhin ist hier der Eingang«, sagt der Kräftige. »Und wir beide bewachen ihn.«

»Augenblicklich ist der Eingang zufällig geöffnet«, erklärt mir der Lange. »Er soll jedoch in Kürze wieder geschlossen werden. Wenn du also wirklich hinein willst, ist jetzt der Moment. Denn der Eingang ist nicht immer offen.«

»Wenn du hineingehst, müssen wir dich führen. Der Weg ist so kompliziert, dass du ohne Führer keine Chance hast«, sagt der Kräftige.

»Aber wenn du nicht willst, musst du hier umkehren«, sagt der Lange. »Der Rückweg ist nicht besonders schwierig. Keine Sorge, du findest wieder ganz zurück und kannst dein Leben weiterführen wie gehabt. Was du tust, hängt allein von dir ab. Niemand zwingt dich. Aber wenn du einmal den Eingang durchschritten hast, ist eine Rückkehr äußerst schwierig.«

»Bringt mich bitte hin«, antworte ich entschlossen.

»Im Ernst?«, sagt der Kräftige.

»Dort drinnen ist jemand, den ich sehen muss. Vielleicht«, sage ich.

Die beiden lassen sich langsam von ihrem Felsen herunter und schultern ihre 38er Gewehre. Sie wechseln einen Blick, dann setzen sie sich vor mir in Trab.

»Du fragst dich vielleicht, warum wir diese schweren Eisendinger noch mit uns herumschleppen«, sagt der Lange, indem er sich zu mir umdreht. »Obwohl sie völlig unnütz sind. Es ist nämlich keine Munition drin.«

»Eigentlich sind sie nur ein Zeichen«, sagt der Kräftige, ohne mich anzuschauen. »Ein Insignium dessen, was wir aufgegeben und zurückgelassen haben.«

»Symbole sind wichtig«, sagt der Lange. »Weil wir zufällig die Gewehre haben und diese Soldatenuniform tragen, fungieren wir als Wachposten. Das ist unsere Rolle. Auch die füllen wir symbolisch aus.«

»Hast du auch so etwas? So etwas wie ein Zeichen«, fragt der Kräftige.

Ich schüttele den Kopf. »Nein. Ich habe gar nichts. Nur Erinnerungen.«

»Hm«, macht der Kräftige. »Erinnerungen?«

»Egal«, sagt der Lange. »Auch die können natürlich großartige Symbole sein. Allerdings weiß man nie, wie weit Erinnerungen tatsächlich reichen oder wie lange sie zuverlässig sind.«

»Da ist etwas, das eine konkrete Form hat, doch besser«, sagt der Kräftige. »Es ist leichter verständlich.«

»Wie zum Beispiel ein Gewehr«, sagt der Lange. »Wie heißt du übrigens?«

»Kafka Tamura«, antworte ich.

»Kafka Tamura«, wiederholen die beiden.

»Komischer Name«, sagt der Lange.

»Ja, wirklich«, sagt der Kräftige.

Den Rest des Weges legen wir schweigend zurück.

44

Die beiden verbrannten die drei Ordner, die Frau Saeki Nakata anvertraut hatte, an einem Flussufer neben der Eisenbahnlinie. Nachdem Hoshino sie sorgfältig mit dem Feuerzeugbenzin, das er in einem Supermarkt gekauft hatte, besprengt hatte, setzte er sie mit seinem Feuerzeug in Brand. Schweigend sahen sie zu, wie die Flammen das Manuskript Seite für Seite verschlangen. Es herrschte nahezu Windstille, sodass der Rauch senkrecht gen Himmel stieg, bis er sich weich in den tief hängenden grauen Wolken verlor.

»Wir dürfen wohl nicht ein bisschen in dem Manuskript lesen?«, hatte Hoshino gefragt.

»Nein, lesen ist verboten«, sagte Nakata. »Nakata hat Saeki-san versprochen, es zu verbrennen, ohne ein einziges Wort zu lesen. Es ist Nakatas Pflicht, dieses Versprechen zu halten.«

»Recht hast du. Was man versprochen hat, muss man halten«, sagte Hoshino. Er schwitzte sehr. »Das gilt für jeden. Trotzdem hätten wir es uns einfacher machen und die Dinger in einem Copy Shop in so einen großen Aktenvernichter werfen können. Das kostet nicht viel. Ich will ja nicht meckern, aber ehrlich gesagt, ich finde die Jahreszeit ein bisschen zu heiß für ein Lagerfeuer. Im Winter mag das ja ganz angenehm sein.«

»Entschuldigen Sie bitte vielmals. Aber Nakata hat Saeki-san versprochen, die Sachen zu *verbrennen.* Deshalb müssen wir sie auch wirklich verbrennen.«

»Ist schon gut. Wir haben ja auch nichts besonders Dringendes vor. Und auf ein bisschen mehr oder weniger Hitze kommt’s mir auch nicht an. War nur so ein Gedanke.«

Eine zufällig vorbeikommende Katze machte Halt und beobachtete interessiert das so gar nicht jahreszeitgemäße

Lagerfeuer am Ufer.

Sie war mager und hatte braune Streifen. Ihre Schwanzspitze war ein bisschen krumm. Da sie wie eine rechtschaffene Katze aussah, hätte Nakata sie gern angesprochen, aber als ihm einfiel, dass Hoshino bei ihm war, ließ er es sein. Wenn Nakata nicht allein war, waren die Katzen zu sehr auf der Hut. Außerdem war er sich nicht mehr sicher, ob er noch mit Katzen sprechen konnte wie früher. Er wollte die Katze auch nicht erschrecken, indem er etwas Seltsames sagte. Inzwischen hatte die Katze ohnehin das Interesse an dem Feuer verloren und war ihrer Wege gegangen.

Nachdem die drei Ordner endlich ganz verbrannt waren, zertrat Hoshino die verkohlten Reste zu Asche. Der nächste kräftige Windstoß würde sie fein säuberlich überall verstreuen. Langsam wurde es Abend, die Krähen suchten schon ihre Nester auf.

»So, alter Freund, das Manuskript kann jetzt niemand mehr lesen«, sagte der junge Hoshino. »Ich weiß ja nicht, was darin stand, aber jedenfalls haben wir alles sauber beseitigt. Ein Ding mit einer Form weniger auf der Welt. Dafür ist das Nichts jetzt ein bisschen mehr geworden.«

»Herr Hoshino?«

»Was ist?«

»Nakata hat eine Frage.«

»Schieß los.«

»Was heißt: das Nichts ist mehr geworden?«

Hoshino legte den Kopf schräg und überlegte einen Moment.

»Schwierige Frage«, sagte er. »Das Nichts wird mehr. Was ins Nichts zurückkehrt, wird letztendlich zu null, und null plus null gibt wieder null.«

»Nakata versteht das nicht.«

»Ich verstehe es auch nicht richtig. Wenn ich anfange, über so

etwas nachzudenken, kriege ich Kopfschmerzen.«

»Dann hören Sie lieber auf.«

»Ist mir auch lieber«, sagte Hoshino. »Jedenfalls ist das Manuskript ganz verbrannt, und die Worte darin sind restlos verschwunden. Ins Nichts zurückgekehrt – das wollte ich nur sagen.«

»Jawohl. Nakata ist auch erleichtert.«

»Nun, damit sind deine Aufgaben hier wohl erledigt, oder?«, fragte Hoshino.

»Jawohl. Fast alles erledigt. Jetzt müssen wir nur noch den Eingang wieder schließen«, sagte Nakata.

»Das ist wichtig, nicht wahr?«

»Jawohl, sehr wichtig. Was offen ist, muss wieder geschlossen werden.«

»Dann machen wir uns mal gleich an die Arbeit. Was du heute kannst besorgen …«

»Herr Hoshino.«

»Hm?«

»Das geht nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil die Zeit noch nicht gekommen ist«, sagte Nakata. »Wir müssen auf die Zeit warten, in der der Eingang geschlossen wird. Vorher muss Nakata noch einmal lange schlafen. Nakata ist schrecklich müde.«

Der junge Mann guckte ihn an. »Herrje, ratzt du jetzt wieder mehrere Tage durch?«

»Jawohl. Genau kann Nakata es nicht sagen, aber es könnte so kommen.«

»Könntest du nicht vorher noch kurz aufbleiben und die Sache zu Ende bringen? Wenn du einmal auf Schlaf umgeschaltet hast, geht ja gar nichts mehr.«

»Herr Hoshino?«

»Was?«

»Entschuldigen Sie. Wenn Nakata könnte, würde er auch gern vorher den Eingang wieder schließen. Aber leider muss Nakata zuerst schlafen. Er kann seine Augen nicht mehr offen halten.«

»Das ist, als wäre die Batterie alle, oder?«

»Vielleicht. Es hat länger gedauert als erwartet. Nakatas Kraft geht zu Ende. Würden Sie ihn bitte irgendwohin bringen, wo er schlafen kann?«

»Klar. Wir nehmen ein Taxi und fahren ins Apartment zurück. Und dann kannst du schlafen wie ein Stein!«

Sie saßen kaum im Taxi, als Nakata schon anfing zu dösen.

»Alter Freund, sobald wir in der Wohnung ankommen, kannst du schlafen, soviel du willst. Du musst nur noch ein ganz kleines Weilchen durchhalten.«

»Herr Hoshino?«

»Hm?«

»Nakata macht Ihnen so viele Umstände«, nuschelte Nakata.

»Stimmt, kommt mir auch so vor«, gab Hoshino zu. »Aber wenn ich es mir recht überlege, bin ich ja schließlich freiwillig mitgekommen. Also habe ich mir das alles auch selber eingehandelt. Hat mich schließlich niemand darum gebeten. Das ist so ähnlich, als wenn einer Schneeschippen als Hobby hätte. Mach dir keine Gedanken, alter Freund. Sei ganz unbesorgt.«

»Ohne Herrn Hoshino hätte Nakata nicht ein noch aus gewusst. Und nicht einmal die Hälfte von der Aufgabe geschafft.«

»Das rührt den alten Hoshino.«

»Nakata ist sehr dankbar.«

»Aber, weißt du was, Nakata?«

»Jawohl?«

»Auch ich hab dir zu danken.«

»Wirklich?«

»Wir sind jetzt zehn Tage zusammen unterwegs«, sagte Hoshino.

»Die ganze Zeit habe ich die Arbeit geschwänzt. Für die ersten Tage habe ich mich noch bei meiner Firma abgemeldet, dann einfach blaugemacht. Wahrscheinlich kann ich gar nicht mehr an meinen alten Arbeitsplatz zurück. Oder vielleicht würden sie mir auch noch mal Pardon geben, wenn ich mich kniefällig entschuldige. Ist auch egal. Ich will mich ja nicht selber loben, aber ein guter, fleißiger Fahrer wie ich findet sowieso immer wieder eine Stelle. Darum mache ich mir keine Sorgen, und du sollst dir auch keine machen. Auf alle Fälle bereue ich nichts. In den letzten zehn Tagen habe ich so viele seltsame Dinge erlebt. Es hat Blutegel geregnet, Colonel Sanders ist aufgetaucht, ich habe mit einer unvergleichlichen Schönheit geschlafen, die Philosophie an der Universität studiert, wir haben den Eingangsstein aus dem Schrein geklaut – alle möglichen schrägen Dinger. In diesen zehn Tagen habe ich so viel Seltsames erlebt, dass es für den Rest meines Lebens reicht. Es war wie eine Probefahrt auf einer gigantischen Achterbahn.«

Hier brach der junge Mann ab, um sich die Fortsetzung zu überlegen.

»Aber weißt du was, alter Freund?«

»Jawohl.«

»Das Wunderbarste von allem bist du. Ja, du, Nakata. Und warum? Weil du mich völlig verändert hast. Genau. Ich finde, ich habe mich in den letzten zehn Tagen unglaublich verändert. Dinge, die ich bisher gar nicht beachtet habe, haben einen Wert bekommen. Musik, für die ich mich bis jetzt gar nicht interessiert habe, geht mir auf einmal zu Herzen. Und es gefällt mir, mit jemandem darüber zu sprechen, der genauso empfindet.

Das war bis jetzt nicht so. Das ist nur gekommen, weil ich die ganze Zeit mit dir zusammen war und die Welt mit deinen Augen gesehen habe. Natürlich kann ich nicht alles von vorn bis hinten mit deinen Augen sehen, ist ja klar. Aber irgendwie ist es ganz von selbst bei vielem so gewesen. Das kam, weil es mir gut gefällt, wie du die Welt siehst. Deswegen bin ich auch die ganze Zeit bei dir geblieben. Ich konnte mich einfach nicht von dir trennen. Das war das Aufrichtigste, was in meinem ganzen bisherigen Leben passiert ist. Also habe ich dir mehr zu danken als du mir, und eigentlich musst du mir überhaupt nicht danken. Natürlich ist es nicht übel, wenn sich jemand bei einem bedankt. Ich will aber eigentlich nur sagen, dass du mir sehr viel Gutes getan hast. He, hörst du überhaupt zu?«

Aber Nakata hörte ihn nicht mehr. Er hatte bereits die Augen geschlossen und schnaufte regelmäßig im Schlaf.

»Der Mann hat echt die Ruhe weg«, sagte Hoshino und seufzte.

Er trug Nakata in die Wohnung und legte ihn ins Bett. Die Kleider ließ er ihm an, zog ihm nur die Schuhe aus und breitete eine leichte Decke über ihn. Nakata drehte sich langsam um, bis sein Gesicht wie üblich zur Zimmerdecke zeigte. Dann begann er ruhig zu atmen und rührte sich nicht mehr.

»Herrje, jetzt schläft er wieder zwei wenn nicht gar drei Tage wie ein Murmeltier«, dachte Hoshino.

Aber es kam anders, als es der junge Mann erwartet hatte. Am Vormittag des nächsten Tages – Mittwoch – war Nakata tot. Er hatte ganz still mitten im Schlaf aufgehört zu atmen. Sein Gesicht war wie immer sehr ruhig und hatte sich auf den ersten Blick nicht verändert. Er atmete nur nicht mehr. Hoshino rüttelte ein ums andere Mal an seiner Schulter und rief seinen Namen. Aber Nakata war tatsächlich tot. Sein Puls schlug nicht mehr, und der Handspiegel, den Hoshino ihm zur Sicherheit vor den

Mund hielt, beschlug nicht. Nakatas Atmung stand still. Auf dieser Welt jedenfalls würde er nicht noch einmal aufwachen.

Ist man mit einem Toten in einem Raum, verstummen allmählich alle Laute. Die Geräusche der Wirklichkeit draußen verlieren immer mehr an Realität. Auch bedeutsame Geräusche verwandeln sich bald in Stille. Eine Stille, die allmählich tiefer wird, wie Schlamm sich auf dem Meeresgrund ansammelt. Zuerst bedeckt sie nur die Füße, dann reicht sie einem bis zur Hüfte und schließlich bis an die Brust. Dennoch blieb der junge Mann lange bei Nakata und schätzte dabei die Tiefe der sich anhäufenden Stille mit den Augen ab. Er setzte sich hin, betrachtete Nakatas Profil und versuchte seinen Tod zu begreifen. Es dauerte eine Weile, bis er ihn akzeptieren konnte. Die Luft schien eine eigentümliche Dichte anzunehmen, und er konnte nicht entscheiden, ob das, was er im Augenblick zu empfinden glaubte, seine wahren Gefühle waren. Dafür wurden ihm andere Dinge ganz von allein klar.

Hoshino spürte, dass Nakata durch seinen Tod endlich wieder der normale Nakata geworden war. So lange und so sehr war er der andere gewesen, dass er sterben musste, um wieder zum normalen Nakata zu werden.

»Weißt du, alter Freund«, sagte der junge Mann. »Vielleicht sollte ich das nicht sagen, aber das ist keine üble Art zu sterben.«

Nakata war ganz ruhig im Schlaf gestorben, wahrscheinlich ohne etwas davon zu spüren. Auch im Tod war sein Gesicht völlig ruhig, ohne die geringsten Anzeichen von Schmerz, Reue oder Bestürzung. Das passt zu ihm, dachte Hoshino. Er wusste nicht, wie Nakatas Leben wirklich gewesen war oder ob es einen Sinn darin gegeben hatte. Aber wessen Leben hatte denn schon einen eindeutigen Sinn? Das Wichtigste und Schwerwiegendste für den Menschen ist die Art seines Todes, dachte Hoshino. War

die Art, wie man starb, nicht sogar wichtiger als die Art, wie man lebte? Vielleicht bestimmte die Lebensweise eines Menschen die Art seines Todes. Diese Gedanken gingen dem jungen Mann beim Anblick von Nakatas totem Gesicht ganz unwillkürlich durch den Kopf.

Ein bedeutendes Problem blieb jedoch. Irgendjemand musste den Stein wieder vor den Eingang wälzen – die letzte Aufgabe, die Nakata noch verblieben war. Der Stein lag zu Füßen des Sofas. Wenn die Zeit gekommen war, musste Hoshino ihn vor den Eingang rollen. Aber wie Nakata gesagt hatte, konnte der Umgang mit dem Stein sich als äußerst gefährlich erweisen. Es musste eine vorschriftsmäßige Art geben, den Stein umzudrehen. Wenn er ihn mit roher Gewalt umdrehte und dabei etwas falsch machte, geriete vielleicht die Welt aus den Fugen.

»Du kannst ja nichts dafür, dass du tot bist, alter Freund, aber dass du mir eine so gewichtige Aufgabe hinterlassen hast, ist nicht gerade angenehm«, sagte der junge Mann zu dem Toten, der natürlich keine Antwort gab.

Ein weiteres Problem war Nakatas Leiche. Normalerweise hätte Hoshino sofort die Polizei und ein Krankenhaus anrufen müssen, um den Leichnam in ein Krankenhaus bringen zu lassen. Neunundneunzig Prozent aller Menschen auf der Welt würden so handeln. Hoshino hätte das auch gern getan, wenn es möglich gewesen wäre. Doch Nakata war ein wichtiger Zeuge, den die Polizei in Verbindung mit einem Mordfall suchte. Wenn herauskam, dass er zehn Tage mit ihm verbracht hatte, konnte Hoshino selbst in eine ziemlich heikle Lage geraten. Wahrscheinlich würde die Polizei ihn mitnehmen und ausgiebig befragen. Das wollte er unter allen Umständen vermeiden. Das Geschehene in allen Einzelheiten zu erklären wäre zu mühsam. Außerdem war der Umgang mit der Polizei sowieso einer seiner wunden Punkte. Er wollte möglichst nichts mit ihr zu tun haben.

»Und wie soll ich denen dieses Apartment hier erklären?«, dachte Hoshino.

»Ein älterer Mann, der wie Colonel Sanders aussah, hat uns die Wohnung überlassen und gesagt, sie sei extra für uns eingerichtet worden und wir dürften sie benutzen, solange wir wollten.« Würde die Polizei ihm diese Geschichte etwa ohne weiteres glauben? »Wer ist dieser Colonel Sanders? Ein amerikanischer Militär? – Nein, der Opa, der die Reklame für Kentucky Fried Chicken macht. Sie wissen doch, Herr Kommissar. – Ja, der. Mit Brille und einem weißen Bart … Der Mann ist Zuhälter in Takamatsu. Dort habe ich ihn kennen gelernt. Er hat mir eine Frau vermittelt. – Die Bullen werden glauben, ich verkaufe sie für blöd, und mir die Fresse polieren. Was sind die denn schon anderes als staatlich bezahlte Yakuza.«

Der junge Mann seufzte tief.

»Ich sollte möglichst schnell und möglichst weit von hier verschwinden. Und vom Bahnhof aus anonym die Polizei benachrichtigen. Die Adresse angeben und sagen, dass hier ein Toter liegt. Und dann sofort in den nächsten Zug steigen und nach Nagoya zurückfahren. So könnte ich mich aus der Sache raushalten. Es handelt sich ja eindeutig um einen natürlichen Tod, also wird die Polizei der Sache nicht allzu gründlich nachgehen. Nakatas Verwandte werden seine Leiche abholen und ein schlichtes Begräbnis veranstalten. Und ich gehe in die Firma und krieche meinem Chef in den Hintern. ›Verzeihen Sie mir, von nun an werde ich mein Bestes tun.‹ Und alles ist wieder beim Alten.«

Hoshino suchte seine Sachen zusammen und stopfte sie in seine Reisetasche. Er setzte die grüne Sonnenbrille und die Chunichi-Dragons-Kappe auf und zog seinen Pferdeschwanz durch die Öffnung hinten. Weil er Durst hatte, nahm er sich eine Dose Pepsi Light aus dem Kühlschrank und trank sie gegen die Kühlschranktür gelehnt aus. Dabei fiel sein Blick auf den Stein, der zu Füßen des Sofas lag und der noch nicht wieder den Eingang verschloss. Der junge Mann ging ins Schlafzimmer und betrachtete noch einmal Nakatas Gestalt auf dem Bett. Wie tot

sah er wirklich nicht aus. Er sah aus, als würde er ruhig atmen, vielleicht sogar jeden Moment aufstehen und rufen: »Herr Hoshino, es war alles ein Irrtum. Nakata ist gar nicht gestorben.« Aber so war es nicht. Es geschah kein Wunder. Nakata hatte die Wasserscheide des Lebens bereits überquert.

Die Coladose in der Hand schüttelte Hoshino den Kopf. Es geht nicht, dachte er. Ich kann den Stein nicht einfach so hier liegen lassen. Wenn ich das tue, findet Nakata vielleicht keine richtige Ruhe. Er konnte es nie leiden, wenn etwas nicht ordentlich zu Ende geführt wurde. Das war sein Charakter. Nur weil seine Batterie vorzeitig schlappgemacht hat, hat er es nicht geschafft, seine letzte wichtige Aufgabe zu erledigen. Hoshino zerdrückte die Aluminiumdose in der Hand und warf sie in den Papierkorb. Da er noch durstig war, ging er wieder in die Küche, nahm eine zweite Dose Pepsi aus dem Kühlschrank und öffnete sie.

Vor seinem Tod hat Nakata gesagt, dass er eines Tages gern lesen lernen würde, um in die Bücherei zu gehen und alle Bücher zu lesen, die ihm gefielen. Aber nun ist er gestorben, ohne dass sich das erfüllt hat. Natürlich kann es sein, dass er nach seinem Tod in eine andere Welt gegangen ist, wo er der normale Nakata ist und lesen kann. Solange er auf dieser Welt war, konnte er es jedenfalls bis zum Schluss nicht. Im Gegenteil, am Ende hat er sogar *Geschriebenes verbrannt,* hat die ganzen Worte in dem Manuskript restlos ins Nichts geschickt. Das ist Ironie. Deshalb muss ich doch wenigstens seinen letzten Willen erfüllen und *den Stein vor den Eingang schieben.* Das ist von großer Bedeutung. Schließlich bin ich nicht mal mehr mit ihm ins Kino und ins Aquarium gegangen.

Nachdem Hoshino die zweite Dose Pepsi Light ausgetrunken hatte, ging er zum Sofa, bückte sich und hob den Stein versuchsweise an. Er war nicht schwer. Leicht war er auch nicht, aber mit ein bisschen Kraft problemlos zu heben. Er hatte ungefähr das gleiche Gewicht wie damals, als Hoshino ihn mit

Colonel Sanders aus dem Schrein geholt hatte. Also in etwa so schwer wie einer dieser handlichen Steine, die man auf Sauergemüsefässer legt.

Das heißt, er ist im Augenblick nur ein gewöhnlicher Stein, dachte der junge Mann. Nur wenn er den Eingang hütet, wird er so schwer, dass man ihn mit normalem Kraftaufwand nicht hochkriegt. Wenn er leicht ist, ist er bloß ein gewöhnlicher Stein. Passiert irgendwas Besonderes, wird er ungewöhnlich schwer und übernimmt die Rolle des »Eingangssteins«. Wie zum Beispiel bei einem Gewitter über der Stadt …

Der junge Mann trat ans Fenster, zog den Vorhang beiseite und schaute vom Balkon in den Himmel. Der Himmel war wie am Vortag mit dunklen, grauen Wolken verhangen. Aber nach Regen sah es nicht aus. Auch ein Gewitter war nicht im Anzug. Er lauschte und sog den Geruch der Luft ein, aber es war nichts Ungewöhnliches festzustellen. Das Motto der Welt schien heute »Erhaltung des Status quo« zu lauten.

»Tja, alter Freund«, sagte er zu dem toten Nakata, »letzten Endes bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als brav mit dir in der Wohnung zu warten, bis dieses *Besondere* eintritt. Ich habe keine Ahnung, was das sein könnte, oder wenigstens, wann es kommt. Außerdem haben wir auch noch Juni, und wenn wir dich so liegen lassen, wirst du ganz allmählich verwesen. Das ist natürlich mit Geruch verbunden. Vielleicht hörst du das nicht gern, aber das ist der Lauf der Natur. Je später ich die Polizei benachrichtige, desto ungünstiger wird meine Lage. Ich werde so lange durchhalten, wie ich kann, aber ich bitte dich auch um Verständnis für meine Situation.«

Aber natürlich kam keine Antwort.

Der junge Mann ging ziellos in der Wohnung umher. Genau! Das war’s! Vielleicht würde Colonel Sanders sich melden. Der wusste doch bestimmt, was mit dem Stein zu tun war. Und wäre imstande, ihm einen herzerwärmenden, aufschlussreichen Rat zu

geben. Aber Hoshino konnte das Telefon anstarren, wie er wollte, es wollte einfach nicht läuten. Es hütete die Stille. Dabei machte der stumme Apparat einen übertrieben in sich gekehrten Eindruck. Weder klopfte es an der Tür noch kam Post. Nicht eine *außergewöhnliche Sache* passierte. Das Wetter war nicht ungewöhnlich, und es gab auch keine Vorboten. Eintönig verstrich die Zeit. Es wurde Mittag, und der Nachmittag ging wie von selbst in den Abend über. Die Zeiger der elektrischen Wanduhr glitten über die Oberfläche der Zeit wie Wasserkäfer über einen See, derweil der tote Nakata weiter auf dem Bett lag. Aus irgendeinem Grund hatte Hoshino keinen Appetit. Am Abend trank er eine dritte Dose Pepsi und knabberte pflichtschuldig ein paar Kräcker.

Gegen sechs Uhr setzte er sich aufs Sofa, nahm die Fernbedienung und schaltete den Fernseher ein. Er sah sich die NHK-Nachrichten an, aber keine der Neuigkeiten erregte seine Aufmerksamkeit. Es war ein Tag wie jeder andere. Als die Nachrichten zu Ende waren, schaltete er den Fernseher ab. Die Stimme des Ansagers ging ihm gewaltig auf die Nerven. Draußen wurde es allmählich dunkler, bis schließlich die Nacht hereinbrach und die Wohnung in noch tiefere Stille hüllte.

»Tja, alter Freund«, sagte Hoshino zu Nakata. »Wär schön, wenn du einen Moment aufwachen könntest. Ich bin so ziemlich am Ende meiner Weisheit. Außerdem würde ich gern deine Stimme hören.«

Nakata antwortete natürlich nicht. Er befand sich noch immer auf der anderen Seite der Wasserscheide. Er blieb stumm und war weiter tot. Die Stille war so tief, dass man, wenn man die Ohren spitzte, sogar hören konnte, wie die Erde sich drehte.

Hoshino ging ins Wohnzimmer und legte das »Erzherzog-Trio« auf. Als er das Thema des ersten Satzes hörte, stürzten ihm unvermittelt Tränen aus den Augen. Sehr viele Tränen. Du meine Güte, dachte Hoshino, wann hab ich denn das letzte Mal geheult? Er konnte sich nicht erinnern.

45

Der Weg hinter dem »Eingang« ist in der Tat schwer zu finden. Das heißt, er ist eigentlich überhaupt kein Weg mehr. Der Wald wird immer dichter, tiefer und gewaltiger. Es geht nur noch steil bergauf. Die Erde ist von undurchdringlichem Gestrüpp überwachsen. Der Himmel ist beinahe verschwunden, und es ist so dunkel, als wäre es schon Abend. Die Spinnengewebe werden mehr, der Geruch der Pflanzen wird immer intensiver. Es herrscht eine drückende Stille. Voll Ingrimm wehrt sich der Wald gegen das Eindringen von Menschen. Aber die Soldaten schlüpfen, ihre Gewehre schräg geschultert, mühelos durch seine Lücken. Die beiden legen ein erstaunliches Tempo vor. Sie ducken sich unter herabhängenden Ästen hindurch, krabbeln über Felsen, springen über Löcher und teilen geschickt das dornige Gestrüpp.

Um sie nicht aus den Augen zu verlieren, muss ich um jeden Preis hinter ihnen bleiben. Nicht ein einziges Mal vergewissern sie sich, ob ich ihnen noch folgen kann. Es ist, als stellten sie meine Kraft auf die Probe, als prüften sie, wie lange ich durchhalten würde. Oder sogar, als wären sie auf mich wütend (obwohl ich mir nicht vorstellen kann, weshalb). Sie sprechen kein Wort, weder zu mir noch untereinander. Zielstrebig marschieren sie voran. Ohne dass sie sich darüber verständigen, geht immer abwechselnd einer vorn, der andere hinten. Vor mir pendeln die schwarzen Gewehrläufe auf ihren Rücken rhythmisch von rechts nach links, wie Metronome. Beinahe habe ich das Gefühl, allmählich hypnotisiert zu werden. Ich schalte mein Bewusstsein ab und bewege mich voran, als glitte ich über Eis. Einzig darauf konzentriert, mit ihnen Schritt zu halten, marschiere ich schwitzend und stumm hinter ihnen her.

Endlich dreht sich der Kräftige um. »Gehen wir dir zu

schnell?« Es klingt nicht, als ob er außer Atem wäre.

»Nein«, sage ich. »Es geht schon. Ich komme mit.«

»Du bist jung, das hilft«, sagt der größere Soldat, ohne sich umzuwenden.

»Wir sind es gewöhnt, diese Strecke zu gehen. Deshalb sind wir so schnell«, sagt der Kräftige wie zur Entschuldigung. »Sag Bescheid, wenn's dir zu schnell geht. Nur keine Hemmungen. Dann machen wir ein bisschen langsamer. Wir wollen nur nicht unnötig trödeln. Verstehst du?«

»Wenn ich nicht mehr mitkomme, sage ich es«, erwidere ich, wobei ich mich bemühe, normal zu atmen, denn ich will meine Anstrengung vor ihnen verbergen. »Ist es noch weit?«

»Nicht mehr so weit«, sagt der Lange.

»Nur noch ein Stückchen«, sagt der andere.

Irgendwie habe ich jedoch den Verdacht, dass ich auf die Ansicht der beiden nicht viel geben kann. Sie haben es ja selbst gesagt: Zeit ist hier kein wichtiger Faktor.

Eine Weile marschieren die beiden schweigend weiter. Aber ihr Tempo ist nicht mehr so mörderisch wie zuvor. Anscheinend ist der Test beendet.

»Gibt es in dem Wald hier giftige Schlangen?« Die Frage beschäftigt mich seit einiger Zeit.

»Giftschlangen, hm«, sagt der große Soldat mit der Brille und kehrt mir weiter den Rücken zu. Er redet meist mit nach vorne gewandtem Blick, als könnte ihm jeden Augenblick etwas von Bedeutung in den Weg springen. »Darüber habe ich noch nie nachgedacht.«

»Kann schon sein.« Der Kräftige dreht sich um. »Ich kann mich nicht erinnern, je eine gesehen zu haben. Geben könnte es trotzdem welche, aber selbst wenn, spielt das für uns keine Rolle.«

»Damit wollen wir sagen«, erklärt der Lange in sorglosem

Ton, »dass nicht die Absicht besteht, dir in diesem Wald ein Leid geschehen zu lassen.«

»Also brauchst du dir wegen der Schlangen und so keine Sorgen zu machen«, sagt der Kräftige. »Beruhigt dich das?«

»Ja«, sage ich.

»Weder giftige Schlangen, noch giftige Spinnen, noch giftige Insekten, noch giftige Pilze oder sonst etwas werden dir hier Schaden zufügen«, sagt der Lange, den Blick weiter nach vorn gerichtet.

»Sonst etwas?«, frage ich. Meine Erschöpfung hindert mich daran, entsprechende Bilder damit zu verknüpfen.

»Sonst etwas eben, andere Leute«, sagt er. »Niemand und nichts wird dir hier etwas zuleide tun. Denn hier ist der tiefste Teil des Waldes. Niemand wird dir hier Schaden zufügen, nicht einmal du selbst.«

Ich bemühe mich zu verstehen, was er sagt. Doch die Anstrengung, der Schweiß und der hypnotische Effekt, der von der Wiederholung ausgeht, beeinträchtigen zusammen mein Denkvermögen, sodass es mir nicht mehr gelingt, zusammenhängend zu denken.

»Als wir noch Soldaten waren, mussten wir üben, wie man jemandem erbarmungslos ein Bajonett in den Bauch stößt«, erzählt der Kräftige. »Weißt du, wie man jemanden mit dem Bajonett ersticht?«

»Nein«, sage ich.

»Du musst es, nachdem du es dem Feind in den Bauch gerammt hast, darin herumdrehen. Und ihm die Eingeweide zerfetzen, sodass er eines qualvollen Todes stirbt. So ein Tod dauert seine Zeit, und die Schmerzen sind grässlich. Aber wenn du einen durchbohrst, ohne das Bajonett zu drehen, steht er gleich wieder auf und zerfetzt im Gegenzug dir die Eingeweide. So sah damals unsere Welt aus.«

Eingeweide. Die Metapher des Labyrinths, so habe ich es von Oshima gelernt. In meinem Kopf verflechten sich verschiedene Gedanken und verheddern sich. Ich kann nicht mehr richtig zwischen *Etwas* und *Nichts* unterscheiden.

»Weißt du, warum die Menschen sich solche Grausamkeiten antun?«, fragt der Lange.

»Nein«, sage ich.

»Ich auch nicht«, sagt er. »Ich wollte weder einem chinesischen noch einem russischen oder amerikanischen Soldaten die Eingeweide zerfetzen. Aber die Welt, in der wir lebten, verlangte das. Also sind wir davongelaufen. Doch damit kein Missverständnis entsteht: Wir sind durchaus keine Schwächlinge. Ich finde, wir waren sogar ausgezeichnete Soldaten. Nur dass wir es nicht ertragen konnten, uns dem Willen der Gewalt unterzuordnen. Du bist auch nicht gerade schwach, oder?«

»Ich weiß nicht«, sage ich aufrichtig. »Ich habe mich immer bemüht, stärker zu werden.«

»Das ist wichtig.« Der kräftige Soldat dreht sich zu mir um. »Sehr wichtig. Den Willen zu haben und sich zu bemühen, stark zu werden.«

»Dass du stark bist, brauchst du uns nicht zu sagen. Das sehen wir«, sagt der Lange. »Jemand in deinem Alter würde es sonst gar nicht bis hierher schaffen.«

»Du bist wirklich sehr reif«, sagt der Kräftige anerkennend.

Endlich halten die beiden an. Der größere Soldat nimmt seine Brille ab, reibt sich die Nasenflügel und setzt sie dann wieder auf. Keiner von beiden ist außer Atem oder schwitzt.

»Hast du Durst?«, fragt mich der Lange.

»Ein bisschen.« In Wirklichkeit habe ich höllischen Durst, weil ich ja meinen Rucksack mit der Wasserflasche zurückgelassen habe. Der Soldat nimmt eine an seinem Gürtel

befestigte Aluminiumflasche und reicht sie mir. Ich trinke ein paar Schlucke von dem körperwarmen Wasser. Es befeuchtet jeden Winkel meines Körpers. Ich wische den Hals der Flasche ab und gebe sie ihm zurück. »Danke.« Wortlos nickt er.

»Wir sind auf dem Kamm«, sagt der Kräftige.

»Pass auf, dass du nicht fällst«, sagt der Lange.

Vorsichtig machen wir uns daran, den langen, steilen Abhang hinunterzusteigen, an dem man nur schlecht Halt findet.

Als wir zur Hälfte unten sind, um eine Ecke biegen und den Wald verlassen, taucht vor uns plötzlich jene andere Welt auf.

Die beiden Soldaten machen Halt und wenden sich zu mir um. Sie sagen kein Wort, aber ihre Augen sprechen Bände. *Das ist der Ort. Da gehst du hin.* Auch ich bleibe stehen und betrachte die Aussicht, die sich mir bietet.

Ich sehe ein weites, unter geschickter Ausnutzung der Topographie urbar gemachtes Tal. Wie viele Menschen dort leben, kann ich nicht erkennen. Doch seiner Größe nach zu urteilen, können es nicht allzu viele sein. An einigen Wegen stehen vereinzelt ein paar Häuser. Es sind kleine Wege und kleine Häuser. Menschen sind nicht zu sehen. Alle Behausungen wirken ausdruckslos, als habe man beim Bau mehr Wert auf Wetterfestigkeit als auf Ästhetik gelegt. Insgesamt ist das Areal nicht so groß, dass man es als »Stadt« bezeichnen könnte. Es gibt weder Geschäfte noch größere öffentliche Gebäude. Ich sehe auch keine Reklametafeln und Schilder. Das Ganze macht auf mich den Eindruck einer willkürlich entstandenen Siedlung aus schlichten Gebäuden von gleicher Größe und Form. Keines der Häuser hat einen Garten, und an den Wegen stehen auch keine Bäume. Offenbar ist der Bedarf an Pflanzen durch den angrenzenden Wald völlig gedeckt.

Ein leichter Wind kommt aus dem Wald und bewegt die Blätter der Bäume, die hier und da um mich herum wachsen. Wie Wind auf dem Sand hinterlässt ihr diffuses Rascheln ein

Muster auf der Oberfläche meines Herzens. Ich berühre einen der Stämme mit der Hand und schließe die Augen. Das Muster erscheint mir wie ein Code, dessen Bedeutung ich nicht zu entschlüsseln vermag, wie eine fremde Sprache, von der ich kein Wort verstehe. Resigniert öffne ich die Augen und betrachte noch einmal die fremde Welt, die sich vor mir ausbreitet. Während ich auf halber Höhe am Abhang stehe und mit den beiden Soldaten hinunterstarre, scheint sich das Muster und mit ihm auch der Code in mir zu verändern, und die Metapher wandelt sich.

Ich entferne mich weit von mir selbst, bis ich das Gefühl habe zu schweben. Ich werde zu einem Schmetterling, der am Rande dieser Welt flatternd seine Kreise zieht. An diesem äußeren Rand treffen Leere und Substanz aufeinander. Vergangenheit und Zukunft bilden einen nahtlosen und endlosen Bogen, an dem Zeichen entlangwandern, die noch von niemandem entziffert sind, und Akkorde, die noch keines Menschen Ohr gehört hat.

Ich schöpfe Atem. Mein Herz hat noch nicht wieder zu einer heilen Form gefunden. Doch es ist keine Furcht darin.

Die beiden Soldaten setzen sich wortlos wieder in Bewegung, und ich folge ihnen ebenfalls schweigend. Wir gehen den Hang hinunter und nähern uns der Siedlung. Ein mit einem Mäuerchen eingefasster Bach fließt am Wegrand. Freundliches Murmeln ist zu hören. Das Wasser ist schön und klar. Alles hier ist schlicht und klein, aber fein. In Abständen säumen schlanke, mit elektrischen Leitungen verbundene Strommasten den Weg. Anscheinend gibt es sogar Stromversorgung. Strom? Irgendwie erscheint mir Elektrizität hier fehl am Platz.

Nach allen vier Himmelsrichtungen ist der Ort von hohen Kämmen umschlossen. Noch immer bedeckt eine graue Wolkenschicht den Himmel. Solange die Soldaten und ich den Weg entlanggehen, kommt uns niemand entgegen. Kein Laut ist zu hören, es herrscht *absolute* Stille. Vielleicht haben die

Menschen sich in ihre Häuser zurückgezogen und warten mit angehaltenem Atem, dass wir vorübergehen.

Die beiden Soldaten begleiten mich zu einem der Häuser, das in Größe und Gestalt seltsam Oshimas Hütte gleicht. Man könnte fast meinen, das eine habe dem anderen als Vorbild gedient. Das Haus hat eine Veranda, auf der ein Stuhl steht. Es ist ebenerdig und hat einen Schornstein auf dem Dach. Anders als in Oshimas Hütte sind Schlaf- und Wohnzimmer getrennt. Außerdem gibt es ein Bad und Strom. In der Küche steht ein elektrischer Kühlschrank, ein nicht sehr großes altes Modell von Toshiba. Von der Decke hängt eine Lampe. Ein Fernseher ist auch da. Ein Fernseher?

Im Schlafzimmer steht ein schmuckloses Einzelbett, auf dem Bettzeug bereit liegt.

»Du bleibst erst mal hier, bis du dich ausgeruht hast«, sagt der Kräftige. »Nicht lange. *Nur fürs Erste.*«

»Wie gesagt, Zeit spielt hier keine große Rolle«, sagt der Lange.

»Überhaupt keine.« Der Kräftige nickt.

»Woher kommt denn der Strom?«

Die beiden sehen sich an.

»Sie haben ein kleines Windkraftwerk. Der Strom wird im Wald produziert. Dort weht immer ein Wind«, erklärt mir der Lange.

»Ohne Strom geht es nicht, oder?«

»Ohne Strom funktioniert der Kühlschrank nicht, und ohne Kühlschrank kann man keine Lebensmittel aufbewahren«, sagt der Kräftige.

»Na ja, irgendwas könnte man schon machen –«, erwidert sein Kamerad. »Aber es ist schon praktisch, wenn man einen hat.«

»Wenn du Hunger hast, kannst du dir aus dem Kühlschrank nehmen, was du willst. Es ist aber nichts Besonderes darin«,

sagt der Kräftige.

»Es gibt hier kein Fleisch, keinen Fisch, keinen Kaffee und keinen Alkohol«, sagt der Lange. »Am Anfang fällt dir das vielleicht schwer, aber man gewöhnt sich schnell daran.«

»Eier, Käse und Milch gibt es«, sagt der Kräftige. »Denn bis zu einem gewissen Grad braucht man ja doch tierisches Eiweiß.«

»Weil diese Lebensmittel hier nicht hergestellt werden können, muss man sie von woanders herbeischaffen. Und eintauschen.«

Von woanders?

Der Lange nickt. »So ist es. Wir sind hier keineswegs unabhängig von der Welt. Es gibt noch *andere* Orte. Mit der Zeit wirst du alles Mögliche erfahren.«

»Am Abend wird dir jemand etwas zu essen machen«, sagt der kräftige Soldat. »Wenn es dir bis dahin langweilig wird, kannst du fernsehen.«

»Was kann man denn hier sehen?«

»Ach, sie zeigen irgendwas«, sagt der Lange ein bisschen verlegen, legt den Kopf schräg und wirft dem Kräftigen einen Blick zu.

Der legt ebenfalls den Kopf schief und macht ein mürrisches Gesicht. »Eigentlich wissen wir nichts über das Fernsehen, denn wir haben noch nie geguckt.«

»Vielleicht hilft es den Leuten, die gerade erst angekommen sind. Jedenfalls steht der Apparat da«, sagt der Lange.

»Du findest bestimmt *irgendetwas,* das du dir angucken kannst«, sagt der Kräftige.

»Ruh dich erst mal aus«, sagt der Lange. »Wir müssen jetzt wieder auf unseren Posten zurück.«

»Danke, dass ihr mich hergebracht habt.«

»Nein, nein, das war doch ganz leicht«, sagt der Kräftige. »Du bist viel besser zu Fuß als die anderen Leute. Die meisten kommen nicht richtig mit. Wir mussten sogar schon welche tragen. Mit dir war es bequem.«

»Du hast gesagt, es gebe hier jemanden, den du sehen willst, stimmt's?«, sagt der Lange.

Ja.

»Bestimmt begegnest du der Person bald«, sagt der Lange und nickt. »Denn die Welt hier ist klein.«

»Leb dich gut ein«, sagt der kräftige Soldat.

»Wenn du dich einmal eingewöhnt hast, ist es sehr angenehm«, sagt der Lange.

»Vielen Dank.«

Die beiden schlagen die Hacken zusammen und salutieren. Dann schultern sie ihre Gewehre und machen sich raschen Schrittes auf den Rückweg zu ihrem Posten. Anscheinend bewachen sie Tag und Nacht den Eingang.

Ich gehe in die Küche, um einen Blick in den Kühlschrank zu werfen. Tomaten und ein Stück Käse sind darin. Und Eier. Rüben und Karotten ebenfalls. In einem großen Keramikkrug ist Milch. Butter ist auch da. Ich schneide mir von dem Brot, das ich im Schrank finde, einen Kanten ab und esse ihn. Er ist schon ein bisschen hart, schmeckt aber nicht schlecht.

Die Küche hat ein Spülbecken und auch einen Wasserhahn. Als ich ihn aufdrehe, kommt sauberes, kaltes Wasser heraus. Da es Strom gibt, pumpt man es vielleicht mit einer elektrischen Pumpe aus einem Brunnen herauf. Ich fülle mir einen Becher und trinke.

Ich schaue aus dem Fenster. Der Himmel ist unverändert grau bewölkt, aber nach Regen sieht es noch immer nicht aus. Obwohl ich lange hinausblicke, kann ich keine menschliche Gestalt entdecken. Der Ort macht einen ausgestorbenen

Eindruck. Vielleicht vermeiden es die Bewohner ja auch absichtlich, mir vor Augen zu kommen.

Ich gehe vom Fenster weg und setze mich auf einen der geraden harten Holzstühle. Es gibt drei davon. Der quadratische Tisch scheint mehrere Male gefirnisst zu sein. An den gekalkten Wänden des Zimmers hängen keine Bilder, keine Fotos und kein Kalender. Nichts als kahle weiße Wände. Von der Decke hängt eine Glühbirne mit einem schlichten, von der Hitze gelblich gewordenen Glasschirm.

Das Haus wirkt sehr sauber. Ich fahre mit dem Finger über den Tisch und das Fensterbrett, um mich zu überzeugen, dass sich nirgends Staub angesammelt hat. Die Fensterscheibe hat nicht einen Streifen. Den Töpfen, dem Geschirr und den Küchenwerkzeugen ist anzusehen, dass sie nicht neu sind, aber gepflegt und sauber gehalten werden. Neben der Arbeitsplatte stehen zwei altmodische Elektrokocher mit Spiralen. Als ich sie versuchsweise einschalte, werden sie sofort rot glühend.

Außer dem Tisch und den Stühlen ist ein großer, alter Mitsubishi-Farbfernseher mit Holzverkleidung das einzige Möbelstück in dem Zimmer. Seit seiner Herstellung sind wahrscheinlich fünfzehn oder zwanzig Jahre vergangen. Es liegt keine Fernbedienung dabei. Er sieht aus wie vom Sperrmüll. (Überhaupt wirken die ganzen Elektrogeräte im Haus wie ausrangiert. Sie sind nicht schmutzig und erfüllen ihren Zweck, aber alle sind abgeschabt und aus der Mode). Im Fernsehen läuft ein Film. *Die Trapp-Familie.* Ich hatte ihn in der Grundschule mit einer Lehrerin auf einer großen Leinwand im Kino gesehen. Er ist einer der wenigen Filme meiner Kindheit (da es in meinem Umfeld keine Erwachsenen gab, die mit mir ins Kino gegangen wären). Während der schwierige, gestrenge Vater Oberst Trapp in Wien ist, wandert die Hauslehrerin Maria mit den Kindern in die Berge. Sie sitzen auf einer Wiese und singen unschuldige Lieder, die sie auf der Gitarre begleitet. Eine berühmte Szene. Ich setze mich vor den Apparat. Der Film

fesselt mich. Wenn es in meiner Kindheit einen Menschen wie Maria gegeben hätte, wäre mein Leben sicher anders verlaufen. (Den gleichen Gedanken hatte ich schon, als ich den Film das erste Mal sah.) Selbstverständlich tauchte ein solcher Mensch nie auf.

Abrupt kehre ich in die Realität zurück. Wie komme ich dazu, mir an diesem Ort in vollem Ernst *Die Trapp-Familie* anzusehen? Und wieso ausgerechnet *Die Trapp-Familie?* Ob die Leute hier eine Satellitenantenne verwenden und irgendeinen Fernsehsender empfangen? Oder ob sie von irgendwoher Videos ausstrahlen? Wahrscheinlich ist es ein Band. Beim Umschalten auf verschiedene andere Kanäle entdecke ich, dass auf allen außer dem einen ein Sandsturm herrscht. Zumindest lässt mich das raue weiße Flimmern und das anorganische Rauschen an einen heftigen Sandsturm denken.

Als sie »Edelweiß« singen, schalte ich den Fernseher ab. Die ursprüngliche Stille kehrt in den Raum zurück. Da ich durstig bin, gehe ich in die Küche, nehme den großen Milchkrug aus dem Kühlschrank und trinke von der frischen, sahnigen Milch, die so ganz anders ist als die, die man im Supermarkt kauft. Während ich ein Glas nach dem anderen in mich hineingieße, fällt mir plötzlich der Film *Sie küssten und sie schlugen ihn* von François Truffaut ein. Darin läuft der Junge Antoine von zu Hause fort, bekommt Hunger, klaut frühmorgens eine Milchflasche, die gerade vor einer Haustür abgestellt wurde, und trinkt sie noch im Laufen aus. Es ist eine große Milchflasche, und es dauert lange, bis er sie ausgetrunken hat. Eine traurige, herzzerreißende Szene. Es ist unglaublich, dass etwas zu essen oder zu trinken so herzzerreißend wirken kann. Auch dieser Film gehört zu den wenigen, die ich als Kind gesehen habe. Ich hatte mir den Klassiker angeschaut, als ich in der fünften Klasse war, weil mich der Titel interessierte. Damals fuhr ich mit der Bahn nach Ikebukuro, ging ins Kino und fuhr wieder mit der Bahn nach Hause. Als ich aus dem Kino kam, kaufte ich mir

sofort eine Flasche Milch und trank sie aus. Das musste ich einfach tun.

Als ich genug Milch getrunken habe, spüre ich erst, wie schrecklich müde ich bin. Es ist eine bleierne Müdigkeit, von der mir beinahe übel wird. Mein Denkvermögen verliert zusehends an Geschwindigkeit und kommt allmählich zum Stillstand, wie ein Zug, der in einen Bahnhof einfährt. Schon bald kann ich nicht mehr richtig denken. Es ist, als ob das Innere meines Körpers erstarrt. Ich gehe ins Schafzimmer, ziehe mir taumelnd Hose und Schuhe aus und lege mich ins Bett. Dann vergrabe ich das Gesicht im Kissen und schließe die Augen. Das Kissen riecht nach Sonnenschein. Ein Geruch, der mich an etwas erinnert. Ich atme ihn langsam ein und wieder aus. Im nächsten Augenblick bin ich eingeschlafen.

Als ich aufwache, ist es stockdunkel. Mit geöffneten Augen überlege ich in der ungewohnten Dunkelheit, wo ich bin. Ich habe unter der Führung der beiden Soldaten den Wald verlassen und bin in einen kleinen Ort mit einem Flüsschen gelangt. Stück für Stück kehrt die Erinnerung zurück, Tiefenschärfe stellt sich wieder ein. Auch an eine Melodie erinnere ich mich. »Edelweiß«. Aus der Küche tönen das Klappern von Töpfen und leise traute Geräusche herüber. Durch die Schlafzimmertür, die einen Spalt geöffnet ist, fällt Licht und wirft eine gerade gelbe Linie auf den Fußboden. Es ist ein altmodisches körniges Licht.

Ich will mich erheben, aber mein Körper fühlt sich taub an. Es ist eine sehr gleichmäßige Taubheit. Ich hole tief Luft und sehe zur Decke. Das Klappern von Tellern auf Tellern ist zu hören. Jemand bewegt sich geschäftig in der Küche hin und her. Vielleicht macht diese Person für mich das Abendessen. Endlich hieve ich mich aus dem Bett und stelle die Füße auf den Boden. Ich brauche ziemlich lange, um Hose, Socken und Schuhe anzuziehen. Ich greife leise nach dem Türknauf und öffne die Tür.

In der Küche steht ein Mädchen. Sie wendet mir den Rücken

zu und kostet, über einen Topf gebeugt, mit einem Löffel. Aber als ich die Tür öffne, hebt sie den Kopf und dreht sich zu mir um. Es ist das Mädchen, das in der Komura-Bibliothek jeden Abend zu mir ins Zimmer gekommen ist und das Bild an der Wand betrachtet hat. Also Saeki-san, als sie fünfzehn war. Sie trägt dasselbe langärmlige hellblaue Kleid wie damals. Nur dass ihr Haar jetzt von einer Spange gehalten wird. Als sie mich sieht, lächelt sie leicht und warm. Ich spüre ein heftiges Schwanken, als würde die mich umgebende Welt sich grundlegend verwandeln. Alles, was eine Form hat, zerfällt in tausend Teile und nimmt dann wieder Gestalt an. Aber das Mädchen dort ist keine Illusion und auch kein lebendiger Geist. Sie ist ein Mädchen aus Fleisch und Blut, das man berühren kann. Es ist Abend, sie steht in einer wirklichen Küche und macht ein wirkliches Abendessen für mich. Sie hat kleine knospende Brüste, und ihr Hals ist weiß wie frisch gebranntes Porzellan.

»Ah, du bist aufgewacht«, sagt sie.

Ich bringe keinen Ton heraus. Ich muss mich erst wieder sammeln.

»Du hast ganz fest geschlafen«, sagt sie. Dann wendet sie sich wieder ab und probiert noch einmal das Gericht. »Wenn du jetzt nicht aufgewacht wärst, hätte ich dir einfach das Essen dagelassen.«

»Ich hatte nicht vor, so lange und tief zu schlafen.«

»Das war, weil du aus dem Wald gekommen bist«, sagt sie. »Hast du Hunger?«

»Ich weiß nicht genau. Aber ich glaube.«

Ich würde sie gern anfassen. Nur um zu prüfen, ob man sie wirklich mit den Händen berühren kann. Natürlich geht das nicht. Wie angewurzelt stehe ich da und starre sie an. Ich lausche auf die Geräusche, die die Bewegungen ihres Körpers hervorrufen.

Sie schöpft den heißen Eintopf auf einen weißen Teller ohne Dekor und stellt ihn auf den Tisch. Eine tiefe Schüssel mit grünem Salat und Tomaten folgt. Dann ein großes Brot. Der Eintopf enthält Kartoffeln und Karotten. Sein Duft erinnert mich an früher. Als ich seinen Duft einziehe, merke ich, wie hungrig ich bin. Ich muss unbedingt meinen leeren Magen füllen. Während ich mit Gabel und Löffel, beide alt und abgewetzt, meinen Eintopf esse, setzt sie sich in einiger Entfernung auf einen Stuhl und schaut mir beim Essen zu. Dabei macht sie ein ernsthaftes Gesicht, als handele es sich um einen wichtigen Teil ihrer Arbeit. Mitunter glättet sie sich das Haar.

»Ich habe gehört, du bist fünfzehn«, sagt sie.

»Hm«, sage ich, während ich mir ein Brot mit Butter bestreiche.

»Ich bin erst vor kurzem fünfzehn geworden.«

»Ich bin auch fünfzehn«, sagt sie.

Ich nicke. Weiß ich, will ich schon hinzufügen, aber das wäre verfrüht. Also halte ich den Mund und esse.

»Ich mache hier schon seit einer Weile das Essen. Ich putze und wasche auch. In der Kommode im Schlafzimmer sind Sachen zum Anziehen, die kannst du benutzen, wenn du willst. Wenn du deine Wäsche in den Korb legst, erledige ich sie für dich.«

»Wer hat dir denn diese Aufgaben zugeteilt?«

Sie starrt mich an und antwortet nicht. Meine Frage wird in den namenlosen Raum gesaugt, als wäre sie in eine falsche Leitung gerutscht, und verschwindet.

»Wie heißt du?« Ich versuche es mit einer anderen Frage.

Sie schüttelt leicht den Kopf. »Wir haben keine Namen. Wir brauchen hier keine.«

»Aber wenn du keinen Namen hast, kann ich dich doch gar nicht rufen.«

»Du brauchst mich nicht zu rufen«, sagt sie. »Wenn du mich brauchst, bin ich da.«

»Wahrscheinlich brauche ich hier auch keinen Namen, oder?«

Sie nickt. »Du bist eben du, es gibt keinen anderen, der das ist. Du bist doch du?«

»Ich glaube schon«, sage ich. Aber so ganz davon überzeugt bin ich nicht. Bin ich wirklich ich? Sie sieht mich an.

»Erinnerst du dich an die Bibliothek?«, wage ich mich vor.

»Die Bibliothek?« Sie schüttelt den Kopf. »Nein. Die Bibliothek ist weit. An einem Ort, der sehr weit von hier entfernt liegt. Aber nicht hier.«

»Aber es gibt eine Bibliothek?«

»Allerdings stehen in dieser Bibliothek keine Bücher.«

»Wenn keine Bücher darin stehen, was denn dann?«

Sie antwortet nicht, sondern legt nur den Kopf leicht schräg. Wieder gerät meine Frage in die verkehrte Leitung und wird geschluckt.

»Warst du schon mal dort?«

»Vor langer Zeit«, sagt sie.

»Aber nicht, um Bücher zu lesen?«

Sie nickt. »Weil es dort ja keine Bücher gibt.«

Nun löffele ich eine Weile wortlos meinen Eintopf, esse Salat und Brot. Auch sie sagt nichts und schaut mir mit unverändert ernstem Blick beim Essen zu.

»Wie hat es dir geschmeckt?«, fragt sie, als ich fertig bin.

»Wirklich gut. Sehr gut.«

»Obwohl kein Fleisch und kein Fisch dabei war?«

Ich deute auf den leeren Teller. »Guck doch, nichts mehr übrig.«

»Ich hab das gekocht.«

»Es hat sehr gut geschmeckt«, wiederhole ich, und ich meine es ehrlich.

Bei ihrem Anblick verspüre ich einen Schmerz, als bohrte sich eine eisige Messerspitze in meine Brust. Es ist ein heftiger Schmerz, für dessen Heftigkeit ich jedoch beinahe dankbar bin. In ihm kann ich meine Existenz verorten. Er wird zum Anker, der mich *hier* festhält. Sie steht auf, erhitzt Wasser und macht Tee. Während ich ihn am Tisch trinke, bringt sie das gebrauchte Geschirr in die Küche und beginnt es unter fließendem Wasser abzuwaschen. Ich beobachte sie die ganze Zeit von hinten. Ich will etwas sagen, aber in ihrer Gegenwart ist mir, als hätten alle Worte ihre ursprüngliche Funktion verloren. Oder als wäre der Sinn, der sie miteinander verbindet, gelöscht. Ich betrachte meine Hände und denke an den Hartriegelbaum im Mondlicht vor dem Fenster. Dort ist das eisige Messer, das sich mir in die Brust bohrt.

»Kann ich dich Wiedersehen?« frage ich.

»Natürlich«, erwidert das Mädchen. »Wie gesagt, wenn du mich brauchst, bin ich da.«

»Kommt es nicht vor, dass du mal plötzlich irgendwo hingehst?«

Sie schweigt und sieht mich nur mit einem verwunderten Blick an, als frage sie: *Wohin soll ich denn gehen?*

»Ich bin dir früher schon begegnet«, wage ich mich vor. »Woanders, in einer anderen Bibliothek.«

»Wenn du das sagst.« Sie fasst sich ins Haar, um sich zu vergewissern, dass ihre Spange noch am Platz ist.

In ihrer Stimme ist fast kein Gefühl. Als wolle sie mir zeigen, dass das Thema sie nicht sonderlich interessiert.

»Und ich bin wahrscheinlich hierher gekommen, um dich wiederzusehen. Dich und noch eine andere Frau.«

Sie hebt das Gesicht und nickt ernsthaft. »Durch den tiefen

Wald.«

»Ja. Ich muss dich und die andere Frau unter allen Umständen noch einmal sehen.«

»Und mich hast du ja auch angetroffen.«

Ich nicke.

»Ich sag es dir doch: Wenn du mich brauchst, bin ich da.«

Als sie mit Abwaschen fertig ist, packt sie den Behälter, in dem das Essen war, in einen Segeltuchbeutel und hängt ihn sich über die Schulter.

»Bis morgen früh«, sagt sie zu mir. »Leb dich gut ein.«

Ich stehe in der Tür und beobachte, wie ihre Gestalt gleich darauf in der Dunkelheit verschwindet. Ich bin wieder allein im Haus. Ich befinde mich in einem geschlossenen Kreis. Zeit ist hier kein bedeutsamer Faktor. Niemand hier hat einen Namen. Sobald ich sie brauche, ist sie da. Hier ist sie fünfzehn. Wahrscheinlich für immer. Aber was wird nun eigentlich aus mir? Ob ich hier auch ewig fünfzehn bleibe? Oder ist das Alter hier auch nicht von Bedeutung?

Als ich sie nicht mehr sehen kann, bleibe ich noch in der Tür stehen und lasse meine Blicke über die Landschaft schweifen. Am Himmel stehen weder Mond noch Sterne. Einige der Häuser sind erleuchtet. Aus den Fenstern fällt das gleiche altmodische gelbe Licht, das auch mein Haus erhellt. Noch immer ist kein Mensch zu sehen, nur das Licht in den Fenstern. Überall darum herum breitet sich ein tiefdunkles Schattenreich aus, über dem, schwärzer als die Dunkelheit, die Bergkämme emporragen. Mir wird klar, dass der tiefe Wald eine Mauer ist, die den Ort umschließt.

46

Seit Nakata gestorben war, konnte Hoshino die Wohnung nicht mehr verlassen. Immerhin lag der »Eingangsstein« noch dort, und der junge Mann konnte nicht wissen, was wann und um wie viel Uhr geschehen würde. Wenn dieses *Etwas* eintreten würde, musste er sich in der Nähe des Steins aufhalten und schnellstens reagieren. Das war die Verantwortung und Aufgabe, die auf ihn als Nakatas Erbe übergegangen war. Er stellte die Klimaanlage in dem Zimmer, in dem Nakata lag, auf die niedrigste Temperaturstufe und auf die höchste Umdrehung und vergewisserte sich, dass alle Fenster dicht verschlossen waren.

»So, alter Freund, hoffentlich wird's dir nicht zu frisch«, sagte Hoshino, wozu Nakata sich natürlich nicht äußerte. Ohne Zweifel kam der Mief im Zimmer mit der Zeit vom Körper des Verstorbenen.

Der junge Mann setzte sich auf das Sofa im Wohnzimmer und ließ tatenlos die Zeit verstreichen. Musik zu hören hatte er keine Lust, und Appetit hatte er auch nicht. Auch als der Abend kam und Dunkelheit allmählich Besitz von jedem Winkel des Zimmers ergriff, stand er nicht auf, um das Licht anzuschalten. Alle Kraft schien aus seinem Körper gewichen zu sein, denn nachdem er einmal saß, kam er nicht mehr hoch. Langsam kam und verging die Zeit. Manchmal hatte Hoshino fast das Gefühl, dass sie hinter seinem Rücken heimlich einen Bogen schlug und wiederkehrte.

Als sein Großvater gestorben war, hatte er auch Schmerz empfunden, aber nicht so. Aufgrund der langen Krankheit seines Großvaters hatte er mit dessen Tod gerechnet und war bis zu einem gewissen Grad darauf vorbereitet gewesen. Ohne diese Phase der Vorbereitung war alles ganz anders, aber daran allein lag es nicht. Nakatas Tod berührte Hoshino tief und machte ihn

sehr nachdenklich.

Als er doch ein wenig hungrig wurde, ging er in die Küche, nahm aus dem Kühlschrank tiefgefrorenen gebratenen Reis, taute ihn auf dem Herd auf und aß etwa die Hälfte davon. Dazu trank er eine Dose Bier. Nach dem Essen ging er wieder ins Nebenzimmer, um nach Nakata zu sehen. Irgendwie hegte er noch immer die leise Hoffnung, Nakata könnte wieder lebendig geworden sein. Das Zimmer war wie ein Kühlschrank. Es war so kalt dort, dass selbst Eis nicht so leicht geschmolzen wäre.

Es war das erste Mal, dass er eine Nacht allein mit einem Toten unter einem Dach verbringen würde. Das machte ihn etwas beklommen. Nicht, dass er wirklich Angst gehabt hätte. Besonders unheimlich war ihm auch nicht. Er war nur den Umgang mit Toten nicht gewohnt. Für die Toten und die Lebenden vergeht die Zeit auf verschiedene Weise. Die Geräusche klingen anders. Deswegen konnte Hoshino sich nicht entspannen – da war nichts zu machen. Nakata war eben jetzt in der Welt der Toten, und er, Hoshino, gehörte der Welt der Lebenden an. Es gab da eine *Kluft.* Er stand vom Sofa auf und setzte sich neben den Stein. Er streichelte den runden Stein, wie man eine Katze streichelt.

»Was soll ich nur mit dir machen?«, sprach er den Stein an. »Ich würde Nakata gern ordnungsgemäß an irgendeine Stelle übergeben, aber solange du nicht versorgt bist, geht das nicht. Das heißt, ich sitze ein bisschen in der Klemme. Falls du weißt, was ich machen soll, dann sag’s mir bitte.«

Aber es kam keine Antwort. Der Stein war im Augenblick nur ein Stein, das konnte auch Hoshino begreifen. Dass er ihm einen Rat erteilen würde, stand nicht zu erwarten. Dennoch blieb Hoshino neben dem Stein sitzen und fuhr fort, ihn zu streicheln. Er stellte ihm alle möglichen Fragen, legte ihm Gründe vor und versuchte es mit Überredung. Er appellierte sogar an sein Mitgefühl. Natürlich wusste er, dass das vergeblich war, aber etwas Besseres fiel ihm nicht ein. Außerdem hatte ja auch

Nakata auf diese Weise mit dem Stein gesprochen.

Wahrscheinlich ist es hoffnungslos, Mitgefühl von einem Stein zu erwarten, dachte Hoshino. Sicherlich sagt man nicht umsonst »hart wie ein Stein«.

Er wollte sich die Nachrichten im Fernsehen anschauen und stand vom Boden auf, überlegte es sich dann jedoch anders und ließ sich wieder neben dem Stein nieder. Der junge Mann spürte, dass Ruhe im Augenblick wahrscheinlich das Wichtigste war. Ich muss die Ohren offen halten und warten, dass etwas geschieht, dachte er.

»Aber Warten war noch nie meine Stärke«, sagte er zu dem Stein gewandt. Wenn er es sich recht überlegte, hatte es ihm eigentlich schon immer an Geduld gefehlt. Immer war er, ohne zu überlegen, Hals über Kopf losgestürmt, hatte einen falschen Weg eingeschlagen und war gescheitert. Du bist so unruhig wie eine Katze im Frühling, hatte schon sein Großvater zu ihm gesagt. Aber nun blieb ihm nichts anderes übrig, als dazusitzen und abzuwarten. »Nur Geduld, Hoshino«, ermutigte er sich selbst.

Außer dem unentwegten Summen der Klimaanlage im Nebenzimmer drang kein Laut an sein Ohr. Die Zeiger der Uhr wanderten über neun, dann über zehn Uhr hinaus, doch nichts geschah. Die Zeit verging, und die Nacht schritt voran. Der junge Mann holte sich eine Decke und legte sich damit aufs Sofa, denn er hatte das Gefühl, dass er sich auch im Schlaf lieber in der Nähe des Steins aufhalten sollte. Er löschte das Licht und schloss die Augen.

»Also, hör zu, Stein, ich schlafe jetzt«, sagte er zu dem Stein an seinem Fußende. »Morgen früh reden wir weiter. Heute war ein langer Tag. Der gute alte Hoshino möchte auch mal schlafen.«

Wirklich, dachte er noch einmal, ein langer Tag, an dem eine Menge passiert ist.

»He, alter Freund«, rief er laut zum Nebenzimmer hinüber. »Nakata! Hörst du mich?«

Keine Antwort. Hoshino seufzte, schloss die Augen, rückte sein Kissen zurecht und schlief, ohne einen einzigen Traum zu haben, bis zum Morgen durch. Im Nebenzimmer ruhte Nakata, natürlich ebenfalls traumlos, hart und fest wie der Stein.

Als Hoshino gegen sieben Uhr morgens erwachte, ging er sofort ins Nebenzimmer, um nach Nakata zu sehen. Die Klimaanlage brummte unverändert, und ein kalter Wind schlug ihm entgegen. Nakata war natürlich immer noch tot. Es ging nun eine viel dichtere und stärkere Aura des Totseins von ihm aus als am Tag zuvor. Seine Haut war sehr bleich und auch die Art, wie er die Augen geschlossen hielt, wirkte irgendwie fremd. Nun würde Nakata auf keinen Fall mehr Luft holen, aufstehen, »Verzeihen Sie, Herr Hoshino. Nakata hat völlig verschlafen. Entschuldigen Sie vielmals. Nakata wird alles Weitere übernehmen. Seien Sie ganz unbesorgt« sagen und sich um den Eingangsstein kümmern. Nakata war definitiv und endgültig tot. Daran war nicht mehr zu rütteln.

Da Hoshino in dem eisigen Zimmer fror, ging er hinaus und schloss die Tür hinter sich. In der Küche schaltete er die Kaffeemaschine ein und trank zwei Tassen Kaffee. Er toastete zwei Scheiben Brot und aß sie mit Butter und Marmelade. Nach dem Frühstück setzte er sich auf einen Küchenstuhl, rauchte mehrere Zigaretten und schaute dabei aus dem Fenster. In der Nacht waren die Wolken abgezogen, und vor dem Fenster erstreckte sich ein schon sommerlich blauer Himmel. Zu Füßen des Sofas lag immer noch der Stein. Er hatte wohl seit dem Abend einfach reglos dort gelegen, weder schlafend noch wachend. Versuchsweise hob Hoshino ihn an. Es ging ganz leicht.

»He«, redete er den Stein munter an. »Ich bin’s, dein alter Freund Hoshino. Kennst du mich noch? Heute leiste ich dir wieder mal den ganzen Tag Gesellschaft.«

Wie üblich schwieg der Stein.

»Macht nichts, wenn du mich nicht mehr kennst. Wir haben ja Zeit füreinander. Wir gehen die Sache langsam an.«

Er setzte sich hin und strich mit der linken Hand über den Stein. Dabei überlegte er, was er nun eigentlich mit ihm reden sollte. Mit einem Stein zu sprechen war eine ganz neue Erfahrung für ihn, und es fiel ihm nicht gerade leicht, ein passendes Thema zu finden. Andererseits war es ja vielleicht auch noch zu früh für allzu anspruchsvolle Themen. Der Tag war noch lang, da konnte er in aller Ruhe erzählen, was ihm in den Sinn kam.

Nach einigem Nachdenken entschied er sich dafür, über Frauen zu sprechen, und zwar über die verschiedenen Frauen, zu denen er bisher sexuelle Beziehungen gehabt hatte. Wenn er nur die nahm, von denen er die Namen noch wusste, kamen gar nicht so viele zusammen. Er konnte sie an den Fingern abzählen. Es waren sechs. Wie gesagt, ohne die, deren Namen er nicht mehr wusste, aber die wollte er ja auslassen.

»Hallo Stein, wahrscheinlich interessieren dich die Mädchen, mit denen ich was hatte, nicht die Bohne«, sagte Hoshino, »und du willst so früh am Morgen so was gar nicht hören. Aber was Besseres fällt mir eben nicht ein. Außerdem ist es vielleicht für einen Stein ganz nett, zur Abwechslung mal von was Weichem zu hören. Vielleicht kommt’s dir sogar später mal zugute.«

Hoshino kramte in seinem Gedächtnis und erzählte in großer Ausführlichkeit alle Episoden, an die er sich noch erinnern konnte. Er begann mit seiner Schulzeit, als er Motorrad fuhr und auf die schiefe Bahn geriet. Die Frau war drei Jahre älter als er gewesen und arbeitete in einer Imbissstube in Gifu. Nachdem er kurze Zeit mit ihr zusammengelebt hatte, wurde es ihr ernst. Sie machte Szenen und rief bei seinen Eltern an, die ihm daraufhin die Hölle heiß machten. Die Sache wurde ihm so lästig, dass er, schon fast mit der Schule fertig, alles hinter sich ließ und zu den

Streitkräften ging, wo er sofort in eine Garnison in Yamanashi versetzt wurde. Damit war es zwischen ihnen aus, und er sah sie nie wieder.

»*Lästig* ist eigentlich das Schlüsselwort in meinem Leben«, erklärte Hoshino dem Stein. »Kaum wird die Sache ein bisschen kompliziert, mach ich mich aus dem Staub. Nicht dass ich stolz darauf bin, aber Abhauen ist meine Spezialität. Darum hab ich auch bisher nie was zu Ende gebracht. Das ist echt mein wunder Punkt.«

Sein zweites Mädchen lernte er in der Nähe der Kaserne in Yamanashi kennen. An einem freien Tag hatte er ihr, als sie auf der Straße eine Panne hatte, geholfen, den Reifen ihres Suzuki Alto zu wechseln, und sich mit ihr angefreundet. Sie war ein Jahr älter als er und Krankenschwesternschülerin.

»Sie war ein richtig süßes Mädchen«, erzählte Hoshino dem Stein. »Hatte große Titten und ein warmes Herz. Sie *machte es* auch gern. Ich war ja damals erst neunzehn, und wenn wir uns trafen, blieben wir meist den ganzen Tag im Bett. Aber sie war gnadenlos eifersüchtig, und wenn ich mich an einem freien Tag nicht mit ihr treffen, sondern woanders hingehen wollte, halt irgendwas mit Kumpels machen oder so, meckerte sie wie verrückt. Quetschte mich aus. Auch wenn ich ehrlich Antwort gab, glaubte sie mir nie. Am Ende war das der Grund für unsere Trennung. Ungefähr ein Jahr war ich mit ihr zusammen … Du weißt wahrscheinlich nicht, wie das ist, Stein, aber für mich sind solche Verhöre nicht zum Aushalten. Ich krieg da Erstickungsanfälle und Depressionen. Dann hau ich ab. Das Gute an den Streitkräften ist, dass du bei denen jederzeit untertauchen kannst. Du bleibst einfach in der Kaserne, bis die Sache sich abgekühlt hat. Die draußen sind auf Eis gelegt. Wenn du eine Frau loswerden willst, geht nichts über die Armee. Das solltest du dir merken, Stein. Allerdings musst du dich drauf einstellen, Löcher zu graben und Sandsäcke zu schleppen.«

Während er dem Stein erzählte, was ihm gerade so einfiel,

überkam den jungen Mann wieder das unleugbare Gefühl, dass er bisher fast nur Mist gebaut hatte. Von den sechs Frauen, mit denen er zusammen gewesen war, waren mindestens vier sehr nett gewesen. (Die anderen beiden waren, objektiv betrachtet, charakterlich nicht ganz einwandfrei.) Sie hatten den jungen Mann im Großen und Ganzen nett behandelt. Auch wenn man sie nicht als atemberaubende Schönheiten bezeichnen konnte, waren sie doch alle auf ihre Weise hübsch gewesen. Hatten mit ihm geschlafen, sooft er wollte. Und sich nicht beschwert, wenn er das Vorspiel ausließ, weil es ihm lästig war. An ihren freien Tagen kochten sie für ihn, und wenn er Geburtstag hatte, kauften sie ihm ein Geschenk. Vor dem Zahltag liehen sie ihm Geld (das er meist zurückzugeben vergaß) und beharrten nicht auf Rückzahlung. Dennoch hatte er sich nie bedankt und alles wie selbstverständlich hingenommen.

Wenn er mit einer Frau zusammen war, schlief er nur mit ihr. Er betrog sie nie. In dieser Hinsicht war er sehr aufrichtig. Aber sobald eine Frau sich nur das geringste bisschen beklagte, ihm mit vernünftigen Argumenten kam, ihn mahnte, eifersüchtig wurde oder ihm zu sparen riet, wenn sie zyklusbedingt eine Spur hysterisch wurde oder anfing, über ihre Zukunftsängste zu sprechen, machte er sich sofort aus dem Staub. Die Hauptsache bei einer Beziehung zu einer Frau bestand für ihn darin, dass es keine Scherereien gab. Kaum tauchte irgendeine Schwierigkeit auf, machte er Schluss, fand die nächste Frau, und das Gleiche wiederholte sich von vorne. Das hielt er für die Lebensweise eines normalen Menschen.

»Weißt du, Stein, wenn ich Frau wäre und so einen egoistischen Typen wie mich am Hals hätte, würde ich die Krise kriegen«, erklärte Hoshino dem Stein. »Im Nachhinein muss ich das selber zugeben. Trotzdem haben sie’s alle ziemlich lange mit mir ausgehalten. Keine Ahnung, wieso.«

Er steckte sich eine Marlboro an und streichelte mit einer Hand den Stein, während er langsam den Rauch ausblies.

»Aber warum bloß? Wie du siehst, sehe ich nicht besonders gut aus. Gut im Bett bin ich auch nicht. Geld habe ich auch keins. Nicht mal einen guten Charakter habe ich, und intelligent bin ich schon gar nicht. Eigentlich bin ich ein einziger Reinfall. Ein armer Bauernsohn aus Gifu, der bei den Streitkräften unterkriecht und dann Fernfahrer wird. Aber wenn ich so zurückschaue, habe ich trotz allem bisher immer ziemlich nette Mädchen abgekriegt. Ich bin zwar nicht gerade ein Frauenschwarm, aber über einen Mangel an Gelegenheiten konnte ich mich nie beklagen. Sie haben es mit mir gemacht, für mich gekocht und mir sogar Geld geliehen. Aber weißt du was, Stein? Ich furchte, diese Glückssträhne wird nicht anhalten. Irgendwie habe ich das Gefühl, ich kriege bald die Quittung.«

Den ganzen Vormittag über erzählte der junge Mann dem Stein von seinen Beziehungen zu Frauen, wobei er ihn unablässig streichelte. Er gewöhnte sich so daran, dass er kaum noch damit aufhören konnte. Als es von einer Schule in der Nähe zur Mittagspause läutete, ging Hoshino in die Küche und machte sich Udon. Er hackte Frühlingszwiebeln und schlug noch ein Ei hinein.

Nach dem Essen hörte er wieder das »Erzherzog-Trio«.

»He, Stein, alter Junge«, sagte Hoshino am Ende des ersten Satzes. »Ist das nicht eine tolle Musik? Geht dir nicht das Herz auf, wenn du das hörst?«

Der Stein schwieg. Der junge Mann wusste nicht, ob Steine Musik hören können oder nicht. Trotzdem redete er unverdrossen weiter auf den Stein ein.

»Du hast es den ganzen Vormittag über gehört – bis jetzt habe ich ziemlich viel Mist gebaut. Nur an mich gedacht. Das kann ich jetzt nicht mehr rückgängig machen, stimmt’s? Aber wenn ich diese Musik höre, habe ich das Gefühl, als würde Beethoven zu mir sagen: ›He, Hoshino, mein Junge, es kommt eben so, wie es kommt. So ist das Leben. Ich hab selber ziemlich viel Mist

gemacht. Nicht zu ändern. Schicksal. Also, halt jetzt einfach mal die Ohren steif.‹ Natürlich würde einer wie Beethoven nicht predigen, aber irgendwie kommt’s mir so vor, als würde er mir das vermitteln wollen. Dir nicht auch?«

Der Stein schwieg.

»Macht nichts«, sagte der junge Mann. »Das ist ja auch nur meine persönliche Meinung. Dann hören wir eben zu, ohne uns zu unterhalten.«

Als er gegen zwei Uhr aus dem Fenster schaute, saß eine fette schwarze Katze auf dem Balkongeländer und spähte ins Zimmer. Hoshino öffnete das Fenster und sprach aus Langeweile die Katze an.

»Hallo Katze, schönes Wetter heute, was?«

»Ganz recht, Herr Hoshino«, erwiderte die Katze.

»Mich trifft der Schlag«, sagte Hoshino und schüttelte den Kopf.

Der Junge namens Krähe

Krähe zog langsam große Kreise über dem Wald. Sobald er einen vollendet hatte, flog er ein Stückchen weiter die nächste gewissenhafte Runde. Auf diese Weise wurden immer wieder neue Kreise am Himmel beschrieben, beschrieben und gelöscht. Wie ein Aufklärungsflieger spähte er dabei die ganze Zeit nach unten. Er schien etwas zu suchen, das jedoch nicht einfach zu finden war. Riesig wogend wie ein uferloses Meer breitete der Wald sich unter ihm aus. Seine verschlungenen, ineinander ragenden Äste hüllten ihn in ein dichtes, undurchsichtiges Gewand. Graue Wolken bedeckten den Himmel, und es war windstill. Ein rettendes Licht war nicht in Sicht. Im Moment war Krähe vielleicht der einsamste Vogel der Welt. Aber er konnte es sich nicht leisten, darüber nachzudenken.

Endlich entdeckte er im Meer der Bäume eine Lücke und hielt direkt darauf zu. Es war eine runde offene Lichtung, die aussah wie ein kleiner Platz. Die Sonne beschien ein wenig den Boden, und das grüne Gras überwucherte ihn wie irgendein Zeichen. Am Rand lag ein großer runder Stein, auf dem ein Mann in einem leuchtend roten Trainingsanzug aus Jersey, einem schwarzen Zylinder und Bergschuhen mit dicker Sohle saß. Zu seinen Füßen lag eine khakifarbene Segeltuchtasche. Er sah ziemlich seltsam aus, aber Krähe wunderte sich nicht. Diesen Mann hatte er gesucht, und wie er aussah, war ihm ganz egal.

Der Mann hörte den plötzlichen Flügelschlag, blickte auf und sah Krähe auf einem großen Ast in seiner Nähe sitzen. »Hallo«, sprach der Mann den Jungen fröhlich an.

Der Junge namens Krähe gab keine Antwort. Er blieb auf dem Ast sitzen und starrte den Mann ausdruckslos und ohne einmal zu blinzeln an. Hin und wieder bewegte er ein bisschen den Kopf.

»Ich kenne dich«, sagte der Mann und lüpfte mit einer Hand leicht seinen Zylinder. »Ich dachte mir schon, dass du bald kommst.«

Der Mann räusperte sich, verzog das Gesicht und spuckte auf den Boden. Mit der Schuhsohle rieb er über die Stelle.

»Zu rasten ist langweilig, wenn man niemanden zum Reden hat. Wie sieht's aus, setzt du dich ein bisschen zu mir? Wollten wir uns nicht unterhalten? Ich sehe dich zum ersten Mal, aber ganz fremd sind wir uns nicht«, sagte der Mann.

Krähe blieb stumm. Auch die Flügel ließ er eng am Körper gefaltet.

Der Mann mit dem Zylinder schüttelte leicht den Kopf.

»Aha, so ist das, du kannst nicht reden. Auch gut. Dann rede ich eben mit mir selbst. Für mich ist das genauso gut. Auch wenn du den Schnabel nicht aufkriegst, weiß ich doch, was du vorhast. Du willst mich aufhalten, stimmt's? So weit weiß ich Bescheid. Ich habe dich durchschaut. Du willst nicht, dass ich weitergehe. Ich dagegen will weiter, denn für mich ist das eine einmalige Gelegenheit, die kann ich mir nicht einfach so entgehen lassen. Eine Chance, wie man sie einmal in tausend Jahren bekommt.«

Er schlug sich mit der flachen Hand auf den Schaft seines Bergschuhs.

»Im Endeffekt kannst du mich auch gar nicht aufhalten. Du hast gar nicht die Fähigkeit dazu. Zum Beispiel brauche ich nur mal kurz auf einer meiner Flöten hier zu blasen, und schon kannst du nicht mehr in meine Nähe kommen. Dafür sorgt meine Flöte. Ich weiß nicht, ob du das weißt, aber es sind ganz besondere Flöten, anders als gewöhnliche Flöten. Ich habe mehrere davon hier in meiner Tasche.«

Der Mann streckte die Hand aus, klopfte liebevoll auf die Segeltuchtasche zu seinen Füßen und schaute noch einmal zu dem Ast hinauf, auf dem der Junge namens Krähe saß.

»Ich habe die Seelen von Katzen gesammelt und Flöten daraus gemacht. Aus den Seelen von Geschöpfen, die ich bei lebendigem Leib aufgeschlitzt habe. Nicht, dass ich kein Mitleid mit den armen Kätzchen gehabt hätte, aber es blieb mir einfach nichts anderes übrig. Diese Flöten sind jenseits von Gut und Böse oder von Liebe und Hass. All das zu überwinden war lange meine Mission. Ich habe diese Mission und meine Pflicht, so gut ich konnte, erfüllt. Ein Leben gelebt, für das niemand sich schämen muss. Ich habe geheiratet, Kinder gezeugt und nun genügend Flöten angefertigt. Darum mache ich keine Flöten mehr. Unter uns gesagt, die Flöten brauche ich, um eine größere Flöte herzustellen. Eine größere und mächtigere Flöte, die ein ganzes System sein wird. Und ich gehe jetzt an den Ort, an dem ich die Flöte anfertige. Nicht ich entscheide, ob die Flöte im Endeffekt Gutes oder Schlechtes bewirkt, und du natürlich auch nicht. Es hängt davon ab, wann ich wo bin. In dieser Hinsicht habe ich keine Vorurteile. Wie die Geschichte oder das Wetter. Deshalb kann ich auch zu einem System werden.«

Er nahm seinen Zylinder ab, strich sich über das schon etwas schüttere Haupthaar und setzte ihn wieder auf. Mit einem Finger stupste er gegen die Krempe und rückte ihn so zurecht.

»Es wäre ein Leichtes, dich mit dieser Flöte durch die Gegend zu scheuchen. Aber im Augenblick will ich sie möglichst nicht benutzen. Um sie zu spielen, braucht man nämlich viel Kraft, und ich will nicht sinnlos meine Kraft vergeuden. Die muss ich mir für später aufheben. Außerdem kannst du mich sowieso nicht aufhalten, ob ich jetzt auf der Flöte blase oder nicht. Das ist eine glasklare Sache, daran kann keiner mehr etwas ändern.«

Der Mann räusperte sich erneut. Dann strich er sich mehrmals über den Ansatz von Bauch, der sich unter dem Jersey hervorwölbte.

»He, hast du schon mal was von Limbo gehört? Limbo nennt man den Raum, der auf halber Strecke zwischen Leben und Tod liegt. Ein düsterer, trauriger Ort. Das ist nämlich der Ort, an dem

ich mich augenblicklich befinde. Im Moment ist er in diesem Wald. Ich bin tot. Durch meine eigene Willenskraft gestorben. Aber ich bin noch nicht in die nächste Welt eingetreten, sondern eine Seele im Übergang. Seelen im Übergang haben keine Form. Was du hier siehst, ist nur eine vorläufige Gestalt, die ich angenommen habe. Deshalb kannst du mir jetzt auch nichts tun. Verstehst du? Selbst wenn mein Blut in Strömen fließt, ist es kein echtes Blut. Und wenn ich heftige Schmerzen erleide, sind es keine wirklichen Schmerzen. Mich auslöschen kann nur jemand, der dazu qualifiziert ist. Leider bist du das nicht, denn du bist nicht mehr als eine minderjährige, schwächliche Illusion. Wie groß und stark dein Wille auch sein mag, du kannst mich nicht vernichten.«

Der Mann lächelte den Jungen namens Krähe freundlich an.

»Wie sieht’s aus? Willst du’s mal probieren?«

Als seien diese Worte ein Signal, breitete Krähe die Flügel aus, schwang sich von seinem Ast und schoss in rasantem Sturzflug auf den Mann zu. Er verkrallte sich in die Brust des Mannes, bog den Kopf weit zurück und stieß seinen scharfen Schnabel mit aller Kraft ins rechte Auge des Mannes, als würde er eine Spitzhacke schwingen. Mit hartem Knattern schlugen seine schwarzen Flügel durch die Luft.

Der Mann wehrte sich überhaupt nicht. Er saß da, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Statt zu schreien, begann er sogar laut zu lachen. Sein Hut fiel zu Boden, sein Augapfel war auf der Stelle zerfetzt und lief aus der Augenhöhle. Krähe attackierte weiter heftig beide Augen des Mannes. Als nur noch die leeren Augenhöhlen übrig waren, hackte er mit seinem Schnabel unablässig auf das Gesicht des Mannes ein. Binnen kurzem spritzte das Blut aus zahllosen Wunden. Das Gesicht war über und über rot, die Haut hing herunter und Fleischfetzen flogen, bis es nur noch eine einzige blutige Masse war. Als Nächstes stieß Krähe seinen Schnabel erbarmungslos in die durchscheinende Kopfhaut. Trotz allem lachte der Mann

unentwegt weiter. Als könne er sich nicht halten vor Vergnügen. Je heftiger Krähe ihn angriff, desto lauter wurde das Gelächter.

Der Mann wandte die leeren, der Augäpfel beraubten Höhlen keine Sekunde von Krähe ab und stieß zwischen Lachsalven hervor:

»Herrje, hab ich's dir nicht gesagt? Bring mich doch nicht so zum Lachen! Du kannst dich abmühen, wie du willst, tun kannst du mir doch nichts! Du besitzt nicht die Fähigkeit dazu. Du bist nicht mehr als eine kümmerliche Illusion, nicht mehr als ein dürftiges Echo. Was du auch tust, es ist vergebens. Hast du das immer noch nicht begriffen?«

Darauf stieß der Junge namens Krähe seinen Schnabel in den sprechenden Mund. Er schlug immer noch heftig mit den großen Flügeln, mehrere seiner glänzenden schwarzen Federn fielen aus und schwebten wie Seelenfragmente durch die Luft. Krähe stieß in die Zunge des Mannes, spießte sie auf und zerrte mit der Schnabelspitze und der Kraft seines ganzen Körpers daran. Es war eine entsetzlich fette, lange Zunge. Nachdem er sie dem Mann aus dem Hals gerissen hatte, wand sie sich wie eine Molluske und verwandelte sich in ein Wort der Finsternis. Ohne Zunge konnte der Mann eigentlich nicht mehr lachen. Er schien auch nicht mehr atmen zu können. Dennoch hielt er sich stumm den Bauch und lachte weiter. Das lautlose Gelächter klang dem Jungen namens Krähe in den Ohren. Es heulte hohl und unheilvoll und endlos wie der Wind, der über ferne, dürre Wüsten hinwegfegt. Es gemahnte an ein Flötenspiel, das aus einer anderen Welt herübertönte.

47

Kurz nach Tagesanbruch erwache ich. Ich trinke den auf dem Elektrokocher zubereiteten Tee. Auf einem Stuhl am Fenster sitzend schaue ich nach draußen. Auf den Wegen ist kein Mensch, und kein Laut ist zu hören, nicht einmal frühmorgendliches Vogelgezwitscher. Wegen der umgebenden hohen Berge wird es spät hell, und die Sonne geht früh unter. Um nach der Uhrzeit zu schauen, gehe ich ins Schlafzimmer und greife nach meiner Armbanduhr, die am Kopfende des Bettes liegt. Sie ist stehen geblieben. Die Digitalanzeige ist verschwunden. Versuchsweise drücke ich wahllos verschiedene Knöpfe, doch das zeitigt keine Wirkung. Die Batterie kann eigentlich noch nicht leer sein. Dennoch hat die Uhr, als ich schlief, aus irgendeinem Grund aufgehört, sich zu bewegen. Ich lege sie auf den Tisch und reibe mir mit der rechten Hand das linke Handgelenk, an dem ich die Uhr zu tragen pflege. *Zeit spielt hier keine bedeutende Rolle.*

Während ich nach draußen in die vogellose Landschaft schaue, wünsche ich mir, ich hätte etwas zu lesen. Egal was. Solange es nur gedruckt wäre und die Form eines Buches hätte. Wie gern würde ich es in der Hand halten, die Seiten umblättern und den aneinander gereihten Buchstaben mit den Augen folgen. Aber es gibt hier kein Buch. Überhaupt scheint hier nichts Gedrucktes zu existieren. Noch einmal schaue ich mich im Haus um. Aber soweit ich sehe, ist nichts Geschriebenes da.

Ich öffne die Kommode im Schlafzimmer und nehme die Kleidungsstücke darin in Augenschein. Sie liegen ordentlich zusammengefaltet in den Schubladen. Nicht eins davon ist neu. Die Farben sind verblichen, und der Stoff ist vom vielen Waschen weich geworden. Alles wirkt jedoch sehr sauber. Hemden mit rundem Ausschnitt und Unterwäsche. Socken.

Baumwollhemden mit Kragen. Baumwollhosen. Die Sachen haben ungefähr – vielleicht sogar genau – meine Größe. Keines der Kleidungsstücke ist gemustert. Sie sind ohne jede Ausnahme einfarbig. Als ob es auf der Welt nie gemusterte Kleidung gegeben hätte. Offenbar hat auch keines ein Schildchen mit dem Namen eines Herstellers. Also auch hier keine Schrift. Ich ziehe mein durchgeschwitztes T-Shirt aus und streife mir eines der grauen Hemden aus der Schublade über. Es riecht nach Sonne und Seife.

Einige Zeit später – wie lange wohl? – kommt das Mädchen. Sie klopft leise und tritt ein, ohne eine Antwort abzuwarten. Die Tür ist nicht abgeschlossen. Sie trägt eine ziemlich große Stofftasche über der Schulter. Der Himmel im Hintergrund ist inzwischen ganz hell.

Wie am Abend zuvor steht sie in der Küche und bereitet in einer kleinen schwarzen Pfanne Eier für mich zu. Als sie die Eier in das heiße Öl in der Pfanne schlägt, entsteht ein leises angenehmes Brutzeln. Der Duft frischer Eier durchzieht den Raum. Das Brot toastet sie in einem plumpen Toaster, der aussieht wie aus einem alten Film. Sie trägt dasselbe hellblaue Kleid wie am Abend zuvor, und ihre Haare sind wieder mit der Spange zurückgesteckt. Sie hat glatte schöne Haut. Wie Porzellan schimmern ihre schlanken Arme im Licht des Morgens. Um die Welt noch ein wenig vollkommener zu machen, fliegt durch das geöffnete Fenster eine Biene ins Zimmer. Nachdem das Mädchen mir das Frühstück auf den Tisch gestellt hat, setzt es sich auf einen Stuhl und schaut mir von der Seite beim Essen zu. Gemüseomelett und dazu Brot mit frischer Butter. Zu trinken gibt es Kräutertee. Sie selbst isst und trinkt nichts. Alles spielt sich nach dem gleichen Muster ab wie am vergangenen Abend.

»Machen sich die Leute hier ihr Essen nicht selbst?«, frage ich sie.

»Weil du es doch für mich zubereitest.«

»Manche kochen selbst, aber einige kriegen es auch gemacht«, sagt sie. »Aber im Allgemeinen essen die Leute hier *kaum*.«

»Sie essen kaum?«

Sie nickt.

»*Hin und wieder* schon. Wenn sie Appetit bekommen, dann essen sie eben etwas.«

»Das heißt, so wie ich jetzt esse, essen die anderen Leute nicht?«

»Kommt es vor, dass du einen ganzen Tag lang nichts isst?«

Ich schüttele den Kopf.

»Die Leute hier fühlen sich nicht schlecht, auch wenn sie einen ganzen Tag nicht essen. Oft vergessen sie es sogar. Manchmal mehrere Tage.«

»Aber weil ich daran noch nicht gewöhnt bin, muss ich eine gewisse Menge essen.«

»Vielleicht«, sagt sie. »Deshalb mache ich ja Essen für dich.«

Ich schaue sie an. »Wie lange wird es dauern, bis ich mich hier eingelebt habe?«

»Wie lange?«, wiederholt sie. Dann wiegt sie langsam den Kopf.

»Das weiß ich nicht. Zeit ist nicht die Frage. Es hat nichts mit der Menge der Zeit zu tun. Eingelebt hast du dich, wenn es *so weit* ist.«

Wir unterhalten uns über den Tisch hinweg. Sie hat beide Hände, die Handrücken nach oben, auf den Tisch gelegt. Die zehn unverschlungenen, geraden Finger sind etwas Reales. Ich schaue ihr ins Gesicht, folge den leichten Bewegungen ihrer Lider und zähle ihre Wimpernschläge. Beobachte heimlich das Wehen ihrer Stirnhaare. Ich kann den Blick nicht von ihr wenden.

»Wenn es *so weit* ist?«

»Du wirst nichts abreißen oder abwerfen. Wir werfen es nicht ab, wir nehmen es nur in uns auf.«

»Ich nehme es in mich auf?«

»Ja.«

»Und was passiert, wenn ich *es* aufgenommen habe?«, frage ich.

Sie neigt den Kopf etwas zur Seite und denkt nach. Es war eine sehr natürliche Bewegung, mit der sich auch ihr glattes Haar ein wenig neigte.

»Vielleicht wirst du ganz du«, sagt sie.

»Das heißt, im Augenblick bin ich noch nicht ganz ich?«

»Doch, du bist schon ausreichend du«, sagt sie. Wieder überlegt sie ein wenig. »Eigentlich meine ich ein bisschen etwas anderes. Ich kann es nur nicht so gut erklären.«

»Solange man es nicht selbst erlebt, weiß man nicht, wie es ist?«

Sie nickt.

Es wird mir schwer, sie anzuschauen, und ich schließe die Augen, öffne sie jedoch sofort wieder, um sicherzugehen, dass sie noch da ist.

»Führt ihr hier alle ein gemeinsames Leben?«

Abermals denkt sie nach. »Ja, wir leben hier zusammen und benutzen auch viele Dinge gemeinsam. Zum Beispiel die Duschen, das Kraftwerk, den Marktplatz – alles Dinge, über die man sich leicht einigen kann. Aber sie sind nicht das Wesentliche. Wichtiger ist es, einander zu verstehen, ohne groß nachzudenken. Ohne viele Worte zu machen, etwas vermitteln zu können. Deshalb sage ich auch fast nie etwas zu dir wie ›tu dieses‹ oder ›tu jenes nicht‹. Das Wichtigste ist, dass wir hier zu einem verschmelzen. Solange wir das tun, gibt es keine Probleme.«

»Verschmelzen?«

»Das heißt, wenn du im Wald bist, wirst du nahtlos zu einem Teil des Waldes. Wenn du im Regen stehst, wirst du Teil des Regens. Wenn es Morgen ist, wirst du ein Teil des Morgens. Wenn du mit mir zusammen bist, wirst du ein Teil von mir. So eben. Einfach ausgedrückt.«

»Und wenn du bei mir bist, wirst du ein Teil von mir.«

»Genau.«

»Was ist denn das für ein Gefühl? Ein Teil von mir zu werden, obwohl du ganz du selbst bist?«

Sie sieht mich direkt an und tastet nach ihrer Haarspange. »Es fühlt sich ganz natürlich an, und wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, ist es ganz leicht. Wie in den Himmel zu fliegen.«

»Du kannst in den Himmel fliegen?«

»Nur *zum Beispiel*«, sagt sie mit einem Lächeln. Es hat keine tiefere Bedeutung und keinen verborgenen Inhalt. Sie lächelt nur um des Lächelns willen. »Richtig verstehen, wie es ist, in den Himmel zu fliegen, kann man nur, wenn man wirklich in den Himmel geflogen ist. Genauso ist das.«

»Jedenfalls geschieht es ganz spontan, ohne dass du darüber nachdenken musst, oder?«

Sie nickt. »Genau. Es geschieht spontan, entspannt und ruhig. Man braucht nicht darüber nachzudenken. Es vollzieht sich bruchlos.«

»Sag mal, stelle ich dir vielleicht zu viele Fragen?«

»Nein, gar nicht«, sagt sie. »Ich würde es dir nur gern besser erklären können.«

»Hast du Erinnerungen?«

Sie schüttelt den Kopf und legt noch einmal ihre Hände auf den Tisch. Diesmal zeigen ihre Handflächen nach oben. Sie betrachtet sie einen Moment. Doch in ihren Augen liegt kein bestimmter Ausdruck.

»Nein. Wo die Zeit kein Gewicht hat, haben auch Erinnerungen kein Gewicht. An gestern Abend erinnere ich mich natürlich. Ich bin hergekommen und habe dir einen Gemüseeintopf gekocht. Dann hast du alles aufgegessen. Stimmt's? Vom Tag vorher weiß ich auch noch einiges. Aber was davor war, weiß ich nicht mehr. Die Zeit verschmilzt in mir, und ein Unterschied zwischen einer Sache und der nächsten tritt nicht auf.«

»Erinnerung spielt hier keine wichtige Rolle.«

Sie lacht hell. »Ganz recht. Um die Erinnerungen kümmert sich die Bibliothek.«

Als sie gegangen ist, trete ich ans Fenster, um mir die Hände in der Morgensonne zu wärmen. Ihr Schatten fällt auf die Fensterbank und die Form der fünf Finger zeichnet sich deutlich darauf ab. Die Biene hört auf umherzufliegen und lässt sich ruhig auf der Scheibe nieder. Sie scheint ebenso wie ich ernsthaft über etwas nachzudenken.

Die Sonne hat ihren Zenit schon leicht überschritten, als *sie* in meine Behausung kommt. Aber es ist nicht das Mädchen. Leise klopft sie an und öffnet die Eingangstür. Im ersten Augenblick kann ich *sie* kaum von dem jungen Mädchen unterscheiden. Infolge einer kleinen Veränderung der Lichtverhältnisse oder der Art, in der der Wind weht, kann man leicht etwas verwechseln. Mir ist, als wäre sie in einem Augenblick das Mädchen und verwandle sich im nächsten wieder in Saeki-san. Aber so ist es nicht. Die Person, die vor mir steht, ist zweifellos Saeki-san und niemand sonst.

»Hallo«, sagt sie in ganz natürlichem Ton, als würden wir einander im Korridor der Bibliothek begegnen. Sie trägt eine dunkelblaue Bluse mit langen Ärmeln und einen knielangen dunkelblauen Rock, die schmale silberne Halskette und die kleinen Perlenstecker. Eine vertraute Erscheinung. Ihre Absätze klappern auf den Dielen der Veranda. Ihr trockenes Stakkato

will nicht recht an diesen Ort passen.

In der Tür bleibt Saeki-san stehen und mustert mich aus dieser Entfernung. Wie um sich zu vergewissern, ob ich es auch wirklich bin. Aber natürlich bin ich es wirklich. Ebenso wie sie wirklich Saeki-san ist.

»Komm doch rein und trink einen Tee mit mir«, sage ich.

»Danke«, sagt sie und betritt, als hätte sie sich nun entschlossen, das Haus. Ich gehe in die Küche, schalte den Elektrokocher ein und setze Wasser auf. Währenddessen versuche ich ruhiger zu atmen. Sie setzt sich an den Tisch. Auf denselben Stuhl, auf dem das junge Mädchen gesessen hat.

»Fast wie in der Bibliothek.«

»Ja, genau«, stimme ich ihr zu. »Nur dass es keinen Kaffee gibt und Herr Oshima nicht da ist.«

»Und es hier kein einziges Buch gibt«, sagt sie.

Ich gieße den Kräutertee, den ich gekocht habe, in zwei Tassen und stelle sie auf den Tisch. Wir sitzen einander gegenüber. Durch das geöffnete Fenster ertönt Vogelgezwitscher. Die Biene sitzt noch immer auf der Scheibe.

Saeki-san spricht als Erste. »Es war, um die Wahrheit zu sagen, nicht ganz einfach, hierher zu kommen. Aber ich wollte dich unbedingt sehen und mit dir sprechen.«

Ich nicke. »Danke, dass du gekommen bist.«

Um ihre Mundwinkel spielt das gewohnte Lächeln. »Es gibt etwas, das ich dir sagen muss.« Ihr Lächeln gleicht dem des jungen Mädchens sehr, nur dass Saeki-sans Lächeln ein wenig mehr Tiefe hat. Dieser kleine Unterschied bringt mein Herz zum Taumeln.

Sie umschließt mit beiden Händen ihre Tasse. Ich betrachte die kleinen weißen Perlenstecker in ihren Ohren. Sie überlegt ein wenig. Es dauert länger als sonst.

»Ich habe alle meine Erinnerungen vernichtet.« Sie wählt ihre

Worte mit Bedacht. »Sie sind als Rauch zum Himmel gestiegen. Darum werde ich verschiedene Dinge nicht allzu lange behalten können. Verschiedenes, alles. Dazu gehört auch das, was dich betrifft. Daher wollte ich dich möglichst rasch sehen und mit dir reden, solange ich alles noch weiß.«

Ich wende mein Gesicht zur Seite und betrachte die Biene auf der Fensterscheibe. Ihr schwarzer Schatten fällt als Punkt auf das Fensterbrett.

»Zuerst das Wichtigste«, sagt Saeki-san ruhig. »Geh von hier fort, solange es noch nicht zu spät ist. Durchquere den Wald und kehre in dein früheres Leben zurück, denn der Eingang wird bald geschlossen. Versprich mir das.«

Ich schüttle den Kopf. »Du verstehst das nicht. Es gibt keine Welt, in die ich *zurückkehren* kann. Ich kann mich nicht erinnern, dass mich in meinem Leben je jemand geliebt oder gewollt hat. Außer mir selbst habe ich niemanden, auf den ich mich verlassen kann. Das ›frühere Leben‹, von dem du sprichst, bedeutet mir nichts.«

»Du musst trotzdem zurückgehen.«

»Auch wenn dort nichts auf mich wartet? Und mich niemand will?«

»Das stimmt nicht«, sagt sie. »Ich will, dass du dort bist.«

»Aber *du* wirst nicht mehr da sein. Oder?«

Sie sieht hinunter auf die Tasse, die sie mit beiden Händen umschlossen hält. »Nein, leider werde ich nicht mehr da sein.«

»Aber was willst du dann, das ich *dort* mache?«

»Insbesondere eines.« Sie hebt den Kopf und sieht mir in die Augen. »Ich will, dass du dich an mich erinnerst. Solange du dich an mich erinnerst, können mich alle anderen ruhig vergessen.«

Schweigen breitet sich zwischen uns aus. Tiefes Schweigen. In meiner Brust wächst die Frage. Sie schwillt so sehr an, dass sie

mir die Kehle verschließt und mir das Atmen schwer fällt. Irgendwie gelingt es mir, sie herunterzuwürgen.

»Ist die Erinnerung denn so wichtig?«, frage ich stattdessen.

»Es kommt darauf an«, sagt sie und schließt kurz die Augen. »In manchen Fällen kann sie wichtiger sein als alles sonst.«

»Aber du hast sie doch selbst verbrannt.«

»Weil ich keine Verwendung mehr dafür habe.« Sie legt die Hände auf den Tisch, mit den Handflächen nach oben, genau wie es das Mädchen getan hat. »Ich habe eine Bitte an dich, Kafka. Behalte das Bild.«

»Das Strandbild, das in meinem Zimmer in der Bibliothek hängt?«

Sie nickt. »Ja. ›Kafka am Strand‹. Ich möchte, dass du dieses Bild aufbewahrst. Wo, ist egal. Dort, wo du jetzt hingehst.«

»Aber das Bild hat doch einen Besitzer.«

Sie schüttelt den Kopf. »Es gehört mir. Als er auf die Universität nach Tokyo ging, hat er es mir geschenkt. Seit damals habe ich es immer bei mir gehabt. Es in meinem Zimmer aufgehängt, wo immer ich war. Als ich anfing, in der Komura-Bibliothek zu arbeiten, habe ich es wieder in sein Zimmer zurückgebracht, an die Stelle, an der es früher hing. Ich habe einen Brief an Herrn Oshima in meine Schreibtisch-Schublade in der Bibliothek gelegt, in dem steht, dass ich es dir hinterlasse. Eigentlich gehört es ohnehin *dir*.«

»Mir?«

Sie nickt. »Denn du warst dort. Und ich war bei dir und habe dich gesehen. Vor langer Zeit. Am Strand. Der Wind wehte, weiße Wolken standen am Himmel, und es war immer Sommer.«

Ich schließe die Augen. Es ist Sommer, und ich sitze in einem Liegestuhl am Meer. Ich spüre den rauen Stoff auf meiner Haut. Ich atme den Duft des Salzwassers ein. Obwohl meine

Augenlider geschlossen sind, blendet das Licht. Ich höre die Wellen. Wie von der Zeit ins Wanken gebracht, entfernt und nähert sich das Rauschen des Meeres. In einiger Entfernung malt jemand ein Bild von mir. Neben ihm sitzt ein Mädchen in einem hellblauen Kleid mit kurzen Ärmeln und sieht zu mir herüber. Sie trägt einen Strohhut mit einer weißen Schleife und lässt den Sand durch ihre Finger rinnen. Sie hat glattes Haar und kräftige lange Finger, die Finger einer Pianistin. Ins Licht der Sonne getaucht, schimmern ihre glatten Arme wie Porzellan. Ein natürliches Lächeln umspielt ihre geraden Lippen. Ich liebe sie. Sie liebt mich.

Das ist die Erinnerung.

»Ich möchte, dass du das Bild immer bei dir behältst.«

Saeki-san steht auf und tritt ans Fenster. Sie schaut hinaus. Die Sonne hat gerade erst den Zenit überschritten. Die Biene schläft noch immer. Saeki-san beschirmt mit der rechten Hand ihre Augen und blickt in die Ferne. Dann wendet sie sich zu mir um.

»Ich muss gehen«, sagt sie.

Ich stehe auf und gehe zu ihr hinüber. Ihr Ohr berührt meinen Hals. Ich spüre die Härte ihres Ohrsteckers. Ich lege beide Handflächen auf ihren Rücken und versuche, dort ein Zeichen zu ertasten. Ihr Haar streichelt meine Wange. Mit beiden Händen drückt sie mich fest an sich. Ihre Fingerspitzen graben sich in meinen Rücken und klammern sich an die Mauer der Zeit. Es riecht nach Salzwasser, die Brandung ist zu hören. Jemand ruft meinen Namen. Aus weiter Ferne.

»Bist du meine Mutter?«, frage ich endlich.

»Du solltest die Antwort kennen«, sagt Saeki-san.

Ja, ich kenne die Antwort. Doch weder sie noch ich können sie in Worte fassen, denn dann verlöre sie ihre Bedeutung.

»Vor langer Zeit habe ich verlassen, was ich nicht verlassen durfte«, sagt sie. »Es war dasjenige, was ich am meisten liebte.

Denn ich fürchtete, es irgendwann zu verlieren. Deshalb musste ich selbst fortgehen. Damals dachte ich, es sei besser, selbst zu gehen, als dass es mir geraubt würde oder in irgendeinem Moment verschwände. Natürlich gab es auch ein nie nachlassendes Gefühl von Zorn. Aber das war falsch. Ich hätte niemals fortgehen dürfen.«

Ich schweige.

»Du warst es, den ich verlassen musste«, sagt sie. »Kafka, kannst du mir vergeben?«

»Habe ich die Fähigkeit, dir zu vergeben?«

Sie lehnt sich an meine Schulter und nickt. »Wenn Zorn und Angst dich nicht daran hindern.«

»Wenn ich die Fähigkeit dazu habe, werde ich dir vergeben«, sage ich.

MUTTER, SAGST DU, ICH VERGEBE DIR. UND DIE EISDECKE ÜBER DEINEM HERZEN KNACKT.

Wortlos löst sich Saeki-san aus unserer Umarmung. Dann nimmt sie die Nadel aus ihrem Haar und stößt sich, ohne zu zögern, die scharfe Spitze in den linken Arm. Nun drückt sie mit ihrer rechten Hand auf die Ader daneben. Sogleich quillt Blut aus der Wunde. Der erste Tropfen fällt mit einem unerwartet lauten Klatschen zu Boden. Stumm hält sie mir ihren Arm hin. Wieder tropft Blut auf den Boden. Ich beuge mich hinunter und bringe meine Lippen an die kleine Wunde, um ihr Blut zu lecken. Mit geschlossenen Augen genieße ich seinen Geschmack. Bevor ich es schlucke, behalte ich das Blut, das ich aus der Wunde gesaugt habe, im Mund. Dann lasse ich es langsam durch meine Kehle rinnen. Ganz natürlich saugt die ausgedörrte Haut meines Herzens es auf. Zum ersten Mal wird mir bewusst, wie sehr es mich nach diesem Blut verlangt hat. Mein Herz ist in einer fernen Welt, doch zur selben Zeit ist mein Körper *hier.* Wie bei einem lebendigen Geist. Ich wünsche mir,

ihr ganzes Blut in mich aufzusaugen. Aber das kann ich nicht. Ich nehme den Mund von ihrem Arm und blicke ihr ins Gesicht.

»Lebewohl, kleiner Kafka Tamura«, sagt sie. »Geh zurück und lebe weiter.«

»Warte noch!«

»Ja?«

»Welchen Sinn soll es für mich haben weiterzuleben?«

Sie nimmt ihre Hand von meinem Körper und sieht zu mir auf. Berührt mit ihrer Hand meine Lippen.

»Schau dir das Bild an«, sagt sie ruhig. »So wie ich es getan habe. Schau es immer an.«

Sie geht. Öffnet die Tür und geht hinaus, ohne sich umzuwenden. Und schließt die Tür. Ich stehe am Fenster und sehe ihr nach. Mit raschen Schritten verschwindet sie im Schatten eines Hauses. Die Hand an den Fensterrahmen gelegt, starre ich lange auf die Stelle, an der ihre Gestalt verschwunden ist. Vielleicht fällt ihr noch etwas ein, das sie vergessen hat, mir zu sagen, und sie kommt zurück. Aber sie kommt nicht. Zurück bleiben wie eine Lücke nur die Umrisse ihrer Abwesenheit.

Die Biene erwacht und fliegt einen Moment lang um mich herum. Dann schwirrt sie, als sei ihr ganz plötzlich etwas eingefallen, durch das offene Fenster ins Freie. Die Sonne scheint weiter. Ich setze mich wieder an den Tisch und lasse ihre noch halb volle Tasse dort stehen, ohne sie zu berühren. Die Tasse wirkt wie ein Symbol für ihre Erinnerungen, die bald verloren sein werden.

Ich ziehe das Hemd aus und streife mir wieder mein altes verschwitztes T-Shirt über. Schnalle mir die stehen gebliebene Uhr ums linke Handgelenk und setze meine blaue Sonnenbrille auf. Auch die Mütze, die Oshima mir geschenkt hat. Den Schild drehe ich nach hinten. Über das T-Shirt ziehe ich noch mein

langärmliges Hemd. In der Küche fülle ich mir ein Glas aus dem Wasserhahn und trinke es in einem Zug aus. Nachdem ich es ins Spülbecken gestellt habe, sehe ich mich in der Küche um. Dort sind der Tisch und die Stühle. Der Stuhl, auf dem das Mädchen und Saeki-san gesessen haben. Auf dem Tisch steht noch die Tasse, die sie nicht ausgetrunken hat. Mit geschlossenen Augen atme ich tief ein. *Du solltest die Antwort kennen,* hat sie gesagt.

Ich öffne die Tür und trete hinaus. Schließe die Tür hinter mir. Gehe die Stufen der Veranda hinab. Scharf zeichnet sich mein Schatten auf dem Boden ab. Er sieht aus, als würde er an meinen Füßen haften. Die Sonne steht noch hoch am Himmel.

Am Eingang des Waldes warten die beiden Soldaten, gegen Baumstämme gelehnt, auf mich. Sie stellen mir keine Fragen. Anscheinend wissen sie bereits, was ich vorhabe. Sie haben ihre Gewehre geschultert. Der Lange kaut auf einem Grashalm.

»Der Eingang ist noch auf«, sagt er. »Zumindest war er es noch, als wir eben nachgesehen haben.«

»Wir müssen wieder das gleiche Tempo vorlegen«, sagt der Kräftige. »Schaffst du das?«

»Wird schon gehen.«

»Denn wenn der Eingang zu ist, wenn wir ankommen, steckst du in der Klemme«, sagt der Lange.

»Dann hat es gar keinen Zweck mehr zurückzugehen«, sagt der andere.

»Ja.«

»Und du hast keinen Zweifel, dass du hier weg willst?«, fragt der Lange.

»Nein.«

»Dann los.«

»Am besten, du drehst dich gar nicht mehr um«, sagt der Kräftige.

»Ja, das wär das Beste«, sagt der Lange.

Wir machen uns auf den Weg in den Wald.

Aber als wir den Hang hinaufsteigen, blicke ich doch noch einmal kurz zurück. Die Soldaten haben mir zwar davon abgeraten, aber ich kann nicht anders. Es ist der letzte Punkt, von dem aus man noch einmal auf den Ort hinunterschauen kann. Danach wird die Mauer des Waldes die Sicht versperren, und ich werde die kleine Welt dort unten wahrscheinlich niemals Wiedersehen.

Wie immer ist niemand unterwegs. Der hübsche Bach fließt durchs Tal, an den Wegen stehen die kleinen Häuser, und die Strommasten werfen in regelmäßigen Abständen ihre dunklen Schatten auf die Erde. Einen Moment lang bin ich wie erstarrt. Komme was wolle, ich muss zurück. Wenigstens bis zum Abend will ich bleiben. Am Abend kommt das Mädchen mit dem Segeltuchbeutel in mein Haus. *Wenn ich sie brauche, ist sie da.* Plötzlich wird es heiß in meiner Brust, und wie ein starker Magnet zieht es mich zurück. Meine Füße bewegen sich nicht mehr, als wären sie mit Blei gefüllt. Wenn ich weitergehe, werde ich sie niemals Wiedersehen. Ich bleibe stehen und verliere den Lauf der Zeit aus den Augen. Ich will den Soldaten vor mir zurufen: Ich gehe doch nicht zurück, ich bleibe hier. Aber mir versagt die Stimme. Die Worte haben ihre Lebenskraft verloren.

In diesem Moment bin ich zwischen zwei Leerräumen eingeklemmt. Ich kann nicht entscheiden, was richtig ist und was falsch. Ich weiß nicht einmal, was ich will. Ich stehe allein in einem heftigen Sandsturm, kann die Hand nicht vor den Augen sehen, in keine Richtung gehen. Weißer Sand – wie Knochenmehl – hüllt mich ein. Doch von irgendwoher ruft mir Saeki-san etwas zu. »Du musst trotzdem zurückgehen«, sagt sie entschieden. »Ich will es. Ich will, *dass du dort bist.*«

Der Bann ist gebrochen. Ich bin wieder eins mit mir. Warmes Blut strömt wieder durch meinen Körper. Das Blut, das ich von ihr bekommen habe. Ihr letztes Blut. Im nächsten Augenblick

mache ich kehrt und folge den Soldaten. Eine Biegung, und die kleine Welt inmitten der Bergkämme ist aus meinem Blickfeld verschwunden, wie von einem Spalt zwischen zwei Träumen verschluckt. Nun konzentriere ich mich nur noch darauf, den Wald zu durchqueren und den Weg nicht aus den Augen zu verlieren. Hauptsache, nicht vom Weg abkommen.

Der Eingang ist noch offen, und bis zum Abend bleibt noch Zeit. Ich bedanke mich bei den beiden Soldaten. Sie setzen ihre Gewehre ab und lassen sich wieder auf dem großen flachen Stein nieder. Sie sind wirklich kein bisschen außer Atem. Der Größere der beiden kaut auf seinem Grashalm herum.

»Und vergiss die Sache mit dem Bajonett nicht«, sagt er. »Wenn du den Gegner durchbohrt hast, dreh es einmal scharf herum und zerfetze seine Eingeweide. Denn wenn du das nicht tust, geschieht das Gleiche mit dir. So ist die Welt da draußen.«

»Aber nicht nur«, sagt der Kräftige.

»Natürlich nicht«, pflichtet der Lange ihm bei und räuspert sich.

»Ich spreche nur von ihrer dunklen Seite.«

»Gut von Böse zu unterscheiden ist sehr schwierig«, sagt der Kräftige.

»Aber man muss es dennoch tun.«

»Vielleicht«, sagt der Kräftige.

»Noch eins«, sagt der Lange. »Wenn du jetzt gehst, darfst du dich bis zu deinem Ziel auf keinen Fall ein zweites Mal umdrehen.«

»Das ist wichtig«, sagt der Kräftige.

»Vorhin bist du noch mal davongekommen«, sagt der Lange.

»Aber jetzt wird’s wirklich ernst. Du darfst dich nicht umdrehen, bis du angekommen bist.«

»Auf gar keinen Fall«, ergänzt der Kräftige.

»Verstanden«, sage ich.

Nochmals bedanke ich mich und nehme Abschied von den beiden.

»Lebt wohl.«

Sie stehen auf, schlagen die Hacken zusammen und salutieren. Ich werde sie nie Wiedersehen. Das weiß ich, und sie wissen es auch. So trennen wir uns.

***

Ich entsinne mich kaum noch, wie ich anschließend zu Oshimas Hütte zurückgelangt bin. Es kommt mir so vor, als hätte ich, während ich den tiefen Wald durchquerte, die ganze Zeit an etwas ganz anderes gedacht. Aber ich verlor den Weg nicht aus den Augen. Ich erinnere mich dunkel, dass ich unterwegs meinen Rucksack fand, den ich auf dem Hinweg abgeworfen hatte, und ihn beinahe instinktiv aufhob. Ebenso fand ich auch den Kompass, das Beil und die Dose mit der Farbe wieder. Ich erinnere mich auch noch, wie die gelben Zeichen auftauchten, die ich an den Baumstämmen am Wegrand angebracht hatte. Sie sahen aus wie von einer riesigen Motte hinterlassener Flügelstaub.

Ich stehe auf dem Platz vor der Hütte und schaue in den Himmel. Die lebhaften Geräusche der Natur erfüllen die Umgebung, Vogelstimmen, das Murmeln des Baches, das Rascheln von Blättern im Wind – alles ganz gewöhnliche Geräusche. Aber mir erscheinen sie plötzlich so frisch und vertraut, als seien mir gerade Pfropfen aus den Ohren gezogen worden. Obwohl sich alle Töne verbinden und mischen, kann

ich jeden Einzelnen deutlich unterscheiden. Ich sehe auf die Uhr an meinem linken Handgelenk. Die Zeiger bewegen sich unmerklich. Auf der grünen Anzeige blinken, sich immerfort ändernd, die Digitalzahlen, als sei nichts gewesen. Im Moment ist es 16 Uhr 16.

Ich gehe in die Hütte und lege mich in Kleidern aufs Bett. Nach meinem Marsch durch den Wald sehnt sich mein Körper nur noch nach Ruhe. Ich lege mich auf den Rücken und schließe die Augen. Eine Biene ruht sich auf der Fensterscheibe aus. Im Morgenlicht schimmern die Arme des Mädchens wie Porzellan. »Nur *zum Beispiel*«, sagt sie.

Durch ihre schlanken Finger rinnt der schneeweiße Sand der Zeit. Leise rauschen die Wellen. Sie schwellen an, überschlagen sich und brechen. Schwellen an, überschlagen sich und brechen. Und mein Bewusstsein wird in einen dämmrigen Korridor gesaugt.

48

»Mich trifft der Schlag«, wiederholte Hoshino.

»Ach was«, sagte die schwarze Katze gleichgültig. Sie hatte ein breites Gesicht und sah schon recht betagt aus. »Langweilst du dich nicht, so ganz allein? Wenn du den ganzen Tag mit dem Stein sprichst.«

»Aber wieso sprichst du die Menschensprache?«

»Ich spreche nicht die Sprache der Menschen.« s »Versteh ich nicht. Wie können wir uns dann unterhalten, ein Mensch und eine Katze?«

»Wir stehen an der *Grenze* der Welt und sprechen eine gemeinsame Sprache.«

Der junge Mann war verblüfft. »Grenze der Welt? Gemeinsame Sprache?«

»Dann verstehst du's eben nicht. Es zu erklären würde zu lange dauern.« Die Katze bewegte, wie um abzuwinken, mehrmals kurz den Schwanz.

»Du bist nicht möglicherweise Colonel Sanders, oder?«, fragte der junge Mann.

»Colonel Sanders?«, fragte die Katze angeekelt. »Den Kerl kenne ich nicht. Ich bin niemand anders. Ich bin eine ganz bürgerliche Katze.«

»Hast du einen Namen?«

»Ja.«

»Wie heißt du?«

»Toro«, sagte die Katze zögernd.

»Toro? Wie für Sushi [*]?«, fragte Hoshino.

»Ganz recht«, sagte die Katze. »Ehrlich gesagt, ich gehöre zu einer Sushi-Bar hier in der Nähe. Sie haben auch einen Hund. Er heißt Tekka.[**]«

»Und woher kennst du meinen Namen?«

»Du bist sehr berühmt, Hoshino«, sagte Toro, der Kater, und lächelte endlich. Es war das erste Mal, dass Hoshino eine Katze lächeln sah. Aber Toros Lächeln verschwand sofort, und er setzte wieder seine ernste Miene auf.

»Katzen wissen alles. Dass Nakata gestern gestorben ist und dass da drinnen der bedeutende Stein liegt. In dieser Gegend geschieht nichts ohne mein Wissen, denn ich lebe schon ziemlich lange.«

»Hm«, machte Hoshino beeindruckt. »Findest du so ein Gespräch zwischen Tür und Angel nicht ungemütlich? Möchtest du nicht reinkommen, Toro?«

Der Kater blieb auf dem Geländer sitzen und schüttelte den Kopf.

»Nein, ich sitze lieber hier. In geschlossenen Räumen fühle ich mich nicht so wohl. Das Wetter ist auch gut. Wollen wir uns nicht lieber hier draußen unterhalten?«

»Ist mir auch recht«, sagte der junge Mann. »Hast du keinen Hunger? Ich hätte was zu essen für dich.«

Toro schüttelte den Kopf. »Leider kann ich beim Essen nicht so, wie ich will. Ich muss abnehmen. Von dem vielen Sushi ist mein Cholesterinspiegel zu hoch. Und wenn ich zu fett bin, habe ich Schwierigkeiten mit den Hinauf- und Hinunterspringen.«

»Bist du vielleicht mit irgendeinem Auftrag hier?«

»Aha«, sagte der Kater. »Du bist in Schwierigkeiten.

---

[*] Sushirolle mit Thunfisch

[**] Thunfischbauch

Immerhin hast du jetzt diesen komplizierten Stein allein am Hals.«

»Du sagst es. Ich sitze in der Klemme.«

»Ich glaube, ich kann dir ein bisschen helfen.«

»Dafür wäre ich dir dankbar«, sagte Hoshino. »Du könntest mir sozusagen eine helfende Pfote reichen.«

»Das Problem ist der Stein«, sagte Toro und schüttelte unvermittelt und hektisch den Kopf, um eine Fliege zu verscheuchen.

»Wenn du den Stein in seine ursprüngliche Lage bringst, ist deine Aufgabe beendet. Und du kannst gehen, wohin du willst. Stimmt's?«

»Richtig. Wenn ich den Eingang wieder mit dem Stein verschlossen habe, ist die Geschichte beendet. Wie Nakata zu sagen pflegte – etwas, das einmal geöffnet ist, muss man wieder schließen. Das ist eine Regel.«

»Soll ich dir sagen, wie du es machen kannst?«

»Weißt du das denn?«, fragte Hoshino.

»Natürlich weiß ich das«, sagte Toro. »Habe ich dir nicht vorhin gesagt, dass Katzen alles wissen? Im Gegensatz zu Hunden.«

»Also, wie mache ich es?«

»Du musst das Ding töten«, sagte die Katze ruhig.

»Töten?«

»Ja, du musst es töten, kleiner Hoshino.«

»Und was ist das für ein Ding?«

»Wenn du es vor dir siehst, weißt du sofort: Das ist *das Ding*«, sagte die Katze. »Vorher kann man es nicht wissen, denn es hat eigentlich keine feste Form und sieht immer anders aus.«

»Ist es ein Mensch?«

»Nein. Das ist zumindest sicher.«

»Wie sieht es dann aus?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Toro. »Ich hab's dir doch gerade gesagt. Wenn du es siehst, erkennst du es auf den ersten Blick. Wenn du es nicht siehst, dann nicht – das versteht sich doch von selbst.«

Hoshino seufzte. »Aber was ist denn nun dieses *Ding* eigentlich in Wirklichkeit?«

»Das brauchst du nicht zu wissen«, sagte der Kater. »Es ist sehr schwierig zu erklären, und es ist besser, wenn du es nicht weißt. Im Augenblick wartet es noch ab. Lauert mit angehaltenem Atem in einer dunklen Ecke und beobachtet alles. Aber da bleibt es nicht immer. Früher oder später kommt es raus, vielleicht sogar heute schon. Es taucht ganz bestimmt bei dir auf. Das ist die eine Gelegenheit in tausend Jahren.«

»In tausend Jahren?«

»Eine ganz seltene Chance«, erklärte Toro. »Du rührst dich nicht und wartest ab. Dann kannst du es töten. Damit wäre die Sache erledigt. Und du kannst gehen, wohin es dir beliebt.«

»Ist es denn nicht gegen das Gesetz, das Ding umzubringen?«

»Mit Gesetzen kenne ich mich nicht aus«, sagte der Kater. »Schließlich bin ich eine Katze. Aber da dieses Wesen kein Mensch ist, spielen Gesetze dabei wahrscheinlich keine Rolle. Jedenfalls muss das Ding getötet werden. Das weiß sogar eine Stadtkatze wie ich.«

»Aber wie soll ich es denn töten? Wenn ich nicht weiß, wie groß es ist und wie es aussieht? So kann ich doch keinen Plan machen, wie ich es töte.«

»Ist doch egal. Nimm einen Hammer. Du kannst es auch mit einem Küchenmesser erstechen. Oder erwürgen. Oder verbrennen. Oder totbeißen. Welche Methode dir am besten liegt. Hauptsache, du bringst es um, tötest es mit deiner ganzen Willenskraft. Immerhin warst du doch bei der Armee und hast

auf Kosten des Steuerzahlers gelernt, wie man eine Waffe benutzt. Und wie man ein Bajonett wetzt. Du bist doch Soldat, oder? Denk dir selber eine Art des Tötens aus.«

»Was sie uns bei den Streitkräften beigebracht haben, war normale Kriegsführung«, verteidigte sich Hoshino matt. »Aber ich bin nicht dazu ausgebildet, einem Etwas, das kein Mensch ist, von *unbekannter Größe und unbekanntem Aussehen,* aufzulauern und es mit einem Hammer zu erschlagen.«

Toro überging Hoshinos Einwände. »Das Ding wird versuchen in den ›Eingang‹ zu gelangen. Aber es darf nicht rein. Egal, was geschieht, er darf auf keinen Fall rein. Bevor es dort eindringt, musst du es unbedingt töten. Das ist das Wichtigste. Das verstehst du doch, oder? Wenn es jetzt entkommt, gibt es kein Nachher.«

»Die Gelegenheit in tausend Jahren.«

»Genau«, sagte Toro. »Das mit den tausend Jahren ist natürlich nur eine Redewendung.«

»Aber sag mal, Toro, ist dieses Ding nicht vielleicht sehr gefährlich?«, fragte der junge Mann furchtsam. »Ich will es töten, aber könnte es nicht umgekehrt auch mich umbringen?«

»Wenn es in Bewegung ist, ist es *vielleicht* nicht ganz so gefährlich«, sagte die Katze. »Nur wenn es sich nicht bewegt, wird es gefährlich. Sehr gefährlich. Deshalb darfst du es nicht entkommen lassen, solange es sich bewegt. Dann musst du es erledigen.«

»*Vielleicht* nicht ganz so gefährlich?«, fragte Hoshino.

Darauf gab der schwarze Kater keine Antwort. Er kniff die Augen zusammen und erhob sich träge, nachdem er sich ausgiebig auf der Balkonbrüstung gestreckt hatte. »Also dann, kleiner Hoshino. Du musst das Ding unter allen Umständen töten. Sonst kann Nakata, auch wenn er tot ist, nicht richtig sterben. Du hast Nakata doch gern gehabt?«

»Ja, er war ein guter Mensch.«

»Also töte das Vieh. Nimm allen Willen und Mut zusammen und erledige ihn. Das ist Nakatas Wunsch. Tu es für ihn. Führe seine Aufgabe fort. Bis jetzt bist du im Leben aller menschlichen Verantwortung ausgewichen, jetzt zahlst du diese Schuld zurück. Du wirst nicht versagen. Ich unterstütze dich moralisch.«

»Sehr beruhigend«, sagte Hoshino. »Aber da fällt mir was ein.«

»Was denn?«

»Wird dieses Ding nicht vielleicht davon angelockt, dass der Stein nicht vor dem Eingang liegt und der noch offen ist?«

»Könnte sein«, sagte Toro gleichmütig. »Ach, und Hoshino, eins hab ich noch vergessen. Das Ding bewegt sich nur nachts. Wahrscheinlich tritt es irgendwann tief in der Nacht in Aktion. Deshalb solltest du dich tagsüber gründlich ausschlafen. Es wäre schlimm, wenn du die Sache verpennen würdest.«

Geschmeidig sprang die schwarze Katze vom Geländer auf das Nachbardach und stolzierte mit hoch erhobenem Schwanz darauf entlang. Im Verhältnis zu seiner Körpermasse war Toro, der Kater, sehr leichtfüßig. Der junge Mann schaute ihm vom Balkon aus nach. Toro blickte sich nicht ein einziges Mal um.

»Du meine Güte«, sagte Hoshino. »Das ist ja ein Ding.«

Als Toro verschwunden war, ging Hoshino in die Küche und suchte erst mal nach einer geeigneten Waffe. Es gab ein spitzes, scharfes Sashimi-Messer und ein schweres Küchenbeil. Ansonsten gab es nur einfache Küchengeräte, aber Messer waren verschiedene vorhanden. Außer dem Küchenbeil fand er noch einen großen, schweren Hammer und ein Nylonseil. Und einen Eiszerkleinerer.

Ein automatisches Gewehr wäre hilfreich, dachte er, während

er die Küche durchstöberte. Immerhin hatte er bei den Selbstverteidigungsstreitkräften den Umgang mit Automatikgewehren gelernt und bei Schießübungen sogar stets recht gut abgeschnitten. Natürlich gab es in der Küche keine automatischen Feuerwaffen. Was gäbe das auch für einen Lärm, wenn er in einem ruhigen Wohngebiet wie diesem herumballern würde.

Hoshino reihte das Messer, das Küchenbeil, den Eiszerkleinerer, den Hammer und das Seil auf dem Wohnzimmertisch auf. Eine Taschenlampe legte er auch dazu. Dann setzte er sich neben den Stein und streichelte ihn.

»Meine Güte«, sagte er zu dem Stein, »ist das denn zu fassen? Ich soll mit Hammer und Küchenbeil gegen irgend so ein *unfassbares* Ding kämpfen? Nach Anleitung einer schwarzen Katze aus der Nachbarschaft. Versetz dich doch mal in meine Lage!«

Der Stein gab natürlich keine Antwort.

»Das *Ding* ist vielleicht gefährlich, sagt Toro. Auch noch *vielleicht.* Das ist doch nichts weiter als eine beschönigende Prognose. Und was soll ich machen, wenn dann irrtümlich so ein Vieh daherkommt wie aus *Jurassic Park?* Dann sehe ich alt aus.«

Stille.

Hoshino nahm den Hammer und hieb mehrmals in die Luft.

»Im Nachhinein betrachtet, kann das nur Schicksal sein. Als ich Nakata am Rastplatz Fujikawa mitgenommen habe, war alles schon vorherbestimmt. Ich war wieder mal der Einzige, der keine Ahnung hatte. Das Schicksal geht seltsame Wege«, sagte Hoshino. »Stimmt's, Stein? Findest du doch auch, oder?«

Schweigen.

»Na ja, da kann man eben nichts machen. Wie man es dreht und wendet, es ist der Weg, den ich selbst gewählt habe. Ich

bleibe bis zum Ende dabei. Ich hab zwar keine Ahnung, was für ein Ungeheuer da kommt, aber ich werde mich mit aller Kraft darauf stürzen. Es war ein kurzes Leben, aber hin und wieder auch ein vergnügliches. Es hatte auch lustige Seiten. Wie die schwarze Katze sagt, kriegt man so eine Gelegenheit nur einmal in tausend Jahren. Gar nicht übel, zu fallen wie Kirschblüten im Wind. Alles für den alten Nakata.«

Der Stein hüllte sich weiter in Schweigen.

Dem Rat der Katze folgend bereitete Hoshino sich mit einem Schläfchen auf dem Sofa auf die Nacht vor. Am Tag zu schlafen war für ihn ungewohnt, aber als er sich hinlegte, schlief er wirklich eine Stunde lang ganz fest. Als der Abend kam, ging er in die Küche, taute sich ein eingefrorenes Garnelencurry auf und aß es mit Reis.

Sobald die Dunkelheit hereinbrach, setzte er sich neben den Stein und legte Messer und Hammer griffbereit.

Sicherheitshalber löschte er in der Wohnung alle Lichter und schaltete nur eine kleine Tischleuchte ein. Der Kerl bewegte sich nur in der Nacht, also sollte es möglichst dunkel sein. Hoshino wollte die Sache möglichst rasch hinter sich bringen. Komm nur, Kerl! Je schneller, desto besser. Dann konnte er endlich in seine Wohnung nach Nagoya zurück und ein Mädchen anrufen.

Mit dem Stein sprach Hoshino kaum noch. Er schwieg und warf ab und zu einen Blick auf die Uhr oder spielte gelangweilt mit dem Messer und dem Hammer. Wenn etwas geschehen sollte, vermutete er, dann wahrscheinlich mitten in der Nacht. Es konnte jedoch auch vorher etwas passieren, und er durfte es auf keinen Fall verpassen. Immerhin handelte es sich um eine Chance, wie man sie nur einmal in tausend Jahren bekam, da musste er streng auf der Hut sein. Aus Nervosität knabberte er ein paar Kräcker und trank ein bisschen Mineralwasser.

»He, Stein«, sagte Hoshino gegen Mitternacht leise. »Endlich ist es zwölf. Geisterstunde. Der entscheidende Augenblick. Jetzt müssen wir beide genau aufpassen, was passiert.«

Hoshino berührte den Stein. Die Oberfläche des Steins fühlte sich ein bisschen wärmer an als sonst, aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein. Um sich Mut zu machen, strich er mit der Hand über den Stein.

»Du stehst doch voll hinter mir, Stein, oder? Der gute Hoshino braucht deine moralische Unterstützung.«

Es war kurz nach drei, als aus dem Raum, in dem Nakatas Leiche lag, ein leises Rascheln zu hören war. Es klang, als würde etwas über einen Tatami-Boden kriechen. Aber das Zimmer, in dem Nakata lag, war nicht mit Tatami, sondern mit Teppichboden ausgelegt. Der junge Mann hob den Kopf und lauschte. Kein Zweifel. Was für ein Geräusch das war, konnte er nicht ausmachen, aber in Nakatas Zimmer ging eindeutig etwas vor. Hoshinos Herz begann wild zu pochen. Mit der Rechten umklammerte er das Sashimi-Messer, mit der linken griff er nach der Taschenlampe. Den Hammer hatte er sich in den Gürtel gesteckt. Er stand auf.

»Also dann«, sagte Hoshino zu niemand Bestimmtem.

Lautlos schlich er zur Tür von Nakatas Zimmer und öffnete sie behutsam. Er knipste die Taschenlampe an und richtete sie rasch auf die Stelle, an der Nakatas Leichnam lag, da das raspelnde Geräusch offenbar aus dieser Richtung kam. Die Taschenlampe entsandte einen weißen schmalen Lichtstrahl. Etwas wand sich kriechend aus dem Mund des toten Nakata. Seine Form erinnerte an eine Kalebasse, und sein Umfang entsprach in etwa dem Arm eines kräftigen Mannes. Seine gesamte Länge war nicht auszumachen, aber es schien beinahe zur Hälfte herausgekommen zu sein. Der Leib war schleimig und schimmerte weißlich-feucht. Nakatas Mund war, damit das Ding

hindurchpasste, weit geöffnet wie der Rachen einer Schlange. Vielleicht war der Unterkiefer ausgehängt.

Hoshino schluckte laut. Die Hand, in der er die Taschenlampe hielt, zitterte. Durch das Zittern wackelte auch der Lichtstrahl. Meine Güte, dachte er, wie soll man so ein Viech denn töten? Sichtbar waren weder Arme noch Beine, weder Augen noch Nase. Es war nicht zu packen, so schleimig war es. Wie sollte er das nur erledigen? Was war das überhaupt für ein Lebewesen?

Ob sich das Ding wohl die ganze Zeit über wie ein Parasit in Nakatas Körper versteckt gehalten hatte? Oder war es so etwas wie Nakatas Seele? Nein, das bestimmt nicht. Ausgeschlossen. Ein so widerliches Ding konnte nicht aus Nakatas Innerem kommen. Das wusste er. Wahrscheinlich war es von irgendwoher in Nakata eingedrungen und verließ seinen Leib jetzt wieder, um in den Eingang zu gelangen. Es hatte sich eingenistet, als es ihm in den Kram passte, und Nakata einfach als einen bequemen Durchgang benutzt. Nakata durfte nicht auf diese Weise benutzt werden. Deshalb musste er, Hoshino, diesem Biest, koste es, was es wolle, den Garaus machen. Wie die schwarze Katze gesagt hatte, musste er *seine ganze Willenskraft zusammennehmen und es ausmerzen.*

Tapfer sprang er an Nakatas Seite und stieß das Sashimi-Messer in die Stelle, an der er den Kopf des weißen Wurms vermutete. Wieder und wieder zog er es heraus und stieß aufs Neue zu. Immer wieder. Aber seine Stiche zeigten keine Wirkung. Es fühlte sich an, als würde er in weiches Gemüse schneiden. Unter der schleimigen weißen Oberfläche war kein Fleisch. Auch keine Knochen. Keine Organe, kein Gehirn. Durch den Schleim schlossen sich die Wunden sofort wieder, wenn er das Messer herauszog. Weder Blut noch andere Körperflüssigkeiten traten aus. Das Vieh hat überhaupt keine Empfindungen, dachte Hoshino. Er konnte darauf einstechen, soviel er wollte, das weiße Wesen wand sich weiter glitschig und unbeschadet aus Nakatas Mund ins Freie.

Hoshino warf das Sashimi-Messer zu Boden, lief ins Wohnzimmer zurück, holte das Küchenbeil vom Tisch und schwang es mit aller Wucht gegen das Weiße. Der Hieb drang in der Gegend des Kopfes ein und schlug einen klaffenden Spalt. Wie zu erwarten, war nichts darin. Das Innere bestand aus der gleichen weißen wabbligen Substanz wie das Äußere. Dennoch schlug er mit dem Küchenbeil so oft zu, bis es ihm endlich gelang, einen Teil des Kopfendes abzutrennen. Das abgeschlagene Stück wand sich noch eine Weile verzweifelt auf dem Boden, dann rührte es sich nicht mehr, als wäre es tot. Doch den Vormarsch des übrigen Teils konnte er nicht aufhalten. Die Wunde schloss sich durch den Schleim sofort, schien sogar wieder zuzuwachsen. Unermüdlich und als sei nichts geschehen, bewegte sich das weiße Ding vorwärts.

Es quoll immerfort aus Nakatas Mund und war schon fast ganz draußen. Seine Länge betrug nahezu einen Meter, den Schwanz eingeschlossen. Da es einen Schwanz hatte, konnte man immerhin vorne und hinten unterscheiden. Es war ein kurzer, dicker Schwanz, der wie bei einem Salamander spitz zulief. Beine hatte es nicht. Weder Augen noch Mund noch Nase. Aber offenbar war es ein Wesen, das einen Willen besaß. Nein, dachte Hoshino, *das Ding besteht aus Willenskraft.* Das erfasste er intuitiv. Im Laufe seines Werdegangs hatte es durch irgendwelche Umstände *zufällig* diese Form angenommen. Hoshino lief es eiskalt den Rücken hinunter. Er musste das Weiße unbedingt erledigen, da gab es nichts.

Mehrmals schlug Hoshino mit dem Hammer zu, doch auch das zeigte kaum Wirkung. Durch die Schläge mit dem Eisenklumpen entstanden zwar tiefe Einbuchtungen, die jedoch sogleich durch weiche Haut und Schleim ersetzt wurden, sodass das Ding doch nur wieder seine ursprüngliche Form annahm. Hoshino holte sich einen kleinen Tisch, fasste ihn an den Beinen und schlug damit auf das weiße Ding ein. Doch wie kraftvoll er auch zuschlug, er vermochte den Vormarsch des Dings nicht

aufzuhalten. Es wand sich zwar nicht schnell, aber doch stetig wie eine schwerfällige Schlange auf den Eingangsstein im Nebenzimmer zu.

Der junge Mann erkannte, dass das weiße Ding sich von anderen Lebewesen unterschied. Es ließ sich mit keiner Waffe aufhalten. Es besaß kein Herz, das man durchbohren, und keine Kehle, die man zudrücken konnte. Was sollte er nur tun? Aber dieses Vieh durfte auf keinen Fall in den »Eingang« hinein. Denn es war böse. »Du erkennst es auf den ersten Blick«, hatte Toro, die schwarze Katze, gesagt. Genau. Man erkannte es auf den ersten Blick. Er durfte es nicht am Leben lassen.

Hoshino ging wieder ins Wohnzimmer, um nach einer geeigneten Waffe zu suchen. Aber er fand nichts. Plötzlich fiel sein Blick auf den Stein zu seinen Füßen. Den Eingangsstein. Vielleicht konnte er das Ding damit zerquetschen? Der Stein wirkte im schwachen Licht rötlicher als gewöhnlich. Der junge Mann bückte sich und hob ihn versuchsweise an. Er war so unheimlich schwer geworden, dass er ihn gar nicht bewegen konnte.

»He, du bist ja wieder der Eingangsstein«, sagte Hoshino. »Das heißt, bis das Biest hier ist, muss ich dich zumachen, damit es nicht reinkann.«

Er nahm seine ganze Kraft zusammen und versuchte den Stein anzuheben. Doch der rührte sich nicht.

»Geht nicht«, sagte der junge Mann keuchend zu dem Stein.

»Mensch, Stein, du bist ja noch schwerer geworden als letztes Mal! Da fallen einem ja die Eier ab.«

Das Schaben im Hintergrund ging weiter. Das weiße Ding kroch unablässig näher. Hoshino blieb kaum noch Zeit.

»Ich probier’s noch mal«, sagte er und legte die Hände auf den Stein. Er holte so tief Luft, wie er konnte, blähte die Lungen auf und hielt die Luft an. Mit all seiner Konzentration umfasste er den Stein mit beiden Armen. Wenn er ihn nicht hochkriegte,

würde es keine zweite Gelegenheit mehr geben. »Jetzt, Hoshino«, sagte er zu sich selbst, »jetzt fällt die Entscheidung. Sei bereit zu sterben!« Dann hob er mit aller Kraft und ächzend den Stein an. Der Stein bewegte sich nur ganz wenig. Nochmals alle Kraft zusammennehmend, riss Hoshino ihn vom Boden hoch.

Blendende Weiße durchzuckte sein Gehirn. Seine Armmuskeln fühlten sich an wie zerfetzt, und seine Eier waren wohl längst abgefallen. Dennoch ließ er den Stein nicht los. Er dachte an Nakata. Wahrscheinlich hatte Nakata sein Leben verkürzt, um diesen Eingang zu öffnen und zu schließen. Auf jeden Fall musste er die Sache an Nakatas Stelle zu Ende bringen – *die Aufgabe* übernehmen, hatte Toro, die schwarze Katze, gesagt. Hoshinos Muskeln verlangten nach Versorgung mit frischem Blut. Für die Produktion dieses Blutes brauchten seine Lungen frische Luft. Aber er war nicht imstande einzuatmen. Er wusste, dass er dem Tod sehr nahe war. Schon tat sich vor ihm der Abgrund des Nichts auf. Doch noch einmal nahm der junge Mann alle Kraft zusammen und presste den Stein an sich. Der Stein kam irgendwie hoch und donnerte mit seiner anderen Seite auf den Boden, der bei diesem Aufprall erbebte, dass die Glastüren klirrten. So groß war sein Gewicht. Laut keuchend saß Hoshino auf dem Boden.

»Gut gemacht, alter Hoshino«, sagte er etwas später zu sich selbst.

Als der Stein den Eingang wieder verschlossen hatte, war es unverhofft leicht, das weiße Ding loszuwerden. Sein Ziel war ihm versperrt, und das wusste es. Es hörte auf, sich vorwärts zu bewegen, und kroch auf der Suche nach einem Versteck desorientiert in der Wohnung herum. Vielleicht wollte es in Nakatas Mund zurück, aber es hatte keine Kraft mehr für den Rückzug. Der junge Mann holte es rasch ein, schwang das Küchenbeil und hackte es in Stücke, die er in noch kleinere

Stücke zerteilte. Nachdem die weißen Teile sich noch eine Weile auf dem Boden gewunden hatten, verloren sie nach und nach ihre Vitalität, bis sie sich schließlich gar nicht mehr bewegten. Sie waren tot, erstarrten und schrumpften. Der Teppich schimmerte weißlich von ihrem Schleim. Hoshino fegte die toten Teile mit der Kehrschaufel auf und schippte sie in einen Müllbeutel, den er oben zusammenband und in einem weiteren Müllsack verpackte. Nachdem er auch diesen fest verschnürt hatte, steckte er ihn in einen dicken Stoffbeutel, den er im Wandschrank fand.

Ausgelaugt und schwer atmend kauerte der junge Mann auf dem Fußboden. Seine Hände zitterten. Er wollte etwas sagen, brachte aber keinen Ton heraus.

Erst einige Zeit später sagte er zu sich: »Hoshino, Alter, du hast’s geschafft.«

Er war besorgt, der Hausmeister des Apartmenthauses könnte durch den Krach beim Kampf gegen das *weiße Ding* und den lauten Schlag, als Hoshino den Stein umgedreht hatte, aufgewacht sein und vielleicht die Polizei angerufen haben. Doch glücklicherweise war nichts dergleichen geschehen. Keine Sirene heulte, und niemand klopfte an die Tür. Wäre die Polizei in die Wohnung gekommen, hätte Hoshino in der Klemme gesessen. Er wusste, dass das zerhackte weiße Ding, das er in die Tüten gestopft hatte, nicht wieder auferstehen würde. Es hatte keinen Zufluchtsort mehr. Dennoch wollte er auf Nummer sicher gehen und es, sobald es hell wurde, am nahe gelegenen Strand verbrennen. Zu Asche. Und wenn er damit fertig war, würde er nach Nagoya zurückfahren.

Es war schon fast vier Uhr. Bald würde es Tag werden. Zeit zum Aufbruch. Der junge Mann stopfte seine Kleidung in die Reisetasche. Die Chunichi-Dragons-Kappe und die Sonnenbrille packte er vorsichtshalber ein. Er hatte keine Lust, noch zu guter Letzt von der Polizei erwischt zu werden. Um das Feuer anzuzünden, nahm er eine Flasche Salatöl mit. Die CD mit dem

»Erzherzog-Trio« fiel ihm ein, und er packte sie in die Tasche. Zum Schluss trat er an das Bett, in dem Nakata lag. Die Klimaanlage lief noch immer auf vollen Touren, und das Zimmer war eiskalt.

»So, Nakata, alter Freund, ich mach mich auf«, sagte der junge Mann. »Tut mir leid, aber ich kann nicht ewig hier bleiben. Wenn ich am Bahnhof bin, rufe ich die Polizei an, und die veranlassen dann, dass deine Leiche abgeholt wird. Von nun an lege ich alles in die Hände unserer geliebten Freunde und Helfer. Wir werden uns nicht Wiedersehen, alter Freund, aber ich werd dich nicht vergessen. Das könnte ich auch gar nicht, selbst wenn ich es wollte.«

Mit einem lauten Rumpeln schaltete sich die Klimaanlage ab.

»Also Nakata, ich habe mir Folgendes gedacht«, fuhr der junge Mann fort. »Von jetzt an will ich mir immer, wenn irgendwas Unangenehmes passiert, genau überlegen, was du sagen oder machen würdest. Ich glaub, das mach ich. Was meinst du, das ist doch eine ziemlich große Sache, oder? Im Grunde lebt auf diese Weise ein Teil von dir jetzt in mir weiter. Ich gebe zwar kein besonders gutes Gefäß ab, aber immerhin besser als nichts, oder?«

Freilich war es nur noch Nakatas leere Hülle, mit der er sich da unterhielt. Das Wichtigste von ihm war längst irgendwohin verschwunden. Der junge Mann wusste das.

»He, Stein«, sprach Hoshino den Stein an und streichelte seine Oberfläche. Der Stein hatte sich wieder in einen gewöhnlichen Stein verwandelt und fühlte sich rau und kühl an.

»Ich gehe jetzt. Ich fahre nach Nagoya zurück und vertraue dich und Nakata der Polizei an. Eigentlich müsste ich dich ja in deinen Schrein zurückbringen, wenn ich nur nicht so ein schlechtes Gedächtnis hätte. Ich hab keine Ahnung mehr, wo dieser Schrein war. Hoffentlich verzeihst du mir. Bitte, verfluch mich nicht. Ich hab alles nur so gemacht, wie Colonel Sanders

es gesagt hat. Also verfluche ihn, wenn du schon jemanden verfluchen musst. Jedenfalls hat es mich gefreut, dich kennen zu lernen, Stein. Dich werd ich auch nicht vergessen.«

Dann zog der junge Mann seine Nike-Turnschuhe mit den dicken Sohlen an und verließ das Apartment. Die Tür schloss er nicht ab. In der rechten Hand trug er seine Tasche und in der linken den Sack mit dem Kadaver des weißen Dings.

»Meine Herrschaften«, sagte er und schaute gen Osten zum heller werdenden Himmel. »Zeit für ein Feuerchen.«

49

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr höre ich, wie ein Fahrzeug sich nähert, und trete vor die Tür. Kurz darauf taucht ein kleiner Truck mit hohem Fahrgestell und robusten Reifen auf. Es ist ein Datsun mit Vierradantrieb, der nicht so aussieht, als sei er im letzten halben Jahr gewaschen worden. Auf dem Gepäckträger sind zwei abgenutzte lange Surfbretter befestigt. Der Wagen hält vor der Hütte. Der Motor wird abgeschaltet, in der Umgebung kehrt wieder Ruhe ein, die Tür geht auf, und ein großer Mann steigt aus. Er trägt ein weites, weißes T-Shirt, khakifarbene, knielange Hosen und an den Fersen heruntergetretene Turnschuhe. Auf seinem ölverschmierten T-Shirt steht NO FEAR. Der Mann ist etwa dreißig Jahre alt, breitschultrig, braun gebrannt und hat einen Drei-Tage-Bart. Seine Haare gehen ihm über die Ohren. Ich vermute, dass es sich um Oshimas älteren Bruder handelt, der das Surf-Geschäft in Kochi hat.

»Hallo«, sagt er.

Er streckt mir seine große, kräftige Hand entgegen, und wir schütteln uns auf der Veranda die Hände. Ich habe richtig getippt, er ist wirklich Oshimas Bruder. Alle nennen mich Sada, sagt er. Er spricht langsam und bedächtig. An ihm ist nichts Hektisches – als hätte er alle Zeit der Welt.

»Ich habe einen Anruf aus Takamatsu bekommen. Ich soll dich abholen und zurückbringen«, sagt er. »Dort scheint sich etwas Wichtiges ereignet zu haben.«

»Etwas Wichtiges?«

»Ja, aber was, weiß ich nicht.«

»Tut mir leid, dass Sie extra herkommen mussten.«

»Das braucht dir nicht leid zu tun«, sagt er. »Kannst du dich

gleich fertig machen?«

»In fünf Minuten bin ich so weit.«

Während ich mich für den Aufbruch rüste, bringt er pfeifend das Haus in Ordnung. Er schließt das Fenster, zieht die Vorhänge zu, prüft, ob der Gashahn zugedreht ist, sammelt die restlichen Lebensmittel ein und säubert kurz das Waschbecken. Aus jeder seiner Bewegungen spricht seine Vertrautheit mit der Hütte.

»Mein Bruder scheint dich sehr gern zu haben«, sagt er. »Für die meisten Leute hat er nicht viel übrig. Er ist ein etwas schwieriger Charakter.«

»Zu mir war er immer sehr freundlich.«

Sada nickt. »Wenn er will, kann er sehr nett sein«, sagt er knapp.

Ich klettere auf den Beifahrersitz des Trucks und stelle meinen Rucksack auf den Boden. Sada lässt den Motor an, legt den Gang ein, steckt zuletzt noch einmal den Kopf aus dem Fenster und lässt den Blick langsam und prüfend über die Hütte schweifen. Dann gibt er Gas.

»Die einzige Gemeinsamkeit zwischen uns ist diese Hütte«, erzählt Sada, während er den Wagen routiniert die Bergpiste hinuntersteuert. »Hin und wieder verbringen wir hier ein paar Tage allein.«

Er scheint kurz über das, was er gerade gesagt hat, nachzudenken. Erst dann fährt er fort.

»Dieser Platz hat uns beiden immer viel bedeutet, und daran hat sich auch nichts geändert. Wir kommen her, um so etwas wie Kraft zu schöpfen. Kraft und Ruhe. Verstehst du, was ich meine?«

»Ich glaube ja«, sage ich.

»Mein Bruder meint, du würdest es verstehen«, sagt Sada. »Wer es nicht gleich versteht, versteht es nie.«

Der verblichene Bezug der Sitze ist voller weißer Hundehaare. Es riecht nach Hund und Salzwasser, nach Surfbrett-Wachs und Zigarettenrauch. Der Schalter für die Klimaanlage ist abgebrochen, der Aschenbecher quillt über vor Zigarettenkippen, und im Seitenfach an der Tür stecken lauter Kassetten ohne Hüllen.

»Ich bin ein paar Mal in den Wald gegangen«, sage ich.

»Weit?«

»Ja«, sage ich. »Ihr Bruder hat mich natürlich gewarnt, zu weit hineinzugehen.«

»Aber du hast es trotzdem getan?«

»Ja.«

»Ich bin auch mal ziemlich weit reingegangen. Das muss aber schon mehr als zehn Jahre her sein.«

Eine Weile konzentriert er sich, beide Hände auf das Lenkrad gelegt, auf die Fahrt. Die dicken Reifen lassen Kiesel über den Abgrund spritzen. Hier und da hocken ein paar Krähen am Rand, die auch dann nicht ausweichen, wenn der Wagen nahe an sie herankommt, sondern uns anstarren wie eine Kuriosität.

»Bist du den Soldaten begegnet?«, fragt Sada so beiläufig, als würde er nach der Uhrzeit fragen.

»Sie meinen die beiden Soldaten?«

»Ja.« Sada wirft einen Blick auf mein Profil. »Da bist du ja ganz schön weit hineingegangen.«

»Ja.«

Die rechte Hand locker auf dem Lenkrand, sagt er lange nichts. Er gibt nicht alle seine Gedanken preis und verzieht keine Miene.

»Sada?«

»Hm?«

»Was haben Sie gemacht, als Sie damals vor zehn Jahren den

Soldaten begegnet sind?«, frage ich.

»Was ich gemacht habe?« wiederholt er meine Frage.

Ich nicke und warte auf seine Antwort. Sada schaut prüfend in den Rückspiegel und richtet seinen Blick dann wieder nach vorn.

»Ich habe die Geschichte bisher keinem erzählt«, sagt er. »Auch mein Bruder weiß nichts davon. Mein Bruder oder meine Schwester. Man könnte ja beides sagen, aber gut, mein Bruder. Er weiß nichts von den Soldaten.«

Wortlos nicke ich.

»Ich will die Geschichte eigentlich auch in Zukunft keinem erzählen. Nicht einmal dir. Vielleicht geht es dir genauso, und du willst sie nicht einmal mir erzählen. Verstehst du, was ich sagen will?«

»Ich glaube schon«, sage ich.

»Was hältst du davon?«

»Wie es dort ist, lässt sich mit Worten sowieso nicht richtig erklären. Die wahre Antwort liegt jenseits aller Worte.«

»Genau«, sagt Sada. »Genau. Und was man nicht erklären kann, davon spricht man am besten gar nicht.«

»Und sich selbst?«, frage ich.

»Tja«, sagt Sada. »Vielleicht sollte man nicht einmal versuchen, es sich selbst zu erklären.«

Sada bietet mir ein Pfefferminzkaugummi an. Ich nehme es.

»Bist du schon mal gesurft?«, fragt er mich.

»Nein.«

»Wenn sich die Gelegenheit ergibt, bringe ich es dir beim nächsten Mal bei«, sagt er. »Natürlich nur, wenn du Interesse hast. Am Strand von Kochi gibt es erstklassige Wellen, und es ist auch nicht so voll. Auch wenn es nicht den Anschein hat, ist Surfen ein sehr tiefer Sport, denn man lernt dabei, sich nicht

gegen die Kräfte der Natur zu stemmen. Ganz gleich wie rau sie sind.«

Er zieht eine Zigarette aus der Tasche seines T-Shirts, steckt sie in den Mund und zündet sie am Zigarettenanzünder an.

»Das gehört auch zu den Dingen, die sich nur schwer in Worte fassen oder mit Ja oder Nein beantworten lassen«, sagt er.

Er verengt die Augen zu einem Spalt und bläst den Rauch ruhig aus dem Fenster.

»An der Küste von Hawaii gibt es eine Stelle, die Toilet Bowl genannt wird. Dort treffen anbrandende und zurückflutende Wellen aufeinander und bilden einen großen runden Strudel, wie bei einer Toilettenspülung. Wenn du davon einmal erfasst und auf den Grund gezogen wirst, kommst du sehr schwer wieder hoch. Je nachdem, wie die Wellen kommen, kann es passieren, dass du nie wieder auftauchst. Du bleibst auf dem Meeresgrund. Da hilft kein Zappeln und kein Zagen. Im Gegenteil, mit der Zappelei vergeudest du nur deine Kräfte. Wer das einmal erlebt hat, dem kann nicht viel Schlimmeres mehr passieren. Andererseits bist du kein echter Surfer, wenn du so eine Situation nicht mal durchlebt hast. Nur Auge in Auge mit dem Tod kannst du ihn richtig kennen lernen und deine Angst davor überwinden. Auf dem Grund so eines Strudels kommst du auf alle möglichen Gedanken. Gewissermaßen schließt du Freundschaft mit dem Tod und sprichst dich sozusagen mit ihm aus.«

Am Zaun steigt Sada aus und schließt das Tor ab. Er rüttelt noch ein paar Mal daran, um sich zu vergewissern, dass es wirklich zu ist.

Lange Zeit schweigen wir. Für die Fahrt stellt er einen Musiksender ein, aber ich weiß, dass er nicht richtig zuhört. Er hat die Musik nur pro forma eingeschaltet und merkt gar nicht, dass die Übertragung krachend abbricht, sooft wir durch einen

Tunnel fahren. Da die Klimaanlage kaputt ist, lässt er, auch als wir schon auf der Autobahn sind, die ganze Zeit das Fenster offen.

»Wenn du Lust hast, Surfen zu lernen, kannst du zu mir kommen«, sagt er, als die Inlandsee in Sicht kommt. »Ich hab ein leeres Zimmer. Du kannst also bleiben, solange du willst.«

»Danke«, sage ich. »Irgendwann komme ich. Wann das sein wird, weiß ich nicht.«

»Hast du viel zu tun?«

»Ich glaube, es gibt ein paar Dinge, die ich klären muss.«

»Die habe ich auch«, sagt Sada. »Nichts, worauf ich stolz sein könnte.«

Danach verfallen wir wieder in langes Schweigen. Er denkt über seine Probleme nach und ich über meine. Er hat den Blick nach vorn gerichtet, und seine Linke ruht auf dem Steuer. Mitunter raucht er eine Zigarette. Im Gegensatz zu Oshima fährt er nicht rasant. Den rechten Ellbogen auf der Kante des geöffneten Fensters, bleibt er gelassen im vorgeschriebenen Tempo auf der linken Fahrspur. Nur wenn ein sehr langsames Auto vor uns auftaucht, wechselt er auf die Überholspur, gibt fast unwillig Gas und schert dann gleich wieder ein.

»Sind Sie schon lange Surfer?«, frage ich ihn.

»Eigentlich schon.« Wieder Schweigen. Ich habe schon fast vergessen, dass ich eine Frage gestellt hatte, als endlich die Antwort kommt.

»Ich surfe seit der Oberschule. Damals nur zum Vergnügen. Zu meinem Beruf habe ich es erst vor rund sechs Jahren gemacht. Bis dahin war ich bei einer großen Werbeagentur in Tokyo beschäftigt. Die Arbeit hat mich so angeödet, dass ich gekündigt habe und hierher zurückgekommen bin. Ich habe meine Ersparnisse genommen, mir von meinen Eltern Geld geliehen und den Surfer-Laden aufgemacht. Ich bin nicht

verheiratet, also kann ich so ziemlich machen, was ich will.«

»Wollten Sie nach Shikoku zurück?«

»Das auch«, sagt er. »Ohne das Meer und die Berge vor der Tür fühle ich mich nicht wohl. Als Mensch definiert man sich bis zu einem gewissen Grad über den Ort, an dem man geboren und aufgewachsen ist. Denken und Fühlen stehen wahrscheinlich mit der Topografie, der Temperatur und der Windrichtung dort in Beziehung. Wo bist du denn geboren?«

»In Tokyo. In Nogata im Bezirk Nakano.«

»Willst du nach Nakano zurück?«

Ich schüttle den Kopf. »Nein.«

»Warum nicht?«

»Es gibt keinen Grund für mich, dorthin zurückzugehen.«

»Aha«, sagt er.

»Mit der Topografie und der Windrichtung dort bin ich auch nicht so stark verbunden, glaube ich.«

»Verstehe«, sagt er.

Dann schweigen wir wieder, aber anscheinend stört Sada das Schweigen nicht. Mich stört es auch nicht besonders. Geistesabwesend höre ich der Musik aus dem Radio zu. Er schaut die ganze Zeit nach vorn auf die Straße. *Wir* fahren von der Autobahn ab und nordwärts nach Takamatsu hinein.

Wir kommen noch vor ein Uhr nachmittags bei der Komura-Bibliothek an. Sada setzt mich vor der Bibliothek ab und fährt, ohne auszusteigen, gleich nach Kochi zurück. Er schaltet nicht einmal den Motor ab.

»Danke«, sage ich.

»Bis bald.«

Er streckt die Hand aus dem Fenster, winkt einmal kurz, lässt seine dicken Reifen quietschen und fährt davon. Zurück zu den

hohen Wellen, in seine eigene Welt, zu seinen eigenen Problemen.

Ich schultere meinen Rucksack, gehe durch das Tor der Komura-Bibliothek und atme den Duft der Bäume in ihrem gepflegten Garten ein. Mir ist, als hätte ich die Bibliothek vor Monaten zum letzten Mal gesehen. Dabei ist es bei näherer Betrachtung erst vier Tage her.

Oshima sitzt an der Theke. Ausnahmsweise hat er sich eine Krawatte umgebunden, eine senffarben und grün gestreifte über einem blendend weißen Oberhemd, dessen Ärmel er bis zum Ellbogen aufgerollt hat. Ein Jackett trägt er nicht. Vor ihm steht die übliche Kaffeetasse. Daneben liegen zwei lange, gespitzte Bleistifte.

»Hallo«, sagt Oshima. Sein Lächeln ist unverändert.

»Guten Tag«, begrüße ich ihn.

»Mein Bruder hat dich hergebracht, oder?«

»Ja.«

»Bestimmt hat er wieder kaum geredet«, sagt Oshima.

»Doch, wir haben uns schon ein bisschen unterhalten.«

»Da bin ich ja froh. Du hattest Glück. Je nach Situation und Person redet er manchmal kein Wort.«

»Ist etwas passiert?«, frage ich. »Er hat gesagt, es sei etwas Wichtiges.«

Oshima nickt.

»Ich habe dir einiges mitzuteilen. Zuerst einmal, dass Saeki-san gestorben ist. An einem Herzschlag. Am Dienstagnachmittag habe ich sie tot an ihrem Schreibtisch im ersten Stock gefunden. Es kam ganz plötzlich. Sie scheint nicht gelitten zu haben.«

Ich stelle meinen Rucksack am Boden ab und setze mich auf einen Bürostuhl, der dort steht.

»Am Dienstagnachmittag?«, frage ich. »Heute ist doch Freitag, oder?«

»Ja, heute ist Freitag. Saeki-san ist am Dienstag nach der Führung gestorben. Ich hätte dir früher Bescheid geben sollen, aber ich konnte gar nicht mehr richtig denken.«

Ich bin auf dem Stuhl zusammengesunken und kann mich nicht rühren. Oshima und ich sprechen lange kein Wort. Von dort, wo ich sitze, kann ich die Treppe sehen, die in den ersten Stock führt. Das blank polierte Geländer und das Buntglas am Treppenabsatz. Die ganze Zeit hat diese Treppe für mich eine tiefere Bedeutung besessen, denn sie führte mich zu Saeki-san. Doch nun hat sie sich in eine ganz banale, bedeutungslose Treppe verwandelt. Saeki-san ist nicht mehr da.

»Wie ich schon sagte – es war wahrscheinlich schon vorher entschieden«, sagt Oshima. »Ich wusste es, und sie wusste es auch. Aber wenn es dann wirklich passiert, ist es doch sehr schwer.«

Hier macht Oshima eine Pause. Eigentlich müsste ich etwas sagen, aber es kommen keine Worte.

»Eine Feier soll nach dem Wunsch der Verstorbenen nicht stattfinden«, fährt Oshima fort. »Sie wird in aller Stille eingeäschert. In ihrem Schreibtisch im ersten Stock lag ein Testament. Ihr gesamtes Vermögen hat sie der Stiftung, die die Komura-Bibliothek verwaltet, vermacht. Ich erbe zum Andenken ihren Montblanc-Füller. Und du ein Ölbild. Das Bild mit dem Jungen am Strand. Du nimmst es doch an?«

Ich nicke.

»Damit du es gleich an dich nehmen kannst, habe ich es schon eingepackt und dort hingestellt.«

»Danke«, presse ich endlich hervor.

»Hör mal, Kafka«, sagt Oshima. Er greift nach einem der Bleistifte und dreht ihn in der Hand, wie er es immer tut. »Darf

ich dich mal was fragen?«

Ich nicke.

»Hast du, bevor ich es dir eben gesagt habe, schon gewusst, dass Saeki-san tot ist?«

Wieder nicke ich. »Ich glaube ja.«

»Das dachte ich mir.« Oshima gibt einen tiefen Seufzer von sich.

»Möchtest du einen Schluck Wasser? Ehrlich gesagt, dein Gesicht sieht aus wie eine Wüste.«

»Ja, bitte.« Tatsächlich habe ich fürchterlichen Durst, aber es wird mir erst bewusst, als Oshima es mir sagt.

Ich trinke das Glas Eiswasser, das er mir bringt, in einem Zug aus. Mein Kopf schmerzt. Das leere Glas stelle ich auf den Tisch.

»Mehr?«

Ich schüttle den Kopf.

»Was hast du jetzt vor?«, fragt Oshima.

»Ich fahre nach Tokyo zurück.«

»Und was machst du in Tokyo?«

»Als Erstes gehe ich zur Polizei und erkläre alles. Denn wenn ich das nicht tue, muss ich mich für alle Ewigkeit verstecken. Vielleicht gehe ich auch wieder zur Schule. Lust habe ich keine, aber bis zum Ende der Mittelschule besteht Schulpflicht, also bleibt mir wohl nichts anderes übrig. Wenn ich die letzten paar Monate noch durchhalte, kriege ich einen Abschluss, und danach kann ich machen, was ich will.«

»Verstehe«, sagt Oshima. Er sieht mich nachdenklich an. »Das ist bestimmt das Beste.«

»Allmählich habe ich auch das Gefühl, dass es mir nicht mehr so viel ausmacht.«

»Und auch wenn du abhaust, kannst du nirgendwohin.«

»Wahrscheinlich.«

»Anscheinend bist du gereift«, sagt er.

Ich schüttle den Kopf. Sagen kann ich nichts.

Oshima tippt sich mit dem Radiergummi seines Bleistiftes an die Stirn. Das Telefon beginnt zu läuten, aber er achtet nicht darauf.

»Wir alle verlieren ständig Dinge, die uns wichtig sind«, sagt er, nachdem das Klingeln aufgehört hat. »Wichtige Gelegenheiten und Möglichkeiten, oder unwiederbringliche Gefühle. Das macht das Leben aus. Aber in unserem Kopf- oder vielleicht sogar der Kopf selbst – ist ein kleines Zimmer, in dem diese Dinge als Erinnerungen aufbewahrt bleiben. Ein Zimmer wie unsere Bibliothek. Und um über unseren genauen geistigen Zustand auf dem Laufenden zu sein, müssen wir die Karteikarten in diesem Zimmer ständig ergänzen. Wir müssen es reinigen, lüften und das Blumenwasser wechseln. Anders ausgedrückt, man lebt auf Ewigkeit in seiner eigenen Bibliothek.«

Ich starre auf den Bleistift in Oshimas Hand. Dabei überkommt mich eine entsetzliche Traurigkeit. Gleich werde ich wieder der stärkste Fünfzehnjährige der Welt sein müssen. Oder mir zumindest den Anschein geben. Ich hole einmal tief Atem, fülle meine Lunge mit Luft und unterdrücke mit Gewalt meine aufwallenden Gefühle.

»Darf ich irgendwann wieder hierher kommen?«, frage ich.

»Natürlich.« Oshima legt den Bleistift auf den Tisch zurück, verschränkt die Arme hinter dem Kopf und schaut mir ins Gesicht. »Im Augenblick sieht es so aus, als würde ich die Bibliothek eine Zeit lang allein verwalten. Vielleicht werde ich Hilfe brauchen. Wenn du mit der Polizei und der Schule fertig bist, wenn du frei bist und Lust dazu hast, kannst du wieder herkommen. Vorläufig werden weder die Stadt noch ich irgendwo hinwandern. Jeder Mensch braucht einen Ort, an den

er gehört. Mehr oder weniger.«

»Danke«, sage ich.

»Gern geschehen.«

»Dein Bruder will mir das Surfen beibringen.«

»Das freut mich. Es gibt nicht viele Menschen, die mein Bruder mag«, sagt Oshima. »Er ist ein ziemlich schwieriger Charakter.«

Ich nicke. Und muss lächeln. Wie ähnlich sich die beiden Geschwister doch sind.

»Weißt du, Kafka«, Oshima sieht mich an, »vielleicht täusche ich mich, aber ich glaube, ich habe dich eben zum ersten Mal lachen sehen.«

»Kann sein«, sage ich. Tatsächlich – ich lächle und werde rot.

»Wann fährst du nach Tokyo?«

»Ich glaube, jetzt gleich.«

»Kannst du nicht noch bis abends warten? Dann bringe ich dich, wenn ich die Bibliothek zugemacht habe, mit dem Wagen zum Bahnhof.«

Ich überlege kurz und schüttle den Kopf. »Danke, aber ich breche lieber gleich auf.«

Oshima nickt und holt das sorgfältig verpackte Bild aus einem der Zimmer. Dann steckt er noch die Platte mit dem Lied »Kafka am Strand« in eine Tüte und gibt sie mir.

»Das ist mein Geschenk.«

»Danke. Zum Schluss würde ich gern noch einmal Saeki-sans Büro im ersten Stock sehen, geht das?«

»Natürlich. Solange du willst.«

»Könnten Sie vielleicht mitkommen?«

»Klar.«

Wir gehen in den ersten Stock hinauf und betreten Saeki-sans Zimmer. Sacht fahre ich mit der Hand über ihren Schreibtisch.

Und denke an all die Dinge, die er mit der Zeit absorbiert hat. In meinem Kopf entsteht das Bild, wie sie zum Schluss mit dem Gesicht darauf lag. Dann sehe ich vor mir, wie sie mit dem Rücken zum Fenster sitzt und schreibt. Wenn ich dann mit ihrem Kaffee durch die stets geöffnete Tür kam, hat sie aufgeschaut, mich angesehen und immer auf die gleiche Weise gelächelt.

»Woran hat Saeki-san eigentlich hier geschrieben?«

»Ich weiß es nicht«, antwortet Oshima. »Ich kann nur sagen, dass all ihre Geheimnisse nun aus der Welt verschwunden sind.«

Und die Hypothesen, ergänze ich für mich.

Das Fenster steht offen, und die Junibrise wellt den Saum der weißen Spitzenvorhänge. Der leichte Geruch des Meeres liegt in der Luft. Mir fällt ein, wie sich der Sand an meinen Händen angefühlt hat. Ich wende mich vom Schreibtisch ab, gehe zu Oshima und umarme ihn fest. Sein schlanker Körper erweckt schreckliche Sehnsucht in mir. Er streichelt ruhig mein Haar.

»Die Welt ist eine Metapher, mein lieber Kafka«, sagt er mir ins Ohr. »Aber für dich und für mich ist diese Bibliothek nicht nur eine Metapher. Die Bibliothek bleibt für immer die Bibliothek. Das möchte ich zwischen uns einmal klarstellen.«

»Natürlich.«

»Sie ist eine sehr solide, individuelle, besondere Bibliothek. Und durch nichts anderes zu ersetzen.«

Ich nicke.

»Auf Wiedersehen, Kafka Tamura«, sagt Oshima.

»Auf Wiedersehen«, sage ich. »Ihre Krawatte ist sehr elegant.«

Er löst sich von mir, sieht mir mit einem Lächeln gerade ins Gesicht. »Die ganze Zeit habe ich darauf gewartet, dass du das sagst.«

Meinen Rucksack auf dem Rücken, gehe ich zur Haltestelle,

steige in die Tram und fahre zum Bahnhof. Am Schalter kaufe ich mir eine Fahrkarte nach Tokyo. Mein Zug wird spätabends in Tokyo ankommen. Vorerst werde ich irgendwo anders übernachten und dann vielleicht in das Haus in Nogata zurückkehren, in das große leere Haus, wo niemand ist und wo ich wieder allein sein werde. Niemand wartet auf mich. Aber ich habe keinen anderen Ort, an den ich gehen kann.

Von einem Fernsprecher am Bahnhof aus rufe ich Sakuras Handynummer an. Sie ist mitten bei der Arbeit. Aber sie könne kurz sprechen, sagt sie. Nur nicht so lange. Ich würde es kurz machen, sage ich.

»Ich habe beschlossen, jetzt sofort nach Tokyo zurückzufahren«, sage ich. »Ich bin schon am Bahnhof in Takamatsu und wollte dir nur Bescheid sagen.«

»Also bist du jetzt kein Ausreißer mehr?«

»Ich glaube nicht.«

»Mit fünfzehn von zu Hause wegzugehen ist ja auch ein bisschen zu früh, oder?«, sagt sie. »Was hast du in Tokyo vor?«

»Vielleicht gehe ich wieder zur Schule.«

»Langfristig gesehen ist das sicher nicht schlecht«, sagt sie.

»Kommst du auch wieder nach Tokyo zurück, Sakura?«

»Hm. Vielleicht erst im September. Im Sommer möchte ich irgendwohin verreisen.«

»Können wir uns in Tokyo mal treffen?«

»Na klar«, sagt sie. »Sagst du mir deine Nummer?«

Ich gebe ihr die Nummer, und sie notiert sie sich.

»Übrigens hab ich vor kurzem von dir geträumt«, sagt sie.

»Ich hab auch von dir geträumt.«

»War deiner vielleicht ein erotischer Traum?«

»So was Ähnliches«, gebe ich zu. »Aber letzten Endes war es doch nur ein Traum. Wie war denn dein Traum?«

»Überhaupt nicht erotisch. Du bist allein durch ein großes Haus wie durch ein Labyrinth geirrt. Aber in dem Haus war jemand, der dich gesucht hat. Ich hab gerufen, um dich zu warnen, aber meine Stimme war zu leise. Ein total beängstigender Traum. Weil ich im Traum die ganze Zeit so geschrieen habe, war ich total fertig, als ich aufgewacht bin. Und hab mir ziemlich große Sorgen um dich gemacht.«

»Danke«, sage ich. »Aber auch das war nur ein Traum.«

»Es ist nichts Schlimmes passiert, oder?«

Nein, es ist nichts Schlimmes passiert, höre ich mich sagen.

»Wiedersehen, Kafka«, sagt sie. »Ich muss allmählich weitermachen, aber wenn du mal mit mir reden möchtest, kannst du mich jederzeit unter dieser Nummer anrufen.«

»Auf Wiedersehen«, sage ich. »Große Schwester«, füge ich hinzu.

Nach der Brücke über das Meer steige ich in Okayama in einen Superexpress um. Auf meinem Sitz schließe ich die Augen und überlasse mich dem leichten Schaukeln des Zuges. Zu meinen Füßen steht sicher verpackt das Bild »Kafka am Strand«. Ich spüre es die ganze Zeit.

»Ich möchte, dass du dich an mich erinnerst«, hat Saeki-san gesagt und mir in die Augen gesehen. »Solange du mich im Gedächtnis behältst, können mich alle anderen ruhig vergessen.«

DAS SPEZIFISCHE GEWICHT DER ZEIT LASTET AUF DIR WIE EIN ALTER, AMBIVALENTER TRAUM. UNABLÄSSIG BIST DU IN BEWEGUNG, UM DER ZEIT ZU ENTRINNEN. DOCH AUCH WENN DU BIS AN DEN RAND DER WELT LÄUFST, WIRST DU IHR NICHT ENTKOMMEN. UND DENNOCH KANNST DU NICHT ANDERS, ALS BIS AN DEN RAND DER WELT ZU GEHEN.

Irgendwann hinter Nagoya beginnt es zu regnen. Ich beobachte, wie die Regentropfen Linien auf die dunklen Scheiben zeichnen. Als ich Tokyo verließ, hat es auch geregnet. Ich stelle mir den Regen an den verschiedensten Orten vor. Regen im Wald, Regen über dem Meer, Regen auf der Autobahn, Regen über der Bibliothek, Regen am Rand der Welt.

Ich schließe die Augen und entspanne meine verkrampften Muskeln. Ich lausche dem monotonen Geräusch des Zuges. Unversehens läuft mir eine Träne übers Gesicht. Ich fühle ihre Wärme auf meiner Wange. Sie fließt aus meinem Auge, über die Wange in meinen Mundwinkel, wo sie nach einer Weile trocknet. Macht nichts, sage ich zu mir. Es war nur eine. Meist weine ich überhaupt nicht. Sie kommt mir vor wie ein Teil des Regens, der gegen das Fenster schlägt. Habe ich das Richtige getan?

»Du hast das Richtige getan«, sagt der Junge namens Krähe. »Du hast das Richtigste getan. Niemand anders hätte das so hingekriegt wie du. Weil du *wirklich* der stärkste Fünfzehnjährige der Welt bist.«

»Aber den Sinn des Lebens verstehe ich immer noch nicht«, sage ich.

»Schau das Bild an«, sagt er. »Und lausche dem Wind.«

Ich nicke.

»Du kannst es.«

Ich nicke.

»Du solltest schlafen«, sagt Krähe. »Wenn du aufwachst, wirst du Teil einer neuen Welt sein.«

Bald schläfst du ein. Und wenn du aufwachst, wirst du Teil einer neuen Welt sein.